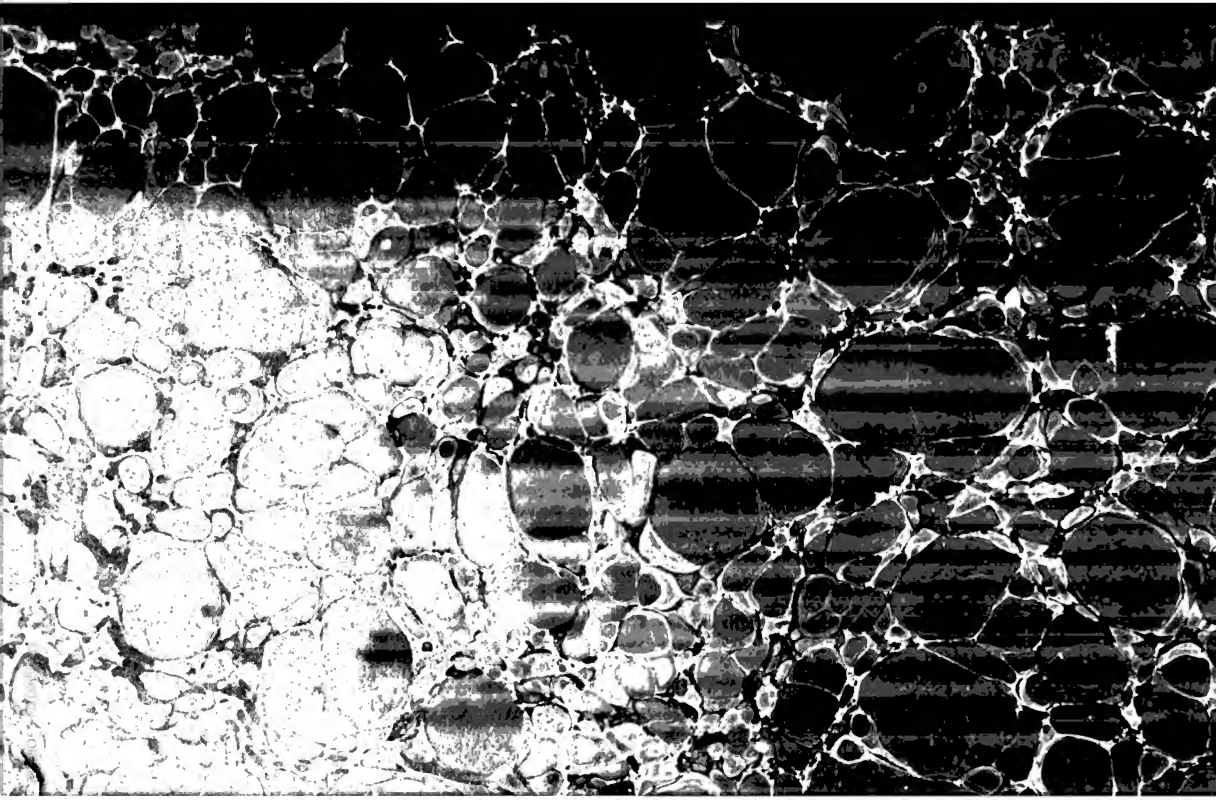
Vorwärts!

Digitized by Google

HARVARD UNIVERSITY
GRADUATE SCHOOL
OF BUSINESS
ADMINISTRATION
BAKER LIBRARY

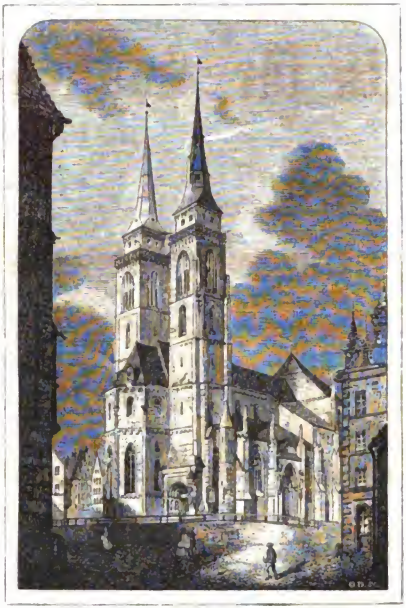


Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Die St. Sebaldskirche.

Nürnberg von der Freiung aus gesehen.

Digitized by Google

Vorwärts!

Magazin für Kaufleute.

Illustrirte

Mittheilungen, Abhandlungen und Schilderungen

aus

dem Gesammtgebiete der Handelsthätigkeit.

Unter Mitwirkung

namhafter Geschäftsmänner und Gelehrten herausgegeben

von

Dr. Ed. Amthor,

Director der Handelsschule in Gera.

Neue Folge.

Dritter Band.

(Der ganzen Reihe Achter Band.)

Mit 118 in den Text gedruckten Illustrationen, sowie einem Titelbilde.

Leipzig:

Verlag von Otto Spamer.

1862.

Digitized by Google

A.9
V957
v.8
1862

JUN 2 1 1962

Digitized by Google

6/13/6 SP

Magazin für Kaufleute.

Neue Folge. III. Band.

Inhalts-Verzeichniß.

Zur Geschichte des Handels.

Skizzen aus dem Handelsleben des Mittelalters. Von Franz Trautmann. S. 1—14, 81—91.

Jules Isaac Mirès. Von B. Schuhmann. S. 15—24.

William Wilberforce. Von B. Schuhmann. S. 305—317.

Illustrirte Waarenkunde.

Der Indigo. Von Hermann Wagner. S. 25—32.

Die Fabrikation der kleinen Eisenwaaren. Von Franz Luckenbacher. I. Fabrikation der Nähnadeln. S. 99—105. II. Die Schlösser und ihre Herstellung. S. 346—360.

Das Wasserglas. Von Julius Zöllner. S. 291—299.

Das Kautschuk. S. 361—363.

Industrielle Wanderungen.

Durch London II. Ratten, Ratten, Ratten. (Original-Korrespondenz.) S. 33—40.

Ferienreise eines Handelsschulmeisters. Von Dr. Ed. Amthor. Erste Station. Von Gera nach Hof. S. 41—49. Zweite Station. Von Hof nach Bamberg. S. 179—189. Dritte Station. Von Bamberg nach Nürnberg. S. 337—345.

Schifffahrt und Seewesen.

Die Rettungsstationen an der Preußischen Seeküste. S. 92—98.

Zur Geographie des Welthandels.

Die Expedition der Novara und die merkantilen Ergebnisse derselben. S. 115-123, 155-163, 221-226, 284-290.

Die Messe von Nischni-Nowgorod. Von Rudolph Ludwig. S. 145—154, 209—220.

Aus Ungarn. Von Ludwig Schoch. S. 273—283.

Kulturhistorisches.

Der Stein der Weisen. Von Jul. Richter. S. 106—114.

Kaufmännische Technologie.

Die Ausbeutung des Meerwassers mit besonderer Berücksichtigung der Sodabereitung. Von Julius Zöllner. S. 164—170, 233—240.

Bank- und Börsenwesen.

Der Prozeß Rulandt. Von Julius Engelmann. S. 171—178, 227—232.

Zur Handelspolitik und Gesetzgebung.

Die von der Nürnberger Handelsgesetzgebungs-Konferenz vorgeschlagenen Aenderungen der Allgemeinen Deutschen Wechsel-Ordnung. Von R. Fischer. S. 300—304.

Aus dem kaufmännischen Rechtsleben.

Aphorismen aus dem deutschen Strafrecht in besonderer Berücksichtigung der Geschäftswelt. Von F. Hirt, Kriminalrath. II. Vom Kreditgeben. S. 50—54.

Neue Verkehrswege und Beförderungsmittel.

Universal- und Privat-Telegraphie in London. S. 364—370.

Miszellen a. d. Kaufmannswelt in Nah u. Fern.

Der Handel der Kimbunda-Völker. S. 252—254.

Der Kaffee auf Java. S. 254.

Die Art zu reisen in Brasilien. S. 255.

Szegedin und die Theiß. S. 256.

Ein Markt in Mexiko. S. 371—373.

Feierstunden.

Silhouetten aus der Handelswelt. Von Ferdinand Hahn. S. 61—65, 124—130, 241—251, 374—384.

Hudsons neue Kopirpresse. S. 384.

Aus dem Comptoir.

Das Contocorrent. Von Jos. Odenthal. S. 55—60, 131—134, 190—195.

Die Spiritusrechnung. Von Dr. Ed. Amthor. S. 257—260.

Die verschiedenen Arten der Werthabzüge. Von Dr. Ed. Amthor. S. 318—325.

Aus allen Zonen.

Briefliche Mittheilungen von unsern auswärtigen Korrespondenten und Freunden. S. 66—69, 135, 136, 196—198, 326—330, 385—390.

Doppelte Bindfadenbüchse. S. 330.

Handelsschul-Nachrichten. S. 198.

Handelskalender S. 70, 71, 141—144, 199, 200, 261—264, 395, 396.

Bücherschau. S. 72, 265, 266.

Feuilleton. S. 73—79, 137—140, 201—207, 267—272, 331—336, 391—394.

Handelsverträge, Zoll- und Steuerwesen. S. 73, 137, 201, 331, 391.

Handelsgesetzgebung. S. 73, 267.

Digitized by Google

Handels- und Wechselrecht (Wechselordnungen, Wechselfälle, Bescheide, Rechtssprüche, Usancen u. s. w.) S. 73, 201, 267, 331, 332, 391.
Münz-, Maß- und Gewichtswesen. S. 74.
Handelsgesellschaften. S. 74.
Verkehrswesen (Eröffnung neuer Verkehrs- und Korrespondenzlinien, Taxen, Posten, Eisenbahnstatistik u. s. w.) S. 74, 75, 137, 139, 201—203, 267—269, 332, 333, 391—392.
Schifffahrt und Seewesen. S. 203, 271.
Konsulatswesen. S. 203, 394.
Geldwesen. S. 271.
Handelsgeographie und Waarenkunde.
Neue britische Erwerbungen in Afrika. S. 75.
Palmöl. S. 75.
Anbau von Baumwolle in Portugal. S. 76.
Contor-Requisitenfabrik. S. 76.
Kautschukproduktion in San Salvador. S. 139.
Einige Industriezweige Oberösterreichs. S. 139.
Papierkragen. S. 139.
Ungarns Tabakkultur. S. 140.
Zanzibars Handel. S. 203.
Berichte der preußischen handelspolitischen Expedition. S. 204.
Peru's Handel. S. 204.
Frankreichs Tabakskonsumtion. S. 204.
Linnenproduktion in Irland. S. 205.
Verfertigung des Tokajer Ausbruchs. S. 205.
Eine schweizerische Maschinenbauanstalt. S. 206.
Ausfuhrartikel Rußlands. S. 269.
Jährlicher Verbrauch des Kaffee's S. 269.
Orseille. S. 269.
Maatschappy-Aktionen. S. 269.
Luxuscigarren-Verkauf in Paris. S. 269.
Oesterreichs Waarenverkehr mit dem Auslande. S. 76, 269.
Industriezweige im Großherzogthum Hessen. S. 270.
Uhrenfabrikation im Königreiche Sachsen. S. 270.
Holzschnitzkunst. S. 270.
Opiumfabrik in Singapore. S. 333.
Hausenblase. S. 333.
Erdölhandel in Amerika. S. 333.
Neuer Karlsbader Industriezweig. S. 334.
Teppichfabrikation in Frankreich. S. 334.
Württembergs Maschinenbau S. 334.
Sächsische Industrie. S. 392.
Gera's Fabrikation. S. 393.
Deutschlands Runkelrübenzuckerfabriken. S. 393.
Südamerikanische Seifenrinde. S. 393.
Giftfreies Ultramaringelb. S. 393.
Neue Faserstoffe. S. 394.
Kölnisches Wasser. S. 394.
Industrie-Ausstellungen. S. 76, 77, 206, 394.
Merkantil-Technisches und Industrielles.
Wüterichs Cigarrenmaschine. S. 335.
Nützliche Rezepte.
Bewahrung des Kaffeearoma's. S. 77.
Schwarzfärbung von Wolle. S. 77.
Reservoirs für ätzende und scharfe Flüssigkeiten. S. 77.
Spitzen, Tüll und Mousselines unverbrennbar zu machen. S. 140.
Seekrankheit. S. 207.
Rostflecke aus Weißzeug zu entfernen. S. 207.
Stabeisen, Stahl, Gußeisen zu unterscheiden. S. 271.
Verfälschung des Mehls. S. 271.
Gewinnung des Blumenduftes. S. 335.
Warnungen und Winke. S. 77, 207, 271, 335.
Miszellen und Kuriosa.
Herstellungskosten eines Buchs in London. S. 78.
Riesensaphir. S. 78.
Eisendampfer. S. 78.
Omnibus ohne Pferde. S. 78.
Annoncenpreise in England. S. 78.
Equipirung der Postillone der kalifornischen Staffettenpost. S. 78.
Monster-Schornsteine. S. 78.
Wetter-Bureau. S. 79.
Pfarrei-Versteigerung. S. 79.
Tabakverbrauch. S. 140.
Englische Baumwollfabriken. S. 140.
Goldgruben auf Neuseeland. S. 140.
Terpentin. S. 140.
Bankerotte in Nordamerika. S. 140.
Strumpfwirkerzeitung. S. 207.
Spielkarten mit Inseraten. S. 207.
Neues Mittel, die Course zu steigern. S. 207.
Berliner Aktienschwindel. S. 207.
Ein Ziegenbock als Vermittler eines Fahrbillets. S. 271.
Errichtung von Wohnhäusern in London. S. 335.
Schnupftabak in Oesterreich. S. 335.
Ein Erwerbszweig. S. 336.
Kosten einiger großen Eisenbahnbrücken in England. S. 394.
Ergebnisse der vorjährigen Weinlese in Portugal. S. 394.
Londoner Aktiengesellschaften. S. 394.
Kaufmännische Vereine. S. 79.
Briefkasten S. 80, 144, 208, 272, 336, 396.

Digitized by Google

Zur Geſchichte des Handels.

Zug zum Markt. — Die Zoll-Einnahme.

Skizzen aus dem Handelsleben des Mittelalters.

Der rheiniſche Bund, die Hanſe, das Raubritterweſen, das Geldweſen, die Anweiſung und der Wechſel, die Girobanken, die Juden, die Meſſen, die Fugger und Welſer.

Von Franz Trautmann.

I.

Der Handel iſt durch die Nachfrage bedingt, dieſe ſelbſt aber durch mehr oder minder günſtige Einflüſſe der Zeitumſtände. In ganz alten Zeiten waren die ländlichen Verhältniſſe äußerſt hemmend, ſo daß ſelbſt vom Getreidehandel nicht die Rede war, bis durch das Inſtitut des Erbzinſes eine größere Rührigkeit des Landbaues eintrat, weil die Bauern das ihnen angewieſene Landſtück auch zu ihrem Vortheil bewirthſchaften konnten, während ſie früher faſt nur für ihre Herren arbeiteten. Indeſſen bezog ſich dieſer Handel meiſt nur auf die nächſtliegenden Städte, und faſt alle übrigen gewöhnlichen Gebrauchs- und Verbrauchsgegenſtände wurden an oder unweit von ihrem Entſtehungsorte verkauft. Von einem eigentlichen Handel konnte in jenen ganz alten Zeiten nur in Anſehung ſolcher Produkte die Rede ſein, welche mit

Digitized by Google

dem Kirchen-, Kriegs- und Ritterwesen zusammenhingen, und entweder deutschen Landen selbst natürlich entstammten, daselbst erzeugt oder dahin eingeführt wurden.

In Beziehung auf die Kirche spielten Wachs und Ambra, die Stoffe zu Meßgewändern, Chorröcken und Sonstigem eine große Rolle, nicht minder die aus Ziegenhaar gewobenen Zeuge zu Mönchskutten; in Ansehung des Kriegswesens aber Degen, lange Schwerter, Pieken, Lanzen und die Rüstungen selbst, welche letztere Gegenstände vorzugsweise bei uns zu Straßburg und Magdeburg verfertigt wurden, in noch höherer Vollkommenheit aber zu Brüssel, Mecheln und Brügge. In den Niederlanden wurde auch am besten alles zur Bewaffnung gehörige Lederzeug gefertigt oder der beste Rohstoff verschickt, besonders zu Gent und Namur, wie hinwieder Pelz- und Wilderwerk dort zu den gesuchtesten Artikeln gehörte. Von weit größerem Einfluß auf die Förderung des Kunstfleißes, des Großhandels und der Schifffahrt waren die Berührungen, in welche die Deutschen zu den Zeiten der Kreuzzüge mit den Arabern kamen. Seidenwaaren, Gold- und Purpurzeuge, Färbestoffe trafen aus Asien und von Seiten der Mauren aus Spanien ein, wogegen von uns aus durch Jene das an sie gesandte rohe Kupfer, Blei und Eisen, oder zu Waffen und Geräthschaften verarbeitete Metall, desgleichen Schiffszimmerholz, Pech, Hanf und vieles Andere entgegengenommen und verbraucht oder wieder versandt wurde. Es würde zu weit führen, der allmäligen Entwickelung hier genauer nachzugehen, und es sei nur angedeutet, daß dem Handel der steigende Luxus des Mittelalters, welchen man sich meistens geringer denkt, als er war, immer mehr in die Hand arbeitete, daß sich aber dieser Luxus auf die Wohlhabenheit gründete, welche eben dem sich ausdehnenden Handel und der Verzweigung seiner Vortheile entsprang.

Wir werfen einen Blick auf die durch ihren Handel hervorragendsten deutschen Städte. Seit dem Anfang des eilften Jahrhunderts bis gegen Ende des zwölften war im östlichen Gebiet die bedeutendste deutsche Marktstadt — Regensburg, mit welchem sich beziehungsweise nur Wien messen konnte. Aeußerst bedeutend war nach diesen Breslau, mit welchem Prag um den Rang stritt. Das westliche Hauptgebiet der Handelsthätigkeit trifft auf Städte in Frankreich und der Schweiz, das mittlere aber wieder auf Deutschland, und hier glänzen die Städte Augsburg, Nürnberg, Frankfurt und Köln. Die Versendung und die Sicherheit des Kaufgutes war aber nicht so leicht zu bewerkstelligen; denn in den steten Unruhen, der häufigen Gesetzlosigkeit der Zeit und wilden Willkür Einzelner lagen Gefahren und Hemmnisse, von welchen man sich heut zu Tage kaum mehr eine Vorstellung machen kann. Besonders ungünstig waren die Zeiten, in welchen Richard von Cornwallis und Alphons von Kastilien um die deutsche Kaiserkrone stritten, von denen der Erste nur einigemal und zwar auf ganz kurze Zeit, Letzterer aber nie nach Deutschland kam. Das deutsche Reich war so zu sagen ohne Oberhaupt, denn der Streit blieb ganz unentschieden, und als darauf Papst Innocenz Kaiser Friedrich II. der Kaiserkrone verlustig erklärt hatte, und sie Niemand Anderem zuerkannte, stand wieder alle Autorität in Frage. Wie kraftvoll sich nun auch Friedrich zu beweisen suchte zur Zeit des sogenannten Zwischenreiches, so waren doch Faustrecht, Ueberfall und hunderitfältiges Zollabverlangen, nebst noch vielen anderen Plackereien, aller Orten so arg und wild, daß die höherstrebende Entwickelung von Gewerbe und Kunst durchaus gehemmt werden mußte, wenn nicht kräftige Abhülfe auf gemeinschaftliche Weise geschah.

Digitized by Google

Es kamen zwar verschiedene Bündnisse einzelner Städte zu Stande, welche aber den Zweck im Großen nicht erreichten. Nur zwei derselben waren von hoher Bedeutung und von weitestem Einfluß. Das erste war der rheinische Bund, welchen im Jahre 1247 die Städte in den Rheinlanden, außer der Absicht ihre Reichsunmittelbarkeit zu bewahren, zur Abwehr gegen Zollzwang, dann gegen Raubritter, Städtebefehder, Straßenlagerer, Staudenhechte und alle anderen Störer des Friedens und der Sicherheit schlossen. Wir deuten die Sache etwas näher an. Die Wegelagerer und Konsorten schadeten viel, verschiedene Fürsten und Grafen durch stets neue Zollerpressungen am Main und Rhein nicht minder, und zwar in Betreff der Wasserfuhr wie der Landfuhr. Man nöthigte die zu Wasser, den Landzoll, und die zu Land, den Wasserzoll zu erlegen. Diese und andere Drangsale reichen in die graue Vorzeit hinauf, und alle Klagen waren vergeblich. Da erwuchs eben durch den Versuch eines neuen Hindernisses endlich einiger thatkräftige Groll.

Einer der mächtigsten Grafen war Dietrich von Katzenellenbogen. Er war überaus reich, aber es gelüstete ihn nach mehr. Er überlegte sich die Sache und ersah sich einen guten Ort, an dem bisher die Schiffe, und zu Land die Waaren auf der Achse, eine kurze Strecke weit plagefrei gewesen waren, nun es aber nicht mehr sein sollten. Er erbaute demnach die Veste Rheinfels und bezollte sogleich die vorüberfahrenden Schiffe. Mehrere Städte waren darüber höchst erbittert und wollten die Veste erstürmen, was ihnen aber nicht gelang. Hierauf handelte es sich um stärkere Einigung. Die von Mainz traten zuerst an, woselbst der Gewaltbote Arnold vor die Bürgerschaft trat, ihr das lange und neue Unheil vorstellte und den Plan zur Hülfe vorlegte. Sein, aller Art überzeugendes Wort griff durch, einige Anknüpfungen mit Städten fanden statt, Frankfurt voraus, und bald kamen die Abgeordneten der rheinischen, wetterauischen und westfälischen Städte zusammen, wobei sich nothgedrungen auch mehrere Fürsten betheiligten. Dies war der Ursprung des rheinischen Bunds, welcher dem verwegenen Dietrich von Katzenellenbogen bald sein Handwerk legte. Acht Jahre nach seiner Stiftung ward der Bund vom ohnmächtigen Wilhelm, dem sogenannten deutschen König, bestätigt, was von Seite der Mitglieder angeregt, aber jedenfalls nur eine Form war. Denn derlei mächtige Bündnisse kümmerten sich in Wirklichkeit nicht um Kaiser und Reich. Die Verbündeten hatten nämlich die Stimme des Volkes für sich und außerdem gehörige Streitmittel durch Fuß- und Reitervolk, welches durch Erhebung von Steuern in Stand erhalten ward. Nebenbei wurden Hunderte von Wehrfahrzeugen auf den Main und Rhein gesetzt, welche die Schifffahrt beschützten. Die niederdeutschen Städte, Mainz an der Spitze, rüsteten fünfhundert solcher Bote, die oberländischen unter Worms hundert aus.

Der zweite, freilich noch viel bedeutsamere Bund zur Abwehr von See- und Landräubereien war — die Hanse. Hamburg und Lübeck gründeten denselben im Jahre 1241, ohne daß jedoch die genannte Bezeichnung mit eingeführt wurde. Vielmehr kam dieselbe erst nach ein paar Jahrzehnten auf und bedeutet soviel als Handelsgilde. Hamburg und Lübeck leisteten sich bald die trefflichsten Dienste. Indeß kam Letzteres schon Anfangs zu größerem Einfluß und war es hauptsächlich, welches dem Bunde eine vielseitigere Theilnahme erwirkte. Vor Allem trugen dazu die früheren und späteren merkwürdigen Thaten des Lübeckers Alexander von

Digitized by Google

Soltwedel bei, welcher unter Anderem eine die Trave blockirende dänische Flotte schlug, zur Genugthuung für Vergewaltigungen an lübischen Kaufleuten Kopenhagen eroberte und plünderte, Stralsund verbrannte und unter vielen weiteren kühnen Thaten in Abwehr und Angriff die deutsche Herrschaft im nordischen Meere zur Geltung brachte. Viele Städte suchten nun Verbindung mit Lübeck anzuknüpfen, voraus Braunschweig, wo sich die Hauptniederlage der aus Italien und aus dem deutschen Reich selbst kommenden Waaren befand, sodann auch in wendischen Landen und im deutschen Ordensgebiet. Auch Breslau und Krakau schlossen sich an. Die Gelegenheit zur Erprobung der Stärke des Bundes bot sich fortlaufend; später besonders wieder bei den Angriffen des norwegischen Königs Erich II., wie in den Fehden mit Waldemar III. von Dänemark.

Wir glauben auf mindest Eines der Art näher eingehen zu sollen, um die Wucht der hanseatischen Kraft besser zu kennzeichnen. König Waldemar, erbittert über die Ausbreitung der Hanse, ertheilte den Städten Lund, Malmoe und anderen wichtige Handelsvorrechte in Dänemark und überfiel bald darauf die Stadt Wisby, welche auf Gothland liegt. Diese war eine sehr wichtige Hansestadt und hatte schon längere Zeit an den Tag gelegt, daß sie mit Hülfe der Gesellschaft dem König den Krieg zu erklären gesonnen sei. Dies erfolgte auch, und Waldemar suchte seine Feinde rasch zu demüthigen. Er eroberte die Stadt Wisby, machte große Beute, und bei den weiteren Vorfällen erlitten die Mitglieder verschiedener Hansestädte große Verluste an Waarenvorräthen. Die Folge war, daß eine hanseatische Heeresmacht im Verein mit mehreren Fürsten einen Angriff machte, und obschon ihnen etliche Schiffe im Oresund verbrannt wurden, doch dem König durch eine Reihe von Siegen und Verwüstungen so ziemlich bewiesen, daß es sich um keine geringe Feindesmacht handle. Es erfolgte dann ein Friedensschluß. Aber der Friede war nicht von Dauer, worauf der eigentliche hanseatische Krieg ausbrach. Die Kriegserklärung fand auf Lübecks Veranlassung zu Köln in allgemeiner Versammlung statt, und der bewußte Schaden bei der Plünderung von Wisby gab wieder den Vorwand. Das Erstaunen Waldemar's mag nicht gering gewesen sein, da er mit einem Mal sieben und siebenzig Kriegserklärungen in Empfang nahm, von Seite wendischer, pommerscher preußischer, livländischer, sächsischer, westfälischer, klevischer, niederländischer und anderer Städte. Wiewohl nun Waldemar aus früherer Zeit gute Lehren hätte ziehen können, so mochte er doch das größere Gewicht auf die Gewalt der Fürsten gelegt haben, als auf die mit ihnen verbunden gewesenen Städte, von denen ihm namentlich im jetzigen Fall viele sehr weit entlegen und sehr unbedeutend zu sein schienen. Er empfand also zwar Groll über den Hochmuth der Kriegserklärung, befürchtete aber nichts Bedeutendes und spottete deshalb, und zwar so wegwerfend, daß die Städte, welche den Schimpf erfuhren, vor Begierde entbrannten, ihm nebst der Lösung ihres Wortes auch die Strafe für seinen derben Hohn angedeihen zu lassen. Die südseeischen Städte rüsteten eine große Flotte aus, verwüsteten einen beträchtlichen Theil von Dänemark, und die ostseeischen folgten ihrem Beispiel. Die Verlegenheit des Königs wuchs aufs Höchste, so daß er endlich, um dem Untergang zu entrinnen, Alles aufbot, zuerst die Städte Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Stettin, Kiel und andere zu beschwichtigen, welche, nur ihrer nothwendigen Unterwerfung unter die Beschlüsse der Gesammthanse wegen, am Krieg Theil genommen

Digitized by Google

hatten. Ein Beweis der inneren Gewalt des Bundes. Sie bekamen zur Beschwichtigung das Handelsrecht in Dänemark, die ganze Heringsfischerei an den schonischen Küsten und die völlige Gerichtsbarkeit über ihre hanseatischen Bediensteten in Dänemark; selbstverständlich wurden alle Gefangenen freigegeben. Diese und andere Vortheile brachten den Frieden zu Stande, und die südseeischen Städte, welchen nicht geringere Rechte eingeräumt werden mußten, ließen sich endlich auch zur Einstellung der Feindseligkeiten und zum Frieden herbei.

Einschiffung des Seigneurs de Béthencourt.

Es geht aus diesem Allem hervor, daß die Hanse nicht auf zufällige Werbungen von Soldirern angewiesen war; vielmehr hatte sie ein bleibendes, bedeutendes Kriegsheer, welches aus Kontingenten bestand — Reitern und Fußknechten. Diese ward jede treffende Stadt auf ihre Kosten, ernährte sie im Frieden in ihren Grenzen und schickte sie im Kriegsfall zum Gesammtheer. Die Anführung ward je einem kriegserfahrenen Grafen oder Ritter übergeben, welcher besoldet wurde, aber den Kaufherren und beziehungsweise Bürgern streng gehorchen mußte. Die Ritter entschädigten sich aber später dafür; denn durch die Verheirathung mit Töchtern ihrer Mandanten, oder durch alleinigen Eintritt in das Bürgerrecht der Stadt reihten sich solche Führer scheinbar an die Bürger, hatten aber doch einen Vorzug, welchen sie ihren späterhin Gesippten allmälig mittheilten, und so waren alle diese ein neuer Zuwachs zu den sogenannten

Digitized by Google

Städtegeschlechtern, welche nach und nach das Regiment der Stadt in die Hand bekamen, andererseits, namentlich in den Seestädten, den Großhandel und die Seefahrt allein in Beschlag nahmen.

Wir haben einigermaßen der Zeit vorgegriffen und noch einmal zurück zu blicken. Der Werth der oben angedeuteten, vereinten Kräfte bekundete sich schon bald nach dem Beginn der Hanse so bedeutsam, daß sich ziemlich rasch Stadt um Stadt anschloß und die Zahl der Bundesmitglieder in nicht zu langer Zeit auf die Zahl von circa achtzig stieg. Bei alledem gab es noch immer keine regelrechte Zusammenkunft. Die erste bedeutende der Städtevertreter zur völligen Organisation des Bundes fand seiner Zeit in Köln statt, woselbst erst aus dem Werth des schon Geleisteten und der Erfahrung auch der völlige Gesichtskreis der Aufgabe im Einzelnen noch näher und bestimmter als früher sich kundgab. Hauptzweck war aber Schutz und Ausbreitung des Handels im Großen, vorzugsweise des fremden, durch gegenseitige Zollfreiheit, Erwerbung von Marktmonopolen in gewissen Ländern, wechselseitige Vertheidigung und Sicherung der Land- und Wasserstraßen und Aufrechthaltung eines Schieds- und Strafrichteramtes bei Streitigkeiten der Mitglieder unter sich oder mit Fremden. In letzter Beziehung erscheint Anfangs bald Lübeck, bald Köln thätig, schließlich behielt aber Lübeck sein schon ursprüngliches Uebergewicht, und es befanden sich in dieser Stadt das Archiv, die Kanzlei und die Bundeskasse.

Die beiden so großartigen Vereinigungen des rheinischen Städtebunds und der Hanse standen zu ihrer Zeit einzig in ihrer Art da. Im Süden Europa's z. B. blühten alle die bekannten Handelsstaaten ersten Ranges, wie Genua, Venedig, Pisa, Portugal, mit denen die Hanse sehr wichtige Handelsverbindungen unterhielt, ein jeder gesondert für sich, ja in Feindschaft unter einander. Wir finden bei letzteren daher auch den individuellen Unternehmungsgeist in oft wunderbaren Geschäfts- und diplomatischen Reisen hervorragender ausgebildet, als bei den nordischen Bündnissen. Wer kennt nicht die Entdeckungsreisen des Venetianers Marco Polo (1254—1323), des ersten Europäers, der in das Innere Ost-Asiens, sowie Afrika's einzudringen wagte! Sie füllen für jene Zeiten, neben den kühnen Unternehmungen des Seigneurs de Béthencourt, welcher von Spanien aus (1402) die Canarischen Inseln eroberte und kolonisirte, und der ihm folgenden langen Reihe von Conquistadoren, ein rühmliches Blatt in der Handelsgeschichte der romanischen Nationen.

In den folgenden Jahrhunderten nahm aber die Kraft der Hanse und ihre innere und äußere Bedeutung ab, und schließlich löste sich der Bund völlig auf. Ein berühmter Kenner der alten Zeiten bezeichnet die Gründe des Verfalls der Hanse mit den Worten: „Mit der Entstehung des deutschen Kolonialsystems erfolgte auch der Sturz der Hanse. Seit die nordischen Staaten selbständiger wurden, verloren auch die Hanseaten ihre Privilegien in den verschiedenen Bezirken, England und vornehmlich Niederland traten als ihre Nebenbuhler auf, ihr Bund paßte nicht mehr in den veränderten Zustand Deutschlands, eine Stadt nach der anderen trat von demselben ab, Wiederherstellungsversuche mißlangen und im Jahre 1669 wurde die letzte Bundesversammlung gehalten."

Es wurde früher im Vorbeigehen ein und das Andere betont, welches näher angedeutet sein will; so die Unsicherheit der Straßen, wobei die Raub- und Stegreifritter die Hauptrolle spielten. Diese Gesellen saßen dort und da auf ihren

Digitized by Google

Burgen oder kleineren Felsennestern und lugten in die Landschaft hinaus, wo sich Gelegenheit zu einem guten Fang ergäbe, welchen Falles sie sich dann mit ihrem größeren oder geringeren Gefolge aufmachten, an ihren gewohnten Hinterhalt verfügten, dann über die Waarenzüge herfielen, Alles wegnahmen und die Kaufherren von Allem baar zurückließen, wenn sie nicht für gut fanden, Einen oder den Andern derselben gefangen mitzuführen, und nicht früher wieder frei zu geben, als bis er sich um große Summen gelöst hatte, welche sie von Seite der Seinigen an einem bestimmten Ort in Empfang nahmen. Dieses Verfahren hielten sie auch bei anderen Veranlassungen ein. Wenn sich ein solcher angeblicher Ritter durch irgend Einen in der oder jener Stadt beleidigt glaubte, überfiel er nicht allein ihn, wo immer er ihm auf der Landstraße beikommen konnte, sondern den nächsten Besten aus besagter Stadt, freilich am liebsten, wenn er zu den Mächtigeren und Reicheren gehörte, raubte ihm Alles, was er mit sich führte, schleppte ihn selbst gebunden fort und ließ ihn nicht früher los, als bis er, oder der Rath bezahlte, was verlangt wurde. Daß sich diese Geneigtheit zum Raub auch über Geld und Gut hinaus erstreckte, versteht sich, z. B. wenn es sich um die Heimholung von Bräuten handelte. Bei solchen Gelegenheiten wurden verhältnißmäßig die größten Summen begehrt, wenn sich der Anfallende nicht etwa weniger das Geld und Gut, als vielmehr den Besitz der Braut selbst zum Ziel gesetzt hatte. Es galt da zumeist, den Bräutigam aus dem Wege zu räumen und die Braut nebst ihrer Habe mit Gewalt zu entführen. Diese Ueberfälle wurden indessen nicht allein von Ritterslenten der schlechtern Qualität, sondern auch von Anderen in's Werk gesetzt, welche böse Händel anfingen und aus den Städten, wo sie lebten, verbannt wurden, oder sich trotzig selbst entfernt hatten. Diese überfielen nach Lust Jeden, der ihnen genehm war und zur Rache und Gelderpressung tauglich schien, theils ohne vorherige Verkündigung an die Stadt, daß sie dieselbe und Jeden aus ihr befehden wollten, theils nach einer solchen sogenannten Absage.

Daß die Kaufherren und ihre Waarenzüge auch hier am schlimmsten wegkamen, bedarf keiner Erwähnung. Freilich thaten dann die Städte auch das Ihre, des Plackers und Feindes Herr zu werden, und es erging einem Solchen oft nicht zum besten, wenn man ihn nur einmal aufgegriffen hatte, auch schickte man gar oft die Wehrleute aus, dies und jenes Raubnest anzufallen und zu zerstören. Wie vielfach aber dies gelang: das Absagen, Ausplündern und alles übrige noch Schrecklichere nahm doch Jahrhunderte lang kein Ende. So findet sich mannichfaltiger Bericht über die Plackereien und furchtbaren Verwüstungen, welche beispielsweise München durch den sogenannten bösen Püttrich, den bösen Heinz von Schellenberg, den Hans Trnchseß von Waldburg, den rothhaarigen Peter von Harlach und später den einäugigen Hans Pucher, besonders aber den Ritter Georg von Rammer auszuhalten hatte, welcher im Jahre 1417 die Stadt anzündete, so daß die größten damaligen Straßen niederbrannten. Solcher Gesellen ließen sich in Ansehung Münchens noch viele und eben so viele von mehreren andern Städten nennen, ja aller Orten in Deutschland.

Es gab auch Etliche, welche mit ihrer Raublust einen gewissen Humor verbanden. In erster Reihe findet sich hierunter der Nürnberger Stadtfeind Eppelein von Gailingen, während in anderen Gegenden viele Andere hausten, welche bei ihrem bösen Treiben ganz ernsthaft blieben.

Digitized by Google

Oesterreich ist hierin sehr ergiebig, weshalb wir zur näheren Kennzeichnung eingehender dabei verweilen. Ein sehr arger Wiener Feind war um das Jahr 1460 der berüchtigte Nabuchodonosor Nankelreiter. Es war sehr schwer gänzlich mit ihm aufzuräumen; was aber geschehen konnte, um ihn zu vertreiben, geschah durch einen gewissen Ritter Schweinger, der im Stadtsold stand. Als diesen nun die Stadt entließ, ward aus dem bisherigen Vertheidiger ein grimmiger Feind, und so wurden die Wiener rastlos von der verbrannten Burg Kalksberg aus in Unruhe versetzt, bis derselbe Schweinger am St. Ulrichs-Tag bei Gelegenheit eines Raubüberfalls zu sorglos ganz nahe an Wien kam, so daß er auf dem Fuß verfolgt und, als er sich in sein Gemäuer flüchtete, gefangen wurde. Später ließ man ihn aber in Erinnerung an seine früheren guten Dienste frei, stellte sich jedoch durch verschiedene Vortheile, welche man ihm einräumte, sicher.

Wohl noch besser kamen zwei andere gleichzeitige Städtefeinde davon, nämlich Wezlaw und Smikosky. Diese beiden sauberen Herren schaarten bei Mödling 3000 nicht herren-, aber augenblicklich soldlose Soldner zusammen und machten der Stadt und ganzen Umgegend zu schaffen. Alles war vergebens, bis Erzherzog Albrecht endlich in den sauren Apfel biß und die besagten Soldner bezahlte, worauf die Herren Wezlaw und Smikosky sich ruhiger verhalten mußten. Sie hatten unberechenbaren Schaden angestiftet, unter anderem Kloster und Markt Herzogenburg verbrannt. Trotz alledem wurde ihnen mit der Zeit Vergebung, und sonderbar genug wurden sie später beide Hauptleute der Wiener Besatzung.

Wieder um dieselbe Zeit that sich ein anderer Feind dieser Art auf. Dieser hieß Thannhauser von Oberlaa und war ein Bürger von Wien, wo er sich durch Verschiedenes beschwert glaubte. Als ihm nun der leichtfertige Johannitermeister Bohunko sein Dorf und seine Veste Laa verpfändete, ging der Thannhauser von Wien nach Laa, verschanzte sich immer besser, warb eine Zahl Söldner und zog voll Grimm gegen die Wiener aus, denn sie hatten ihm zuletzt sein Haus genommen, weil er es bei der bekannten Belagerung der Hofburg mit Friedrich III. gehalten. Es kamen nun alle die verschiedensten Gewaltthaten vor, besonders waren die Wiener bei allen Vergnügungen im Freien oder beim Besuch ihrer Weingärten gefährdet, denn plötzlich kamen der Thannhauser und die Seinigen daher, schleppten die guten Wiener davon und sperrten sie zu Laa in den Thurm. Endlich ward die Sache doch zu bedenklich, man rückte also in Masse aus und belagerte die Veste Laa. Als die Gefahr ihm so dicht an den Leib kam, gefiel es dem Thannhauser nicht mehr, weshalb er die Besatzung zur Ausdauer ermahnte, sodann Zeit und Ort ersah, sich an einem Strick herabließ und glücklich davon kam, wobei er die Absicht hatte, Freundeshülfe zu erwirken, und auf seine Verbindungen an der ungarischen Grenze rechnete. Es scheint ihn aber ein Unfall betroffen, oder seine Freundschaft ihn im Stich gelassen zu haben, kurz er kam nicht wieder, und die Besatzung konnte sich in die Länge nicht halten. Als sie sich, zwei und zwanzig Mann stark, ergeben mußte, nahm man sich Wienerischer Seits die Freiheit, siebzehn auf dem hohen Markt um je einen Kopf kürzer zu machen; die Anderen nebst ihrem Hauptmann setzte man in den Kärnthnerthorthurm, ließ sie aber später frei.

Wieder sehr arge Gesellen waren um ungefähr gleiche Zeit der Böttauer von Püchen, der Hager und der Swelly. Diese Herren zogen auch aller Orten auf

Digitized by Google

Ueberfälle aus, und die Kaufleute waren in größter Verzweiflung. Zuletzt wandten sich die besagten ehrenwerthen Herren mehr gegen das Ungarische. König Mathias gefiel die Sache keineswegs, weshalb er deutsche Söldner und altes ungarisches Reitervolk aufstellte, worauf es bald zu heftigen Kämpfen kam, in denen die Königlichen jedoch nicht immer im Vortheil waren. Später aber wurde es dem von Pütten und dem Hager doch nicht wohl zu Muth, und sie ließen ab, der Swelly aber gab, trotz kommender Niederlagen, nicht nach, sondern verschanzte sich noch einmal und hielt so lange aus, bis der Hunger ihn vertrieb. Als er fliehen wollte, nahm ihn jedoch Mathias, der die Burg erobert hatte, gefangen, und ließ ihn in Gesellschaft von drei seiner Anführer und hundert Individuen seiner Räubergenossenschaft hängen.

Ueberfall eines Handelszugs durch Raubritter.

Ein anderer Feind alles Rechts, ein rechter Geld- und Waarenliebhaber und nebenbei Bauernplacker war der Hinko, genannt der Dürrteufel. Er hatte nebst andern Schlössern auch ein Schloß Ort an der Donau, von wo aus er hauptsächlich seine Raubunternehmungen nach Nah und Fern verübte. Von seinen Frevels ließe sich ein ganzes Buch schreiben. Was man unternahm, fruchtete nicht, bis sich die Sache auf eine andere Weise machte. Die Bauern zu Lassen wollten die Roboten nicht leisten und auf seinen Schlössern die Frohnden nicht vollführen, deren er stets mehr erfand. Als sie nun am St. Maximilians-Tage ihren Gang durch die Felder machten, griff er sie an, tödtete Viele, die Andern trieb er in die Flucht und sandte ihnen die wildesten Drohungen nach. Darauf verschanzten die Bauern das ganze Dorf und hielten stets Wache auf dem Kirchhof, von dem sie über die Mauer weg in's Freie schauten. Urplötzlich zeigte sich der Hinko, ließ die Heerden wegtreiben und drang mit einer Zahl der Seinen durch die Verschanzung bis an die Kirchhofmauer, von wo aus die Bauern eben ihren Ausfall machen wollten. Da er sie nun daran

Digitized by Google

hindern, auf dem Kirchhof Alle niedersäbeln wollte, und den Seinen voraus über den Graben setzte, stieß ihn ein Bauer in den Hals, zwischen Halsberge und Panzer, so daß er umfiel und sogleich darauf starb.

Es gäbe noch Manches zu erzählen von solchen wilden, wüsten Gesellen, die gegen Gott, Pflicht und Recht auf der Landstraße und in ihren Vesten oder Burgställen hausten. Rechnet man dazu die aller Orten vorkommenden Unruhen in Folge des gegenseitigen, willkürlichen Kriegführens der bessern Ritter, das eigentliche Faustrecht, welches zu bekannt ist, als daß weiterer Erwähnung desselben geschehen soll, so war die Aufgabe eines Handelsmannes älterer Zeiten eben nicht die leichteste und gefahrloseste. Was die Einen und die Anderen der Obigen betrifft, so ergingen wohl manchmal an die Letzteren Mahnungen und Verbote in Fülle, über die Ersteren, die Räuber, aber manches große Gericht in deutschen Landen, sowohl von Seiten der Kaiser, als auch anderer, geringerer Fürsten. Wir erinnern nur an Kaiser Rudolph von Habsburg, an die Herzoge Ludwig den Strengen und Ernst von Bayern. Die größte Abhülfe verdankte man jedoch erst Kaiser Max I. durch das Gebot des Landfriedens und seine Strenge gegen die Wegelagerer. Indessen, wie dem Faustrecht bei allen gutgemeinten Verordnungen nicht sogleich gänzlich die Spitze geboten werden konnte, so ging es noch viel schwerer mit den Schnapphähnen, Stegreifern und insgesammt den habsüchtigen Feinden der Kaufleute, reicher Geistlichen und bei wem sonst immer etwas zu erholen war.

Wir haben nun einen Blick auf die üblichen kaufmännischen Ausgleichungs-Mittel und Wege zu werfen, wobei es sich um Baarzahlungen, Geldwechsel und Anweisungen handelt, im Ganzen also auf das Geldwesen jener frühern Jahrhunderte. Man muß sich hierorts freilich mit einer sehr kurzen Andeutung dieser Verhältnisse begnügen, denn wie groß die Wichtigkeit des Gegenstandes ist — im Ganzen ist es doch wohl das Bedeutendste am ganzen Handel — so wäre die Verzweigung der Betrachtungen doch so ausgebreitet, daß man einen sehr großen Raum zur Verfügung haben müßte, um der Sache nur einigermaßen genügend nachzugehen.

Zuerst Einiges vom Gold. Insofern man sich bei bedeutenden Geschäften der Goldzahlung bediente, geschah dies weniger mit Gemünztem, als nach dem Gewichte, nach Pfunden und Marken oder halben Pfunden. Man hielt sich hiebei an die Gewichtmarken von Köln und Troyes, aber auch theilweise an das Magdeburger, Erfurter, Zürcher und besonders auch an das Wiener Gewicht. Man nahm diese Mustermarken auch beim Silber arglos zur genauen Norm; man würde aber übrigens sehr irren, wenn man glaubte, daß ein Kaufmann damaliger Zeit beispielsweise ein Pfund kleiner Gold- oder Silbermünze nicht stets für ein volles Aequivalent eines gleichnamigen ungemünzten, edlen Metalls unbedingt als Zahlung angenommen hätte, weil die Münze Anfangs fast rein war. Später war es aber anders, was einleuchtend eben von den vielen Münzgattungen herrührte, welche, an den verschiedensten Orten geprägt, nur dem Namen nach ihren Werth hatten, innerlich aber nicht. Es wurde dann sehr oft auf ein solches Münzpfund bis zum wirklichen Metallwerth darauf bezahlt. Zur bessern Zeit zurückblickend, gab es außer Mark auch noch eine halbe und Viertelsmark. Geringere Goldzahlungen in Rohmetall machte man in Unzen, wovon acht auf die Mark gingen.

Digitized by Google

Goldmünzen gab es bis zu den Kreuzzügen nur drei, welche allgemein gangbar waren, nämlich Solidi, Tari und Maurobotini. Die ersten waren byzantinisch, die zweiten italienisch, die dritten stammten aus Arabien. Diese Münzen blieben, obwohl später andere aufkamen, dennoch im ganzen Mittelalter gangbares Zahlmittel. Die Tari oder Tareni waren eine kleinere Goldmünze, wovon vier auf auf einen Solidus gingen. Sie wurden zuerst in Tarent geprägt. Die Maurobotini oder Saraceni, nach den Mauren oder Sarazenen in Spanien benannt, wo sie noch heute unter dem Namen Maravedi coursiren, waren die kleinste Goldsorte.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert tauchen, wie gesagt, noch andere, größere und kleinere Münzen auf und zwar in beiden edlen Metallen, als die Augustales, zu Brundusium und Messina geprägt, die Fiorini zu Florenz, die Ducati zu Venedig. Von den schweren Augustales wog einer schon eine halbe Unze, von den Florenen gingen 64 Stück auf eine feine Mark, die leichtesten waren die Ducati oder Zecchinen, indem circa 66 Stück eine feine Mark wogen. Es wurden hierauf Goldgulden geprägt, hauptsächlich in Ungarn, Deutschland und in den Niederlanden. Die deutschen Goldgulden, welche zuerst von den rheinischen Kurfürsten ausgegeben wurden, hießen deshalb auch schlechthin rheinische Gulden; die niederländischen oder burgundischen Goldgulden nannte man Philippsgulden, weil sie unter Herzog Philipp von Burgund aufkamen. Sie hatten einen Schild zur Schau, woher sie auch kurzweg Schilde genannt wurden. Außer diesen Goldmünzen waren von Außen her noch andere, kleinere in Zahlgebrauch, als die Goldoboli, Golddenare, Goldpfennige, Realen und dergleichen mehr.

Silber betreffend, welches noch viel häufiger gewogen wurde, und wobei das Quantum Münze zuerst auch gleichen wirklichen Werth mit dem Gewichtsnamen hatte, gab es Scheidemünze und großes Geld verschiedenster Namen. Eine der Hauptmünzen waren die Denaren, welche die ersten Silbermünzen mit einem Kreuz auf der Kehrseite bilden, weshalb sie auch den Reigen der Kreuzer anführen. Weil man etwas später Veranlassung fand, am Gehalt und an der Größe zu zweifeln, unterlagen sie genauerer Prüfung und nahmen deshalb in Deutschland den Namen (Silber-) Pfennige an, als ächt Pfündige, woraus jenes Wort entstand. Weiter tauchten die sogenannten Sternlinge (Sterlinge) auf, die Schildlinge oder Schillinge, die Dickpfennige oder großen Denaren, Groschen, auch Turnosen genannt, von Tours, wo sie zuerst gemünzt wurden; von kleiner Scheidemünze die halben Pfennige oder Hälblinge, später die noch kleineren Haller oder Heller.

An der seiner Zeit eingetretenen Münzverschlechterung trägt Zweierlei die Hauptschuld. Die großen Handelsstädte und die Fürsten hatten nicht immer so viel disponibel, um ganz große Silber- und Goldankäufe in reinem Metall zu effektuiren, weshalb sie Kupferbeisätze machten. Andererseits war begreiflich die Gewinnsucht mit im Spiel. Bei wachsender Verschiedenheit des Schrotes und Kornes war es demnach mit der Zeit keine Kleinigkeit sicher zu gehen, was bei dem unmöglich anzustellenden Vergleiche der verschiedenen Münzfüße wohl ganz klar wurde. Eine besondere Schwierigkeit war an sich noch der verschiedene Stand des Werthverhältnisses von Silber zu Gold, welcher durch den Wechsel der Nach- und Nichtnachfrage, heimende oder günstige Zeitereignisse und dergleichen dem Begriffe nahe liegt. Im

Digitized by Google

Durchschnitt aber, kann man sagen, war das Verhältniß des Silbers zum Golde zu gewissen Zeiten Sechzehn zu Eins, zu anderen Neun zu Eins; speziell in Deutschland war das Verhältniß fast stets Zwölf zu Eins. Je schwieriger die Zahlung bei stets neu auftauchenden Münzveränderungen, abgesehen von allgemeiner Verschiedenheit der An- und Nichtannahme, wurde, um so weniger konnte allgemach der Kaufmann beim Besuch der Städte, in denen er Einkäufe machte, gemünztes Geld mitbringen. Er nahm vielmehr ungemünztes Metall mit, wechselte es an Ort und Stelle in örtliche Münze um, womit er bezahlte, und vor der Heimkehr wechselte er die übrig gebliebene Münze wieder in Rohmetall aus.

Hierdurch entstanden die Wechselgeschäfte, rein vom Worte und weit entfernt vom spätern Begriff des Wechsels. Uebrigens warteten solche Geldwechsler nicht etwa die ihre Stadt treffende Messe ab, sondern sie reisten dort- und dahin und bezogen die Messen in anderen Städten, wobei die Wechsler einer und der andern Stadt manche höchst vortheilhafte Privilegien hatten; zum Beispiel Nürnberg, welches allein in Betreff der großen Märkte von Donauwörth und Nördlingen ausgezeichnete Vorrechte für Geldwechsel genoß. Des Wechselgeschäftes im größten Maßstabe bemächtigten sich aber, neben den Juden, die sogenannten Welschen, theils aus der Lombardei, theils aus Florenz und Siena, doch beeinträchtigten sie die genannten übrigen Gewinnkonkurrenten nicht, da sie sich eben nur mit den größten Massen abgaben, besonders mit überseeischem Gut, und zu diesem Zweck sich hauptsächlich in den Niederlanden und in England festsetzten und ihr Domizil nie veränderten.

Für die Anweisung, im gesteigerten Begriff, dem heutigen Wechsel nachgehend, stellt sich als erste Veranlassung die Beschwerlichkeit und Gefahr heraus, große Massen Metall weithin, wohl gar über Meer mit sich zu führen; weshalb unter den größten, entlegensten Handelshäusern die Uebereinkunft eintrat, gegenseitig die Gelder der Kaufleute und im Gefolge davon auch Anderer anzunehmen und auszubezahlen, was vermittelst einer Anzeige und Anweisung geschah. Hatte dann der Reisende weitere Handelspläne, so bezahlte er mit dem erhobenen Geld; für das Uebrige, oder was er nicht erhoben hatte, ließ er beim betreffenden Wechselhause wieder wo anders hin eine Anzeige und Anweisung ergehen, oder wies einen Dritten, dem er schuldete, für dahin an, wo Der wieder Einkäufe machte; und so in allen Gebrauchsarten, welche sich nach und nach darboten oder geltend machten. Im Großen nahmen das Anweisungsgeschäft einige Häuser in Rom und in Athen in Angriff. Später treten Venedig und Frankfurt auf, fast zugleich Köln und ein paar niederländische Städte; als der bedeutendste Wechselplatz erscheint aber gegen Ende des dreizehnten und bis Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Barcelona. Die ganz großen Kaufleute gingen indessen bald einen Schritt weiter, entschlugen sich der Vermittelung der Geldwechsler, und wiesen ihre Gläubiger und Schuldner gegenseitig unmittelbar an sich, und es bildeten sich damit die Zahlungsfristen und die doppelte Ausfertigung aus. Die wenigen noch abschriftlich vorhandenen Wechselbriefe alter Zeiten sind förmlich berühmt, so der älteste vom Jahr 1325, zu Mailand ausgestellt und zu Lucca nach fünf Monaten zahlbar; ein anderer von 1381 zu Bologna ausgestellt, zu Venedig nach Herkommen zahlbar, ein Dritter von 1404, zu Brügge ausgestellt, zu Barcelona nach dem Herkommen zahlbar. Aus allen Gründen gedieh bald ein Wechselrecht und zwar zu einer so bedeutenden Strenge, daß bei-

Digitized by Google

ſpielsweiſe zu Gent, Brügge und Ypern die ſämmtlichen Bevölkerungen dieſer Städte haftbar gemacht wurden, wenn ſich Kaufleute der deutſchen Hanſe von einem dortigen Wechsler nicht gehörig bedient ſähen.

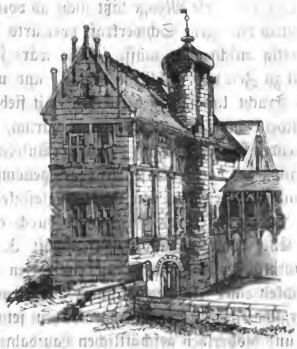
Zum Schluß dieſes, wohl alle Leſer gleich intereſſirenden Gegenſtandes ſei nur noch etwas in Betreff der ſogenannten Girobanken bemerkt. Dieſelben haben ihren Urſprung in Venedig. Die großen und dann Handelsleute geringerer Bedeutung legten Summen in eine gehörig beaufſichtigte Geſammtkaſſe, auf welche ſie ihren Gläubigern Anweiſungen ausſtellten. Die gezahlte Summe wurde dann abgeſchrieben und der Summe, welche der Gläubiger im Buch hatte, zugeſetzt.

Lombardiſcher Wechsler und Jude.

In Mitte all dieſer Handelszuſtände machten ſich hauptſächlich die Juden ſelbſtthätig oder vermittelnd geltend. Ihr Gewinn war ſehr groß, aber auch mit ihrer ganzen Exiſtenz, ſo zu ſagen, nie eine Stunde ſicher. Es möchte Leben und Weben, Gefahr und Untergang und neues Auftauchen der Juden im Mittelalter Gegenſtand einer oft düſteren, oft farbenreichen Darſtellung werden können. Hier kann vor der Hand nur angedeutet werden, daß ſie ihrer Religion und ihres Gewinnes willen verhöhnt und verflucht, doch ſtets wieder geſucht wurden, ſich auch zeitweiſe einiger Gunſt einzelner Kaiſer, wie Kaiſer Karl's IV., noch mehr Max' I., zu erfreuen hatten, während Andere, wie namentlich Wenzel, ſich ſchonungslos gegen ſie verhielten und beiſpielsweiſe Letztgenannter auf dem Tage zu Nürnberg 1390 mit einem Schlag alle Stände des Reichs von allen Schulden los und ledig ſprach, welche ſie an die

Juden zu zahlen gehabt hätten. Alle Verschreibungen mußten eingeliefert werden und wurden vernichtet. Wie weit Haß Gegenhaß, Druck Verzweiflung und Rache erzeugt haben mag und muß, und wie viele Beschuldigungen wahr oder minder wahr gewesen sein mögen, welche man auf die Juden häufte — die Verfolgungen und die Rache, welche man an ihnen ausübte, waren oft schauderhaft. Zu verschiedenen Zeiten, von der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts an, wurden sie unter meist stereotyper Anschuldigung, Hostien auf Schleichwegen erhandelt und geschändet, Christenkinder geraubt und ermordet, Brunnen vergiftet zu haben, und so mehr, überfallen, mit dem Schwert ermordet, oder in ihren Synagogen, wie auf Angern oder Kirchhöfen verbrannt. Sehen wir ab von diesen düstern Bildern, und bemerken wir, daß die Zinsensehnsucht allerdings nicht gering war, die ewige Gefahr des Kapitalverlustes aber die Höhe der Zinsen begreiflicher macht; und es kann nur gerecht sein, zu wiederholen, daß es die Juden nicht allein waren, welche Zinsdruck ausübten, sondern auch Andere, jene Lombarden, welche durchweg Christen waren, sich als Geldwechsler und Verleiher in den verschiedenen Städten, zumeist unter dem Namen Gewerkschen aufhielten und allen Donnern des Papstes zum Trotz so hohe Prozente nahmen, wie die zinsgierigsten Juden.

In welcher Weise mit dem Wachsthum des Handels die Ausbildung der das Leben verschönernden Künste und Gewerke, namentlich der bürgerlichen Baukunst, dann der Goldschmiedekunst, Bildschnitzerei u. s. w. Hand in Hand ging, soll an einer andern Stelle gezeigt werden.



Digitized by Google

Jules Isaac Mirès.

Verantwortlicher Gerant der Commandite-Gesellschaft J. Mirès & Co. in Paris.

Je größer das Kapital, desto schwieriger ist es zu handhaben und zu leiten, desto höhere Ansprüche stellt es an die persönliche Tüchtigkeit und Bedeutung, an die Geschäftskenntniß, Erfahrung und Bildung, an die Um- und Vorsicht desjenigen, in dessen Händen seine Verwaltung ruht. Denn das Kapital an sich besitzt keine erwerbende, nicht einmal eine erhaltende Kraft; es bleibt unfruchtbar, ja es verfällt und zerbröckelt, wenn sich nicht die menschliche Arbeit und Intelligenz damit verbindet und ihm stets die zweckmäßigste Verwendung als Produktivmittel oder Arbeitsinstrument zu geben weiß. Mit gutem Grund sagt man daher, eine Million sei leichter zu erwerben als nutzbringend zu verwerthen.

Zu dem Erforderniß einer Summe von intellektuellen Fähigkeiten, wie sie sich äußerst selten in Einer Person vereinigt findet, tritt aber da, wo nicht eigenes Kapital, sondern ein großer Komplex *fremder* Kapitalien mit Gewinn verwaltet werden soll, noch die Nothwendigkeit moralischer Garantien der strengsten und umfassendsten Art. Aufopfernde Hingebung an die Interessen Anderer, ein gegen jede Versuchung gestählter Charakter, Muth und Selbstvertrauen, gepaart mit maßvoller Besonnenheit, sind unerläßliche Eigenschaften eines Mannes, von dem man erwarten kann, daß er das zusammengebrachte Vermögen Tausender erfolgreich und uneigennützig bewirthschaften werde. So einleuchtend das Alles scheint, so häufig es schon durch die Erfahrung bestätigt worden — die Menge läßt nicht ab von dem Vorurtheil, daß ein großes Kapital sich durch die eigene Schwerkraft vorwärts bewege und in steigender Proportion lawinenartig anschwellen müsse. Wie wäre sonst jener Schwindel zu erklären, der von Zeit zu Zeit das Publikum ergreift und unter dessen Herrschaft es seine Ersparnisse, die Frucht langjährigen Fleißes, mit fieberhafter Hast für Aktien- oder Commandite-Antheile hingiebt, unbekümmert darum, ob die an der Spitze der Unternehmungen stehenden Persönlichkeiten durch ihre Antecedentien irgendwie Gewähr leisten für Rechtfertigung des von ihnen in Anspruch genommenen Vertrauens?

Eins der eclatantesten Beispiele von der Sorglosigkeit und Verblendung des Publikums in diesem Punkte liefert die Gegenwart durch den Kriminalprozeß gegen den verantwortlichen Chef der Commandite-Gesellschaft J. Mirès & Co. in Paris. Wir hören da von fabelhaften Summen, von Hunderten von Millionen, die dem Genie und der Redlichkeit eines einzigen Mannes anvertraut waren. Wer ist der Mann? Welche Bürgschaft lag in seinem Charakter, in seinen Talenten, seiner kaufmännischen Bildung und bisherigen geschäftlichen Laufbahn? Auf diese Fragen antwortet eine von ihm selbst herausgegebene Schrift: „An meine Richter. Mein Leben und meine Geschäfte", während des Prozesses zu seiner Vertheidigung geschrieben, also sicher eine Darstellung, welche die Thatsachen in der für den Angeklagten vortheilhaftesten Weise gruppirt und beleuchtet. Aber nach Allem, was darin erzählt wird, muß man sagen: seine ärgsten Feinde hätten nicht schlagender die gänzliche Unfähigkeit und Unwürdigkeit des Mannes zu der von ihm gespielten Rolle nachweisen

Digitized by Google

können, als er es selbst durch seine „Lebensbeschreibung" gethan hat. Die Daten zu unserer nachfolgenden Skizze sind jener Autobiographie entnommen.

Jules Isaac Mirès ist im Jahre 1809 von jüdischen Eltern zu Bordeaux geboren. Der Vater betrieb daselbst einen kleinen Kram mit alten Uhren und Münzen, der so unbedeutend war, daß er dem Sohne nicht die nothdürftigste Erziehung zu geben vermochte und bei seinem Tode die Familie völlig mittellos hinterließ. Vom siebenten Jahre an nahm zwar Isaac an dem Unterricht in einer Privatlehranstalt Theil, aber — wir wissen nicht ob die Schuld am Lehrer oder am Schüler lag — im Alter von 12 Jahren besaß er, wie die Autobiographie sich ausdrückt, noch eine sehr unvollkommene Kenntniß der französischen Sprache, mit andern Worten, er hatte nicht richtig lesen und schreiben gelernt. Hiermit erklärte man jedoch die Schulstudien desselben als beendigt und ihn genügend vorbereitet für den kaufmännischen Beruf. Der dreizehnjährige Ignorant wurde „Kommis" in einem Glasladen; Lehrlingsjahre sind natürlich für dergleichen geborene Genies ein überwundener Standpunkt. Nicht lange ertrug sein hochfliegender Geist die tägliche regelmäßige Arbeit, welche ein Detail-Geschäft mit sich bringt. „Ich Aermster!" sagt er mit einer der George Sand abgeborgten sentimentalen Phrase, „es ging mir wie dem Vogel, ich verließ mein glückliches Nest, um mich in die Welt der Abenteuer und Gefahren zu begeben!" Sein Flug ging indeß vorerst nicht weit. Er fand Engagement bei einem Kommissionär. Jedenfalls war es ein sehr untergeordneter Posten; denn als nach drei Jahren die Geschäfte des Hauses sich vergrößerten, kündigte ihm der Prinzipal mit dem Bedeuten, daß er ihn wegen der Mangelhaftigkeit seiner Kenntnisse nicht länger gebrauchen könne. Nach so niederschlagender Erfahrung konnte der junge Mirès kaum hoffen, auf einem anderen Comptoir beschäftigt zu werden. Verachtungsvoll wandte er daher der kaufmännischen Carrière den Rücken und verschaffte sich als Abschreiber in dem Katastrirungsbureau für die Grund- und Gebäudesteuer des Departements einen anfangs sehr kärglichen Verdienst. Sein Gesuch um eine feste Anstellung bei dieser Behörde wurde abgeschlagen, ebenfalls aus dem Grunde, weil ihm die erforderliche Vorbildung dazu fehle. Hingegen wußte er bald aus den Steuerrollen, die ihm zum Abschreiben übergeben waren, erklecklichen Nutzen zu ziehen. Gestützt auf die genommene Einsicht von den Schätzungsverhältnissen der Grundstücke, veranlaßte er nämlich viele Eigenthümer in der Stadt und auf dem Lande gegen die Höhe der auferlegten Steuern zu reklamiren, indem er ihre Sache, versteht sich gegen gute Bezahlung, bei den Behörden zu führen übernahm. Dies saubere Gewerbe als Winkelkonsulent der Steuer-Reklamanten trieb er eine Reihe von Jahren, bis ihm endlich von oben herab das Handwerk gelegt, und die ganze Reklamationsangelegenheit den Entscheidungen des Staatsraths überwiesen wurde. Dadurch sah er sich der Subsistenzmittel in seiner Vaterstadt beraubt, und nun nahm der Aar wirklich den kühnen Flug, wovon er schon als angehender Kommis hinter dem Ladentisch seiner ersten Kondition geträumt hatte: er erhob seine Schwingen und machte sich auf — nach Paris.

Es war im Jahre 1841, als Mirès, 32 Jahre alt, das Pflaster der Hauptstadt betrat, in der Absicht, dort „sein Glück zu machen." Wenn unser künftiger Börsen-Matador in der oben genannten Schrift nicht müde wird, die Fülle und Fruchtbarkeit seiner Ideen zu rühmen, so müssen solche wohl das Werk einer spätern Inspiration

Digitized by Google

sein; in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthalts ist so wenig eine Spur davon zu entdecken, wie in seinem bisher erzählten Lebenslaufe. Gleich den meisten Bordelesen, welche aufs Gerathewohl nach Paris kommen, debutirte er als Agent in Wein, dem Produkte seiner Heimat. Der Versuch schlug gänzlich fehl, und er wußte nichts Besseres als sich wieder den Steuer-Reklamationen zuzuwenden, bei denen er sich in Bordeaux eine Zeit lang so wohl befunden. Er eröffnete ein eigenes Bureau zur Anmeldung von Beschwerden gegen vermeintlich zu hohe Steuerveranlagung. Allein die Pariser Behörde verstand hierin keinen Spaß, sie klopfte den unberufenen Advokaten derb auf die Finger und zwang ihn, sein pomphaft angekündigtes Etablissement wieder zu schließen. So waren drei Jahre vergangen, seit Herr Mirès sich in der französischen Hauptstadt niedergelassen. All sein Witz war erschöpft, eben so wie seine Mittel, und das verkannte Genie auf dem Punkte unterzusinken in dem ungeheuren Menschenstrudel von Paris, der jährlich so viele tausend Existenzen spurlos verschlingt.

Da plötzlich erschien die Woge, welche einen unwissenden, jedes Begriffs von kaufmännischer Ehrenhaftigkeit baaren, in den erbärmlichsten Verhältnissen aufgewachsenen Menschen an die Oberfläche spülte, und binnen Kurzem zu einer sogenannten ersten Finanzgröße emporhob. Gegen Ende des Jahres 1844 hatte sich, wie bekannt, jene schrankenlose Spekulation in Aktien-Promessen der neu gegründeten Eisenbahngesellschaften entwickelt. Geld war zu diesem Hazardspiel nicht erforderlich; man wettete auf den Stand der Course in einer gewissen Zeit, und berechnete sich am Verfalltermine über Gewinn oder Verlust. Welch köstliche Gelegenheit für Leute, die nichts zu verlieren haben, sich auf die Gefahr Anderer zu bereichern! Mirès ergriff die Gelegenheit mit Begierde. Das Bewußtsein, daß er weder Vermögen, noch Kredit, noch eine gesellschaftliche Stellung riskire, weil er von all dem nichts besaß, machte ihn zu einem der unverschämtesten Spieler an der Pariser Börse. Die Karten fielen günstig für ihn; jetzt hatte der Löwe Blut geleckt und seine wahre Bestimmung erkannt, oder um mit seinen eigenen Worten zu reden: „Der Handel mit Aktien-Promessen stand damals in Blüte, und der glückliche Erfolg meines ersten Debüts brachte mir einen Geschmack für finanzielle Operationen bei, den ich für keine andere Art von Geschäften empfunden hatte."

Dem in der ersten Hälfte des Jahres 1845 aufs Höchste gestiegenen Spekulationsfieber folgte der natürliche Rückschlag. Durch enorme Verluste abgeschreckt, zog sich das Publikum von der Börse zurück; ohnehin waren die Promessen nach und nach gegen voll eingezahlte Aktien umgetauscht worden; so ging das Geschäft in die Hände der großen Bankiers über und wurde durch die angestellten Börsen-Agenten vermittelt. Mit einem der letzteren assoziirte sich Mirès. Wie weit er seine Stellung als Sensal zu Spekulationen für eigene Rechnung benutzt hat, verschweigen seine sonst sehr detaillirten Bekenntnisse. Dieser Stellung machte die Februar-Revolution des Jahres 1848 ein Ende.

Auf allen Gebieten des Staats-, gesellschaftlichen und Privatlebens betraten in Frankreich zufolge der Februar-Umwälzung neue Personen die Bühne. Es galt für stillschweigende Bedingung, daß man gegenseitig nicht nach der Herkunft forschte. Unter dem Einfluß solcher Zustände gelang es Herrn Mirès leicht, über seine obscure Vergangenheit einen Schleier zu breiten; der Name Mirès ward neben den Spitzen

Digitized by Google

der französischen Haute-finance als ebenbürtig genannt, und Fürst Polignac heirathete die Tochter des reich gewordenen Aktien-Jobbers.

Vom September 1848 ab beginnen seine eigentlichen Finanz-Operationen, ein Ausdruck, dessen er sich mit besonderer Vorliebe bedient. Die Erfahrung hatte ihn gelehrt, daß alle Vortheile des Börsenspiels auf Seite desjenigen seien, der dauernd auf die öffentliche Meinung einzuwirken im Stande ist, und da das Alpha und Omega seiner Begriffe von kaufmännischer Geschäftsthätigkeit in der Agiotage bestand, war es seine angelegentlichste Sorge, die gelesensten Organe der Presse in seine Hand zu bekommen. In Gemeinschaft mit einem Herrn Millaud kaufte er zunächst das Journal des chemins de fer. Mittelst dieses Blattes wurden alle Hebel der Reklame in Bewegung gesetzt und zum Vortheil der Besitzer ausgebeutet. Außerdem erwarb Mirès für die Summe von 3,000,000 Fr. die beiden von Veron und dem Vicomte de la Guéronnière redigirten politischen Zeitungen Pays und Constitutionnel, zwei Organe, welche die Napoleonische Politik durch Dick und Dünn vertheidigen und ihrem Eigenthümer die Gunst der kaiserlichen Regierung für vorkommende Fälle sichern sollten. In der That beruft sich der des Betrugs Ueberführte den Richtern gegenüber wiederholt auf seine für die Regierungspresse gebrachten Opfer; es ist ihm unbegreiflich, wie man gegen einen um die Dynastie so verdienten Mann das gewöhnliche Strafgesetz in Anwendung bringen mag!

Doch wir wollen dem Gange der Begebenheiten nicht vorgreifen. Bis hierher hatte Mirès nur auf, nicht aus dem Beutel anderer Leute spekulirt. Jetzt im Besitz so mächtiger Apparate, die Spiel- und Gewinnsucht des Publikums anzufachen, bediente er sich ihrer als Wünschelruthe, womit er Millionen auf Millionen den Taschen der Kapitalisten entlockte. Nachstehend eine Liste der Aktien-Unternehmungen, die in dem Zeitraume von 10 Jahren theils wirklich von ihm ins Leben gerufen, theils eingeleitet und nur wegen mangelnder Genehmigung nicht zur Ausführung gekommen sind.

1850. Die Caisse des actions réunies. Eingezahltes Kapital: 5,000,000 Fr. Zweck: Ein- und Verkauf von Aktien; also lediglich eine gemeinschaftliche Spielkasse. Mit welcher Uneigennützigkeit die beiden Pointeurs Mirès und Millaud dieselbe führten, mag man daraus ersehen, daß bei ihrer Auseinandersetzung im Jahre 1853 nicht mehr als die Bagatelle von 4,000,000 Fr. für Jeden übrig blieb. „Ach!“ seufzt Mirès, indem er dies Resultat berichtet, „das große Vermögen, das ich gewonnen haben soll, existirt nur in der Einbildung des Publikums!“

Eine Anleihe des Seine-Departements von 6,000,000 Fr. Kam wegen zu niedrigen Gebots nicht zu Stande.

Die Erwerbung der Zeitungen Pays und Constitutionnel mit einem Aktienkapital von 3,000,000 Fr.

1852. Eine Anleihe der Stadt Paris von 50,000,000 Fr.

1853. Zwei Anleihen des Crédit foncier (Hypothekenbank) von Marseille und von Nevers, jede zu 24,000,000 Fr. Mirès übernahm die Summe al pari und eröffnete eine Subscription zum Course von 110; aber das Ministerium versagte die Genehmigung, so daß ihm statt des Profits von 4,800,000 Fr.,

Digitized by Google

den er schon in der Tasche zu haben glaubte, wie er angiebt, ein baarer Verlust von 500,000 Fr. aus dieser Affaire erwuchs.

1854. Die Unterbringung von 150,000,000 Fr. Obligationen des Crédit foncier von Frankreich. Wurde ebenfalls durch den Finanzminister nicht bestätigt.

1855. Ankauf der Kohlengruben von Portes und Sénéchas und Erbauung einer Eisenbahn zu ihrer Verbindung mit Marseille.

Errichtung von Hohöfen und Eisenhütten zu Saint-Louis bei Marseille.

Versorgung der Stadt Marseille mit Gas. 7,000,000 Fr.

Letztere drei Unternehmungen nebst der Verbindungs-Eisenbahn sind jetzt in eine Aktiengesellschaft verschmolzen.

1856. Anlage eines neuen Bassins im Hafen von Marseille (Société des Ports de Marseille). 20,000,000 Fr.

Bau des Eisenbahnnetzes: „Le Réseau pyrénéen". Mirès' Offerte wurde abgewiesen, und die Concession der Compagnie du Midi ertheilt.

Bau der römischen Eisenbahnen (Rom-Civitavecchia; Rom-Ancona; Ancona-Bologna). Anlage-Kapital: 175,000,000 Fr.

1857. Die spanische Anleihe von 800,000,000 Realen (200,000,000 Fr.). Der Gewinn war auf 25,000,000 Fr. für die Aktionäre berechnet und nur der Feindschaft des Hauses Rothschild ist es, nach Herrn Mirès, zuzuschreiben, daß der Profit für sie sich auf Null reduzirt hat.

Anleihe der Stadt Civita Vecchia zum Bau von Festungswerken.

1858. Niederreißung der Altstadt von Marseille, veranschlagt auf 110,000,000 Fr.

1859. Ankauf und Vollendung der Eisenbahn Pampeluna-Saragossa. Aktienkapital 40,000,000 Fr.

1860. Die türkische Anleihe im Nominalbetrage von 400,000,000 Fr.

Im Jahre 1853 hatten die Bankiers A. Blaise und F. Solar unter Mitwirkung des Barons Pontalba eine Commandite-Gesellschaft „die Caisse générale des chemins de fer" mit einem Kapital von 12,000,000 Fr. gegründet. Verantwortliche Geranten waren Blaise und Solar; Graf Siméon als Präsident, Baron Pontalba, Graf Poret und Graf Chassepot bildeten den Aufsichtsrath (conseil de surveillance); die Firma hieß Ad. Blaise & Co. 1854 zog sich Blaise zurück, und Mirès, der inzwischen die Societät mit Millaud aufgelöst, „ließ sich unglücklicher Weise überreden", an dessen Stelle zu treten. Als seine Einlage brachte er das Journal des chemins de fer und die durch dessen Reklamen gewonnene Kundschaft mit, das heißt er stellte den Aktionären dies Aktivum, das er für 1000 Fr. erworben, mit 1,000,000 Fr. in Rechnung. Der alte Aufsichtsrath blieb, Mirès und Solar wurden verantwortliche Geranten, und die Firma änderte sich in J. Mirès & Co.

Solar, obgleich in geistiger Hinsicht seinem Kollegen weit überlegen, befaßte sich äußerst wenig mit Geschäften. Dem raffinirtesten Sinnengenuß fröhnend, kam es ihm nur darauf an, immer die nöthigen Summen zur Disposition zu haben, die sein über alle Maßen verschwenderisches Leben erheischte. Baron Pontalba, ein schlauer Intriguant, ließ unter der Maske des noblen und reichen Kavaliers die Dinge scheinbar unbeachtet laufen; er nahm dafür ein starkes Privatconto in den Büchern der

Digitized by Google

Gesellschaft für sich in Anspruch, um seine, wie sich später ergab, sehr defekten Vermögensverhältnisse damit zu stützen. Graf Siméon glaubte dem Glanz seines erlauchten Namens etwas zu vergeben, wenn er die bürgerliche Wissenschaft der doppelten Buchhaltung studirt hätte; ihm, wie seinen beiden gräflichen Kollegen im Aufsichtsrath, waren die Ziffern eines Abschlusses oder Rechenschaftsberichts böhmische Dörfer; blindlings unterschrieb er, was ihm vorgelegt wurde. Warum er es dennoch nicht verschmähte, seinen hochadeligen Namen zum Schilde für die Spekulationen eines bürgerlichen Parvenus herzuleihen? Gelegentlich der Prozeßverhandlungen fallen einige Streiflichter auf das mystische Verhältniß, obschon man, ohne Zweifel in Rücksicht auf die gegenwärtige gespannte Lage, jede Erörterung dieses delikaten Punktes geflissentlich vermied. Wir erfahren, daß Graf Siméon, als ein eifriger Ultramontaner, in den intimsten Beziehungen zum päpstlichen Hofe steht; Kardinal Antonelli nennt ihn in seinen Zuschriften: „Mon vrai ami". Halten wir damit einige Hauptunternehmungen der Caisse générale des chemins de fer zusammen: die spanische Anleihe, das Eisenbahnnetz im Kirchenstaat und gar den famosen Plan, die päpstliche Stadt Civita Vecchia auf Kosten der Aktionäre mit Festungswerken zu versehen, so lichtet sich einigermaßen das Dunkel. „Die Kirche hat einen guten Magen" — — spottet Mephisto im Goethe'schen Faust.

Wie dem auch sei, Mirès fand in dieser Verbindung gerade das was er brauchte: einen Mitgerannten, welcher ihn nicht durch kaufmännische Skrupel genirte, und einen Aufsichtsrath, der weder die Waghalsigkeit noch das Gesetzwidrige seiner Manipulationen zu beurtheilen im Stande war, dagegen der Gesellschaft mittelst hochtönender Namen in den Augen des Publikums ein bestechendes Ansehen verlieh. Wirklich will er auch selbst als alleiniger Urheber aller von der Caisse générale des chemins de fer entrirten Geschäfte angesehen sein. Vor allen Dingen wurde das Gesellschaftskapital durch Ausgabe neuer Antheilscheine auf 50,000,000 Fr. erhöht. Nachdem diese Operationsbasis gewonnen war, führte Mirès die Truppen ins Feuer. Seine Taktik denke man sich folgender Art. Er schloß in seinem Namen ein Unternehmen ab, sei es mit der Munizipalität von Marseille, sei es mit dem Bankier Salamanca in Madrid, sei es mit der spanischen, römischen oder türkischen Regierung. Je nach der Höhe des Objekts erkannte er sich vorweg eine Provision zu, die z. B. bei den Marseiller Hafenbauten 2½ Million Fr., bei den römischen Eisenbahnen 32 Millionen Fr. betrug; von letzterer Summe hat er großmüthig nur 8 Millionen erhoben. Dann überließ er das Geschäft der Caisse générale des chemins de fer, deren Aufgabe es war, nicht etwa die von ihr in Scene gesetzten Unternehmungen auszuführen und zu leiten, sondern möglichst viele Aktien oder Obligationen ins Publikum zu bringen, die Sorge für Betrieb und Rentabilität der industriellen Etablissements neu zu bildenden Aktien-Gesellschaften anheimgebend. Zu dem Zwecke empfingen die in Mirès' Solde stehenden Zeitungen die Parole des Tages; sie stießen mit vollen Backen in die Posaune und bewiesen so klar wie 2 mal 2 = 4 ist, daß es sich hier um ein Unternehmen handle, welches mindestens 30—40 % Dividende abwerfen müsse; man möge sich also beeilen, durch Betheiligung an der Subscription Promessen al pari zu erwerben, die unfehlbar binnen Kurzem den doppelten und dreifachen Werth haben würden. In dem zur Zeichnung aufgelegten Aktienbetrage war aber inbegriffen: erstens die Provision, welche sich Mirès persönlich vorweg nahm, zwei-

Digitized by Google

tens der Gewinn, den die von ihm vertretene Kompagnie sich anzueignen für gut fand. So bezahlten die Zeichner auf die Eisenbahn Pampeluna-Saragossa 40,000,000 Fr., während der zwischen Mirès und dem Konzessionar Salamanca stipulirte Kaufpreis sich auf nur 29,000,000 Fr. belief. Aber damit nicht genug. Es war beschlossen worden, für 12 Millionen Prioritätsaktien auszugeben, Mirès und Solar hielten jedoch für angemessen, ohne das Publikum davon zu benachrichtigen, 14½ Millionen zu creiren. Wie konnte unter solchen Verhältnissen, wären die Unternehmungen an und für sich noch so vortheilhaft gewesen, den Aktionären irgend ein Ertrag in Aussicht stehen!

Bis zum Jahre 1857 kam die Leidenschaft des Publikums für industrielle Aktien-Unternehmungen und Kredit-Institute den Operationen Mirès' und seiner Genossen in wie außer Frankreich auf halbem Wege entgegen. Blindlings, ohne Prüfung der Thatsachen oder Personen vertraute die Menge den Vorspiegelungen kecker Spekulanten, die auf dem Ruine Tausender das Gebäude ihres Stolzes und ihrer Reichthümer zu errichten strebten. Erst die Handels- und Geldkrisis des genannten Jahres öffnete der befangenen Welt die Augen. Wollte nun Mirès seine Rolle als Börsen-Matador fortspielen, so mußte er sich auf ein anderes Gebiet werfen. Das Haus Rothschild, sagte er sich, ist durch Negoziirung von Staats-Anleihen zu seiner europäischen Bedeutung gelangt. Warum soll ich weniger bedeuten wie Rothschild? Habe ich nicht die Mittel meiner Klienten, ausgebreiteten Kredit und eine einflußreiche Presse zu meiner Verfügung? Die Folge dieser Erwägungen war die Uebernahme der spanischen Anleihe von 200 Millionen und der türkischen von 400 Millionen Franken Nominalwerth seitens der Firma J. Mirès & Co. Dem Hause Rothschild sollte damit der Fehdehandschuh hingeworfen sein. Indem die Mirès'sche Vertheidigungsschrift die erste dieser beiden Negociationen, die der spanischen Anleihe bespricht, entwickelt der Verfasser seine Ansichten über die Stellung der Juden zur europäischen Staatengesellschaft. Wir erinnern uns nicht, jemals etwas so Schamloses und zugleich Unsinniges gelesen zu haben. „Seit Jahrhunderten", heißt es darin, „befindet sich der Geldhandel fast ausschließlich in den Händen der jüdischen Rasse; im Norden wie im Süden Europa's gebieten die Juden allein über die Vertheilung alles beweglichen Vermögens und, da das Kapital zur Befruchtung der Industrie und des Handels dient, auch über alle Industrie- und Handelszweige der Nationen. Europa hat nur die Wahl zwischen den nordischen oder deutschen — und den südlichen oder portugiesischen Juden. Die deutschen Juden, d. h. Rothschild, sind kalt, engherzig, einzig auf ihren Vortheil bedacht und ohne Sympathie für die Wohlfahrt des Staates, in welchem sie leben. Himmelweit verschieden von ihnen sind die portugiesischen Juden, d. h. Pereire, der Gründer des Credit mobilier, und ich, Mirès, Gerant der Caisse générale des chemins de fer; von den nobelsten Gesinnungen erfüllt, bringen die Letzteren stets ihr Streben nach Reichthum und Ansehen in Einklang mit den Interessen des Staats und mit den Rücksichten für das allgemeine Wohl — —". Hier haben unsere Leser eine kleine Probe von dem ekelhaften Reklamenstyl, womit Herr Mirès angesichts der offenkundigen Thatsachen seine Richter zu regaliren wagt.

Es zeigte sich bald, wie weit er in diesem Kampf seine Kräfte überschätzt hatte. An allen Börsen begegneten die Obligationen der von ihm negoziirten Anleihen der kältesten Aufnahme. Diesmal hatte er es nicht mit einem leichtgläubigen, unerfah-

Digitized by Google

renen Publikum, sondern mit den großen Häusern des Geldmarkts zu thun, durch deren Unterstützung allein so bedeutende Mengen neuer Effekten plazirt werden können. Die Anleihen machten entschieden Fiasko, und auch ohne die von einer andern Seite hereingebrochene Katastrophe, zu der wir uns jetzt wenden, wäre die Firma J. Mirès & Co. nicht im Stande gewesen, den von ihrem Chef übernommenen ungeheuren Verpflichtungen gerecht zu werden.

Wir haben oben des Barons Pontalba, als eines Mitglieds des Aufsichtsraths der von Mirès und Solar repräsentirten Commandite-Gesellschaft, erwähnt. Derselbe war in den Jahren 1858 und 59 mit verschiedenen Missionen in Angelegenheiten der Gesellschaft betraut worden. Namentlich sollte er Differenzen ausgleichen, welche mit der Munizipalität von Marseille in Betreff der dortigen Hafenanlagen und mit der päpstlichen Regierung bezüglich der römischen Eisenbahnen entstanden waren. Im Oktober 1860 liquidirte er außer den ihm bereits mit 300,000 Fr. vergüteten Kosten des Aufenthalts in Rom und Marseille, noch die Summe von 1,700,000 Fr. als Honorar für seine Bemühungen. Mirès weigerte sich, diese Forderung anzuerkennen, worauf Pontalba eine Denunciation gegen die Gerantn Mirès und Solar beim Pariser Civilgericht einreichte und sie gesetzwidriger Unregelmäßigkeiten in Führung der Geschäfte anklagte. Solar hatte sich beim Herannahen des Sturms ans dem Staube gemacht. Mirès aber blieb. Er glaubte das drohende Unheil damit abwenden zu können, daß er den Denuncianten durch Berichtigung seiner Liquidation befriedigte. Allein das Opfer kam zu spät. Der Staatsanwalt hatte bereits von der Sache Kenntniß genommen. Am 24. Dezember ward die Beschlagnahme der Bücher angeordnet, und in Folge des von den Sachverständigen ermittelten Befundes erfolgte am 17. Februar Mirès' Verhaftung.

In den Augen jedes gewissenhaften Geschäftsmannes erscheint die Handlungsweise des Angeklagten, auch soweit sie schon vor der Untersuchung bekannt war, unbedingt und im höchsten Grade verdammenswerth. Aus der niedrigsten Sphäre lediglich durch tolldreistes Börsenspiel emporgehoben, begnügt sich der Uebermüthige nicht, die gewonnenen Summen selbst wieder in riesigen Spekulationen aufs Spiel zu setzen, er wendet auch alle Mittel der Täuschung, alle Künste der Verführung an, um die Leidenschaft des Spiels in solche Kreise zu tragen, die der Börse und ihren gefährlichen Lockungen fern stehen. Er unterfängt sich, obgleich der gewöhnlichsten kaufmännischen oder technischen Vorbildung entbehrend, die Vertretung fremder Interessen in einem Umfange auf sich zu nehmen, vor dem die gewiegtesten Finanzcapacitäten zurückschrecken würden. Weder fähig noch Willens, den soliden Grund der Unternehmungen zu prüfen, worin er das Geld seiner Kommittenten verschwinden läßt, ist sein ganzes Streben darauf gerichtet, kolossale Massen neuer Spielpapiere auf den Markt zu werfen; und statt in seiner Eigenschaft als dirigirender Chef der Firma J. Mirès & Co. sein Interesse mit dem der Firma zu verschmelzen, schreibt er seinem Privatconto unter dem Titel von Provisionen nach eigener Willkür ungeheure Summen gut für Geschäfte, die mit den Mitteln und dem Kredit der durch ihn vertretenen Gesellschaft abgeschlossen wurden und für letztere ruinirende Verluste ergaben.

Seine Vertheidiger mochten anführen, daß er, wenn auch leichtsinnig, doch in gutem Glauben gehandelt und, auf sein Glück vertrauend, an dem schließlichen günstigen Erfolge der Gesellschafts-Unternehmungen nicht gezweifelt habe. Aber der Prozeß, welcher

Digitized by Google

im Juni und Juli d. J. vor dem Korrektions-Tribunal der Seine in öffentlicher Sitzung verhandelt wurde, widerlegt alles, was man zur Entschuldigung des Angeklagten sagen kann. Mirès und Solar wurden, der Letztere in contumaciam, folgender verbrecherischer Handlungen überführt:

1. Die Caisse générale des chemins de fer hatte seit 1856 auf Effekten, namentlich Aktien aller Art, die bei ihr deponirt wurden, Darlehen gegeben, zum Theil auch solche nur einfach in Verwahrung genommen. Diese Depositen haben Mirès und Solar, in der Regel sofort nach erfolgter Einlieferung, in ihrem persönlichen Nutzen verkauft. Der Erlös dafür ist auf mehr als 10 Millionen Fr. ermittelt worden. Um die Deponenten sicher zu machen, wurden ihnen halbjährlich Contocorrente zugefertigt, auf deren Kreditseite die fälligen Coupons ihrer Effekten figurirten, trotzdem dieselben längst nicht mehr im Depot vorhanden waren. Im Frühjahr 1859 brach der italienisch-französische Krieg gegen Oesterreich aus, was ein plötzliches starkes Weichen aller Effekten zur Folge hatte. Den Augenblick benutzten Mirès und Solar, den Gewinn aus ihren unerlaubten Verkäufen fremden Eigenthums zu realisiren und sich zugleich ihrer Verpflichtungen gegen die Klienten der Gesellschaft zu entledigen. Sie bewirkten nämlich eine Menge Scheinverkäufe an der Börse zu den am tiefsten gesunkenen Coursen, und machten am 1. Mai sämmtlichen Deponenten, 333 an der Zahl, per Circular die Anzeige, daß die Caisse générale, um ihnen bei dem voraussichtlichen ferneren Fallen der Course noch größere Verluste zu ersparen, ihre Effekten zum Tagescourse verkauft habe. Ein Theil der abgeschlachteten Opfer (exécuté ist der dafür erfundene technische Ausdruck), diejenigen, von denen man gerichtliche Schritte besorgen konnte, erzwang durch Protestationen und Drohungen den theilweisen Ersatz der ohne ihre Einwilligung verkauften Papiere; die meisten aber, darunter viele Wittwen und Leute aus den unteren Ständen, Kutscher, Portiers ꝛc. wurden mit ihren unter bittern Thränen vorgebrachten Beschwerden auf die brutalste Weise von Mirès abgewiesen und wagten nicht, gegen den reichen und angesehenen Bankier klagend aufzutreten. Das Gericht erkannte in diesem ganzen Manoeuvre mit Recht einen strafbaren Betrug.

2. Gleicherweise haben Mirès und Solar vom August 1857 bis zum September 1858 zusammen 21,247 Stück Aktien, welche zum Vermögen der Gesellschaft gehörten, gegen einfaches Recepisse, ohne Vorwissen des Aufsichtsraths aus der Kasse genommen und für ihre Privatrechnung an der Börse verkauft. Durch das Angebot einer so bedeutenden Partie Antheilscheine der Caisse générale, über deren Interessen vielmehr die Geranten hätten wachen sollen, mußte natürlich der Kredit der Gesellschaft empfindlich leiden. Somit konnten sie sicher darauf rechnen, die Aktien nach und nach zu billigeren Coursen zurückzukaufen. Die Untersuchung schlägt den Gewinn, welchen Mirès und Solar aus der Differenz der Verkaufs- und Einkaufscourse zogen, auf 2 Millionen Franken an und qualifizirt das Vergehen als strafwürdigen Vertrauens-Mißbrauch.

Digitized by Google

3. Obgleich schon seit 1857 die Caisse générale des chemins de fer mit Verlust gearbeitet hat, rechneten die Geranten durch allerhand unwahre Posten sowohl in den Aktiven als Passiven der Gesellschaft jedes Jahr einen Ueberschuß heraus, und vertheilten pro 1857 — 5 %, pro 1858 — 3 %, pro 1859 — 7 %, pro 1860 — 5 % Dividende. In Frankreich verbietet und bestraft das Gesetz die Aufstellung von dergleichen trüglichen Abschlüssen.

Wie grob Aktionäre und Publikum über die wirkliche Lage der Firma J. Mirès & Co. getäuscht worden, ist aus dem von der Sachverständigen-Kommission aufgestellten Status ersichtlich. Danach betrugen am 20. Februar

die Aktiva	. .	119 Millionen Fr.
die Passiva	. .	111 „ „
Rest		8 Millionen Fr.

von 50 Millionen des eingezahlten Gesellschaftskapitals. Die Aktien stehen heute 9 %! Da aber auch die Aktien und Obligationen sämmtlicher von der Caisse générale des chemins de fer ins Leben gerufenen Unternehmungen tief unter dem Nominalwerthe stehen, beläuft sich der durch Mirès' Treiben verursachte Geldverlust auf einige hundert Millionen Franken.

Aus dem Plaidoyer des Staatsanwalts, das mit den Worten schließt: „Die Bilanz von 1860 ist — Lüge, Gaunerei, Betrug!" citiren wir noch die Stelle: „Vor mir liegt ein Schriftstück, woraus erhellt, daß die Spekulationen Mirès' allein im Jahre 1857 sich auf die Summe von 720 Millionen Fr. erstreckt haben."

Das Urtheil lautet gegen Mirès und Solar auf fünf Jahre Gefängniß und 3000 Fr. Geldbuße. Graf Siméon wurde als Präsident des Aufsichtsraths für die Vertheilung simulirter Dividenden mitverantwortlich erklärt und solidarisch zur Tragung der Prozeßkosten verurtheilt.

Der Mitschuldige Solar, der sich durch die Flucht dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit entzogen, ist wenigstens unschädlich gemacht. Mirès erhielt fünf Jahre Zeit, im Gefängniß fern von Madrid über seine finanziellen Operationen nachzudenken. Ob aber der Prozeß mit seinen Enthüllungen der Welt zur Lehre und Warnung dienen wird? Wir müssen es leider bezweifeln; das Publikum scheint vielmehr in dieser Beziehung immer wieder den Ausspruch zu rechtfertigen, daß es nichts gelernt und nichts vergessen habe.

Nachdem unser Artikel bereits geschlossen war, geht so eben noch die Nachricht ein, daß Baron Pontalba durch das Handels-Tribunal verurtheilt worden, die erpreßte Summe von 1,700,000 Franks an die Gesellschaft J. Mirès & Co. zurückzuzahlen.

B. Schuhmann.

Digitized by Google

Indigo-Ernte.

Der Indigo.

Von Hermann Wagner.

Man findet zwar vielfach die Meinung verbreitet, daß Roth die beliebteste Volksfarbe sei und beruft sich dabei unter Anderm auf die Indianer, die sich mit Ocker oder Orellan anstreichen, wenn sie besondere festliche Veranlassungen dazu haben; es möchte aber doch eben so leicht möglich erscheinen, daß das Blau sich eines gleich ausgedehnten, ja vielleicht eines noch größeren Beifalls erfreute. Wir sehen hierbei gänzlich ab von den Ausnahmefällen, in denen Einzelne das „Bläueln" unangenehm finden, ja schon gegen das „Blau-Anlaufen lassen" protestiren, da sie individuelle Abneigung gegen alle Sachen haben, die „ins Blaue" gehen. Wir verweisen statt dessen, — gegenüber den von Karmin oder Saflor erröthenden europäischen Damen — auf das schöne Geschlecht Afrika's, das sich nicht nur vorzugsweise in blaue, selbstgewebte und selbstgefärbte Baumwollenstoffe kleidet, sondern sich auch Gesicht und Arme zum höchsten Staat blau schminkt und blau tätowirt.

Unsere Altvordern, ließen es sich viel Fleiß kosten, blaue Farbstoffe selbst zu erzeugen und im deutschen Reiche war es das Thüringer Land um Langensalza, Erfurt und Gotha, das weithin Waidfelder trug, um deutschen Indigo zu gewinnen. Auch in Südfrankreich fand der Anbau der Waidpflanze (Isatis tinctoria) in umfänglicher Weise statt und sank erst dann, als sie mit dem eingeführten Indigo nicht mehr zu konkurriren vermochte.

Der Indigo war bereits im klassischen Alterthum wenigstens als eine Malerfarbe bekannt. Einige hielten ihn für ein Mineral, das sie indischen Stein oder

Digitized by Google

Indic nannten, woraus später der Name Indigo entstanden ist. Andere meinten, es sei ein Schaum, der auf dem Meere schwimmend gefunden werde und sich an Gesteinen und Wasserpflanzen absetze. Die arabischen Chemiker nannten ihn Nil, was im Hindustanischen „blau" bedeutet und von dem die Benennung Anil (eigentlich al-nil, mit dem arabischen Artikel) noch übergeblieben ist.

Schon Marco Polo hatte auf seiner Reise im dreizehnten Jahrhundert Gelegenheit, sich an Ort und Stelle über die Indigo-Gewinnung durch den Augenschein zu unterrichten und im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts war die Benutzung des Indigo bei den europäischen Färbern bereits eine bekannte Sache. Der ausgedehntern Verwendung dieser haltbarsten aller blauen Farben stemmten sich anfänglich die Gesetzgeber mit aller Macht entgegen, aus Liebe für die einheimische Waidkultur. So ward noch 1650 in Kurhessen das 1577 gegebene Gesetz gegen die „fressenden oder Teufelsfarben" auch auf den Indigo ausgedehnt, und selbst später (1669) gestattete Colbert in Frankreich nicht, den Indigo ohne Zusatz von Waid zu benutzen. Erst 1737 ward letztere Verordnung aufgehoben. Anfänglich kam der Indigo nur aus Ostindien und zwar zunächst auf dem Landwege zu uns, bis die Holländisch-Ostindische Kompagnie durch ansehnliche Einfuhr zur See größere Quantitäten herzubrachte. Nach Anlegung der Westindischen Kolonien ward bedeutend viel Indigo von der neuen Welt nach Europa verschifft.

Der Indigo ist nach der Ansicht der Chemiker im Grunde genommen derselbe Farbstoff, der auch im Waid vorhanden ist, nur in letzterem Gewächs in geringerer Menge. Es ist ein Stoff, der in einer großen Anzahl Pflanzen höchst verschiedener Familien nachgewiesen worden ist, zunächst farblos (weiß) erscheint und erst durch Berührung mit der atmosphärischen Luft, wahrscheinlich durch Aufnahme des Sauerstoffs aus derselben sich bläuet. Technisch wirklich benutzt wurden wegen des Indigogehaltes außer dem genannten Waid, einer Kreuzblume, in China eine Knöterichart, der Färberknöterich (Polygonum tinctorium), in Indien noch eine Verwandte des Oleander (Nerium tinctorium), im Innern Afrika's die dem Indigo nahestehende Tephrosia toxicaria und endlich mehrere Indigoarten selbst. Die Gattung Indigo (Indigofera) enthält 120 Arten, die über alle Länder der Tropenzone vertheilt sind. Es sind meistens Kräuter oder Halbsträucher, deren Größe zwischen 2—5 Fuß wechselt und die im Ansehen etwas Aehnlichkeit mit unsern Vogelwicken haben. Die Blätter sind unpaarig gefiedert und aus den Blattwinkeln entspringen Blütentrauben, bei einigen von rother, bei anderen von violetter Farbe. Die einzelnen Blüten sind Schmetterlingsblüten, die Früchte Hülsen, wie bei den Wicken und Erbsen, und die Gattung deshalb zur natürlichen Familie der Leguminosen oder Papilionaceen gehörig. Ein Indigofeld hat vor der Blüte Aehnlichkeit mit einem Luzernfelde und zeigt zunächst gar nichts, das seinen Gehalt an blauer Farbe verriethe.

Je nach den Ländern baut man auch verschiedene Indigoarten und die Beschaffenheit der Farbe dürfte vielleicht auch mit hiervon abhängig sein; jedoch fehlen darüber zur Zeit noch eingehendere Untersuchungen und Vergleichungen.

Zum Anbau des Indigo wählt man wo möglich einen leichten sandigen Boden, der entweder von Natur aus Feuchtigkeit genug besitzt, ohne sumpfig zu sein, oder den man ab und zu bewässern kann. Wo beides fehlt, ist die Pflanze an das Eintreten der Regengüsse gebunden und ihre Ernte wird durch die selten ausbleibende

Digitized by Google

Dürrung oft genug geschmälert oder gänzlich in Frage gestellt. Letzteres ist in Ostindien besonders häufig der Fall, wo man den bessern Boden zum Anbau von Reis benutzt und dem Indigo die schlechtesten Strecken anweist. Nur auf gutem Boden baut man zwei Jahre nach einander die Farbepflanze auf demselben Grundstück, meist wechselt man bereits nach einjähriger Ernte. Der Indigo bedarf eines warmen Klima's, um lohnend zu sein, und schon bei 3000 Fuß Meereshöhe liefert er selbst am Aequator nicht hinlängliche Ausbeute mehr. In den wärmsten Theilen Europa's würde man zwar innerhalb der heißen Sommermonate die Pflanzen bis auf Schnitthöhe treiben können, von ihnen aber keinen Samen erhalten.

In Amerika war Indigofera Anil bereits vor Ankunft der Europäer bei den Eingebornen als Farbepflanze gebräuchlich und wird gegenwärtig vielfach angebaut. Manche bezeichnen Indigofera argentea als diejenige Indigoart, deren Anbau die meisten Vortheile gewährt und welche das schönste Produkt liefert.

In Mittelamerika säet man den Indigo reihenweise, macht dabei einzelne Löcher von zwei Zoll Tiefe in Abständen von 30 Zoll und legt in jedes eine Prise Samen, die man mit etwas Erde bedeckt. Bei hinlänglicher Feuchtigkeit keimen die Körner bald. Ganz besondere Sorgfalt hat der Pflanzer daranf zu legen, daß kein Unkraut zwischen dem Indigo aufschießt. Abgesehen davon, daß es dem Wachsthum seiner Pfleglinge an und für sich Eintrag thut, verunreinigt es besonders später das Farbenprodukt und mag nicht wenig Ursache bei Erzeugung geringer Sorten sein. Ein mehrmaliges Jäten der Felder ist deshalb nothwendig. Je nach der günstigen Lage des Grundstücks und je nach der Witterung kann der erste Schnitt etwas früher oder später vorgenommen werden. Gewöhnlich findet er am Ende des dritten Monats statt. Zu dieser Zeit beginnen die Blüten sich zu entwickeln, die Blätter sehen dunkelgrün aus und zeigen, wenn sie gebogen werden, einen Silberschein, der von feinen Flaumhärchen herstammt. Wenn durch öfteren Regen diese Bekleidung zerstört ist, so fürchtet man einen geringen Ertrag. Nach anderthalb bis zwei Monaten haben die Wurzelstücke wiederum solche Stengel getrieben, die von neuem geschnitten werden können, und man wiederholt dieses Abernten so oft, bis man merkt, daß das Produkt ein geringes wird.

Anil-Indigo (Indigofera Anil).

In Ostindien ist die Art des Indigobaues eben so einfach, nur in der Gewinnung der eigentlichen Farbe treten je nach den Gegenden andere Verfahrungsweisen ein. In Amerika und in den niederländischen Kolonien Ostindiens bringt man die ganzen Indigopflanzen in eine große, aus Steinen gemauerte Küpe — seltener in einen Holzbottich — die etwas hoch angelegt ist. Je nach der Größe der Pflanzungen hat man auch diese Behälter, die man Faulkufen nennt, verschieden groß, mitunter 12—18 Fuß

Digitized by Google

lang. Man übergießt die eingelegten Pflanzen mit Wasser, und bei der herrschenden hohen Luftwärme tritt bald Gährung ein, bei welcher die an den Gefäßwänden zurückgebliebenen geringen Reste als Ferment wirken. Mitunter schon nach fünf Stunden, spätestens nach einem halben Tage beginnt die Mischung Gasblasen zu werfen und verbreitet einen sehr unangenehmen, fauligen Geruch. Durch diese Maceration wird der in den Pflanzen enthaltende, zunächst noch farblose Stoff ausgezogen und aufgelöst, welcher später die Farbe liefert. Es gehört von Seiten des Fabrikanten richtiger Blick und gehörige Erfahrung dazu diesen Gährungsprozeß zur rechten Zeit zu unterbrechen. Geschieht letzteres zu zeitig, so bleibt noch ein Theil des Farbestoffes in den Pflanzen zurück, läßt man aber die Fäulniß zu lange fortgehen, so wird wiederum eine Quantität des Indigo durch dieselbe zerstört und der Ertrag fällt ebenfalls geringer aus. Da während des Gährens die Masse sich aufbläht, legt man Breter mit Steinen beschwert oben auf dieselbe oder zwingt die Pflanzen durch querüber gespannte Bambusstücken unter Wasser zu bleiben.

Die Flüssigkeit hat eine tiefgelbe Farbe erhalten, und die Schaumblasen schillern in Regenbogenfarben. Die Pflanzer erkennen den geeigneten Zeitpunkt gewöhnlich daran, daß eine ausgeschöpfte Probe beim Umrühren rasch einen gut gekörnten Indigo niederschlägt.

Die Neger Innerafrika's legen ihre Baumwollenstreifen unmittelbar in die faulende Masse ein, die sie in großen Töpfen verwahren und lassen den Indigo auf dieselben sich abscheiden, erhalten aber dadurch nur Zeuge, welche stets abfärben und nie die schöne Färbung erreichen, die unsere Färber herzustellen vermögen.

In den meisten Fällen ist die Gährung nach 18 Stunden so weit vorgeschritten, daß man die Flüssigkeit abzapfen kann. Man läßt sie in ein kleineres, tiefer stehendes, Gefäß, die Schlagkufe, ablaufen und bringt sie durch beständiges Umrühren mit der Luft in möglichst vollständige Berührung. In manchen Plantagen hat man zu diesem Zweck Schaufelräder in den Gefäßen angebracht, die man umdreht. Wahrscheinlich vereinigt sich die farblose Masse mit dem Sauerstoff der Atmosphäre. Die gelbe Färbung geht zunächst in eine grüne über; es bilden sich rasch blaue Flocken, aus kleinen Indigokörnern bestehend, und setzen sich als dunkelblauer Schlamm zu Boden. Es entstehen beim Schlagen nicht selten so bedeutende Schaummengen, daß man dieselben durch etwas aufgegossenes Oel beseitigen muß. Auch kommt es vor, daß der Indigo sich trotz des Schlagens nicht ausscheiden will; in diesem Falle schüttet man einige Eimer Kalkwasser, auch Soda- oder Pottaschenlauge zu, betrachtet dergleichen aber stets als einen Uebelstand. Man läßt dieses Absetzen entweder sogleich in der Schlagkufe vor sich gehen oder erhält die Farbe durch fortwährendes Umrühren in der Flüssigkeit schwebend und leitet sie in ein drittes Gefäß, in welchem man sie ruhig stehen und niederschlagen läßt. Den erhaltenen Farbenbrei läßt man nachher auf Leinentüchern ausgebreitet abtropfen und im Schatten in luftigen Gebäuden trocknen. Das Eintrocknen an der Sonne, das manche anwenden, betrachten andere für die Güte des Produkts als nachtheilig. Wenn der Teig hinreichende Steifheit erhalten hat, auch wohl noch durch Pressen von einem Theil des Wassers befreit worden ist, schneidet man ihn in Würfel, die beim weiteren Eintrocknen ein Drittheil ihres Umfanges verlieren. Gewöhnlich haben die Stücke 2 Quadratzoll Fläche. In einigen Fabriken giebt man der Farbe die Gestalt kleiner Kegel. Um das Ankleben auf den

Digitized by Google

Gestellen, auf denen man sie trocknet, zu verhüten, bestreut man letztere mit Asche, und muß selbige von den trockenen Stücken durch Abbürsten wieder entfernen. Liegen größere Mengen getrockneten Indigo's dicht zusammengepackt, so beschlagen sie gewöhnlich mit einem weißen Ueberzug, ein Vorgang, den der Fabrikant als das „Schwitzen" des Indigo bezeichnet. Weil hierdurch das gefällige Ansehen der Waare leidet, führt man das Schwitzen lieber gleich auf den Plantagen herbei und bürstet dann die weiße Masse wieder ab. Dieser Prozeß, der vor der Verpackung vorgenommen wird, ist binnen acht Tagen beendigt.

In Ostindien, auf der Küste von Koromandel, überläßt der Indigopflanzer besonderen Fabrikanten das Herstellen der Farbe und begnügt sich mit dem Bau des Gewächses. Er wählt, wie gesagt, meist nur den geringen Boden, der keinen Reis tragen mag und behilft sich auch gewöhnlich ohne Bewässerung. Das Schneiden der Pflanzen, die dort weniger hoch werden als in gut bewässerten Plantagen, nimmt er auch erst nach der Blüte vor, breitet die Gewächse auf dem Boden aus und läßt sie in der Sonne trocknen. Die dürren Blätter werden durch Schlagen mit Stangen von den Reisig getrennt und zu einem groben Pulver zerkleinert, das der Farbefabrikant erhält.

Der indische Indigofabrikant umgeht den Faulprozeß. Er setzt den gepülverten Blättern etwas Kalk zu, übergießt sie dann mit Wasser und leitet dasselbe nach ein Paar Stunden wieder ab. Trotzdem, daß er es durch grobes Ziegenhaarzeug durchseihet, kommen doch immer noch kleine Pflanzenreste in den Indigo. Nachdem er die Flüssigkeit ebenfalls einige Stunden lang durchgepeitscht hat, läßt er sie setzen und behandelt den Niederschlag in oben angegebener Weise. Der so erhaltene Indigo steht aber dem durch Gährung gewonnenen an Güte bedeutend nach, zeigt hie und da weiße Punkte und Pflanzenüberreste, ist schwer und blaßblau, weit schwachem Kupferglanz und krümelig.

In Aegypten soll man die Indigopflanzen mit kochendem, nach Anderen mit Wasser von 65° — 70° übergießen und dadurch den Indigo ausziehen. Hierbei wird der Faulprozeß ebenfalls umgangen und das Produkt soll von erster Qualität sein.

Der eigentliche Zweck aller dieser Verfahrungsweisen ist die Gewinnung des reinen blauen Farbestoffes aus den Gewächsen. Man erreicht dieses Ziel aber nur unvollkommen, denn mit dem erwünschten Indigoblau werden durch das Wasser stets noch eine ganze Anzahl anderer Stoffe auflöslich aufgelöst und nachmals wieder beim Schlagen oder beim Zugießen der Kalklauge niedergerissen, die den künstlichen Indigo um so geringer werden lassen, je mehr sie selbst vorwiegen. Wir sehen hierbei noch gänzlich ab von denjenigen Stoffen, die durch nachlässiges Verfahren als Unreinigkeiten in die Waare kommen oder gar in betrügerischer Absicht zugesetzt werden, wie letzteres hin und wieder mit einem blaugrauen Schiefermehl und mit Stärke der Fall sein soll. Mitunter enthält der künstliche Indigo nur $^1/_5$ reines Indigoblau, selbst die besten Sorten nicht mehr als $^4/_5$, das Uebrige sind Stoffe, welche von den Chemikern als Indigoleim, Indigobraun und Indigoroth unterschieden werden, und die sich nur mit Schwierigkeit vom Indigoblau trennen lassen.

Die verschiedene Güte des Indigo ist nicht nur von den Gewächsen abhängig, aus denen er gezogen ward, nicht nur durch die Methode bedingt, durch welche dies erreicht wurde, sie wechselt auch in dem Produkt derselben Fabrik. So trennt

Digitized by Google

man in Mittelamerika, das den sehr geschätzten Guatimala-Indigo liefert, in den Bottichen selbst die oberen Farbenschichten als die besten („Flore") von den mittleren („Sobre") und den geringeren unteren („Corte"). Guter Indigo muß auf der frischen Bruchfläche matt, erdig und fein aussehen, dabei völlig gleichartig erscheinen, also keine gröberen und härteren Beimengungen, keine helleren oder schwärzlichen Streifen enthalten. Aus der Reinheit der Färbung läßt sich schon bis auf einen gewissen Grad auf den Reichthum an Indigoblau schließen. Beim Reiben nimmt er bald mehr, bald weniger leicht einen starken Metallglanz an, bald goldig, bald kupferig und man unterscheidet darnach blauen, violetten, purpurnen, rothen, gekupferten, gefeuerten Indigo, jeden wieder von verschiedenen Graden der Feinheit. Je reiner und feiner die Indigosorten sind, desto leichter kleben sie an der Zunge, desto lockerer sind sie; manche schwimmen sogar auf dem Wasser. Gut bereiteter Indigo darf beim scharfen Austrocknen nicht über 3—6 Prozent leichter werden und beim Verbrennen nur etwa 7—9 Prozent Aschenrückstand lassen, und nur solche, die durch erdige Zusätze gefälscht sind, haben bis 20 Prozent Asche und mehr. Ob Indigo durch Stärkemehl gefälscht ist, läßt sich leicht beim Behandeln von etwas Indigopulver mit heißem Wasser erkennen. Dieses löst die Stärke auf, wird schleimig und färbt sich durch einige Tropfen Jodtinktur violett. Mitunter werden geringe Indigosorten auch wohl durch Berliner Blau äußerlich gefärbt. Es verräth sich dies bald durch etwas aufgeschüttete Aetzkalilauge, die dann eine hellere Färbung hervorruft.

Der Handel kennt eine außerordentlich große Menge verschiedener Sorten und bezeichnet jene von Guatimala, Java und Bengalen durchschnittlich als die besten. Außerdem liefert Amerika noch viele Sorten von Caracas, Brasilien, Karolina und den Antillen, Asien von Manila, Madras und Koromandel, anderer kommt von Aegypten, Isle de France und vom Senegal.

Aus dem käuflichen Indigo kann reines Indigoblau durch Sublimation erhalten werden, wobei sich freilich ein Theil desselben zersetzt. Wird der Indigo in einem verschlossenen Platingefäß zwischen glühenden Kohlen erhitzt, so entwickelt er violette Dämpfe, die sich als reiner Indigo absetzen. Durch alle Körper, die lebhaft Sauerstoff aufnehmen, wird das Indigoblau in eine farblose Substanz, das Indigoweiß, umgewandelt, das in alkalischen Flüssigkeiten löslich ist, nachmals aber bei Berührung mit dem Sauerstoff der Luft sich wieder als Indigoblau niederschlägt. Hierauf beruhen die Methoden, welche die Färber bei Verwendung des Indigo haben. Sie lassen die Umwandlung des Indigoweiß in der Küpe in Gegenwart der zu färbenden Stoffe vor sich gehen, und erlangen dadurch die innige Vereinigung der Farbe mit den Zeugen, wodurch diese Fabrikate sich so vortheilhaft auszeichnen. Als Auflösungsmittel verwenden die Färber theils Kalk, theils Pottasche, theils solche Stoffe, welche Ammoniak entwickeln, außerdem auch Eisenvitriol, Zinkoxydul, Operment, theils auch gährende organische Substanzen. Eines der gewöhnlichsten Verfahren ist Folgendes: Der käufliche Indigo wird mittelst besonderer Maschinen unter Zusatz von Wasser zu einem ganz feinen gleichmäßigen Brei zerrieben, dann mit einer hinreichenden Menge Wasser verdünnt und soviel Kalkmilch zugesetzt, daß auf je 1 Pfund Indigo 4 Pfund Kalk kommen. Mischt der Färber nun Eisenvitriol-Lösung hinzu, auf 1 Pfund Indigo je 3 Pfund, so entfärbt sich der dunkelblaue Brei zu einer hellgelblichen Masse, die nur auf ihrer Oberfläche einen blauen oder violetten Schaum trägt.

Digitized by Google

Die zu färbenden Zeuge, auf sogenannten Sternen ausgespannt, werden so lange eingetaucht, bis sie sich hinlänglich vollgesogen haben, dann an der Luft aufgehangen. Hier nehmen sie alsbald die dauerhafte blaue Farbe an, jedenfalls durch Oxydation des Indigoweiß in Indigoblau. Bei andern Arten von Indigo-Küpen bedient sich der Färber der Schwefelsäure als Lösungsmittel, da der Indigo gegen diese Flüssigkeit sich in eigenthümlicher Weise verhält. Ebenso künstlich als die Verfahrungsarten des Färbers, die wir nicht weiter verfolgen, sind die Proben, die man vorgeschlagen hat um sich auf wissenschaftlichem Wege sicher von dem Indigogehalt der künstlichen Farbenwaare zu überzeugen. Sie sind meistens umständlich, setzen mancherlei Kenntnisse und Fertigkeiten im Experimentiren voraus und verleihen schließlich schon deshalb kein zuverlässiges Resultat, da die Indigostücken derselben Kiste oder Serone fast nie von gleicher Beschaffenheit sind.

Man pflegt die Indigo-Sorten nach dem Lande zu benennen, aus dem sie stammen, und unterscheidet danach Bengal in 16 Sortimente. Die Verpackung geschieht in Kisten von je 300 Pfund und im Laufe des Jahres werden 40—50,000 Kisten hauptsächlich von Kalkutta aus versendet. — Java mit 21 Sorten; jährlich gehen von Batavia aus gegen 2,000,000 englische Pfund nach Amsterdam in Kisten von 1—2 Centner. Kurpah, kommt seltener nach Europa und dann in Gestalt kleinerer unregelmäßiger Stücke in Kisten verpackt. Madras, meist dreifach sortirt, in unregelmäßigen Stücken kistenweise verschickt. Koromandel nach verschiedenen Qualitäten sortirt, kommt nur wenig nach Europa. Oude (Auhd) ebenfalls selten. Manila in verschiedenen Sorten und länglich viereckigen Stücken. Caracas oder La Guayra, von dem gleichnamigen Hafen jährlich für etwa 1 Million Piaster in Ledersäcken (Serouen) verschifft, die je 100 Pfund enthalten. Guatimala in 2 Sortimenten, wird ebenfalls in Seronen zu je 150—200 Pfund versendet, jährlich 3—4000 Seronen im Werth von $1^1/_2$—2 Millionen Piaster. Beschränktere Anwendung finden der brasilianische, der Louisiana-Indigo, Karolina-Indigo (in Fässern von 3—400 Pfund), der Indigo von Isle de France, von St. Dominge und der ägyptische. Von Alexandrien werden jährlich für 2—3 Millionen Franken ausgeführt. Für die wichtigsten Sorten des ostindischen Indigo fügen wir die gebräuchlichen Benennungen bei:

Gradation der Sorten.

In englischer Benennung (für ostindische Sorten).

Fine blue	Dull blue
Ordinary blue	Inferior purple and violet
Fine purple	Strong copper
Purple and violet	Ordinary copper.
Ordinary purple and violet	

In französischer Benennung (für ostindische Sorten).

Surfin, violet et bleu	Moyen violet
Fin violet et pourpré	Fin rouge
Beau violet et pourpré	Bon rouge
Bon violet	Bon à fin cuivré
Violet rouge	Cuivré ordinaire et bas.

Digitized by Google

In italienischer Benennung (für ostindische Sorten).

Azzurro sopprafino gallegglante	Violetto ordinario
Azzurro violetto	Buon rosso tenero
Sopprafino violetto	Buon rosso
Fino porporino	Fino raminaceo
Fino violetto	Mezzano raminaceo
Buono violetto	Basso raminaceo.
Violetto rosso	

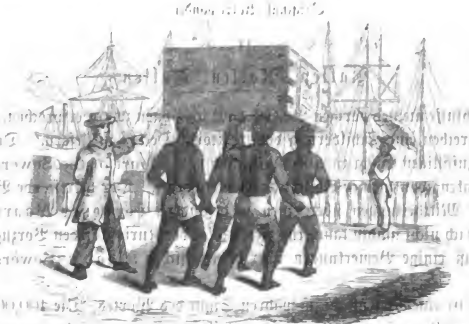
In deutscher Benennung.

Blauer (gut, fein, mittel, ordinär)	Gekupferter oder gefeuerter (gut fein,
Violett „ „ „ „	mittel, ordinär)
Rother „ „ „ „	Kohliger oder brandiger.

Der Java-Indigo geht nach Amsterdam, die übrigen Sorten vorzugsweise nach London. An beiden Orten werden sie jährlich in zwei großen Auktionen versteigert. Nach Deutschland kamen 1860 über **Bremen 154,632 Pfund im Werth von 303,983 ℳ. Gold**; über **Hamburg 10,716 Centner im Werth von 3,379,100 ℳ.** und gehörten dieselben nachstehenden Sorten an: **Guatimala und Caracas, Bengal, Madras, Manila und Java.**

Die Preise sind natürlich wandelbar, sie betragen für

Bengal .	ungefähr	5 — 7	ℳ. pr. Pfund in Hamburg.
Madras .	„	$2^3/_4$ — 4	„ „ „ „ „
Manila .	„	$1^1/_2$ — $3^3/_4$	„ „ „ „ „
Caracas .	„	$3^1/_4$ — $5^3/_4$	„ „ „ „ „



Versteigerung des Indigo in Kalkutta.

Digitized by Google

Industrielle Wanderungen.

Das Ausschwemmen der Kloaken.

Durch London.

(Original-Korrespondenz.)

II.

Ratten, Ratten, Ratten.

Am Schlusse meines vorigen Briefes habe ich Ihnen zwar versprochen, in meinem nächsten Schreiben eine Schilderung der „Viktoria-Docks" zu liefern. Doch bin ich durch einen zufälligen Gang zu einem Mitglied des „Court of the Sewers" (Direktion der Kloaken) von meiner Absicht abgelenkt worden. Der betreffende Beamte hat mir nämlich Mittheilungen über einen so besondern Londoner Waarenartikel gemacht, daß ich nicht umhin kann, für dieses Mal der Kuriosität den Vorzug zu geben.

Ich muß einige Bemerkungen über die englischen Kloaken (Sewers) voraus-schicken.

London ist eine Riesenstadt im wahren Sinne des Wortes. Die 400,000 Häuser, aus denen dieselbe zusammengesetzt ist, mit ihren essenden, trinkenden, verdauenden drei Millionen Leibern, der Regen des Himmels, der Ablauf aus den Küchen, Fabriken u. s. w., das Blut aus den Schlachthäusern, in denen allein 2,000,000 Stück Vieh getödtet werden u. s. w., bringen eine so ungeheure Quantität von theils wässeriger, theils schlammiger Flüssigkeit zuwege, daß London längst in seinem eigenen Koth erstickt wäre und als Guano in den Handel gebracht werden könnte, wenn man nicht bei Zeiten daran gedacht hätte, für die überirdische Stadt eine unterirdische als Abzugskanal zu bauen.

Digitized by Google

Die Londoner Kloakenstadt ist in der That, wie London selbst, ein Unicum auf der Welt. Nur das alte Rom, welches jährlich 1000 Talente (circa $1^1/_2$ Million Thaler) allein auf Reinigung seiner jetzt noch in den Trümmern vielbewunderten Kloaken verwandt haben soll, hatte Aehnliches zu bieten.

Londons Kloaken, wie die Straßenbeleuchtung ein Werk der neuern Zeit — es heißt, sie seien in ihrer jetzigen Gestalt erst im siebzehnten Jahrhundert begonnen worden — durchziehen in einer Länge von 5400 englischen Meilen, also ziemlich so lang, als der Durchmesser unsers ganzen Planeten beträgt, das ganze subterrane Gebiet der Weltstadt.

Man unterscheidet die Kloaken: in Kloaken erster, zweiter und dritter Klasse. Die Kloaken erster Klasse, sewers (sprich Soh-ers) genannt, liegen 4 bis 40 Fuß unter den Hauptstraßen, die zweiter Klasse, drains, münden aus den Nebenstraßen in dieselben und die dritter Klasse sind Kanäle für ein oder mehrere Häuser zusammen, welche mit den drains oder, wie bei den Hauptstraßen, mit den sewers communiziren.

Die sewers sind flintenlaufförmig, bis zu 50 Zoll hoch und 30 Zoll breit. Sie münden, wahre Schmutzströme, bei 1 bis $1^3/_4$ englische Meile Fall in der Stunde, 60 an der Zahl in die Themse. Nach offiziellen Berechnungen verunreinigen sie dieselbe jährlich mit 24,002,657,000 Gallonen Unrath, im Gewicht von 240,263,120,000 Pfund und im Volumen von 3,820,000,000 Kubikfuß, ein Umstand, der für den Geschmack und die Gesundheit der Londoner um so mehr in's Gewicht fällt, als die Küchen derselben fast ausschließlich Themsewasser zum Thee, Kaffee u. s. w., zum Kochen der Gemüse, Suppen u. s. w. benutzen. Es ist dies auch Veranlassung zur Anlegung eines neuen, jetzt im Bau begriffenen Kloakensystems geworden, nach dessen Vollendung kein Unrath mehr in den „Silberstrom" der Themse fallen soll. — Und doch gilt sonderbarer Weise London als die gesundeste Stadt der Welt!

Die Kloaken Londons sind in mannichfacher Beziehung zum Gegenstand sowohl der öffentlichen Fürsorge als auch der Spekulation geworden.

In ersterer Hinsicht nenne ich Ihnen nur die im Ganzen schwierige Reinhaltung der Kloaken, so weit man eben von Reinhaltung einer schmutzigen Sache reden kann. Dieselbe wird, was den Luftbereich betrifft, welcher durch Miasmen aller Art, Gase u. s. w. verpestet ist und der Umgebung durch Ausdünstung und Explosion Tod und Verderben droht, mittels oft wiederholter Ventilation zu erreichen gesucht. Eben so wichtig ist aber die Beseitigung der am Boden der Kloaken sich anhäufenden festen Bestandtheile des Kloakenwassers, die sich in kurzer Zeit oft bis zu 1 und $1^1/_2$ Fuß verdicken, und bei Mangel an Beaufsichtigung die gänzliche Verstopfung der so wichtigen Kanäle zur Folge haben würden.

Die Direktion der Kloaken hat für letzteren Zweck mehrere hundert Arbeiter, sogenannte flushermen, angestellt, deren Hauptgeschäft das „flushing of the sewers" bildet. Drei bis vier solcher Arbeiter, ein „gang", wie sie's nennen, begeben sich unter Aufsicht eines Inspektors, des „ganger", in blaue, lange, wasserdichte Ueberröcke eingehüllt, die sich bis an den Hals zuknöpfen lassen, mit bis an die Schenkel reichenden Wasserstiefeln und großen Fächerhüten, zu bestimmten Stunden in die Kloaken. Zur Erleuchtung des finstern, unheimlichen Raumes führt jeder eine Laterne mit sich. Die ihrer harrende Arbeit besteht in Folgendem. An gewissen

Digitized by Google

Stellen wird eine Wasserschütze, eine Art Schleusenthor errichtet, um das Kloakenwasser und das zur Reinigung der Kloaken aus den Wasserkanälen der Nachbarschaft in dieselben laufende Wasser aufzustauen. Hierauf beginnt das Aufhacken des festen Bodensatzes. Kaum vollendet, treten die Arbeiter zur Seite, die Schütze wird gehoben oder geöffnet, und das herbeistürzende Wasser führt die losgehackten Theile mit fort. Der Wasserfluth folgen auch wohl die flushermen mit Hacken, Rechen und Schaufeln, um die Wasserkraft bei Forttransportirung der Bodenstücke durch ihre eigene Kraft zu verstärken. Die Engländer nennen diese Arbeit „flushing", ein Wort, das sich nicht gut deutsch wiedergeben läßt. „Plötzlich ausschwemmen" würde dem Sinn wohl am nächsten kommen.

Harte Arbeit ist's, welche die flushermen zu thun haben, und nichts weniger als einladend, dabei oft gefährlich wegen der unvermuthet heranziehenden Gase, denen schon mancher Arbeiter zum Opfer gefallen. Für sechs und eine halbe Stunde tägliche Arbeit beträgt die Löhnung 24 bis 27 Shillings per Woche. Doch sind die Nebenverdienste oft lohnender als der feste Gehalt.

Die flushermen haben nämlich die Berechtigung, alles was sie in dem Schmutz der Kloaken an Werthvollem finden, als ihr Eigenthum mit hinwegzunehmen und, wenn es nicht schon Geld ist, zu Geld zu machen. Früher namentlich soll dies Geschäft reiche Ernten gebracht haben. Metall, Goldstücke, Uhren, Armbänder, Pretiosen u. dergl. m. finden sich jedoch auch heut zu Tage noch, wenn sich die betreffenden Arbeiter die Mühe nehmen wollen aufzumerken und hie und da selbst den Schlamm der Kloaken durch das Sieb gehen lassen, um damit die unterirdischen Schätze aus ihrer unsaubern Umgebung auf leichte Weise entfernen und auch ohne Wünschelruthe heben zu können.

Ein weiterer und im Ganzen viel bedeutenderer Nebenerwerb ist den flushermen aber im Fang der in ungezählten Schaaren die Kloaken durchschwärmenden Ratten geboten, die hier, so zu sagen, ihren Lieblingsaufenthalt aufgeschlagen haben.

Ratten? fragen Sie. Was wollen die Leute mit den Ratten? Wie kann die Ratte zum Gegenstand des Erwerbes, der Spekulation werden?

So fragte auch ich den Herrn vom „Court of the Sewers". Hören Sie, was er mir zur Antwort gab!

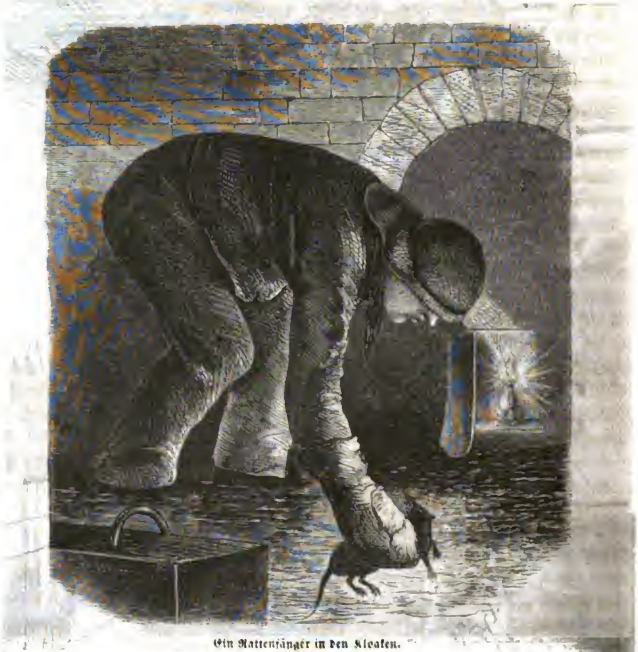
„Allerdings", sagte derselbe, „bilden die Ratten für manchen unserer Arbeiter einen sehr erheblichen Nebenerwerb. Namentlich gilt dies von den Leuten, welche ältere Kloaken unter sich haben und zumal solche Theile derselben, die in der Nähe von Schlachthäusern liegen, aus welchen selbstverständlich viel Nahrung für solches Ungeziefer in die Kanäle geht. Dort giebt es Ratten in ungeheurer Menge, während sie in den neueren, reiner gehaltenen Kloaken schon seltener geworden sind. Ich selbst habe daselbst Familien von 200 bis 300 Paar alten Ratten mit Hunderten ihrer Nachkommenschaft, darunter Exemplare so groß wie junge Katzen, gesehen, die sich in den oft stubengroßen Mauerlöchern angesiedelt hatten.

„In solche Rattenquartiere begeben sich die Leute, natürlich nachdem ihr Dienst als flushermen vorüber, und fangen nach Herzenslust. Mancher ist so gewandt und eifrig in diesem Geschäft, daß er täglich seine zwei bis drei Dutzend Ratten „macht." Meist geschieht der Fang mit der Hand, die in Folge dessen mit Schrammen und Narben der durchaus nicht ungefährlichen Rattenbisse überdeckt ist. Die gefangenen

Digitized by Google

Ratten werden von den Arbeitern in einen Sack oder in einen Kasten gesteckt, nach Hause geschleppt, in große Käfige gesperrt und bis zum Verkauf anständig gefüttert."

Aber wer in aller Welt kauft denn solches Gezücht, das man am besten todtschlägt, massenhaft und — lebendig? werden Sie fragen. Auch ich fragte so und erhielt von dem Herrn darüber folgenden Aufschluß.



Ein Rattenfänger in den Kloaken.

„Sie haben wahrscheinlich noch nicht von den „rat-matches" gehört! Sehen Sie, die Besitzer mehrerer ordinären Kneipen, so z. B. der in dieser Richtung bekannt gewordene Jenny Shaw, unterhalten in ihren Sälen förmliche Arenas, wo an einem bestimmten Abend wöchentlich zur Belustigung des Publikums — selbst Noblesse, ja sogar Damen stellen sich dabei ein — und als Probe für Hunde, die auf das Rattenfangen, resp. Rattentödten eingeübt sind, eine Rattenschlacht abgehalten wird.

„Außer der schaulustigen Menge, die durch Spirituosen u. dergl. m. dem Wirth wacker in die Taschen arbeitet, finden sich dabei Herren von Hunden aller Art ein. Eine Anzahl von Ratten wird bestimmt, die in einer gewissen Zeit, 2, 5, 6 Minuten etwa, von demjenigen Hund getödtet werden muß, der einen vom Wirth aufgestellten Preis, ein Halsband u. dergl. m., gewinnen will.

Digitized by Google

Londoner Rat-matches.

„Aus bereit gehaltenen Käfigen werden die Ratten in die Arena geworfen; ein Hund um den andern avancirt in den Circus, stürzt sich auf den Rattenknäuel und mordet, bis die festgesetzte Zeit um ist. Die von den einzelnen Hunden umgebrachten Thiere werden gezählt; darüber wird Protokoll aufgenommen und dem Hund, dem der Mordversuch in vorgeschriebener Weise gelingt, außer dem Preis auch noch der Beifall der Menge zu Theil. Daß dabei, wie das bei uns in England überhaupt Mode ist, links und rechts oft recht hoch auf den einen oder andern Hund gewettet wird, können Sie sich denken. Die getödteten Ratten werden nachträglich von den betreffenden Hundebesitzern bezahlt, ja diese nehmen sich oftmals sogar eine Portion lebendiger Ratten zur Einübung ihrer Hunde mit nach Hause. Preis pro Ratte ist meist ein halber Shilling.

„Solche Rattenschlachten währen nicht selten bis weit über Mitternacht, und es werden dabei durchschnittlich 500 Stück an einem Abend dem Orkus überliefert, so daß ein einziger Wirth in seinen „rat-killing matches" ungefähr 26,000 tausend Ratten im Laufe eines Jahres das Licht ausblasen läßt.

„An die Unternehmer solcher „rat-matches", die nicht genug Ratten auftreiben können, und gleichzeitig oft mehr als 2000 Stück davon in ihren Häusern gefangen halten, verkaufen nun unsere Leute die von ihnen gefangenen Ratten. Sie erhalten 3 bis 4 Pence pro Stück. Rechnen Sie, daß dieselben durchschnittlich den Tag zwei Dutzend Ratten abliefern, so bildet dies eine ganz anständige Nebeneinnahme im Jahr. Es giebt flushermen, die sich Jahr aus, Jahr ein mit diesem Geschäft ihre 100 Pfund Sterling aus den Kloaken holen.

„Der Bedarf nach Ratten ist jetzt übrigens so groß für die „matches", daß auch diejenigen Rattenfänger, welche das Ungeziefer in den Häusern und Palästen aufsuchen, dasselbe nicht mehr, wie früher, mit Gift, Wieseln, Frettchen, Hunden u. s. w. vertilgen, sondern wo es irgend geht, lebendig einfangen. Selbst der nobelste Vertreter dieses höhern Genre's der Rattenfängerei, der Wackere, welchen ich Ihnen hier im Porträt vorzeige und der sich mit Schuhen und Strümpfen, schwarzen Lederhosen, grünem Rock, rother Weste, dem breiten, eine Krone und Victoria Regina zwischen Ratten als Emblem führenden Brustband, dem Rattenkäfig und in Begleitung seines Pinschers gewiß recht anständig ausnimmt, — Mr. Black, Rattenfänger Ihrer Majestät der Königin (Rat-catcher to her Majesty) ist es — ich sage, selbst dieser tödtet jetzt nicht mehr, sondern fängt bloß die Ratten, die sich in Buckingham-Palace, in Regents-Park u. s. w. blicken lassen. Er verkauft sie, wie jeder andere seines Gleichen in die „matches" und macht sich damit, neben dem festen Gehalt, den er, ebenso wie Her Majesty's buck destroyer, d. i. Ihrer Majestät Wanzenvertilger, als Mitglied des Hofhaushalts der Königin genießt, ein ganzes hübsches Sümmchen.

„Her Majesty's Rat-catcher hat übrigens auch außerdem noch viel hohe Kundschaft unter Milords und Miladys für Ratten aller Sorten, in Stadt und Land, und bezieht von vielen Familien, je nach Lage der Wohnung, so seine 2 bis 5 Guineen Fixum, natürlich außer den Ratten selbst, die sein Eigenthum werden.

„Sogar vom Lande bekommt London jetzt mehrere Male in der Woche seine Rattenzufuhr. Die Landratten sind beliebter als die Kloakenratten, da sie nicht so bissig und, wie man sagt, ihr Blut nicht so giftig für die Hunde ist. Während früher die

Digitized by Google

Gutsbesitzer in Londons Nähe für jede todte Ratte zwei Pence zahlten, erhalten sie jetzt für die Erlaubniß, welche sie zum Fang auf ihrem Grund und Boden, in Ställen, Scheunen u. dergl. m. an Rattenfänger ertheilen, von den Rattenfängern sogar noch Geldvergütung.

„Früher", fuhr der Herr fort, „jagte man wohl auch in London, wie das noch in Paris der Fall ist, auf die Ratten, bloß um ihr Fell zu erhalten, das bekanntlich treffliche Damenhandschuhe liefert. Grenoble zeichnet sich noch jetzt in dieser Branche der Fabrikation aus. Doch lohnt der Fang der lebendigen Ratten weit besser. Wenn Sie bedenken, daß oft 50 Rattenfelle zu einem Paar Handschuhe gehören, werden Sie mir Recht geben.

Her Majesty's Rat-catcher.

„Ohne Zweifel", fügte der Beamte hinzu," gehört so ein „rat-match" veranstaltender Kneipier, obwohl an sich nur dem Vergnügen des Pöbels und vor Allem der erfolgreichen Füllung seines sonst vielleicht höchst schwindsüchtigen Geldbeutels dienend, zu den Wohlthätern unserer Londoner Menschheit.

„Was sollte aus uns werden, wenn man den Ratten nicht einen Damm entgegensetzen wollte? Wie dereinst in Spanien ganze Städte von Kaninchenhorden unterwühlt und die fruchtbarsten Auen in Wüsteneien verwandelt wurden, so würden auch Londons Paläste bald zu menschenlosen Ruinen verfallen, wenn man die Ratten überhand nehmen ließe. Selbst die große Armee, welche Kaiser Augustus zur Bekämpfung der gefräßigen Thiere nach Mallorka und Minorka sandte, würde nicht hinreichen, uns zu retten.

„Wie viel glauben Sie wohl, daß ein einziges Paar unserer Kloakenratten binnen vier Jahren Nachkommenschaft erzeugen kann? Das Weibchen wirft 10 Mal im Jahre und jedes Mal 12 bis 18 Junge. Das macht, in geometrischer Progression, binnen vier Jahren 3,000,000 Stück. Die Haut schaudert einem, wenn man die Folgen bedenkt, die das Gewährenlassen unserer Tausend und Abertausend Rattenpaare in den Kloaken nach sich ziehen würde.

„Da muß ich Ihnen doch noch ein kleines Kurioſum in Bezug auf die „matches" mittheilen.

„Ich selbst würde das Faktum für erlogen halten, wenn ich nicht Augenzeuge gewesen wäre. Sie können und werden mir es wohl auf's Wort glauben. Wo nicht, so steht es Ihnen frei, sich von der Wahrheit selbst zu überzeugen.

Digitized by Google

„In den „rat-killing matches“ kämpfen nämlich nicht immer blos Hunde mit Hunden um den Sieg und Preis, sondern bisweilen auch Menschen mit Menschen, ja selbst Menschen mit Hunden. Da giebt es Leute, die wirklich wahrhaft Erstaunliches in dieser Richtung leisten. Wie Hunde kriechen die Kerle auf allen Vieren heran, packen sehr geschickt die Ratten mit den Zähnen und beißen sie mit einem einzigen Krach mausetodt. Einen scheußlicheren, erniedrigenderen Anblick kann man kaum haben, als diese verthierten Menschen mit ihren von Rattenblut triefenden Mäulern. Allein was thut der Mensch nicht, um ein Stück Geld zu verdienen und seinen Hunger zu tödten?“

So weit der Herr vom Court of the Sewers. Auch ich will Ihre Leser nicht länger mit so unsaubern Geschichten incommodiren.

In meinem nächsten Schreiben hoffe ich Ihnen dagegen einige nicht uninteressante Beiträge zu dem Thema: „Wie man in London sein Geld auf der Straße sucht“ zu geben, worauf ich dann nicht ermangeln werde, auch der Viktoria-Docks zu gedenken.

Ein Sabbarder in den Kloaken.

Digitized by Google

Ferienreisen eines Handelsschulmeisters.

Von Dr. Ed. Amthor.

Erste Station.

Von Gera nach Hof.

Wem je das Glück widerfahren, in einem königlich sächsischen gelben Postwagen, der in hundertster Auflage revidirten und modernisirten berühmten „gelben Kutsche", oder in einem „Fürstlich Reuß-Plauisch- Fürstlich Thurn- und Taxisschen" rothen, einem sogenannten „Blutwagen", dessen Sitzraum im Interieur auf höchstens sechs Personen bemessen ist, mit fünf Frauenzimmern und etwelchen Kinderlein eine Reihe von Stunden zubringen zu müssen, der kann sich das Gefühl des Entzückens recht lebhaft vorstellen, welches Verfasser dieser Zeilen empfand, als er vor dem Posthause zu Tibetopolis, vulgo Gera oder Klein-Leipzig geheißen, den Wagenschlag einer jener vierräderigen Lokomobilen öffnete, welche neben der durch besondern Ueberfluß an Mangel an Personenfrequenz ausgezeichneten Gera-Weißenfelser Sackbahn die erhabene Bestimmung zu erfüllen haben, die inländischen reußischen Interessen jüngerer Linie mit dem deutschen Ausland zu verbinden.

Welch ein reizendes Bild! Eine wahre Mustersammlung von Krinolinen stellte dem Auge sich dar! Kopf an Kopf, Zopf an Zopf! Kein Apfel konnte zur Erde vor lauter Hüten, Shawls, Kobern, Schachteln, und doch war der Mann am Wagenschlag im Besitz eines mit Nr. 1. ausgefüllten Postscheins. Glücklicher Weise war die Scene aber nicht in die Schweiz verlegt, wo in Bezug auf das Sitzeinnehmen die musterhafteste Ordnung herrscht und das „Suum cuique" (Jedem das Seine) als oberstes Gesetz des Kondukteurs gilt. Auch waren ja außerdem galante Rücksichten zu nehmen, worauf der Herr Postschaffner jedenfalls schon im Voraus gerechnet hatte. Ein gewiegter Reisender freilich, der sich seinen Comfort auch im Reisewagen, so gut es nur irgend gehen mag, zurecht macht, berücksichtigt dergleichen nicht sonderlich, selbst auf die Gefahr hin, damit einen diplomatischen Notenwechsel zu veranlassen.

Die Sache arrangirte sich indessen mit etwas Geduld, die in solchen Fällen ein wahrhaft beneidenswerthes Erbtheil des germanischen Stammes bildet, weit besser, als aus den Prämissen zu folgern gewesen. Die verschiedenen Vor- und Hintersassen nebst Accidenzien und anderweitigem Zubehör thaten alles Mögliche, dem ungalanten Eindringling die Passage zu erleichtern, so daß es, nach Umschiffung mehrerer Knieinseln und Fußklippen, der Nr. 1. gelang, auf Nr. 6. einige Quadratzoll Raum zu erspähen und sich daselbst häuslich niederzulassen. Noch zwei bis drei Ausbeugungen nach rechts und links, sowie ebensoviel Aufstände zur Unterbringung der Rockschöße u. d. m. und Nr. 1, zum Glück eine schmächtige Persönlichkeit, die noch dazu außer der unvermeidlichen „Kochler", der wenig beleibten Reisetasche, dem bescheidenen Shawl und dem spitzen Gehstock nichts Bauschiges oder irgendwie Belästigendes mit sich führte, saß fest, gründlich fest zwischen Schönheiten der Natur, mit der frohen Aussicht, sich, da Gott sei Dank, die Fenster geöffnet waren, wenigstens das Recht, freie Luft zu schöpfen, nicht verkümmert zu sehen. Die Willfährigkeit des

Digitized by Google

Krinolinenordens schwang sich jedoch noch weiter empor, sie ging sogar bis zu huldvollem Gestatten des Weiterrauchens der, beiläufig gesagt, sehr preiswürdigen und lieblich duftenden Havannah aus der wohlrenommirten Geraer Fabrik des Herrn Paul Gerhard.

Was brauchte der Mensch mehr, um glücklich zu sein, da ja überdies der Tag der Abreise zugleich der erste Ferientag war, und dieser Umstand schon allein im Stande gewesen wäre, dem unter Mofeten und Solfataren, wie Franklin zwischen Eisbergen, eingeklemmten Reisenden die rosigste Laune zu verleihen.

Ferien, ja Ferien! Einen unbeschreiblichen Reiz übt der Klang dieser sechs Buchstaben auf eine Schulmeisterseele aus; beschäftige sich dieselbe mit dem A-B-C und dem Einmaleins des beschränkten Unterthanenverstands oder mit Interpretation und Konjekturalkritik der allein selig machen sollenden römischen Klassiker und der aus dem Studium griechischer Partikeln hervorquellenden Weisheit des auf seine humaniora pochenden Fürstenschülers, oder bewege sie sich in dem leider so oft noch mit einem „Ich danke Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute" über die Achsel angesehenen Bestreben, nützliche Glieder des Gewerbestandes und rührige Jünger des Merkur heranzubilden.

Allen Abarten der genannten Menschenspezies sind die Ferien wahre Lichtpunkte ihrer vielfach trüben und meist nur auf das „Gieb uns unser täglich Brod" gewiesenen Existenz, Alle haben in den Ferien wenigstens ein Vorrecht vor den übrigen Ständen des Staats voraus, welches die reichlich auf den Weg gesteckten Dornen des Undankes mit Rosen und Vergißmeinnicht umwindet, den sauern Schweiß der heißen Sommernachmittagslektionen überzuckert und die viel angestrengten Räder der Lungenmaschine salbt und einölt. Kein Wunder daher, daß der Lehrerstand dieses Vorrecht hütet, wie sein eigenes Leben, und daß selbst der pflichtgetreueste und stundenpünktlichste Schulmann sich, wie die Pflanze nach Licht, so nach den schönen Tagen von Aranjuez, den Tagen der Stärkung und Sammlung sehnt und dann und wann wohl die Zeit nach Wochen und Tagen abrechnet, die der Erscheinung der heißgeliebten noch voranzugehen hat, in Parallelität mit seinen Herren Jungens oder vielmehr jungen Herren, von denen die schlechtesten Rechner in dieser Beziehung sonderbarer Weise gerade am richtigsten kalkuliren, während oft selbst die tüchtigsten, bei Wiederbeginn des Unterrichts, durch Verspätung darthun, wie schlecht sie subtrahiren gelernt haben. Es wäre sicher kein Fehler, wenn auch andere Stände danach strebten, sich einige Zeit im Jahre auf solche Freiheitsoasen zurückzuziehen. Namentlich im Kaufmannsstande könnte eine derartige Einrichtung nur segensreich wirken. Die Thätigkeit desselben ist häufig eine ziemlich eintönige und mechanische und seine Diener versauern nur zu oft bei dem Hauptbuch und über der Kasse, die sie blos des Mittags zur Befriedigung ihrer Eßlust, des Abends beim Bierglas, Billard und Karte, des Nachts in den Armen des Morpheus und des Sonntags, wenn es gar zu schön ist, bei einem kurzen Spaziergang vergessen dürfen. Es setzte dies nur etwas Gefälligkeit des Prinzipals und der Comptoirherren unter einander voraus und selbst das in den regelmäßig — für jeden Einzelnen natürlich zu anderer Zeit — wiederkehrenden Ferien Versäumte würde nach Schluß derselben um so lieber und rascher nachgeholt werden. Doch das wird wohl ein frommer Wunsch bleiben, wie gar manches Ausführbare unter dem Mond.

Digitized by Google

Der Reisende auf Nr. 6. war ein volles Halbjahr der Sklave seiner Schule und, was noch mehr sagen will, seiner Pensionsschaar gewesen, die sich nun, nach Verpackung, Vernagelung, Verschnürung, Versiegelung eines ganzen Heeres von Koffern, Kisten, Reisesäcken und nach feierlicher Abschiedsscene, an den geliebten heimatlichen Heerd der harrenden Väter, Mütter, Onkels, Tanten, Vettern und Muhmen begeben hatten. Er befand sich daher wohl, sehr wohl, ungeheuer wohl, selbst auf dem Minimum eines Sitzes, das ihm das genus femininum übrig gelassen. Er fühlte sich um so behaglicher, als sein öfters und immer unter neuem Genusse verfolgtes Reiseziel das gemüthliche Bayernland und Oesterreich war, und selbst sein freundlicher Verleger ihm die Versicherung mit auf den Weg gegeben hatte, daß er auf einige Wochen mit allen Freuden und Leiden der Redaktion des „Vorwärts“ und mit der übrigen schriftstellerischen Thätigkeit im Dienst der ehrenwerthen Dita „Otto Spamer“ verschont bleiben sollte.

Daß aus dieser großen und freien That eines freien Mannes nun wieder der freie Beschluß eines andern freien Mannes hervorgegangen, einige Reisenotizen, zumeist in handelsgeographischer Richtung, zu Papier zu bringen, mit dem Zweck, dadurch eine vielleicht nicht ganz unnütze Unterhaltung für den geehrten Leser zu bieten und ihm da und dort einen Wink zu geben, den man in dem Allerwelts-Bädeker umsonst suchen würde, möge man dem Redakteur zu gut halten, der sich für verpflichtet hielt, auch einen Theil seiner Freizeit dem „Magazin“ zu widmen, in dem Glauben, daß bescheiden Gegebenes auch wohl bescheidene und freundliche Aufnahme finden werde.

„De gustibus non est disputandibus, die Geschmäckerche sein verschiede“, pflegte mein alter Hausphilister zu sagen, ein tapferer und ehrenfester Ritter von der Nadel, der sich durch langjährigen Umgang mit den Herren Studiosen zu einer solchen Höhe der Diction emporgeschwungen hatte.

So will auch ich nicht darüber rechten, ob der Weg von Gera nach Gößnitz zu den schönen oder unschönen gehört. Ich bin nie ein Freund des weder kalt noch warm, des unentschiedenen juste milieu gewesen, und ziehe dem an sich ganz lieblichen Gehügel, das sich zwischen Elster und Pleiße aus dem Voigtlande herabzieht und in den Uebergängen zur Ebene auf altenburgischem Gebiet von der Straße nach Gößnitz durchschnitten wird, die absolute Ebene oder das absolute Gebirg vor. Das ewige Hügel-auf-und-ab, ohne viel zu steigen und zu fallen, wirkt schrecklich ermüdend. Ueberall Anfänge zu hübschen Landschaftsbildern, nirgends etwas Vollendetes. Sanft gewellt zieht sich die Straße durch üppige Getreidefelder und saftige Wiesenauen, hier ein schmales, schleichendes Flüßchen, dort einen Waldeshang entlang, jetzt auf der Höhe mit halbfreier Ausschau bis zu dem blauen Erzgebirge, dann wieder im Thale an kleinen Teichen hin. Denkt man sich dazu verschiedene Rindvieh- und Schafheerden, Bauernkarossen, von raschen Hengsten gezogen, dahin schlotternde Dünger- oder Erntewagen, von Zeit zu Zeit ein Gut, mit schloßartigem Herrenhaus und umliegenden Häuslerhütten, oder ein stattliches Wirthshaus, zu Abhaspelung des unvermeidlichen Skatspiels, das, beiläufig gesagt, wohl nirgends so theuer gespielt wird als hier, spricht man doch von 20 Silbergroschen per point, so ist das Straßenbild durch diesen Theil unseres Vaterlandes so ziemlich fertig. Ein Interesse wird dem Ganzen noch durch die originelle Tracht der Landleute verliehen. Die

Digitized by Google

kleinen Hütchen der oft recht dickköpfigen Bauern, ihre langen Talare und Predigerstiefel, die wie bleßirt mit dickem Kopftuch umwundenen Häupter der im Ganzen wenig schönen Bäuerinnen, ihre pappernen Brustharnische haben schon manchem Fremden, der des Weges zog, die Grille vertrieben, daß alles Alte besser und schöner lasse als das Moderne.

Fruchtbar aber ist das Erdreich im Altenburgischen, wie in wenigen Strichen Deutschlands, namentlich Cerealien, Oelgewächse und Futterpflanzen gedeihen in außergewöhnlicher Weise. Treffliche Rindvieh-, Schaf- und Pferdezucht, in Verbindung mit reichen Ernten, welche dem Boden, auch ohne Vorliebe zu den landwirthschaftlichen Verbesserungen der Neuzeit entsprießen, für die hier nicht überall reger Sinn herrscht, haben den altenburger Bauer wohlhabend, dann und wann freilich auch recht bauernstolz und üppig gemacht. Man betrachte die Herren auf den Roßmärkten der Umgegend, an Kirmsen, wo oft Hunderte von Thalern für Wein und Küche aufgehen und von früh bis Abend alle Tage offene Tafel für Freunde und Freundesfreunde gehalten wird, man beobachte sie an Festgelagen, und man wird zugeben müssen, daß ihnen mit obigem Ausspruch kein Unrecht geschieht.

Wie bedeutend übrigens der Getreidebau des Landes sei, kann unter anderm der Besuch eines Wochenmarktes in Ronneburg lehren, dessen Getreidepreise noch heute maßgebend für Ostthüringen und das benachbarte Sachsen sind, und von wo viele Cerealien zur Ausfuhr gelangen. Ein treffliches Erzeugniß der altenburgischen Oekonomie, welches vielfach in den Nachbarländern zu Verkauf gestellt wird, bilden auch die kleinen Handkäse. Hast Du sie noch nicht versucht, lieber Leser, so laß Dich die Mühe nicht verdrießen, sie Dir gelegentlich auf Deinen Frühstücktisch zu schaffen. Du wirst sie zart finden, wie feinste Butter und lieblich schmeckend, wie Nuß- und Mandelkern. Ein Gläschen Rothwein oder ein Seidel Bayerisch dazu ist eine wahre Delikatesse.

Auch die Fabrikation der an der Straße von Gera nach Gößnitz liegenden Städte, Ronneburg und Schmölln, ist nicht unbedeutend. Während sich die Fabrikthätigkeit Ronneburgs fast ausschließlich noch in der Sphäre des Geraer Fabrikationscyklus bewegt, der sich von Reichenbach im Voigtlande über Greiz, Weida, Gera bis hierher erstreckt und feine Kammwollstoffe, Thibets, Alepins, Cachemirs, Merinos zum Gegenstande hat, beschäftigt sich Schmölln mit Tuch, Buckskin, Cassinet und schließt sich damit den benachbarten Städten Werdau und Crimmitschau an. Schmölln zählt nebenbei, ähnlich der Hauptstadt des Landes, einige Bürsten- und Pinselfabrikanten unter seine gewerbthätigen Glieder. Auch werden hier die bekannten Mülledosen von verschiedenen Firmen gearbeitet, aus denen, wie wir aus Erfahrung wissen, ein guter Schwenker'scher Doppelmops oder ein Offenbacher Pariser noch ein Mal so gut schmeckt. Ronneburg ist überdies durch eine eisenhaltige, zu Trink- und Badekur benützte Mineralquelle bekannt; leider zeichnet sich nur das fürstlich eingerichtete und allerliebst gelegene Badehaus durch vielfache Leerheit an Badegästen aus, eine unangenehme Eigenschaft so vieler, neuerdings wie Pilze emporgeschossener thüringischer Badeorte.

Im Verlaufe weniger Stunden — wir fuhren mit der enormen Geschwindigkeit von ¾ Meile die Stunde — waren alle geschilderten Merkwürdigkeiten an unserm leiblichen und geistigen Auge vorübergezogen. In Schmölln, wo Postwechsel ist,

Digitized by Google

theilt sich die Straße, der Hauptwagen fährt nach Altenburg, ein Nebenwagen nach Gößnitz. Zu nicht geringer Freude für mich und wahrscheinlich auch für meine Umgebung entstieg ich daselbst dem Engpaß von Thermopylä auf Nr. 6. Der nach Altenburg fahrenden Damengesellschaft, die sich meiner in so liebreicher Weise angenommen hatte, daß mir der Rock in tausend Falten, der Hut in hundert Berge und Thäler und Herz und Rippen fast zu einem durchsichtigen Papierstreifen zerpreßt waren, wurde ein aufathmendes „Glückliche Reise" auf den staubigen Weg gegeben, und in wenigen Minuten war der Hafen der Stadt Gera an der Leipzig-Hofer Staatsbahn, der Bahnhof zu Gößnitz erreicht.

Gößnitz, recht angenehm im Thal der Pleiße gelegen, ist in neuerer Zeit ein nicht unwichtiger Knotenpunkt für die sächsischen Westbahnen geworden. Schon die sächsisch-bayerische Linie hatte dem gewerbreichen Orte Leben verliehen; es ist dies aber durch Eröffnung der Chemnitzer Bahn bedeutend erhöht worden und wird noch mehr wachsen, sobald daselbst auch die projektirte und sicher zur Ausführung gelangende Linie Gera-Gößnitz einmündet.

Von der Bedeutung der Station Gößnitz bekommt man durch den Anblick des geräumigen und eleganten Bahnhofs sofort eine leibliche Idee. In der That ist der Personenverkehr daselbst auch recht ansehnlich. Sowohl die von Leipzig und dem untern Theil der Leipzig-Hofer Bahn, als die von Hof und dem obern Theil derselben kommenden Passagiere, welche nach dem Centralpunkte der berühmten halbwollenen und halbseidenen Stoffe, Meerane und Glauchau, oder nach dem, wenn auch nicht in Gold gefaßten, doch in Baumwolle eingewickelten sächsischen Manchester mit seiner spinnenden, webenden, wirkenden, strickenden, bleichenden, druckenden, färbenden Umgebung, sowie nach den Tuch-, Flanell-, Posamentirdistrikten Oederans, Haynichens, Annabergs u. s. w. reisen wollen, müssen hier die Wagen wechseln — dies ist natürlich auch in umgekehrter Richtung der Fall. Dazu kommt noch der Ab- und Zugang aus den benachbarten thüringischen Staaten auf der von uns befahrenen Straße. Kurz, „es giebt im Menschenleben zu Gößnitz Augenblicke", vorzüglich am dortigen Büffet, wo das „Nur nicht drängeln" in dem Lexikon eines hungrigen oder durstigen Reisenden nicht stehen darf, wenn er nicht zu kurz oder zu spät kommen will.

Verfasser dieser Zeilen brauchte jedoch nicht zu „drängeln". Es war noch eine volle halbe Stunde bis zur Abfahrt, also genügend Zeit, um — so nahe an Sachsens Grenze schickte sich das — in ächt sächsischer Weise die Magenuhr mit einigen „Bemmen" wieder richtig zu stellen und durch ein paar Tassen „Goffee" die Kehle vor dem Schicksal des Vertrocknens zu bewahren. Nach all diesen „rettenden Thaten" wurde der unumgängliche Vorweis nach Hof gelöst, eine neue Cigarre in Brand gesetzt, um das dampfende Ungethüm sympathetisch empfangen zu können, an der Stationsthüre Posto gefaßt, das Nochvorhandensein von Brieftasche und Börse mittelst sondirenden Drucks rekognoszirt und beschlossen, das Weitere in voller Resignation gegen die 25 Grad Réaumur, die das Schattenthermometer zeigte, auf dem Perron abzuwarten.

Ein Pfiff, noch einer, die „Rauchchaise" brauset heran. „Einsteigen, meine Herren!" „Nach Hof, Herr Kondukteur!" „Zweite Klasse?" „Nein, dritte!"

Von der allgemeinen Wahrheit, daß alles in der Welt eine Vor- und Rück-, eine rechte und linke Seite habe, sind natürlich auch die Eisenbahnwaggons nicht ausge-

Digitized by Google

nommen, und es ist sehr zwei- oder vielmehr viererlei, auf welchem Punkt der eisenbahnlichen Windrose man sein irdisches Selbst unterbringt. Der erfahrene Reisende wird, wenn irgend möglich, den Rücksitz wählen, wegen der unverschämt zudringlichen Staub-, Kohlen- und Rauchgäste, welche das Fahren auf der Schienenstraße so genußreich machen. Der Sachkenner und Naturfreund aber wird auf der Bahn nach Hof links sitzen, da mit Ausnahme Crimmitschaus alle bedeutenderen Orte auf dieser Seite liegen, man auch nach dieser Richtung, der Gebirgsseite, den schönsten Ausblick hat. Also Hintersitz links dritte Klasse hieß das beim Einsteigen in Gößnitz gestellte Problem. Es wurde sofort entsprechend gelöst.

Aber dritte Klasse? Ein Schulmonarch mit einem Tüppelchen Souveränetät über den Augenbrauen und dritte Klasse! Pfui, da zu fahren, wo, wie man sagt, die Schaffner das Recht haben, die Passagiere grob zu behandeln, wo sich der schmutzige Bauernkittel ebenso breit macht, wie der schlichte Bürgerrock. Nun eben deswegen! Wer ungenirt reisen und dabei Land und Leute kennen lernen, wer den langweiligen Salonton und das nicht immer geistreiche Geschwätz gewisser fahrender Ritter vermeiden will, der wird sich, namentlich bei 25 Grad Reaumur im Schatten, in der dritten Klasse stets wohl befinden, wenn er auch nicht immer Pflanzercigarren, sondern dann und wann sogar ein Stück Schmierkäse zu riechen bekommen sollte. Vor der allerdings verrufenen Grobheit der Herren Kondukteure gegen Passagiere dritter Qualität bewahrt aber zuversichtlich ein freundliches Wort von Seiten des Einsteigenden, eine gute Cigarre für die wettergebräunten Lippen des die Billets knipsenden Beamten und hier und da ein Gläschen Gerstensaft für den durstigen Gaumen des Mannes von schwerem Dienst, dessen Stellung leider selten von schwerem Verdienst ist.

Die Bahn von Gößnitz nach Hof, die wir nun einige Stunden entlang rollen, bietet namentlich im ersten Theil ihres Trakts durch das Pleißenthal oberhalb Crimmitschau und Werdau viel Liebliches. In Werdau theilt sich die Bahn.

Die Seitenlinie übersteigt die Höhe zwischen Pleiße und Mulde und führt nach Zwickau, der Stadt der „schwarzen Diamanten", von da durch das schöne Muldenthal an Bolkwa, dem Dorf der Millionäre, an der Marienhütte, an Stein, Schleina, blaufarbigen Andenkens, vorüber und von hier aus eines Theils nach dem in weißen und schwarzen Spitzen, Blonden, Valenciennes u. s. w. nähenden, stickenden, klöppelnden Bereich von Schneeberg, anderu Theils an der berühmten Geitner'schen, jetzt Lange'schen Argentanfabrik zu Aue vorbei in das Herz des sächsischen Eisenreichthums bei Schwarzenberg.

Die Hauptbahn dagegen steigt von Werdau ab zur Wasserscheide zwischen Pleiße und Elster über Reichenbach empor, wo die Greizer und Lengenfeld-Auerbacher Postlinien einmünden, und bewegt sich dann ziemlich eintönig, nur hier und damit hübschem Ausblick auf das den Horizont begrenzende Erzgebirge, über den Rücken der vielfach zerrissenen, buckligen, dichtbewaldeten, von Wiese und Kartoffeläckern bedeckten, mit Schindel- und Schieferdächern besäeten Hochebene der voigtländischen Grauwacke. An Plauen, dem zukünftigen Ausmündungspunkt für die Plauen-Eger-Bahn, und an verschiedenen kleineren Stationen vorbei erreicht sie ihren höchsten Punkt bei Reuth und fällt dann rasch in das freundliche Saalthal bei Hof.

Von Werdau aus ist der Bahnbau ein geld- und zeitraubendes Stück Arbeit gewesen. Die Schwierigkeiten, welche derselbe durch Anlage von Curven, Dämmen,

Digitized by Google

Durchschnitten, Viadukten und Brücken zu überwinden hatte, waren sehr bedeutend. Unter letztern ragen namentlich zwei wahre Wunderbauten hervor, die Göltzschthalbrücke, welche kurz hinter Reichenbach die Thalwände des Göltzschbachs verbindet, und die Elsterbrücke bei Jocketa, einige Eisenbahnminuten vor Plauen.

Reisende, welche die beiden Brücken noch nicht gesehen haben, sollten sich, wenn sie einen halben oder ganzen Tag erübrigen können, mit dem Darüberhinfliegen nicht begnügen, sondern in Netschkau, dem ersten Anhaltepunkte der Güter- und Postzüge hinter Reichenbach, Halt machen und von da in das Thal herabsteigen, um den Cyklopenbau der Göltzschthalüberbrückung von unten zu bewundern. Dort erst tritt die ungeheure, 2045 Fuß lange und 278 Fuß hohe, in vier Stockwerken aufgethürmte Steinmasse, deren Aufbau Millionen gekostet und das ursprüngliche Aktienkapital der Bahn mit einem schwergefühlten Plus heimgesucht hat, in ihrer eigenthümlichen, wahrhaft imposanten Großartigkeit in die Augen. Nicht minder verdient die Elsterbrücke, welche man von Netschkau aus in wenigen Minuten per Bahn erreicht, eine nähere Betrachtung, zumal dort eine nette Gebirgsscenerie den Thalgrund schmückt, welche zur Hervorhebung des schlanken Baues nicht wenig beiträgt. Ein kurzer Ausflug von da die Elster abwärts nach dem etwa eine Wegstunde entfernten sogenannten „Gesteinig", einer Felsenpartie wahrhaft alpinischen Styls, welche in Mittel- und Norddeutschland ihres Gleichen sucht, könnte der gewiß jedem Naturfreund unvergeßlichen Partie den grandiosesten Abschluß geben.

Für den Kaufmann und Industriellen in specie bietet die Fahrt auf der Göß-nitz-Hofer Bahn viel Interessantes. Sie liegt in einem der arbeitsamsten Distrikte des fleißigen Sachsens und von der Millien Hände, welche die Industrie des Königreichs in Bewegung setzt, regt sich ein guter Theil in diesen Regionen. Namentlich aber sind es die Städte Crimmitschau, Werdau, Reichenbach und Plauen, die man „industriell bis zum Exzeß" nennen könnte. In letzterem — man muß ja nicht immer von vorn anfangen — sowie in der ganzen Gegend, die da links drüben von Plauen liegt, in Auerbach, Lengenfeld und wie sie alle heißen die thätigen Orte, hat die Fabrikation der bekannten „Plauenschen Waare" ihren Sitz, jener weißbaumwollenen Artikel, welche in glatter, façonnirter, brochirter und brodirter Waare als Mulls, Jacennets, Battiste, Damaste, Cambrics, Mousselins, Gardinen- und Robenstoffe in alle Welt gehen und an Schönheit, ausgezeichneter Bearbeitung, Vorzüglichkeit der Muster nur von den St. Gallener Fabrikanten überholt werden, während sie auf gleicher Linie mit den trefflichen französischen Weißwaaren von St. Quentin und Tarare stehen und diese durch Billigkeit übertreffen. Die erstgenannten drei Städte, Crimmitschau, Werdau und Reichenbach, dagegen sind die „schwarzen Städte par excellence". Sie beschäftigen ein Viertheil ihrer Einwohnerschaft allein in den Fabriken, resp. Spinnereien und verkürzen derselben hier in einer dumpfen Atmosphäre, bei einer Ohren betäubenden, Geist und Körper schwächenden Arbeit das Leben um 25%. Ueberall Geächze von Maschinen, Schnurren der Räder und Spindeln; unaufhörlich qualmen die wegen Zwickau's Nähe billiger als anderwärts gespeisten hohen Schornsteine und bilden eine dreifache Mauer dichten Dampfes über den Städten, durch welche es der Sonne oft schwer wird, ein Loch zu brechen. Und alles dies, um mitzuhelfen, daß die Menschheit auch in den fernsten Erdtheilen mit billiger Kleidung ihre Blöße bedecke, und dabei, wie sich von selbst versteht, an der

Digitized by Google

Elle ein paar Pfennige zu verdienen! — So thun Crimmitschau und Werdau ihr Möglichstes zur Herstellung preiswürdiger Buckskins, Cassinets u. s. w., ersteres macht außerdem stark in Vigogne, letzteres in Tuchen aller Art. Reichenbach dagegen bildet in seiner Fabrikation den Uebergangspunkt von den Kammwollstoffen der Geraer Gegend zu den Streichgarnartikeln Werdau's, der Vigogne Crimmitschau's, den Glauchauer Artikeln und der Plauen'schen Waare.

Die Göltzschthalüberbrückung.

Der Waggon, in welchem ich die vierstündige Fahrt nach Hof vollendete, hatte sich während dieser Zeit wohl vier bis fünf Mal geleert und gefüllt. Meist waren es kleine Geschäftsleute, Faktoren der umliegenden Fabrikherren, Oekonomen, hier und da auch ein ehrsamer Pastor loci nebst Ehehälfte oder ein Schultyrann vom Lande, die ab- und zugingen, lauter offene, gefällige, höfliche Menschen, ohne Falsch und Harm, denen der Stoff zum Reden und Scherzen nie ausging. War der Napoleon fertig, so ging's an die schlechten Zeiten, und waren die Befürchtungen für die Kartoffelernte ausgetauscht, so kamen die Vogelschießen aufs Tapet; Nationalverein, voigtländische Viehzucht, deutsche Flotte, Plauensches Bier, amerikanische Frage und Mehlklöße, Alles kam an die Reihe und wurde nach Kräften abgekannegießert, nur hier und da von einem Lokomotivenpfiff oder einigen Minuten Aufenthalt an irgend

Digitized by Google

einer Station unterbrochen, an welchen es natürlich überall Bekannte gab, denen die Hand gedrückt oder zugetrunken werden mußte. An Langeweile war nicht zu denken, wenn man sich mit den rebseligen Leuten, denen das Gemüth schon in den Augen lag, nur unterhalten wollte.

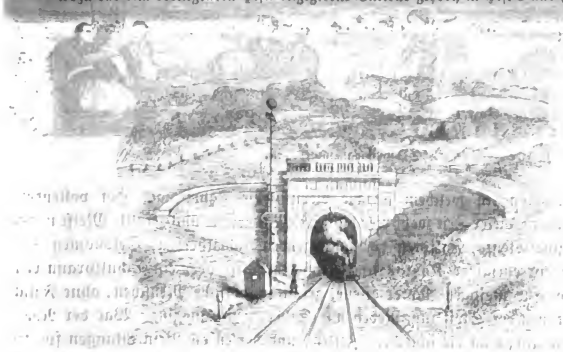
So nahte denn, nachdem wohl ein Dutzend Stationen passirt worden waren und schon seit einer Viertelstunde die Grenzpfähle und Wegweiser durch ihr Blauweiß den großen Schritt über Bayerns Grenze verkündet hatten, das recht nett an der Saale gelegene Hof heran, in dessen stattlichen Bahnhof wir nach wenigen Minuten einfuhren.

„Wie lange, Herr Kondukteur, bis zu Abgang des Nürnberger Zugs?" „Keine fünf Minuten, wir haben uns fünfzehn Minuten verspätet, eilen Sie, der Lokomotivenführer da drüben macht sich schon fertig, und die Bayern fackeln nicht lange, wenn sie keinen Durst mehr haben."

Jawohl, sehr richtig! „Die Bayern fackeln nicht lange, wenn sie keinen Durst mehr haben." Wenn die bayerischen Herren Kondukteure Durst haben, da kommt's ihnen auf eine Viertelstunde nicht an, die wird wieder durch schnelleres Fahren eingeholt; aber wenn die Passagiere etwas brauchen und die Herren Kondukteure keinen Durst haben, was aber, zu ihrer Ehre sei's gesagt, selten vorkommt, dann ist ihnen jede Sekunde goldeswerth. Das wußte ich, als gebranntes Kind, schon aus Erfahrung.

Also, aus dem Wagen springen, Platz rechts und links machen, wie wenn's einen Parterreplatz zum „Nordstern" zu erobern gegolten hätte, die mir wohlbekannte Halle entlang durch die Mittelthüre zur Kasse rennen, das war alles das Werk weniger Sekunden. Es war ja höchste Gefahr, denn „die Bayern hatten am Ende wirklich doch einmal keinen Durst mehr" und konnten abfahren, ohne sich wegen des verspäteten fahrdurstigen Passagiers sonderliche Gewissensbisse zu machen.

(Fortsetzung: Zweite Station — Hof-Nürnberg —, wozu das dem vorliegenden Hefte beigegebene Titelbild gehört, in Heft 3 und Folge.)



Digitized by Google

Aus dem kaufmännischen Rechtsleben.

Aphorismen
aus dem deutschen Strafrecht in besonderer Berücksichtigung der Geschäftswelt.

Von F. Hjrt, Kriminalrath.

II.
Vom Kreditgeben.

Es kann hier nicht unsere Absicht sein, von jenem mächtigen Hebel des Handels und alles produktiven Verkehrs zu sprechen, den man unter Kaufleuten, Fabrikanten, Gewerbtreibenden und Kapitalisten mit dem Ausdrucke **Kredit** bezeichnet, wir wollen hier vielmehr nur einige Blicke auf das spezielle Verhältniß werfen, in welches sich der Kaufmann und insbesondere der Kleinhändler zu dem Konsumenten stellt, wenn er ihm seine Waaren nicht gegen baare Zahlung, sondern in dem guten Zutrauen überläßt, daß derselbe den Kaufpreis entweder zu einer im Voraus bestimmt festgesetzten Zeit, oder wenn er gerade in der Lage sein wird, bezahlen werde. Dies eben nennt man „auf Kreditgeben" bezüglich „auf Kreditentnehmen." Dieses Kreditgeben des Kleinhändlers läßt sich keineswegs vermeiden, und wenn auch nicht der Kleinhandel gänzlich ins Stocken gerathen würde, wenn der Geschäftsmann bei jedem, kein Merkmal beabsichtigten Schwindels an sich tragenden Geschäfte allzu ängstlich untersuchen wollte, ob nicht der Käufer geflissentlich damit umgehe, sich seinen Obliegenheiten zu entziehen, so würde doch jeder Kleinhändler oder Gewerbtreibende einen sehr wesentlichen Abbruch in seinen Geschäften erleiden, wenn er sich zum Grundsatze machen wollte, nur Zug um Zug zu verkaufen, obschon es nicht zu läugnen wäre, daß die allgemeine Durchführung dieses Grundsatzes, wenn sie überhaupt möglich wäre, überaus bequem und vortheilhaft sein würde. Vielen Konsumenten, die ebenso zahlungsfähig als zahlungslustig sind, ist es unbequem, jede entnommene Waarenpost einzeln zu bezahlen, sie erwarten am Monats- oder am Vierteljahrsschluß oder sonsthin vereinbarten Terminen, oder auch sofort eine Rechnung, die sie dann berichtigen; andere, die nicht am Platze wohnen, lassen sich ihren Bedarf durch Boten holen und zahlen, wenn sie persönlich in die Stadt kommen; noch andere haben gerade zu einer Zeit, wo sie nicht bei Kasse sind, einen nothwendigen Bedarf, nehmen dazu den Kredit des Kaufmanns oder Gewerbtreibenden in Anspruch und zahlen, sobald ihre Kasse dies gestattet. Alle diese Kunden würden sofort abspringen und von Konkurrenten mit größtem Vergnügen bewillkommt werden, wenn ein Geschäftsmann ihnen stets baare Zahlung anfinnen wollte, und es würde sehr übereilt und unklug gehandelt sein, wenn man alle diese Abnehmer zu den schlechten Zahlern oder leichtsinnigen Schuldenmachern rechnen und ihnen den Kredit entziehen wollte, ja es ist in diesem Verhältnisse oft genau so, wie bei dem Kredit im großen Handelsverkehr: „Beschränkte Mittel sind kein Hinderniß des Kredits, aber guter Ruf und Ordnungsliebe sind ein mächtiges Förderniß desselben!"

Wir können hierbei aber nicht umhin, eines argen Mißbrauches zu gedenken, unter welchem der unbemittelte Geschäftsmann seinem wohlhabenden Kunden gegenüber, dem letzteren vielleicht oft ganz unbewußt, zu leiden hat; es ist das der Mißbrauch, den Gewerbtreibenden ihre wohlverdienten Forderungen oft ganz ohne Noth lange Zeit vorzuenthalten und sie, die aus Höflichkeit oder aus Furcht, bei dem Kundmann anzustoßen, eine Mahnung scheuen, oft der bittersten Verlegenheit, ja der Noth Preis zu geben. Es ist dieser Miß-

Digitized by Google

brauch sehr häufig in einer ebenso vornehmen, als verwerflichen Gleichgültigkeit, ja Verächtlichkeit begründet, mit der man die kleine Rechnung des unbemittelten Geschäftsmannes, der warten muß, bis es einmal gelegen ist, bei Seite wirft. Es kann eine solche vornehme, aber in ihren Folgen für den Betroffenen oft sehr bedenkliche und mit mannichfachen Nachtheilen verbundene Nachlässigkeit nicht oft genug gerügt werden.

Ist aber allzugroße Aengstlichkeit im Kreditgeben nicht gerade sehr zu empfehlen, so ist doch eine allzugroße Leichtfertigkeit in dem Eingehen solcher Geschäfte ein noch viel größerer Fehler, der das Conto dubioso oft mit mehr Posten belastet, als das Geschäft vertragen kann; und wenn man die Debitoren dieses Conto's die Revue passiren läßt, dann erscheint nicht selten der Leichtsinn, mit welchem man dem Leichtsinn entgegen kommt, eben so fabelhaft und unerklärlich, als es daraus erklärlich wird, warum es mit manchem Geschäfte nicht vorwärts geht. Wir wollen hier nicht von jenen Geschäftsmännern sprechen, die von dem Leichtsinne als solchen einen Gewinn ziehen wollen und die den leichtsinnigen jungen Mann, zum Schuldenmachen ihn förmlich verleitend, noch überdies betrügerisch übervortheilen; diese Geschäftsmänner stehen außerhalb unserer Kritik und verdienen außer ihren Verlusten noch unsere Verachtung. Allein es giebt außerdem noch Geschäftsleute genug, die, entfernt von jeder gemeinen Uebervortheilung, in dem an sich ganz löblichen Streben, Geschäfte zu machen, dem äußeren Schein trauend, die nöthige Vorsicht aus den Augen setzen und bald hier, bald da empfindliche Verluste erleiden. Diese Geschäftsleute sind es ganz besonders, für welche gegenwärtige Zeilen bestimmt sind.

Wir wollen ihnen eine kleine Geschichte erzählen.

In S. war seit einigen Jahren der Kaufmann Ludwig Sänger als Schnitthändler etablirt. Er sorgte stets für die neuesten Moden und Dessins in allen Waaren seiner Branche. Sein Geschäft ging flott und er hatte insbesondere fast sämmtliche Kommis der Fabrikstadt S. zu Kunden. Sie brauchten viel von seinen Waaren, und wenn sie auch nicht immer baar zahlten, so zahlten sie doch, wenn sie konnten, und hatten stets Kredit. Im reichen Banquierhause Müller und Comp. servirte nun seit einigen Monaten ein Herr Robert Flott als Volontair. Sein Aeußeres war nobel, sein Auftreten verrieth Bildung und Tournure und bald gehörte er im Kreise der jungen Kaufleute zu den Ton angebenden Persönlichkeiten. Auch er bezog seine Bedürfnisse an Kleiderstoffen und Modeartikeln von Sänger und ward bald ein um so angenehmerer Kunde, als er seine Noblesse auch dadurch kund gab, daß er nur das Neueste, Feinste und Theuerste wählte und dabei niemals wegen des Preises feilschte. Daß er gleich beim ersten Geschäfte nicht baar zahlte und es als ganz von selbst verstehend voraussetzte, daß seine Bezüge nur in Rechnung gestellt würden, fiel Sänger nicht im Mindesten auf; war doch Flott im Geschäfte von Müller und Comp., jeder Zweifel an seiner Zahlungsfähigkeit und seinem guten Willen zu zahlen, wäre also als Frevel erschienen. So erreichte denn die Forderung Sängers sehr bald die Höhe von 190 Thaler. Da blieb Flott längere Zeit aus; eine leise Erkundigung bei einem jungen soliden Manne, in dessen Gesellschaft Sänger jenen oft gesehen, führte zu der merkwürdigen Entdeckung, daß Flott schon seit einigen Wochen die Stadt verlassen hatte und zwar — ohne Herrn Sänger einen Abschiedsbesuch zu machen, ja, ohne ihm eine Karte zu schicken. Der erste Gang Sängers war nun auf das Müller'sche Comptoir. Hier erfuhr er von einem der Prinzipale in höflicher aber kurzer Weise, daß Flott als Volontair in ihrem Geschäfte placirt gewesen, Gehalt mithin nicht bezogen, und daß derselbe nach Lösung dieses Verhältnisses ihr Geschäft verlassen habe, ohne daß man wisse, wohin er sich begeben. Nähere Erkundigungen bei seinen Bekannten waren ebenfalls ohne Resultat. Flott war spurlos verschwunden. Der nächste Gang Sängers richtete sich zu einem renommirten Rechtsanwalt der Stadt. Nach Sängers Vortrag über seinen Fall, war natürlich die nächste Frage des Anwalts: **Wo** ist denn jetzt Herr Flott? und als diese Frage mit Nichtwissen beantwortet werden mußte, schloß die Konferenz des Mannes der Themis mit dem Rathe, zunächst den Aufenthalt des Verschwundenen zu ermitteln, dann wolle man ihm schon beikommen. Der Heimathsort Flott's wurde nun zwar ermittelt, aber von dort langte die betrübende Nachricht an, daß Flott's dermaliger Aufenthaltsort auch

Digitized by Google

dort gänzlich unbekannt sei. Eine Aufforderung in öffentlichen Blättern mit der bekannten Floskel „sonst werde man sich deutlicher aussprechen" blieb ebenfalls ohne Erfolg. Herr Flott war und blieb spurlos verschwunden; nicht so der Groll und der Aerger, den sein Verschwinden dem trostlosen Sänger machte. Dieser Aerger wuchs vielmehr von Tag zu Tag und ließ in ihm endlich einen Entschluß reifen, der zum sichern Ziele, wenn auch nicht der Zahlung, so doch zur Ermittelung des Aufenthalts und zur Bestrafung des boshaften Schwindlers führen mußte, welcher das Vertrauen Herrn Sängers so schändlich mißbraucht, ihn so abscheulich betrogen hatte. Dieser Entschluß hieß: „Anklage bei der Kriminalbehörde, Antrag auf steckbriefliche Verfolgung, Kriminalhaft, Kriminalstrafe, wo möglich Zuchthaus," denn bei einem solchen Betrüger müßten alle Rücksichten der Humanität, so meinte Sänger, außer Augen gesetzt werden. Sänger ließ sich bei dem Vorstande der Kriminalbehörde melden, trug auch hier seinen Fall vor und schloß mit dem Antrage „auf steckbriefliche Verfolgung Flott's und dessen Bestrafung wegen Betrugs." Darauf entspann sich folgendes Zwiegespräch zwischen dem Richter und Meister Sänger:

„Sie haben dem Flott Ihre Waaren nach und nach auf Kredit überlassen?"

Ja!

„Wie kam das?"

Flott hatte ein anständiges Aeußere, ging mit anständigen Leuten um, war in einem soliden Hause engagirt und so schenkte ich ihm Vertrauen und glaubte, er würde mich redlich bezahlen.

„Hat Ihnen Flott über seine persönlichen Verhältnisse falsche Vorspiegelungen gemacht?"

Nein!

„Hat er Sie sonst in Betreff seiner Vermögensverhältnisse getäuscht und Sie durch irgend welchen Schwindel vermocht, ihm Kredit zu geben?"

Auch nicht, er sagte eigentlich, als er die Waare entnahm, gar nichts, und ich habe auch weiter nichts gesagt, der Betrag wurde einfach jedes Mal notirt.

„Dann ist im Untersuchungswege in der Sache nichts zu thun, denn es liegt ein Betrug im strafrechtlichen Sinne nicht vor."

Ja, er ist mir aber doch schändlich durchgebrannt, ohne mit mir Rücksprache zu nehmen, das ist doch offenbarer Betrug, er hat ja nicht einmal hinterlassen, wo er hingeht, sein Aufenthalt ist gar nicht zu ermitteln. Wenn das kein Betrug ist, da hört doch alles auf!

„Es ist dies jedenfalls eine unrechtliche und unmoralische Handlungsweise, ein Mißbrauch Ihres Vertrauens. Allein eine Vorspiegelung falscher Thatsachen zu dem Zwecke, Ihnen einen Vermögensnachtheil zuzufügen, hat nicht stattgefunden und eben deshalb liegt ein Betrug im strafrechtlichen Sinne, überhaupt ein kriminelles Vergehen nicht vor, ist wenigstens zur Zeit nicht nachweislich, deshalb kann auch von einer steckbrieflichen Verfolgung Flott's nicht die Rede sein. Sie haben lediglich einen Civilanspruch gegen Flott und können denselben im Civilrechtswege geltend machen."

Ja, das hilft mir gar nichts, ich weiß nicht, wo er sich aufhält.

„Das ist freilich Ihre Sache, vorerst den Aufenthalt zu ermitteln. Vielleicht gelingt Ihnen dies, — — ich kann für Sie nichts thun!"

Mit diesem Bescheide schlich Sänger, neben Flott nun auch die Justiz zu allen Teufeln wünschend, von dannen. — Verschiedene Jahre lauerte Sänger vergeblich auf Zahlung von Flott oder wenigstens auf Nachricht von ihm. Er führte gewissenhaft die zweifelhafte Post in seinen Büchern fort, aber bei jeder Inventur gab es ihm einen neuen Stich in die Seele, wenn er unter den Activen auf jene 190 Thaler stieß, die ihm schon so bittern Schmerz gemacht. Die Zeit lindert aber jeden Schmerz. Der Gedanke an erduldete Leiden wird mit jedem Jahre milder und sanfte Wehmuth tritt endlich, wenn auch hier und da noch das schmerzliche Ereigniß in der Erinnerung auftaucht, an die Stelle der Leidenschaft. So auch bei Sänger — mit Ausnahme der Tage der jährlichen Inventur.

Digitized by Google

Da geschah es eines Tages, daß ihm der Theaterzettel einer wandernden Schauspielergesellschaft in die Hand fiel, die in dem benachbarten Landstädtchen Vorstellungen gab. Man führte „Don Carlos" auf. Ein Gast spielte den „Marquis Posa" und dieser Gast hieß „Herr Flott". Flott, Flott — sollte es dein Flott sein? Dieser Gedanke ließ ihm keine Ruhe — er mußte Gewißheit haben und machte sich, bei dem zweifelhaften Erfolg die Spesen des Fahrens scheuend, sofort zu Fuß auf den Weg nach Langenberg. Dort war die Schauspielergesellschaft leicht aufzufinden. Sie gab ihre Vorstellungen im Rathhause und logirte Mann für Mann in dem nebenan gelegenen Gasthofe. In dessen dunstiger Gaststube befanden sich eine ziemliche Anzahl abenteuerlicher Gestalten im lauten Gespräche bei trübem Biere versammelt. Der Direktor wurde bald erfragt und auf die Frage nach Herrn Flott kommt auch dieser hinter dem Tische herbei und stellt sich dem Fremden vor. Es war kein Zweifel, er war der Flott, den Herr Sänger seit so vielen Jahren suchte. Er erkannte auch seinen Mann auf den ersten Blick, obschon auch dieser Blick ihn hätte lehren sollen, daß jede Hoffnung auf Zahlung eine vergebliche sei. Flott trug — trotz der schneidenden Kälte des Januar — einen fadenscheinigen schwarzen Frack und lichte Sommerbeinkleider, aus seinem Munde quoll der Duft des Schnapses, seine Wäsche war grau, seine Stimme heiser. Herr Sänger stellte sich vor. Herr Flott wollte sich anfänglich weder seiner Bekanntschaft, noch überhaupt seines Aufenthaltes in S. erinnern; endlich auf Sänger's Andringen taucht ihm mit dieser Erinnerung auch die Erinnerung an die „kleine Post" auf, die er dort zu berichtigen in der Eile seines Abganges vergessen und die er, „durch die Ungunst seiner Verhältnisse gezwungen," bis jetzt zu bezahlen unterlassen habe. „Gedulden Sie sich, wie ich, auf bessere Zeiten, ich werde Sie dann vor allen Andern bezahlen, jetzt habe ich, in des Wortes verwegenster Bedeutung, nichts, als was ich auf dem Leibe trage." So schloß der Mann und als Sänger, wohl erwägend, daß Flott augenscheinlich nicht lüge und daß auch Bosco selbst nicht im Stande sein würde, aus dieser Tasche einen Groschen zu locken, bei dem ebenso schäbigen Direktor auf die Gage Flott's Beschlag legen wollte, um nur etwas zu erlangen, schrie Flott mit Löwenstimme und wüthender Geberde: „Dann trete ich nicht auf, scheren Sie sich jetzt überhaupt zum Teufel, sonst —" Auch die Gesichter der übrigen anwesenden Kunstjünger luden nicht zum Längerverweilen ein und so verließ Sänger unter dröhnendem Gelächter der ganzen Truppe die ungastliche Höhle. Zu Hause angekommen brachte er nun definitiv die Flott'sche Post auf das Verlust-Conto.

Gleiche Erfahrungen wie Sänger machen Hunderte und gleich einem Flott sinken Tausende junger fähiger Leute in den Schlamm der Gemeinheit und den Abgrund des Verderbens, weil sie nicht die Kraft hatten, mit den Mitteln auszukommen, die sie besaßen, und weil sie im Taumel des Vergnügens sich durch leichtsinniges Schuldenmachen für ihr ganzes Leben eine Sklavenkette an das Bein legten, von der sie sich in Ehren zu befreien nicht mehr vermochten. Darum schadet der Geschäftsmann, welcher jungen leichtsinnigen Leuten leichtsinnig Kredit giebt, nicht nur sich selbst, sondern er befördert auch nicht selten das Verderben seiner Kreditnehmer.

Dies führt uns noch zu einem Wort über das übermäßige Kreditgeben an **Arbeiter.** Es klingt fast grausam, wenn man vor dem Kreditgeben an Arbeiter warnt, und doch geschieht dies nur in ihrem eigenen Interesse, und jenes Uebermaß ist ein längst beklagter Uebelstand. Ein Kredit, dem Arbeiter gewährt, wird die Ursache, daß die Einnahme und Ausgabe desselben nicht in das nöthige Gleichgewicht kommt. Nun verlieren solche Leute — und öfter sind sie ohnehin nicht die besten Haushalter — die Hoffnung, ihre Lage geregelt zu sehen, werden mißmuthig und suchen in dem momentanen übermäßigen Genusse an dem arbeitsfreien Sonntage Entschädigung für ihre harte, hoffnungslose Arbeit. Am Montage sind sie oft schon ohne alles Geld, und nun greift der Schaden krebsartig um sich und bringt den Arbeiter nach und nach um Alles, was er besitzt, ja um seine Stellung selbst. Die Sache ist wichtiger, als man hier und da glaubt. Man hat daher vorgeschlagen, durch ein Gesetz das übermäßige Kreditgeben an Arbeiter zu beschränken. Gesetze solcher Art erreichen aber nie oder selten ihren Zweck. Wenn vielmehr die Arbeiter nicht selbst einsehen lernen, daß sie dem ihnen kreditgebenden Geschäftsmann

Digitized by Google

oft das Doppelte und Dreifache von Dem bezahlen müssen, was sie bei Baarzahlung zu zahlen hätten; wenn sie nicht selbst Hand anlegen lernen, um durch Sparsamkeit und Einschränkung in das Gleichgewicht zu kommen und wo möglich noch einen Nothpfennig zurückzulegen, so werden gesetzliche Maßnahmen auch nicht helfen. Denn wenn auch, wie vorgeschlagen worden ist, dem Arbeiter nur ein ganz geringer Lohnabzug gemacht werden darf, so wird der Kreditgeber seinen Preis nach dieser Aussicht regeln oder ein Pfand verlangen, und der Arbeiter wird um nichts gebessert sein. In England ist man diesem Uebelstand durch das Genossenschaftswesen entgegengetreten und hat schon sehr bedeutende Abhülfe damit erzielt. Die freien Vereine von Arbeitern, welche sich dort gebildet, haben bereits das Kreditnehmen fast ganz überflüssig gemacht. Sparkassen, Unterstützungsfonds, Kranken- und Konsumvereine haben den Arbeiter emancipirt und zu einer geachteten Volksklasse gemacht. Auch in Deutschland wird das der Fall sein, wenn das Genossenschaftswesen in dieser Sphäre sich noch weitere Bahn bricht, und sollte dazu namentlich auch der ehrenwerthe Kaufmanns- und Fabrikantenstand gern und freudig die Hand bieten.

Handelsschul-Nachrichten.

Chemnitz. Das Osterprogramm der Chemnitzer Handelsschule 1861 enthält einen Artikel von Dr. Gräfe über „Anilin und dessen Farbstoffe" und Schulnachrichten. Die Abtheilung der Lehrlinge war von Ostern 1860/61 von 73, die höhere Abtheilung von 31 Zöglingen (deren 9 in Klasse 3, 16 in Klasse 2, 6 in Klasse 1) besucht. Die Zöglinge waren, mit wenigen Ausnahmen, aus dem Königreich Sachsen gebürtig. Das Lehrerpersonal bestand aus den Herren: Friedrich Noback, Direktor und Lehrer für Nationalökonomie, Handelswissenschaft und Buchhalten, Aubert für französische Sprache, Hamblin für englische Sprache, Lange für deutsche Sprache, Literaturgeschichte, allgemeine und Handelsgeographie und Geschichte, Börner für Handelswissenschaft, kaufmännisches Rechnen, Korrespondenz und Buchhalten, Dr. Gräfe für Physik, Chemie, Technologie und Waarenkunde, Roch für Mathematik, Terne für Zeichnen.

Gera. Die Geraer Handelsschule umfaßt nur einen sogenannten höheren Curs, und zwar in drei Klassen, zu deren vollständiger Absolvirung sich die meisten Zöglinge sofort bei dem Eintritt in die Schule verpflichten. Die Anstalt verbindet mit dem theoretischen Curs die praktische Lehre in Geraer Geschäften, welcher der Nachmittag gewidmet ist, während der Vormittag in 30 wöchentlichen Lektionen der Schule gehört. Dispensation von der praktischen Lehre ist zulässig, jedoch selten, da nur wenige Zöglinge ihr Augenmerk bloß auf theoretische Bildung richten. Besuch der Anstalt 1861: 43 Zöglinge, darunter 11 aus Preußen, 8 aus Sachsen, 5 aus Bayern, 5 aus Reuß, 4 aus Coburg-Gotha, 3 aus Altenburg, 2 aus Weimar, 2 aus Meiningen, je 1 aus Oesterreich, Rußland und Rudolstadt. Mit Ausnahme von 4 befanden sich sämmtliche Zöglinge im Pensionat der Schule, wodurch, in Bezug auf Aufsicht und häusliche Erziehung, den betreffenden Eltern die dernbigendste Garantie geboten war. Lehrerpersonal: Dr. Ed. Amthor, Direktor und Lehrer der Handelsgeographie, Waarenkunde, Handelswissenschaft und des kaufmännischen Rechnens, R. Fischer, Notar und Lehrer des Handels- und Wechselrechts, so wie der Stenographie, F. Hahn, Lehrer der deutschen Sprache und Münzkunde, C. Plietsch, Lehrer des Musterzeichnens und der theoretischen und praktischen Weberei, A. Ruck, Kaufmann und Lehrer der praktischen Conterwissenschaften und der neuern Sprachen, J. Müller, Lehrer der neuern Sprachen, K. Worlitzer, Inspektor der Anstalt und Hülfslehrer des kaufmännischen Rechnens, der Handelsgeographie, Waarenkunde, Handelswissenschaft, Stenographie, so wie Lehrer des Schönschreibens.

Gotha. Das Osterprogramm der Lehranstalt der kaufmännischen Innungshalle enthält einen Aufsatz des Direktor W. Röhrich über „Die Bedeutung und die Aufgabe eines allgemeinen deutschen Handelstages" und Schulnachrichten. Die Anstalt faßt speziell die theoretische Bildung von Lehrlingen Gothaer Handelsgeschäfte in's Auge und wurde von Ostern 1860/61 in 3 Klassen von 110 Lehrlingen besucht. Lehrerpersonal: W. Röhrich, Direktor und Lehrer für kaufmännischen Fachunterricht und Volkswirthschaftslehre, T. Benser für Schönschreiben, A. Braune für kaufmännischen Fachunterricht, Prof. Dr. Eisenach für Waarenkunde, F. Woepy für französische Sprache, Dr. K. Winkelmann für deutsche und englische Sprache, Geographie und Geschichte.

Digitized by Google

Aus dem Comptoir.

Das Contocorrent.

Von **Jos. Odenthal,**
Professor an der höheren Handelslehranstalt in Prag.

I.

Ueber das Wesen und die Form des Contocorrentes (laufende Rechnung) liegen so eingehende und gediegene Arbeiten*) vor, dass von eigentlichen Neuerungen, besonders was die praktische Seite des Gegenstandes anbelangt, hier wohl kaum die Rede sein kann; dennoch dürfte es nicht überflüssig sein, einigen Ansichten Geltung zu verschaffen, welche mir zum klaren, richtigen Verständnisse eines Conto's überhaupt, und insbesondere des sogenannten Zinsen-Contocorrentes unumgänglich nothwendig erscheinen.

Ich muss hier voraussetzen, dass die Leser mit der Buchhaltung soweit vertraut sind, um den Unterschied zwischen *Soll* und *Haben*, *Debet* und *Credit* auch praktisch richtig anwenden zu können: Ich *debitire* Jemanden, welcher mir schuldet, *creditire* ihn aber, wenn ich ihm schulde, und zwar wie dies gesetzliche Vorschrift und allgemeine kaufmännische Usanz, an demjenigen Tage, an welchem das Schuldverhältniss entstanden ist. Die Aufzeichnung dieser Schuldverhältnisse ist bekanntlich die Grundlage für das *Conto* — die Rechnung — des Geschäftsfreundes im Hauptbuche, und da auf dieser Rechnung, welche dem Geschäftsfreunde für eine gewisse Zeit (in der Regel das laufende Kalenderjahr) offen gehalten, d. h. *nicht abgeschlossen* wird, fortwährend neue Posten sowohl im Soll als im Haben zugeschrieben werden, so erhält dadurch die kaufmännische Buchrechnung den Namen *offene* oder *laufende* Rechnung — Contocorrent, während der dem Geschäftsfreunde von Zeit zu Zeit behufs Vergleichung seiner Buchungen mit der meinigen zu ertheilende Auszug dieser Rechnung Rechnungsauszug oder schlechtweg auch nur Contocorrent genannt wird. Die Errichtung der laufenden Rechnung hat vom buchhalterischen Gesichtspunkte aus den doppelten Zweck, sowohl den Stand der Rechnung mit dem Geschäftsfreunde bezüglich einer etwaigen gegenseitigen Restforderung klarzustellen, als auch den Nachweis über die Höhe des Umsatzes mit demselben in einem gegebenen Zeitraume zu liefern, was durch die Addition der grösseren von den beiden Seiten „Debet" und „Credit" ermöglicht wird. Die Ausführung des erstgenannten Zweckes bedingt, insofern die Rechnung nicht vollständig ausgeglichen wird, zunächst die Ermittelung des *Saldo's*, mit welchem beim Abschlusse des Conto's auf der kleineren Seite bilanzirt und welcher sodann als Saldo der alten auf neue Rechnung vorgetragen wird. Wenn nun aber durch die Bilanz des Saldo's die Rechnung abgeschlossen ist, so sind die demselben zum Grunde liegenden alten Rechnungsposten als gänzlich erledigt zu betrachten; sie existiren nicht mehr,

*) Z. B. in „Dr. Amthor's Nachschlageblättern für Comptoir und Börse. Leipzig, O. Spamer."

Digitized by Google

denn sie sind in dem gefundenen Saldo aufgegangen, ja, um noch deutlicher zu reden, man kann sogar behaupten, dass jene alten Forderungen und Schulden durch die Ausmittelung des Saldo's und *durch* denselben *fiktiv bezahlt worden sind.*

Ich werde bei Gelegenheit der Besprechung des Zinsen-Contocorrentes auf diesen letzten Satz ausdrücklich zurückkommen.

Zur Ergänzung der Darstellung der oben erwähnten Schuldverhältnisse mittels Soll und Haben ist nur noch die Zeit zu berücksichtigen, *wann* der Geschäftsfreund mir *meine* Forderung, *wann* ich ihm die *seinige* schuldig werde. An dem Tage, an welchem eine Schuld verfällt, ist sie zahlbar; wird sie an diesem Tage nicht bezahlt, so erleidet der Gläubiger dadurch einen Nachtheil, einen Zinsenverlust, für den er schadlos gehalten werden muss. Diesem Umstande verdankt das Zinsen-Contocorrent seinen Ursprung, weil bekanntlich die der laufenden Rechnung eines Geschäftsfreundes einverleibten Posten, insbesondere was das Waarengeschäft anbelangt, nicht immer pünktlich, in den wenigsten Fällen aber stets *vollständig* saldirt werden können.

Eine noch grössere und für den kaufmännischen Credit bedeutungsvollere Anwendung hat aber das Zinsen-Contocorrent im Bankgeschäft gefunden. Je ausgebildeter der Credit, desto billiger ist das Geld; und da es feststeht, dass der Kaufmann von Zeit zu Zeit mit fremdem Gelde arbeiten muss, so ist es klar, dass sein Streben dahin gerichtet sein wird, sich dasselbe so wohlfeil wie möglich zu verschaffen. Wohlfeiler kann aber das kaufmännische Geldbedürfniss nicht befriedigt werden, als durch die Vergütung eines angemessenen Zinsfusses in laufender Rechnung und einer entsprechenden Umsatzprovision an den Bankier, so dass es im Interesse des Handels zu wünschen wäre, wenn man sich in denjenigen Ländern, woselbst diese Art des kaufmännischen Bankcredits noch fast gar nicht gekannt ist, zur Hebung des *allgemeinen* und des Staats-Credits von den bisher befolgten Grundsätzen des Geldmachens ab-, und sich der vernünftigeren Ansicht über diesen Gegenstand zuwendete.

Die Formen des Zinsen-Contocorrents sind mannichfach. Ich beschränke mich auf die Darstellung der allgemein üblichen, nämlich: 1. das Contocorrent mit *ausgerechneten* Zinsen mit den Unterabtheilungen *a) vorwärts* (progressiv), *b) rückwärts* (retrograd), *c)* nach der Staffelmethode gerechnet, 2. das Contocorrent mit Zinsenzahlen (Nombres, Produkten), wiederum mit den gleichen Unterabtheilungen wie *ad 1.*

Wir haben oben gehört, dass die Forderung eines Geschäftsfreundes an einen andern an dem Tage zahlbar wird, an dem sie verfällt, und dass im Falle der Nichtzahlung für diejenige Zeit, welche die Zahlung später erfolgt, eine Entschädigung durch die Zinsvergütung stattfinden muss. Wir haben aber auch ferner gehört, dass durch die Ermittelung des Saldo's in einem Conto die einzelnen Forderungen und Schulden, die in demselben verzeichnet sind, verschwinden, indem sie in dem Saldo aufgehen. Wenn nun aber letzteres der Fall ist, so beweist sich dadurch der Satz von selbst: dass, falls für einen nicht zeitig, oder bis zum Tage des Abschlusses gar nicht bezahlten Buchungsposten Zinsen berechnet werden sollen, diese Zinsen für keine längere Dauer berechnet werden können, als *eben nur bis zum Abschlusstage,* als demjenigen Tage, an welchem durch den Saldo das Conto gewissermassen ausgeglichen wird.

Dann aber ist auch der aus den bis zum Abschlusstage verzinsten einzelnen Forderungen und Schulden ermittelte Saldo *unbedingt zahlbar am Tage des Abschlusses* und muss in neuer Rechnung als ganz neue Forderung oder Schuld wiederum verzinst werden, für den Fall die Zahlung nicht geleistet wird. Die Periode zur Verzinsung in dem progressiven Zinsen-Contocorrent ist demnach immer der Abschlusstag, und es wird daher aus dem bereits Gesagten klar, dass der einzelne Posten für die ganze Zeit zwischen dem Tage seiner Fälligwerdung bis zum Abschlusstage verzinst werden muss, weil eben an diesem Tage durch den Saldo alles gezahlt wird.

Digitized by Google

Aus einem praktischen Beispiele, das wir folgen lassen, dürfte dies noch deutlicher werden.

Wir nehmen das Conto, wie es in unseren Büchern errichtet erscheint, in einer leicht fasslichen, für Jeden verständlichen Form, halbjährlich mit ausgerechneten Zinsen und dann mit sogenannten Zinsprodukten berechnet und abgeschlossen.

1. Ausgerechnet.

Soll — N. N. — in W. — *Haben*

				fl.	kr.	fl.	kr.					fl.	kr.	fl.	kr.
Jan.	1	An Saldo . . .	180	15	—	500	—	Febr.	6	pr. Waaren . .	144	21	60	900	—
März	15	„ Waaren . .	105	10	50	600	—	März	20	„	100	18	33	1100	—
April	20	„	70	4	67	400	—	Juni	30	„ Zinsenüber-					
Mai	30	„	31	4	13	800	—			schuss . .		—	—	5	63
Juni	„	„ Zinsensaldo		5	63			„	„	„ Saldo des					
										Kapitals .		—	—	294	37
										*)					
				39	93	2300	—					39	93	2300	—

						fl.	kr.						fl.	kr.
Jan.	1	An	180	900		500	—	Febr.	6	Pr.	144	1296	900	—
März	15	„	105	630		600	—	März	20	„	100	1100	1100	—
April	20	„	70	280		400	—	Juni	30	„ Zinsenüber-				
Mai	30	„	31	248		800	—			schuss aus				
Juni	„	„ Saldo der								338/6 % .		—	5	63
		Produkte .		338		—	—	„	„	„ Saldo des				
										Kapitals .		—	294	37
				2396		2300	—					2396	2300	—

Die Valuten, d. h. der Zahlwerth und Zahltag jedes einzelnen Postens vorstehenden Contocorrents sind für die beigesetzten Tage angenommen. Da nun, wie man sieht, *Soll* sowohl als *Haben* ihren Zahlungsverpflichtungen an den festgesetzten Zahltagen nicht nachkommen, so ist für die Dauer der Entbehrung des Geldes, bis zu demjenigen Tage, an welchem die Zahlung der Kapitalien durch Compensirung in den Saldo erfolgt, eine Entschädigung in den angeführten Zinsen gegenseitig zu leisten, ausweislich dessen das *Haben* an *Soll* ausser den Soll-Kapitalien bis zum Abschlusstage des Conto's 2058 Zinsprodukte, und *Soll* an *Haben* ausser 2000 fl. Kapital in ähnlicher Weise 2396 Zinsprodukte, respective *Soll* an *Haben* einen Zinsüberschuss von 338 Produkten verschuldet, welcher à 6 % kapitalisirt ein Zinsplus von fl. 5. 63 zu Gunsten der Haben-Seite ergiebt, während der nunmehr am 30. Juni, beziehungsweise am 1. Juli von *Haben* an *Soll* zu verschuldende und an diesem Tage zahlbare Kapitalsaldo fl. 294. 37 beträgt.

Erfolgt die Zahlung desselben nicht, so ist in der ganz gleichen Art in neuer Rechnung wiederum zu verzinsen, wie es in der alten geschah.

Bei dem sogenannten retrograd berechneten Zinsen-Contocorrent haben wir es mit wesentlich andern Rechnungs-Verhältnissen zu thun. — Anstatt nämlich gleich von vornherein den wirklichen Zahlungstag der einzelnen Soll- und Haben-Posten und den daraus zu ermittelnden Saldo auf den Abschlusstag festzustellen, beginnt man damit, die Kapitalien an einem frühern Verfalltage fällig zu machen, wodurch der aus der Soll- und Haben-Seite zu schöpfende Saldo an eben diesem frühesten Verfalltage, und nicht etwa am Abschlusstage zahlbar erscheint. — Wenn wir jedoch bei dem progressiven Zinsen-Contocorrent erkannt haben, dass durch die thatsächliche Verzinsung jedes einzelnen Postens auf den Abschlusstag gegenseitig *wirk-*

*) Der Kürze halber lasse ich die weitere Darstellung der einzelnen Contocorrente mit ausgerechneten Zinsen weg.

Digitized by Google

liche Zinsen zu vergüten sind, so folgt aus der Manipulation der Rückverzinsung das Gleiche, nur in umgekehrter Art, da man sich hierbei gegenseitig *Disconte* für zu früh geleistete Zahlungen zu vergüten hat. — *Soll* schuldet, wie schon bei dem vorigen praktischen Beispiele gezeigt, an *Haben* die auf der Haben-Seite eingetragenen Summen, und zwar an den beigesetzten Verfalltagen; *Haben* in ähnlicher Art an *Soll* die auf der Soll-Seite verzeichneten Kapitalposten. Wenn nun Soll seine Schuldposten, statt am wirklichen Verfalltage, an einem früheren Tage zahlbar stellt, so hat es hiefür von der Haben-Seite eine Zinsenvergütung in Anspruch zu nehmen, welche durch die den Kapitalien beigefügten Disconte dargestellt werden. Ganz dasselbe gilt für diejenigen Posten, welche die Haben-Seite an Soll verschuldet. — Bis zu dieser Erläuterung stelle ich das obige Contocorrent mit retrograder Zinsenberechnung, rückwärts verzinst auf den 1. Januar folgendermaassen auf:

Januar	1.	0	0	fl.	500	Februar	6.	36	324 fl. 900
März	15.	75	450	„	600	März	20.	80	880 „ 1100
April	20.	110	440	„	400				
Mai	30.	149	1192	„	800				
			2082	fl.	2300				1204 fl. 2000

Darnach befinden sich im *Soll* an Kapital in Summa fl. 2300, an Zinsenprodukten 2082 und im *Haben* an Kapital fl. 2000, an Zinsenprodukten 1204. — Weil nun *Haben* an *Soll* die Soll-Kapitalien, und *Soll* an *Haben* die Haben-Kapitalien, und zwar für diejenigen Valuten schuldet, welche den einzelnen Kapitalposten beigefügt sind, beide Seiten sich aber diese gegenseitigen Forderungen statt an den genannten Verfalltagen bereits am 1. Januar zahlbar stellen (fiktiv zahlen), so ist ihnen von Seite des Gläubigers eine Zinsenentschädigung für diejenige Zeit zu gewähren, welche zwischen dem wirklichen Verfalltage der einzelnen Kapitalposten und dem 1. Januar gelegen ist. Diese Zeit findet sich in obiger Darstellung angegeben, wobei ich bemerke, dass, da der Posten vom 1. Januar ohnehin schon an diesem Tage fällig ist, hiefür selbstredend keine Discontvergütung gewährt werden kann. — Jene Schadloshaltung durch Zinsen für die bereits am 1. Januar beiderseits fiktiv anzunehmende Ausgleichung des Conto's sind die den einzelnen Posten beistehenden Zinsenprodukte, und zwar kommen die Zinsenprodukte vom *Soll* 2082 der Haben- und diejenigen vom Haben mit 1204 der Soll-Seite zu gut, eben weil *Haben* an *Soll* und *Soll* an *Haben* gegenseitig früher Zahlung leisten, als sie verpflichtet sind.

Es sind demnach die 2082 Zinszahlen im *Soll* auf die *Haben*- und die 1204 Zahlen im *Haben* auf die *Soll*-Seite zu bringen, so dass das Contocorrent nach dieser Auseinandersetzung folgende Gestalt annehmen würde:

Januar	1.	0	0	fl.	500	Februar	6.	36	324 fl. 900
März	15.	75	450	„	600	März	20.	80	880 „ 1100
April	20.	110	440	„	400				
Mai	30.	149	1192	„	800				
			2082						1204
			1204	fl.	2300				2082 fl. 2000

Wollte man nun das Conto pr. 1. Januar, als an demjenigen Tage, auf welchen die einzelnen Kapitalien zahlbar gestellt worden, zum Abschluss bringen, so hätte man nach der gewöhnlichen Rechnungsart nichts anderes zu thun, als zunächst mit dem Zinsenunterschiede von 878 Zahlen auf der kleineren Seite zu bilanziren und die daraus ernirenden wirklichen Interessen auf der Haben-Seite zu kapita-

Digitized by Google

lisiren; dann aber wären, wohlverstanden, die sämmtlichen Kapitalien im Einzelnen und Ganzen sowohl, als auch der daraus zu schöpfende Saldo unbedingt am 1. Januar, also am Tage der Eröffnung des Contocorrents, zu zahlen. Begreiflicherweise kann aber von einer wirklichen Zahlung am 1. Januar nicht die Rede sein, weil ja überhaupt erst am 30. Juni abgeschlossen und gezahlt werden soll. Es müssen daher die Summen der Soll- und Haben-Kapitalien, und zwar im Soll die fl. 2300 und im Haben die fl. 2000 wiederum auf den 30. Juni fällig gemacht werden, was in derselben Art geschieht, wie dies beim progressiven Contocorrent der Fall war, nämlich dadurch, dass man die fl. 2300, welche die Haben-Seite an die Soll-Seite und die fl. 2000, welche die Soll-Seite an die Haben-Seite schuldet, um die Zinsen für die Zeit vermehrt, welche zwischen dem Verfalltage und dem wirklichen Zahltage, das ist vom 1. Januar bis 30. Juni, also 180 Tage, gelegen ist. Also verfahrend würde das retrograde Zinsen-Contocorrent lauten:

Januar	1.	0	0	fl.	500	Februar	6.	36	324	fl.	900 —
März	15.	75	450	„	600	März	20.	80	880	„	1100 —
April	20.	110	440	„	400						
Mai	30.	149	1192	„	800						
			2082						1204		
			1204	fl.	2300				2082	fl.	2000 —
fl.	2300	180	4140			fl.	2000—180		3600		
			5344						5682		

Die Haben-Seite schuldet hienach an die Soll-Seite ausser fl. 2300 Kapital noch 5344 Zinsprodukte und die Soll-Seite an die Haben-Seite ausser fl. 2000 Kapital noch 5682 Zinsprodukte, und zwar am 30. Juni, weil die Kapitalien jetzt wieder auf den 30. Juni zahlbar gestellt worden sind, während sie vorher, ehe die Zinsen vom 1. Januar bis 30. Juni zugeschlagen wurden, am 1. Januar zahlbar waren. Der aus den beiden Produktensummen sich ergebende Saldo

5682
ab 5344

338 Zinsenzahlen, hätte nun wieder auf der kleineren Soll-Zinsseite bilanzirt und auf der Haben-Seite kapitalisirt zu werden, was zum vollständigen Verständniss der Sache in Praxis dargestellt werden soll.

Januar	1.	0	0	fl.	500	Februar	6.	36	324	fl.	900 —
März	15.	75	450	„	600	März	20.	80	880	„	1100 —
April	20.	110	440	„	400						
Mai	30.	149	1192	„	800						
			2082						1204		
			1204	fl.	2300				2082	fl.	2000 —
2300	fl.	180	4140			fl.	2000—180		3600		
Saldo der Prod.			338			Zinsenüberschuss				„	5.63
						Kapitalsaldo				„	294.37
			5682	fl.	2300				5682	fl.	2300 —

Der am 1. Januar exclusive Zinsen zahlbar gewesene Saldo, in der kaufmännischen Zinsen-Contocorrent-Praxis „roher Kapitalsaldo" genannt, weil er unvermischt mit Zinsen uns die ursprüngliche Rest-Kapitalforderung der einen oder der andern Seite zeigt, beträgt: 2300

ab 2000

= fl. 300 zu Gunsten von Soll. — 300 fl. Saldo geben nun aber in 180 Tagen, insofern jener, gleichwie die einzelnen Kapital-

Digitized by Google

summen, zahlbar gestellt werden müsste auf den 30. Juni, — die nämlichen Interessen = 540 Produkte, wie solche derjenige Unterschied nachweist, welcher aus den obigen Produkten 4140
ab 3600
= 540 für die Aufzinsung der einzelnen Kapitalien-summen des Soll und des Habens resultirt. Da der rohe *Kapitalsaldo* nun zu Gunsten des mehr zu fordern habenden Soll ist, so sind die Interessenprodukte daraus natürlicherweise ebenfalls zu dessen Gunsten, und es würde sich daher ganz gleich bleiben, anstatt die einzelnen Kapitalsummen, den rohen Kapitalsaldo auf der Soll-Seite zu verzinsen, was zum Ueberflusse auch noch praktisch dargestellt werden soll:

Januar	1.	Ø	Ø	fl.	500	Februar	6.	36	324	fl.	900 —
März	15.	75	450	„	600	März	20.	80	880	„	1100 —
April	20.	110	440	„	400						
Mai	30.	149	1192	„	800						
			2082						1204		
			1204	fl.	2300				2082	fl.	2000 —
roher Kapital-saldo fl. 300		180	540			Kapitalisirung der Zinsen				„	5.63
Zahlensaldo			338			Saldo des Kapitals				„	294.37
			2082	fl.	2300				2082	fl.	2300.—

Die kaufmännische Praxis hat jedoch von dem in vorstehenden fünf Entwickelungen enthaltenen, eigentlich einzig und allein buchhalterisch richtigen Verfahren Abstand genommen, und beschränkt sich darauf, die Discontzinsen auf ihren respectiven Seiten im *Soll* und *Haben* unverändert und ohne Transferirung von einer Seite auf die andere stehen zu lassen, indem *vorausgesetzt* wird, dass man *wisse*, die Disconte der Soll-Seite gehörten auf die Haben-Seite und die Disconte der Haben-Seite hinwiederum auf die Soll-Seite. Und dieser Umstand ist es gerade, welcher den strebsamen jungen Mann, der an feste unumstössliche buchhalterische Regeln gewöhnt, leicht irre zu führen im Stande ist.

Der Kern der Sache liegt aber nur in dem richtigen Verständniss der vorstehenden Entwicklungstheorie; hat man diese inne, so wird die Form, in welcher die Praxis ausgeführt wird, kein Hinderniss mehr in den Weg legen.

Ich werde im nächsten Hefte, worin der vorliegende Gegenstand als Fortsetzung behandelt werden soll, an diesen letzten Umstand wiederanknüpfen und damit beginnen, das retrograde Contocorrent in seiner ersten Entwicklungsperiode noch einmal zur erläuternden Darstellung zu bringen.

Digitized by Google

Feierstunden.

Silhouetten aus der Handelswelt.

Von Ferdinand Hahn.

Der Lehrling.

I.

Mit dem Charakter unsrer Ueberschrift stehen wir faktisch nur am Fuße des kaufmännischen Strebens und stellen uns deshalb, um einigermaßen ein Gleichgewicht zu vermitteln, gleich zu Anfang dieser Betrachtung auf eine Bergeshöhe. Auf solch erhabenem Standpunkte verweilen wir, um uns vorerst eines feierlichen Frühlingssonntags zu freuen.

Das Auge schweift mit Entzücken hinaus über eine gestalten- und formenreiche Landschaft, die eben wie im ersten Jugendprangen aufgrünt und blüht, und, durch einen flüchtig vorübergezogenen warmen Frühlingsregen getränkt, in unbeschreiblicher Frische vor uns liegt.

Es ist Mittag vorüber. Unten im Thale liegt weithin gebreitet eine freundliche Fabrikstadt. Wie Strebepfeiler des Wohlstandes und der industriellen Thätigkeit, streckt sie zu mehreren Dutzenden ihre alten und neuen Dampfessen empor, die heute ruhen, weil die Arbeiter ruh'n; die nicht die Aussicht durch Rauchwolken versperren, wie sie es während der Woche hin üben; die überhaupt heut' die Natur in Frieden lassen, damit sie unberäuchert ihren Sonntag feiere.

Alle Welt, mag sie nun in naher oder fernerer Beziehung zu diesen Dampfessen stehen, nimmt ja so gern an der Sonntagsfeier Theil. Um dies aber, namentlich im Frühling, in vollen Zügen zu können, muß vor Allem der Himmel ein freundlich Gesicht dazu bieten. Heut' schien er das nicht zu wollen und zog, als träume er von seinem alten Freunde, dem Winter, ein dichtes, graues Gewölk vor den weiten blauen Bogen. Die Wolken-Atmosphäre brachte aber keinen Schnee mehr fertig, und bei den warmen Tropfen entsann sich der Himmel, daß es Frühling sei, schob plötzlich das Regenwölk hinweg, als habe er sich nur einen Witz mit der Erdenwelt machen wollen und lachte nun sammt der Landschaft so freundlich, daß man's ordentlich zu hören meinte.

Steht's in der Frühlingsnatur einmal so, dann fehlt's ihr auch nicht lange an menschlicher Staffage. — Die Wege um Stadt fangen an belebt zu werden. Nach allen Richtungen hin zieht die Bevölkerung aller Stände, Geschlechter und Altersstufen in bunten Schaaren hinaus und auch unsrer Bergeshöh' wenden sich wieder-

Digitized by Google

holt Einige der nach Luft-Freiheit dürstenden Wanderer zu. — Wir haben also bald Gesellschaft zu erwarten.

Nach kurzer Zeit tauchen die ersten beiden Spaziergänger auf dem Bergesrande vor uns auf und bleiben verschnaufend einige Minuten dort stehen. Es sind Jünglinge im zartesten Sinne des Wortes, die mit dem „Knaben" noch in verwickelter Fehde liegen und deshalb bemüht sind, ein viel erwachseneres Ansehen zu ermöglichen, als es die Natur in Wahrheit gestattet. Die schmächtig aufschießenden Gestalten, mit leidlich rothen Backen und noch rötheren Händen, das sorgsam gepflegte Haar und das feine Rocktuch, sowie überhaupt ein gewisses Exterieur drängen den Gedanken auf, daß es zwei angehende Jünger des wägenden und messenden Merkur seien.

Sie kommen näher, und da der Mensch stets am liebsten von seinem Fache spricht, oder über seinen Vorgesetzten raisonnirt, so werden wir bald wohl unterrichtet sein. Uebrigens sind es zwei freundliche hübsche Kerlchen; wir wollen sie, schon der frischen Jugend zu Liebe, als stille Beobachter ungesehen begleiten und alle nachfolgenden Spaziergänger unbeachtet lassen. Letzteres wird um so leichter auszuführen sein, als die Beiden sich ohne großen Aufenhalt in den verhüllenden nahen Wald zurückziehen, während Bergsteiger gewöhnlicher Art diese Höhe nur der Aussicht halber erklimmen.

Die schöne Aussicht ist bei unserem Wandererpaar, sofern wir dessen Gesichtsausdruck recht verstehen, die Zugkraft nicht gewesen, welche es auf diese Höhe geführt; hier mocht' es vielmehr der Drang nach Freiheit sein, die ja nach alter Redensart auf den Bergen wohnen soll. „Drang nach Freiheit", ja, das ist der gewaltige Despot, der mit schonungslosem Arme sogar bis hinter den Gewürzladen greift und dort jungen Herzen die süße Gewohnheit des Daseins verleidet; der, wie Vater Erlkönig, allerlei schöne Dinge vorspiegelt, die er, wenn am wirklich freien, vierzehnten Tage gerade schlechtes Wetter einfällt, schließlich nicht einmal zu halten vermag.

Doch, wir verlieren unsre Vorläufer aus dem Gesicht, die ohne Weiteres einem halbgebahnten Luftwege folgend, hinter grünendem Buschwerk schon verschwunden sind. Nach ein paar hundert Schritten gelangen sie auf einen offenen, rings vom grünen Walde umgebenen Platz und lassen sich dort am Fuße einer alten Buche nieder, um deren Stamm die Natur, mit Zuratheziehung eines menschenfreundlichen Revierförsters, schwellende Moosbänke gebildet hat.

Das Geradedaraufzusteuern und schnelle Auffinden dieses wirklich prächtigen Plätzchens läßt vermuthen, daß man schon öfter hier geweilt habe, und bald will's uns scheinen, als ob sich der wahre Beweggrund für diese Wahl nach anderer Richtung hin deutlicher kund gebe.

Der Eine unsrer Helden zieht ein kleines Paket aus der Tasche, entrollt es und bietet seinen Inhalt dem Andern, der sich daraus — eine Cigarre nimmt, während der Geber ein Gleiches thut und dann mittelst Streichfeuerzeugs das zündende Element, „die segensreiche Himmelsgabe", zu weiterem Dienste heraufbeschwört. — Nachdem die Entzündung bewirkt, entsteht eine kurze Pause, indem Beide sich schweigend bemühn, den Cigarrenbrand nachhaltig zu machen. Auch das ist endlich nach Wunsch geschehen und nun beginnt der Eine mit den tief ernsten Worten:

Digitized by Google

„Im Walde ist eigentlich das Rauchen streng verboten; wir wollen nur vorsichtig sein, daß uns nicht ein Förster hier findet!“

„Verboten?“ fiel rasch der Andere ein, „was heißt verboten? Für uns ist das doch sehr egal; denn uns ist eben das Rauchen überall verboten. Oder weißt Du vielleicht einen Ort, wo es dem Handlungslehrling erlaubt wäre? Weißt Du einen? Wir haben nur den einen Weg, und der ist: da zu rauchen, wo Niemand hinkommt; ob es für andere Leute an solchem Orte dann zufällig verboten ist oder nicht, hat für uns gar kein Interesse. Schlimm genug, daß es uns überhaupt nicht gestattet ist.“

„Das meine ich auch,“ erklärte der Kamerad in treuherzigem Tone, „denn durch das alberne Verbieten wird man nur zum Rauchen genöthigt. Es ist mir z. B. nicht verboten Brennöl zu trinken, und ich trinke doch keins, weil mir's nicht schmeckt. Die Cigarren schmecken mir auch nicht und ich rauche sie doch, aber nur, weil's verboten ist.“

„Gustav, Du bist ein dummer Kerl!“ sagte der Andere, der von diesem mit Moritz angeredet wurde. „Ich würde auch rauchen,“ fuhr er fort, „wenn es nicht verboten wäre, weil ich überhaupt Geschmack daran finde. Ich will zugeben, daß ich vielleicht nicht so viel rauchte, das heißt, was man bei uns Vielrauchen nennt; ich meine nur, daß ich vielleicht nicht jede freie passende Minute darauf verwendete, wie es so geschieht. Es könnte sein, daß ich manchmal dann auch gar nicht rauchte; aber Dein Vergleich mit dem Brennöl ist jedenfalls dumm, denn Brennöl trinkt der Mensch überhaupt nicht. Ich ließ mir gefallen, wenn Du gesagt hättest, — — doch meinetwegen sage was Du willst, nur störe mich nicht weiter, denn wenn ich einmal rauche, will ich nicht auch noch ewig davon reden.“

„Fange nur nicht gleich Skandal an!“ entgegnete Gustav halb scherzend, und fügte dann lachend hinzu: „Euer neuer Commis wird Dir den Zankgeist schon vertreiben! Der sieht gerade darnach aus, als ob er der Beste nicht sei!“

„Das ist mir egal,“ rief Moritz, „ich lasse mir eben nichts gefallen.“

„Nichts gefallen? — Was willst Du denn machen?“

„Wenn ich auch nichts machen, das heißt, nichts laut entgegnen kann,“ versetzte Moritz mit dem Triumphe der Ueberlegenheit, „so bring' ich's ihm im Stillen bei, sobald er mir Unrecht thut. Da giebt's jede Stunde Gelegenheit sich zu rächen, und ohne daß Jemand etwas merkt.“

„Das kann ich nicht,“ sagte Gustav mit halbem Bedauern; „wenn mir etwas Unangenehmes passirt im Geschäft, und das geschieht ziemlich oft, dann werde ich so verlegen und ängstlich, daß ich an ein Vergelten gar nicht denke. Aber es ärgert und kränkt mich hinterher um so mehr und ich wünsche zuweilen, daß ich lieber wäre wo der Pfeffer wächst! — Beim Pfeffer fällt mir ein,“ fügte er rasch hinzu, „was mir in voriger Woche erst wieder geschah. Neulich, beim Briefsiegeln, hatte ich die Adressen verwechselt, weil sie bei zwei Briefen bis auf die Vornamen gleich waren und nach einem Orte gingen. Was in den Briefen gestanden, weiß ich nicht; am Mittwoch aber kam die Antwort auf den einen. Da macht ein Kunde, den wir gern los sein wollten, weil er schlecht zahlt und auch sonst nicht reell ist, große Bestellungen und ist sehr erfreut über die erneuerte freundliche Offerte, während er doch mit kurzen Worten ein für allemal abgefertigt worden war. Jetzt merkte „der Alte“ die

Digitized by Google

Verwechslung und wurde wüthend, weil nun der neue Kunde, an dem ihm viel gelegen ist, den groben Absagebrief erhalten hatte. Ein Kommis mußte gleich mit der Post fort, um die Sache mündlich auszugleichen. Natürlich ging mir's am übelsten dabei und es sind mir außerdem die Reisespesen noch zur Last geschrieben worden. Das kann aber dem Menschen doch passiren, zumal wenn man die Briefe nicht selber schreiben darf, — und nicht selber schreiben kann!"

„Nun ja! Wie hängt das aber mit dem Pfeffer zusammen?" fragte Moritz.

„Richtig!" entgegnete der Andere. „Ich hatte eben Pfeffer gestoßen, als diese Geschichte über mich erging. Vor Schreck und Angst waren mir die Sinne vergangen und so fing ich an Muskatblumen zu stoßen, ohne den Mörser vorher auszuwischen. Zum größten Malheur stand der Herr noch daneben. „Ochse!" schrie er. „Willst Du den Augenblick erst den Mörser auswischen!" Das Wort war mir noch tiefer in die Glieder gefahren; mir wurde schwarz vor den Augen und so hatte ich später das Unglück, auch noch den Pfefferstaub und die Stiele, sammt dem Uebrigen, was unter den klaren Pfeffer gehört, unter die schon halb gestoßenen Muskatblumen zu mischen. Durch eine furchtbare Ohrfeige flog ich vom Mörser weg und weiß heute noch nicht, was sie mit dem Inhalte angefangen haben. Aber das weiß ich, daß mir das ganze Gewürz ebenfalls zur Last geschrieben wird."

Moritz hatte während der Erzählung zuweilen hell aufgelacht und rief jetzt: „Auf diese Weise bist Du der beste Kunde für's Geschäft, denn Dein Vater muß ja Alles blechen! Weißt Du, Gustav! Du bist nicht eigentlich schlecht, aber dumm bist Du! Da mache ich's anders; wenn ich Etwas verdorben habe, darf's wenigstens nicht auf mich kommen. Gestern habe ich z. B. unsern großen Hund durchgehauen, weil ich ein halbes Dutzend Flaschen Wein umgestoßen hatte. Die Flaschen standen im Hausflur und waren vom Keller herauf geholt worden, um sie in die Weinstube zu schaffen. Ich stieß im Vorbeigehen daran, sie fielen um, es war aber von Niemand gesehen worden, deshalb rief ich schnell den „Sultan" herbei, schlug ihn, daß er schrie und sagte, der habe sie umgeworfen."

„Das ist nun zwar nicht eigentlich dumm, aber schlecht ist es!" bemerkte Gustav mit den früheren Worten des Kollegen.

„Warum soll das schlecht sein?" rief Jener mit sittlicher Entrüstung.

„Weil Du das unschuldige Thier geschlagen und außerdem noch mit Lug und Trug Dich abgiebst," sagte Gustav ruhig.

„Dem unschuldigen Thiere kommt's auf einmal Prügel nicht an und auch nicht darauf, wenn man ihm sechs Flaschen Wein auf's Konto setzt; für mich aber ist Beides ein Gegenstand!" erklärte Moritz. „Und mit dem Betrug, das ist lächerlich! Was thust Du denn, wenn Du Pfeffer- und Mandelstaub, allerlei Stiele, geröstete Semmel und Johannisbrod, Oelkuchen und Weckmehl unter die klaren Gewürze mischest? He? Das steht auch nicht in den zehn Geboten und Du thust es doch!"

„Das thue ich," entgegnete Gustav mit der Sicherheit des ruhigen Gewissens, „weil es mir so angelernt wird, und weil es auch nicht gerade Unrecht ist, sondern nur zu den kleinen Geschäftsvortheilen gehört."

„Nun dann gehört's auch zu den kleinen Geschäftsvortheilen, wenn ich den Sultan prügle, um mir Kosten zu ersparen," remonstrirte Moritz. „Doch laß uns darüber nicht streiten; Du wirst's schon noch selber einsehen lernen. Es faßt eben Jeder

Digitized by Google

die kaufmännischen Klugheitsregeln nach seiner Weise auf. Wenn mir gesagt wird, der Kaufmann muß jedes Mittel ergreifen, um mit Ehren durchzukommen, so richt' ich mich darnach, und sehe eben überall, wie ich durchkomme. Nach Deinen Begriffen wirst Du z. B., wenn man Dir einmal kein Frühstück giebt, hungern und dann auch Mittag nicht mehr essen wie gewöhnlich, weil's ja leicht Unrecht sein könnte; bei uns kommt's öfter vor, daß die Frühstücksbemmen sehr dünn geschnitten sind, dann wird aber Mittag um so mehr Brod gegessen, damit es wieder beikommt, und außerdem halte ich mich noch an Schweizerkäse, Pfefferkuchen, Rosinen, Mandeln und was sonst Genießbares im Laden zu haben ist. Wenn ich einmal mein Lehrgeld bezahle, so will ich auch etwas lernen, oder doch wenigstens während der ohnehin unsinnig langen Lehrzeit nicht hungern und sehe deshalb überall, wie ich durchkomme."

Gustav war nachdenkend geworden und sann über den Redefluß des Kollegen und die eben vernommenen Klugheitsregeln nach. Mit seinen bisherigen Ansichten ließ sich das nicht so schnell vereinen und er sagte deshalb: „Du hast Recht, wir wollen darüber nicht streiten. Unsre Meinungen sind hierin einmal verschieden und werden so leicht auch nicht übereinstimmen lernen. Wenn ich mich bei dem, was ich thun will, noch besinne, ob es auch recht oder ob es unrecht ist, hast Du 's schon zweimal gethan und fragst nach dem Uebrigen nicht."

In diesem Augenblicke wurde Moritz auf den nächsten Bäumen ein Eichhorn gewahr, und schnell waren alle Skrupel gelöst. Alle, auch die verschiedensten Ansichten und Meinungen flossen sofort in den einen Gedanken zusammen, daß dieses Eichhorn nothwendig verfolgt und wo möglich erlegt werden müsse. Im weiten Umkreise sammelte man vorerst alle werfbaren Steine auf und begann dann ein eifriges Bombardement nach dem schmucken, gewandten Thierchen, das unbeschadet von einem Wipfel zum andern springend, seine Verfolger so lange in Eifer und Feuer hielt, bis sie nach ungefähr anderthalbstündigem Werfen ermattet und mit schmerzenden Armen ins Moos sanken.

Unterhaltung und Cigarren waren nach dieser Anstrengung verschwunden und man wandte sich später nach anderer Richtung hin dem Heimwege zu. Glücklicher Weise kam man hier in die Nähe eines alleinstehenden Gartenhäuschens, um sich für das vergebliche Werfen nach dem Einhorn schadlos halten zu können. Die Wetterfahne des Häuschens galt als Ziel und gewährte, wenn sie vom Steinwurf getroffen sich einige Mal kreischend um die Spindel bewegte, ein unbeschreibliches Vergnügen. Auch hier verging fast ein Stündchen, bis endlich ein Stein aus Moritzens Hand, ob absichtlich oder nicht mag unentschieden bleiben, in das tiefer liegende Fenster flog und klirrend ins Innere des Pavillons drang.

Eine Flucht im wildesten Sprunge über Felder, Gräben und Hecken war die unmittelbarste Folge, obgleich das Klirren der eingeworfenen Scheiben keines anderen Menschen Ohr erreichte. Kurz vor dem Eintritt der Abenddämmerung kamen die beiden Spaziergänger am Stadtthor an und hatten nun vor dem Nachhausegehen nur noch die eine Pflicht zu erfüllen: das heute empfangene Taschengeld beim Delikatessenhändler dem großen und für das Menschenwohl unentbehrlichen Kreislaufe zu übermitteln.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus allen Zonen.

Briefliche Mittheilungen von unsern auswärtigen Korrespondenten und Freunden.

Greiffenberg (Schlesien). Ich erlaube mir, Ihnen hierdurch einige Notizen über die industriellen und gewerblichen Verhältnisse von Greiffenberg und Umgegend mitzutheilen. Greiffenberg hat schon seit 400 Jahren den Ruf einer Handelsstadt mit Leinenwaaren und wurde deshalb in der Leinewand- und Schleierordnung 1788 unter die fünf Kommerzialstädte des schlesischen Gebirges gezählt. Die an der Spitze der Stadt stehenden Beamten und Bürger machten den Anfang mit diesem Hauptnahrungszweige der hiesigen Gegend; sie hatten auf ihren Reisen den Absatz beobachtet, den manche Länder in Leinen machten, und der Versuch, auch in ihrer Heimat diesen Industriezweig emporzuheben, gelang. Nicht nur die Stadt selbst, sondern auch die ganze Umgegend, ja die Bewohner des ganzen Riesengebirges sahen den Vortheil des Handels mit diesem Artikel wohl ein und fingen an sich damit vorzugsweise zu beschäftigen. Bald errangen sie durch unermüdliche Thätigkeit, Ausdauer und Redlichkeit eine nicht zu verkennende Bedeutung in der Handelswelt. Greiffenbergs früherer Ruhm auf den Handelsplätzen und seine gangbarste Waare, nämlich die Weben zu 72 schles. Ellen lang und $^7/_4$ breit, werden jetzt fast gar nicht mehr gesucht und daher auch wenig fabrizirt. Die Hauptartikel sind zur Zeit Schocke, vorzüglich weißgarnige Creas, auch halbleinene, ganz besonders aber Tücher, von denen jährlich wohl an 20,000 Parten à 4 Dutzend ge- und verkauft werden. Außerdem verfertigt man noch viel leinene und baumwollene Drells, Inlet- und Züchenleinen und mancherlei bunte baumwollene Waaren. Leider ist in diesem Augenblick gegen früher auch die Damast- und Schachwitzweberei bedeutend gesunken, denn gegenwärtig giebt es in der Stadt keinen und in der Nähe nur einen dergleichen Weber. — England mit seinem Erfindungsgeist und seinem Kapital, im Besitz der großartigsten Maschinen und Apparate, liefert schon seit einiger Zeit Deutschland seine Maschinengarne. Bald jedoch begnügte es sich nicht damit, Spinnereien zu etabliren, sondern baute auch Webereien, welche, durch Dampf getrieben, bei geringerer Benutzung von Menschenhänden mehr als das Doppelte von Deutschlands Arbeit lieferten. Dadurch sahen sich unsere Kaufleute veranlaßt Maschinengarn anzuschaffen, damit sie wenigstens einigermaßen der Konkurrenz die Spitze bieten konnten. Das Ansehen der Leinewand wurde damit auch ein viel feineres. Obgleich der Weber nun zum Lohnweber geworden, verschlechterte sich seine Stellung dennoch nicht, da er jetzt, man möchte sagen, von Niemandem abhängig ist, dagegen früher erst vom Garnhändler und dann wieder vom Kaufmann gedrückt wurde. Wie groß aber der Absatz in diesen Artikeln zur Zeit wohl sein mag, läßt sich gar nicht mehr genau ermitteln, seitdem die zu versendenden Waaren, welche pro 60 Ellen auf 4 und 5 Dutzend vertheilt, in Kisten verpackt, nicht mehr auf der Stadtwage gewogen und ihr Werth nicht deklarirt zu werden braucht. Zufällig erfuhr ich von einem Kaufmanne, dessen Vorgänger sich genaue Notizen über die Gesammtausfuhr dieser Waaren im vorigen Jahrhundert gemacht hatten, daß das Jahr 1762 das beste gewesen sei: es wurden damals allein von Greiffenberg für 368,132 Thlr. Waaren ausgeführt. Alsdann nahm

Digitized by Google

die Ausfuhr wieder ab, das Resultat einiger der folgenden Jahre war: 1765 für 130,564 Thlr.; 1775 für 134,955 Thlr. und 1790 für 121,172 Thlr. Kriegsjahre und noch mehr üble Handelskonjunkturen haben das Geschäft seitdem lange flau gehen lassen, doch zeigt sich jetzt wieder eine größere Thätigkeit, die auf vermehrten Absatz schließen läßt. — Die rohe Waare wird immer noch meist auf den Dörfern Langenöls, einem zwischen Greiffenberg und Lauban gelegenen Ort mit großartigem Braunkohlenbergwerk, dessen Ausfuhr pro Monat 16,000 Tonnen beträgt, in Friedersdorf, Steinbach, Vogelsdorf und Gieshübel verfertigt. Die heutigen Firmen in diesem Artikel sind in Greiffenberg: J. C. Prentzel, die älteste sämmtlicher bestehenden Handlungen, vertreten durch C. Wiggert, C. F. Zimmer & Comp. (Gebr. B. u. H. Wiggert), Steudner und Fischer (R. Fischer jun.), Kretschmar und Eydam (Fr. Kretschmar), J. G. Ihle (Fr. Ihle's Wittwe), H. Hörder, A. Rhodius (durch die Wittwe vertreten), Keferstein und Lehmann, Ed. Seidel (E. A. Seidel) und Ernst Rudolph, Rößler und Mußigbrodt. In Lauban dagegen sind die vorzüglichsten Firmen dieser Art: J. G. Böhme, Zimmer & Comp., Heynen & Comp., Burghardt, J. G. Weiner jun. und Söhne, Gebr. Weingärtner. — Die in unserer Nähe gelegene kleine Stadt Marklissa besitzt 2 großartige Fabriken, von denen die der Gebr. Woller vorzugsweise Shirting und Mousselin, die andere des Herrn Neuburger neben Shirting auch Lustre und Orleans liefert. Letztere hat 500 eiserne Regulatorstühle, die sämmtlich durch Dampf oder auch zeitweise durch Wasserkraft in Bewegung gesetzt werden. Gegenwärtig sind davon jedoch nur 250 beschäftigt, die pro Woche 14—1500 Stück liefern. Interessant sind die mit dieser Fabrik verbundene Gasanstalt, sowie die zur Weberei gehörigen Treib-, Scheer-, Spul- und Schlichtmaschinen. Im Ganzen beschäftigt die Anstalt 600 Arbeiter. — Noch zu erwähnen wäre die im reizenden Dorfe Erdmannsdorf gelegene Flachsgarn-Maschinen-Spinnerei und Weberei der Königl. Preuß. Seehandlung. Einige Notizen werden genügen, die Großartigkeit derselben darzustellen. Der Ankauf der rohen Flächse, circa 20,000 Ctnr., erfolgt zur Hälfte aus Schlesien (Glatz und Glogau), sogenannter Rasenflachs, die andere Hälfte liefert Westfalen und Rußland (Wasserflachs). Die Verspinnung geschieht mit 7800 Spindeln. Zwei Drittel der so gewonnenen Garne nebst den dazu gekauften böhmischen und englischen Schußgarnen werden durch 1700 außer dem Hause beschäftigte Lohnweber, durch das mit der Spinnerei verbundene Weberei-Geschäft zu circa 40,000 Stück div. Bleichleinen, Creas, Handtüchern und Tischzeugen, ferner auch hauptsächlich zu Militär-Bekleidungsstücken verarbeitet, deren Absatz jetzt beim gänzlichen Stocken des überseeischen Handels nur im Zollverein, Polen, Rußland, Schweden und Norwegen erfolgt. Mit Spinnerei und Weberei ist zugleich Bleiche, Appretur u. s. w. sowohl für Garne als fertige Leinewand verbunden. Dem ganzen Etablissement steht eine Direktion von 3 Personen vor, und nebenbei arbeiten bei den verschiedenen Branchen noch 10 Beamte. In der Fabrik selbst sind circa 800 männliche und weibliche Arbeiter beschäftigt. Rechnet man noch die 1700 Lohnweber und die in der Fabrik wohnenden Handwerker als Tischler, Schlosser, Drechsler, Gießer, Schmiede, Riemer, Seiler, Klempner u. s. w. dazu, so erreicht das gesammte Arbeiterpersonal die Zahl von 2550 Köpfen. Hoffentlich wird die projektirte Gebirgseisenbahn noch erhöhtes neues Leben zu uns bringen. C. B.

Glasgow. Vor meinem Abgange von Ihrer Anstalt gab ich Ihnen das Versprechen, Sie von Zeit zu Zeit von meinem Schicksale in Kenntniß zu setzen; ich verdanke Ihrer und Ihrer Herren Kollegen liebevoller Fürsorge zu Vieles, um mich nicht mit Vergnügen jenes Versprechens zu erinnern und es mit Freuden auszuführen. Ob Ihnen meine Mittheilungen von Interesse sein werden, kann ich freilich nicht sagen. Die Stelle in Bradford, auf welche ich früher so stark rechnete, ging mir noch, ehe ich abreiste, verloren, so daß ich mein Glück nur auf den Zufall oder, besser zu sagen, auf Gott stellen konnte. Nur Muth, rief ich mir zu, als ich mit wenigem Gelde und mit noch weniger Hoffnung meine Reise antrat, und wirklich Muth, viel Muth bedurfte es, um alles das auszuführen, was ich mir vorgenommen. Ich kam glücklich in England

Digitized by Google

an, aber desto schlechter ist es mit dem Stellenfinden gegangen, was auch gar nicht zu verwundern, da sich Hunderte von jungen Deutschen in England herumtreiben, ohne ein Engagement zu haben. Meine Empfehlungen nach Bradford, Manchester und Liverpool nützten mir zwar insofern, als ich Bekanntschaft mit den größten Geschäftshäusern machte, aber eine Stelle haben sie mir nicht eingebracht. Endlich nach zehnwöchentlichen erfolglosen Bemühungen gelang es mir eine solche zu finden. Der Gehalt, wenn auch nicht glänzend, sichert mir ein anständiges Auskommen und, als späterem Vigegnespinner, bietet mir die Stelle die größten Vortheile. Ich habe Placement in einem der bedeutendsten Agenturgeschäfte Glasgow's; dasselbe ist kein deutsches, sondern ein schottisches Haus, ich habe also das Vergnügen, nur englisch sprechen zu können, da außer mir kein Deutscher im Geschäft sich befindet. Und wirkliche gute Fortschritte habe ich schon gemacht, wenn ich bedenke, wie langsam das Sprechen ging, als ich zum ersten Male Britannia mit Füßen trat. Meine Beschäftigung besteht in der deutschen und französischen Korrespondenz und, wenn Zeit übrig, auch mit Buchführung. Mit meinem Prinzipale habe ich alle Ursache zufrieden zu sein, da er, als Schotte, an einem jungen Manne das Verdienst zu schätzen weiß, mehrere Sprachen zu kennen, deren Erlernung er, wie alle Schotten und die meisten Engländer, als ungeheuer schwer betrachtet. — Hinsichtlich des Geschäftswesens sind alle meine Erwartungen übertroffen worden. Man muß das Leben und Treiben selbst sehen, um sich einen ordentlichen Begriff machen zu können. Aus Allem schaut der Free-trade hervor und jetzt erst kenne ich die rechte Bedeutung des Sprüchwortes: Time is money. Wie die Eisenbahnen sausen, die Omnibusse im vollen Carriere dahin fahren und Alles auf den Straßen springt und rennt, nicht geht! Sogar der Leichenwagen fährt im Galopp; denn auch die Todten müssen der Parole: „Zeit ist Geld" huldigen, bis sie vom Tageslicht verschwinden. Die gewöhnliche Geschäftszeit ist in Glasgow von früh 9 Uhr bis Abends 6 Uhr präcis. So wenig Stunden dies auch sind, so wird doch mehr darin zuwege gebracht, als bei uns zu Haus in zwei Tagen. Alles geht im Sturm, und ich mußte bald den Deutschen abstreifen, wenn ich meinem Prinzipal zur Genüge arbeiten wollte. Es kommt gar nicht darauf an, ob die Buchungen sauber und schön gemacht werden, nur schnell, leserlich und richtig, dann ist alles gut. Ich scheine mich bald daran zu gewöhnen, da mir das Rasche gut behagt. Zum Dinner nimmt man sich so wenig Zeit als möglich; man läuft aus dem Geschäft zum Restaurant, stopft sein Roastbeef oder Beefsteak (fast immer ein und dasselbe) so schnell als thunlich hinunter und kommt wieder zum Countinghouse. Präcis 6 Uhr wird geschlossen; was heute nicht fertig geworden, kommt morgen daran, die Zeit muß eingehalten werden. — Jetzt komme ich auf's gesellige Leben zu sprechen. Was fang' ich mit all der Zeit an, welche mir nach 6 Uhr bleibt? Gehe ich zu Bier, zu Tanz, zum Conzert, ins Theater, oder frequentire ich sonstige Vergnügungen? Nichts von alle dem. Ich begebe mich ruhig nach Hause, um meinen Thee zu nehmen, alsdann eine Pfeife zu rauchen (Cigarren sind zu theuer) und mich nach Herzenslust zu langweilen. Gott sollte mich behüten, hier immer zu wohnen, wenn ich nicht dabei meinen Vortheil im Auge hätte. Keine Bierkneipe, kein Tanzsaal, seltene und schlechte Conzerte und erbärmliches Theater; aber prayer-meetings in Masse! Und wie herzlich langweilig ist der Sonntag. Wenn ich mir nur wenigstens für diesen Tag einen schottischen Charakter zulegen könnte! Drei Mal des Tages, jedesmal zwei Stunden lang in der Kirche zu sitzen, das geht über meine Kräfte. Was soll ich aber auch weiter anfangen? Dampfwagen fahren nicht des Sonntags, alle sonstigen, so geringen Vergnügungen fehlen ganz, nur Kirche und holy worship! Kaum daß man warmes Mittagsessen bekommen kann; so stark wird der Sabbath gefeiert. Aber ein Vergnügen giebt es doch; ein Steamer fährt Sonntags nach der Küste, damit man sich dort der Seeluft und der herrlichen Gegend erfreuen könne; denn herrlich, wunderschön ist die schottische Natur; dagegen habe ich nichts einzuwenden. Wie steht's nun aber, wenn ich den nächsten Tag ins Geschäft komme und den Leuten erzähle, wie schön es mir an der Küste gefallen hat? Ein sabbathbreaker wird man genannt, und dann bin ich genöthigt, den Leuten zu beweisen, daß jede übertriebene Tugend ein Laster ist. Dies ist die Schattenseite des Free-trade. Die schottische Parole ist: Free-trade and church! Aber wohl beachtet, daß der Free-

Digitized by Google

trade noch über die church gestellt wird. Ich, meinestheils kann wenigstens nicht begreifen, wie Menschen, die sechs Tage lang an weiter nichts denken, als ihre Nebenmenschen zu übervortheilen, am siebenten Tage plötzlich heilig werden können. Meiner Meinung nach kann sich Free-tade und church nicht vereinigen, und ich kann nicht umhin, alle jene Leute für Heuchler zu halten; denn trotz der Heiligkeit und Frömmigkeit ist das Volk an sich gemein, Betrunkene sind an der Tagesordnung, jeder säuft seinen Whisky und, wie man mir sagt, beginnt man das neue Jahr hier damit, daß man sich gehörig in Branntwein betrinkt, was wir Deutschen doch kluger Weise am Sylvester thun und dann wenigstens in Punsch. Feiertage giebt es hier nicht, außer Neu-Jahr und Queen's-birth-day. Sie können wohl denken, daß ich es mir auf diese Weise zu Hause so bequem als möglich mache; meine Wohnung ist ein wahrer Palast, bezahle aber auch ein Heidengeld dafür. Das Leben ist schmählich theuer. So viel ich jetzt zu urtheilen im Stande bin, kann ich, um anständig zu leben, unter £ 100 nicht auskommen. Dies macht schon nahe Thlr. 700; aber die erste Regel in England ist, nicht in Thaler umzurechnen, sonst wird man die Gewissensbisse nicht los. Unseren Pfennig muß man dem Penny, den Groschen dem Shilling und den Thaler dem Pfund gleich halten, alsdann läßt sich allenfalls gemüthlich leben. Was ich über Glasgow selbst noch hinzuzufügen hätte, wäre, daß die Stadt wunderschön gebaut ist. Der schottische Baustyl schaut überall hervor und ist in der That sehr edel. Wenn ich dagegen Bradford und Manchester bedenke! Ersteres besonders ist nur ein Nest dagegen, freilich ein Nest von 130,000 Einwohnern. Uebrigens ist mir bis heute Bradford als der einzige Ort vorgekommen, wo man den Deutschen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Obgleich man sie der Nationalität halber nicht gut leiden mag, so gesteht man doch ein, daß sie die Begründer des Bradforder Wohlstandes sind, und mehr als einmal äußerten Engländer gegen mich: the Germans are the salvation of Bradford. Der Bradford home-trade ist an sich selbst höchst einfach. Die Spinner der Umgegend und der Stadt finden sich Montags und Donnerstags auf der Börse ein und verkaufen hier an die deutschen Herren ihre Wollen und Garne, welche von diesen nach dem Kontinente versandt werden. Bezeichnend ist es, daß, mit wenigen Ausnahmen, fast alle diese deutschen Häuser aus Juden bestehen. Das Versandtgeschäft liegt im Allgemeinen in den Händen von Deutschen, ebenso in Manchester und Liverpool; nur daß sich das Geschäft in Manchester nicht allein auf Wollen und Garne, sondern hauptsächlich auf Manufakte bezieht, während in Liverpool der Baumwollhandel vorherrscht. Auch in Huddersfield, Halifax, Boston ꝛc. habe ich mich aufgehalten, und daraus für mich manchen Vortheil gezogen. Die großen Eisenwerke zu Low-Moor bei Bradford habe ich gesehen und staune noch heute über die großen Hämmer und riesigen Maschinen. — Was die Gehalte der Kommis betrifft, muß ich gestehen, daß nur deutsche Geschäfte gut bezahlen. In einem solchen bekommt ein guter gewöhnlicher Korrespondent £. 150 — oder mehr. Ganz anders ist es mit den Engländern und Schotten; ein Gehalt von £. 100 gehört bei diesen schon zum Unerhörten und gewöhnlich differirt er von £. 50—100. Ein tüchtiger Arbeiter ist besser bezahlt. Dies und was ich weiter über die unmenschlichen Anstrengungen gesagt habe, die es kostet, um zu einer Stelle zu gelangen, möge zur Ermuthigung derjenigen dienen, welche den Wunsch haben, meinem Beispiele nachzufolgen. H. S.

Digitized by Google

Handelskalender.

I.

Die deutschen Handelsconsulate.*)

A. Königreich Sachsen.

a. Die im Ausland residirenden königlich sächsischen Handelsconsuln.

(G. C. = Generalconsul, C. = Consul, V. C. = Viceconsul.)

Amerika (Ver. St. von), Baltimore: W. Dresel, G. C.
„ „ Cincinnati: C. Fr. Adae, C.
„ „ Galveston: Jul. Kauffmann, C.
„ „ Louisville: J. Schmidt, C.
„ „ New-Orleans: J. Th. Hanemann, C.
„ „ New-York: J. W. Schmidt, G. C.
„ „ Philadelphia: J. Th. Plate, C.
„ „ San Franzisko: J. Kreyenhagen, C.
„ „ St. Louis: E. C. Angelrodt, C.
„ „ Manitowoc (Wisconsin): Fr. Borcherdt, C.
Argentinische Republik, Buenos Ayres: R. Soehn, C.
Belgien, Antwerpen: J. A. F. Hartrodt, C.
„ Brüssel: B. G. Brugmann, C.
Brasilien, Rio: David Meers, C.
Bremen: Heinr. Leupold, C.
Chile, Valparaiso: Georg Lyon, G. C.
China, Canton: R. v. Carlowitz, C.
Frankreich, Bayonne: G. Poydenot, C.
„ Bordeaux: Th. Albrecht, C.
„ Le Havre: C. L. Pusinelli, C.
„ Paris: Th. Albrecht, C.
Großbritannien, Liverpool: K. Stöß, C.
„ London: B. P. de Colquhoun, G. C.
„ Sydney: K. J. Müller, C.
Hamburg: Chr. Ed. Frege, C.
Hannover, Harburg: Franz Hessenmüller, C.
Jonische Inseln, Corfu: Fr. Gysi, C.
Italien, Genua: E. F. Lüling, C.
Lübeck: J. Pfeiffer, C.
Niederlande, Amsterdam: Jul. Bunge, C.
„ Rotterdam: L. Struth, C.
„ Batavia: G. Kinder, C.

*) Eine Vervollständigung unserer Uebersicht der Consulate, welcher wir eine solche über deutsche Handelskammern voraus gehen zu lassen gedenken, folgt in den nächsten Heften und werden sich daran regelmäßige Exzerpte aus uns zugänglichen Consulats- und Handelskammer-Berichten anreihen.

Digitized by Google

Oesterreich, Triest: J. W. Ritter von Sartorio, C.
„ Venedig: Ad. v. Knuller, C.
„ Wien: C. H. Ritter von Leith, C.
Portugal, Lissabon: Theod. v. Zeller, G. C.
Preußen, Cöln: Alb. Oppenheim, G. C.
„ Stettin: Theod. Schreyer, C.
Rußland, Moskau: Fr. Brandenburg, C.
„ Odessa: Fr. L. Hansen, C.
„ Reval: C. Elfenbein, C.
„ Riga: Ed. Stefani, C.
„ St. Petersburg: A. D. Gütschow, C.
Schweiz: Fr. L. Schmid, C.
Spanien, Barcelona: H. Vollmar, C.
„ Cadix: F. W. Uhthoff, C.
„ Madrid: H. Steinfeld, C.
„ Santander: G. A. Lübbers, C.
„ Tarragona: C. Uhthoff, C.
Türkei, Konstantinopel: G. D. Schneider, Handelsagent.

b. Die im Königreich Sachsen residirenden Handelsconsuln.

Argentinische Republik: W. Küstner, G. C., Leipzig.
Baden: Th. Knauth, C., Leipzig.
Bayern: G. L. Hesse, C., Dresden.
Belgien: Louis Baron d'Ardenne, G. C., Leipzig.
Bremen: B. Schwabe, C., Leipzig.
Buenos Ayres: Geh. Com.-Rath Fr. Aug. von Mensch, G. C., Dresden.
Chile: Dr. K. Andree, C., Leipzig.
Dänemark: C. B. Lorck, G. C., Leipzig.
Frankreich: Amand Honoré Langlet, C., Leipzig.
Granadische Conföderation: Th. Knauth, C., Leipzig.
Griechenland: Panagiotis Papa Naoum, C., Leipzig.
Großbritannien: Jos. Archer Crowe, G. C., Leipzig.
Hamburg: G. H. Menfel, C., Dresden.
Hannover: G. M. Clauß, G. C., Leipzig.
Hessen, Großherzogthum: W. Sulzer, G. C., Leipzig.
Nassau: W. Dodel, C., Leipzig.
Niederlande: Chr. C. Schubart, C., Dresden; G. Thin van Keulen, C., Leipzig.
Nordamerika: P. A. Stockton, C., und Dr. F. Flügel, V. C., Leipzig.
Peru: Th. Knauth, C., Leipzig.
Portugal: vacat.
Rußland: kais. russ. Staatsrath E. Tom-Have, G. C., Leipzig.
Sardinien: J. Kaskel, C., Dresden; H. Beckmann, C., Leipzig.
Schweden und Norwegen: Geh. Kammerrath C. Kaskel, G. C., Dresden;
Dr. jur. F. G. Schultz, C., Leipzig.
Schweiz: Dr. K. Hirzel-Lampe, G. C., Leipzig.
Sizilien: F. Kaskel, G. C., Dresden.
Spanien: Alfr. Göhring, C., Leipzig.
Uruguay: Geh. Com.-Rath Fr. Aug. v. Mensch, G. C., Dresden.
Württemberg: W. Bänsch, C., Leipzig.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Bücherschau.

Arbitragentabelle der Wechselplätze, welche in Berlin und Leipzig öffentlich notirt werden. Herausgegeben von Franz Göbel. Ein unentbehrliches Handbuch für jedes Comptoir. Leipzig und Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagshandlung. 1861.

Der Herr Verfasser hat durch vorliegendes Werk, welches 329 Folioseiten Tabellen umfaßt, der Handelswelt einen großen Dienst geleistet. Jeder Geschäftsmann, sei er Bankier, Fabrikant oder Waarenhändler, hat ein wesentliches Interesse an dem Stande der Wechselcourse fremder Börsen, da sie ihm den Weg bezeichnen, den er einzuschlagen hat, um seine Deckung in der vortheilhaftesten Weise zu geben und zu nehmen. Jede Veränderung derselben macht aber eine neue Umrechnung nothwendig, die zeitraubend ist. Die vorstehenden Tabellen ersparen sie wenigstens in Betreff des Berliner und Leipziger Wechselcourszettels, da man dort sofort ersieht, in welchem Verhältnisse sich die Course fremder Börsen zu denen von Berlin und Leipzig befinden. Man braucht nur den Platz, von dessen Verhältnissen man sich unterrichten will, zu demjenigen Cours aufzurichtagen, welchen derselbe in der heimischen Börse hat, und findet da unter der Rubrik jedes einzelnen Platzes in erster Colonne den dortigen Cours, in zweiter aber die genaueste Ausrechnung in Thalern, Neugroschen und Pfennigen. Möge die große Mühe und Sorgfalt des Herrn Verfassers durch einen reichen Absatz belohnt werden!

Die Handelscorrespondenz in englischer und deutscher Sprache. In zwei Theilen: Erster Theil, Englisch-Deutsch; zweiter Theil, Deutsch-englisch. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. Von Dr. Chr. Vogel. Leipzig. 1862.

Die vorliegende, ursprünglich von L. Simon herausgegebene Handelscorrespondenz hat in ihrer dritten Auflage durch den unsern Lesern aus einer trefflichen Abhandlung über die englische Buchführung bereits bestens bekannten Dr. Chr. Vogel, früher Lehrer in Offenbach, zur Zeit in Dresden, so vielfache Erweiterungen, Verbesserungen und Ergänzungen erfahren, daß sie als ein völlig neues Buch und unbestreitbar als eines der besten Werke über den kaufmännischen englischen Briefstyl betrachtet werden muß. Die Auswahl der durchaus der Praxis entnommenen Briefe und Formulare zeugt für eben so viel Takt und Geschick des Herausgebers, als für innige Vertrautheit mit dem Geschäftsleben der Söhne Albions. Das Arrangement ist übersichtlich und dem Bedürfnisse des Comptoirs entsprechend. Die Noten, theils Sinn erläuternd, theils sachliche Details in bündiger, klarer und correcter Kaufmannssprache erörternd, bieten dem Lehrenden wie dem Lernenden gleich werthvolle Hülfen. Dem Ganzen geht eine kurze Anleitung zur Abfassung englischer Briefe voraus, und wie dem englisch-deutschen Theil ein recht vollständiges und brauchbares „Dictionary of commercial terms" als willkommene Zugabe angefügt ist, so beschließt den deutsch-englischen eine eben so praktische alphabetische Uebersicht über die „Kaufmännische Terminologie". Kurz, die Vogel'sche Handelscorrespondenz ist ein gutes, brauchbares Buch, das empfohlen zu werden verdient, um so mehr als auch die Ausstattung elegant und der Preis billig ist.

Bitte an die Herren Verleger.

Wir ersuchen wiederholt um gefällige Einsendung von Recensions-Exemplaren aller in das Bereich des Handels, der Industrie, der Reisen, der Naturwissenschaften einschlagenden, neu erscheinenden, für unser Publikum interessanten oder gerade bestimmten Werke. Unser Wunsch erscheint durch die große Verbreitung, welche das „Magazin für Kaufleute" gefunden (Auflage gegenwärtig 3000), sowohl im Interesse des lesenden Publikums als der Herren Verleger gerechtfertigt. Bücher, welche nicht besprochen werden können, werden sofort zurückgesendet.

Die Redaktion des Magazins für Kaufleute.

Digitized by Google

Feuilleton.

Handelsverträge, Zoll- und Steuerwesen.

— Der preußische Gesandte Graf Eulenburg hat die Präliminarien zu einem Vertrage mit China abgeschlossen. Durch denselben sollen alle Wünsche der preußischen Regierung und somit auch des Zollvereins erfüllt sein.

— Das „bayerische Regierungsblatt" vom 18. September publizirt die unterm 16. Mai abgeschlossene Uebereinkunft über die Ermäßigung der Mainschifffahrtsabgaben, mit dem Bemerken, daß dieselbe mit dem 1. September in Vollzug gesetzt worden sei.

Handelsgesetzgebung.

— In der bayerischen Abgeordnetenkammer wurde das Einführungsgesetz zum Handelsgesetzbuche einstimmig angenommen, nachdem bezüglich der von der Regierung festgehaltenen Fassung des ursprünglichen Entwurfs des Art. 64 (wodurch die Kompetenz der Handelsgerichte davon abhängig gemacht werden sollte, daß der Beklagte nicht blos ein Handelsgeschäft vorgenommen habe, sondern auch selbst dem Handelsstande angehöre) durch zwei Modifikationen eine Ausgleichung stattgefunden hatte. Es wird durch dieselben bestimmt: 1) daß Bagatellsachen (bis 150 Gulden) auch bei den Stadt- und Landgerichten verhandelt werden können und 2) daß in den Fällen, wo ein Faustpfand gegeben ist, neben den Handels- auch die gewöhnlichen Gerichte kompetent sind.

— Die herzoglich Nassauische Regierung hat in der Bundesversammlung die Erklärung abgegeben, daß die Bestimmungen des deutschen Handelsgesetzbuchs vom 1. März 1862 in Nassau gesetzliche Kraft haben sollen.

— Nach einer amtlichen Entscheidung ist der Betrag für einen Wechselprotest im Königreich Sachsen, sofern er keine weitere Bemühung als die zu dem Wechselschuldner oder Domicilirten bedingt, auf 1 Thlr. 22 Ngr. 5 Pf. und für Einholung jeder einzelnen Interventions-Erklärung auf 15 Ngr. festgestellt worden.

Handels- und Wechselrecht.

Rechtssprüche.

a. Aus dem Handelsrecht.

— Die Einrede der Verletzung über die Hälfte kann bei Kaufgeschäften über erst im Verlauf eines längeren Zeitraumes zu liefernde Waaren, deren Hauptpreis häufigen Schwankungen und Veränderungen unterliegt, wegen der hierin begründeten gewagten Natur solcher Geschäfte nicht Platz greifen.

— Der Verzicht auf Gewährleistung für heimliche Mängel hat nur Statt, wenn die Mängel speziell bestimmt sind.

— Nach feststehendem Handelsgebrauch hat der wegen Fehler und Mängel der verkauften Waare die Annahme derselben ablehnende Käufer, bei Verlust seines Rechts auf Radikabition, solche ohne Verzug dem Verkäufer zur Disposition zu stellen. Dieses kann sowohl mündlich als schriftlich geschehen, und hastet er letzteren Falls zwar für Absendung, nicht aber auch für Ankunft des Schreibens.

— Der Anspruch auf Ersatz der im Auftrag des Käufers vom Verkäufer veranslagten Emballage- und Transportkosten ist nicht der kurzen Verjährung unterworfen.

b. Aus dem Wechselrecht.

— Der Wechselverjährung kann durch gerichtlichen Akt giltig entsagt werden.

— Zur Giltigkeit des Wechselprotestes bedarf es an sich der Bezeichnung der Stunde, in welcher derselbe vorgenommen worden, nicht; dagegen ist diese Bezeichnung nothwendig, wenn ein Partikulargesetz eine solche vorschreibt und die Handlung der Protestaufnahme diesem Gesetze unterliegt.

— Die gegen den Wechselaussteller gerichtete Einwendung der nicht erhaltenen Valuta ist statthaft, wenn erwiesen wird, daß zwischen dem Aussteller und dem Acceptanten ein entgeltliches Geschäft beabsichtigt war.

— In die dreijährige Verjährungszeit ist der Verfalltag nicht mit einzurechnen.

— Wenn in einem Wechsel bei dem Namen des Trassaten zwei Orte angegeben sind, so kann jeder als Wohnort des Bezogenen angesehen werden.

— Die zwischen dem Wechselinhaber und dem Acceptanten getroffene Verabredung auf Ausstellung eines neuen Wechsels statt des nicht bezahlten alten befreit den Giranten des letzteren von seiner Zahlungsverbindlichkeit nicht.

(Siebenhaar und Tauchnitz, Archiv für D. W. R. X, 3.)

Digitized by Google

Münz-, Maß- und Gewichtswesen.

— In Baden ist das Papiergeld der benachbarten Staaten (Württemberg, Bayern, Hessen-Darmstadt, Frankfurt a. M. u. Preußen) als gesetzliches Zahlungsmittel zugelassen worden.

— Das offizielle „Wochenblatt für das Herzogthum Lauenburg" veröffentlicht das unterm 2. Oktober d. J. erlassene Gesetz, betreffend die Einführung des Pfundes zu 500 Gramm (Zollvereinspfund) als Landesgewicht für das Herzogthum Lauenburg. Das Gesetz tritt, sofern nicht eine weitere nothwendige Befristung vom Könige gewährt werden sollte, mit dem 1. Januar 1862 in Kraft.

Handelsgesellschaften.

— Die in Berlin projektirte Preußische Hagelversicherungs-Gesellschaft hat die staatliche Konzession erhalten. — Auch die Berliner Spiritusversicherungsbank ist definitiv konzessionirt worden.

Verkehrswesen.

— Am 14. Oktober ist die Bahnstrecke von Furth bis Pilsen, am 4. November die von Przemysl nach Lemberg dem Verkehr übergeben worden.

— Von Karlsruhe an den Rhein werden demnächst die Schienen gelegt. Der Eröffnung der Bahn von Gießen nach Wetzlar sieht man in kurzem entgegen. In Passau hat sich ein Ausschuß zum Bau einer Bahn von Passau nach Cham gebildet.

— Der Vertrag über die Heidelberg-Würzburger Bahn ist abgeschlossen; dieselbe wird über Kirchheim gebaut.

— Die Konzession zur Leine-Deisterbahn (Hannover) ist ertheilt worden. Dieselbe wird auf Aktien mit einem Kapitale von 1,500,000 Thlr. gebaut, von welcher Summe der Betrag von 600,000 Thlr. in Prioritätsstammaktien ausgegeben wird. Die k. hannoversche Regierung wird sich mit einem gleichen Kapitale betheiligen.

— Die Belgard-Dirschauer Eisenbahn wird bereits abgesteckt und soll der Bau derselben demnächst beginnen.

— Die schlesische Gebirgseisenbahn wird, wie wir aus sicherer Quelle erfahren, folgende Richtung nehmen: Waldenburg, Gottesberg, Landeshut, Kupferberg, Hirschberg, Greifenberg, Lauban, Görlitz.

— Am 13. September ist die Eisenbahn von Barcelona nach Saragossa in ihrer ganzen Länge eröffnet worden. Die hauptsächlichsten jetzt ausgebauten spanischen Linien sind: von Madrid nach Toledo und den Hafenstädten Valencia und Alicante, von Cordova über Sevilla nach Cadix und die Bahn von Barcelona nach Saragossa.

— Die russische Regierung hat sich mit der nordamerikanischen wegen eines Telegraphen ins Vernehmen gesetzt, der von Petersburg aus durch ganz Sibirien, über Nicholeisk und die Behringsstraße nach dem amerikanischen Festlande geführt werden soll. Von dieser Linie sind bereits 3000 engl. Meilen fertig, und man scheint in Amerika große Lust zu haben, dieses Projekt den unterseeischen Telegraphenleitungen vorzuziehen.

— San Franzisko ist nun in ununterbrochener Telegraphenverbindung mit Cap Race im Osten Neufundlands. Die Drähte durchschneiden den ganzen Kontinent vom Atlantischen bis zum Stillen Ocean (eine Strecke von ungefähr 5000 engl. Meilen).

— Das Telegraphenkabel von Malta nach Alexandria ist von Glaß, Elliot u. Comp. vollständig gelegt und in Betrieb. Nachrichten aus Indien kommen jetzt 13 Tage früher an als bisher.

— Zwischen Dieppe in Frankreich und Beachy-Head in England ist ein unterseeisches Telegraphentau gelegt und dadurch für den internationalen Verkehr eine neue Telegraphenlinie eröffnet worden. Die Gebühr für die Beförderung der Depeschen von und nach England über Dieppe sind dieselben, welche für deren Beförderung über Calais und Boulogne festgesetzt sind.

— Mit der Anlegung des Telegraphen durch das Euphrat-Thal wird baldigst der Anfang gemacht werden. Material und Arbeiter sind aus England unterwegs.

— Nach „Kolb's Handbuch der vergleichenden Statistik" bestanden im Jahre 1860 bereits 20,000 Meilen Telegraphen, wobei die einzelnen Drähte und die unterseeischen Kabel nicht mitgezählt sind. Nach deutschen Meilen kommen auf:

Die Vereinigten Staaten	4670
Den deutsch-österreichischen Verband	3260
Frankreich	2160
Großbritannien	2030
Rußland	1200
Britisch Ostindien	1100
Italien	500
Südamerika	320
Die Schweiz	280
Australien	250
Spanien und Portugal	150

— Die Verwaltung des österreichischen Lloyd hat seit dem 3. Oktober eine neue Schraubendampferlinie zwischen Triest und Durazzo eingerichtet. Die Schiffe berühren istrische, dalmatiner und albanische Häfen. Die Abfahrt von Triest findet jeden Donnerstag statt. Der Dampfer wird in Pirano und Rovigno noch am Donnerstag, in Pola und Lussinpiccolo am Freitag, in Zara am Sonnabend, in Spalato am Sonntag, in Ragusa am Montag, in Antivari am Dienstag und in Durazzo am Mittwoch sein. Außer für den Waarentransport ist diese Linie auch zur Beförderung von Passagieren 2. und 3. Klasse eingerichtet. Der Tarif ist herabgesetzt. (Zeitschr. d. Vereins f. deutsche Eisenb.)

— Das Porto für frankirte Briefe nach und aus den Vereinigten Staa-

Digitized by Google

ten von Nordamerika, welche in den direkten preußisch-amerikanischen Briefpaketen Beförderung erhalten, ist auf 12 Sgr. für den einfachen unter 1 Loth schweren Brief ermäßigt worden. Für die unfrankirten Briefe kommt wie bisher der Portosatz von 13 Ngr. für den einfachen Brief zur Erhebung.

— Durch kaiserliches Dekret wird die Ausführung der zur Verbesserung des Somme-Kanals nöthigen Arbeiten angeordnet. Die Kosten sind auf 665,000 Frcs. veranschlagt.

— Die Viktoria-Docks auf der linken Seite der Themse gegenüber Woolwich haben hauptsächlich die Bestimmung, den Schiffsbauer in den Stand zu setzen, namentlich kleinere Reparaturen in erheblich kürzerer Zeit und mit geringeren Kosten an Schiffen ausführen, als dies bisher geschehen konnte. Das zu reparirende Schiff wird in einen der Häfen hineingefahren, derselbe ist etwa 350 Fuß lang, 60 Fuß breit und 20 Fuß tief. An jeder seiner beiden Langseiten sind 18 hydraulische Pressen aufgestellt, die sich zwei und zwei genau gegenüber stehen und an deren Kolben je 4 Zugstangen angehängt sind, so daß je zwei gegenüberstehende Preßkolben 2 Balken tragen. Es wird nun zunächst ein Bassin von Eisenblech, etwa von der Länge des Schiffs, in den Hafen gebracht, und durch eine Anzahl von Ventilen mit Wasser gefüllt, so daß es unterfinkt und sich auf die Träger aufsetzt. Das Schiff wird über dies Bassin gefahren und die Preßpumpen in Bewegung gesetzt, so daß die Rollen und mit ihnen die Träger, auf welchem das Bassin ruht, in die Höhe steigen. Durch das aufsteigende Bassin wird zuletzt auch das Schiff gehoben. Man läßt das Bassin sich vom Wasser entleeren, unterstützt die Spanten und den Kiel des Schiffes und schließt die Ventile des Bassins wasserdicht ab, hierauf wird das schwimmende Bassin mit dem freistehenden Schiffe in einen Reparaturhafen gefahren. Die Manipulation ist eine sehr schnelle, so daß z. B. ein Schiff von 1000 Tons Ladungsfähigkeit in 1,5 Stunde gehoben und nach dem Reparaturbassin abgefahren werden kann.

— Londoner Luftdruck-Briefbeförderung (London Pneumatic telegraphical dispatch). Vor Kurzem hat die englische Luftdruck-Briefbeförderungsgesellschaft mit ihrer Einrichtung in Battersea einige sehr gelungene Versuche angestellt. Die Vorrichtung zur Briefbeförderung besteht aus eisernen Röhren, 30 Zoll breit und 33 Zoll hoch. Im Innern ist ein Schienengleis von 24 Zoll Spurweite angebracht, auf dem sich durch Luftdruck 8½ Fuß lange Wagen, die von den Röhrenwänden auf allen Seiten ½ Zoll abstehen, bewegen. Die in einem hölzernen Hause am Ende der Röhrenleitung aufgestellte Maschinerie besteht aus einer Dampfmaschine, welche ein 21 Fuß im Durchmesser haltendes Rad aus Eisenplatten in Bewegung setzt, und aus einer Vorrichtung, um die Schnelligkeit der Wagen zu mindern. Diese werden durch die, vermittelst des Rades oder der Scheibe ausgepumpte Luft angezogen und so fortbewegt; sie legten eine Strecke von ¼ englischen Meile in 55 Sekunden zurück und man gedenkt diese Schnelligkeit auf 8 deutsche Meilen in der Stunde zu steigern. Zwei Herren machten die erste Fahrt mit. Dieselben lagen auf dem Rücken auf Matratzen, mit Pferdedecken über sich und schienen mit ihrem Abenteuer ganz zufrieden. Der eine meinte bloß, er sei stark geschüttelt worden.

Handelsgeographie und Waarenkunde.

— Neue britische Erwerbungen in Afrika. Mit der südafrikanischen Post vom 22. Juli d. J. ist die Nachricht eingetroffen, daß die kleine, wegen ihres Guano früher vielbesuchte Insel Ischadoe an der Küste des Namaqua-Landes (26° 18' S. Br.) formell der Kap-Kolonie einverleibt wurde. Wichtiger ist die Nachricht, daß das Gebiet von Lagos in der Bai von Benin am 7. August dieses Jahres der britischen Krone abgetreten worden ist.

(Petermann's Mittheilungen.)

— Palmöl. Das Palmöl wird bekanntlich aus dem Fleische der Früchte der Oelpalme (Elaeis guineensis) gewonnen und bereits in Millionen von Centnern jährlich aus Afrika nach England und den übrigen Europa angeführt, zu Lichtern, Seife ꝛc. verarbeitet. Alle Palmen sind ölhaltig, aber die der Elăis vor allen, und der erwähnte Handel ist besonders darum so segensreich, weil man gegründete Hoffnung hat, daß er je mehr und mehr den an den denselben Küsten betriebenen Sklavenhandel verdrängen wird, indem die Neger merken, daß sie auf eine nützliche Art ungleich mehr gewinnen können, als durch die bisher übliche, die das ganze Land in einen unaufhörlichen innern Kriegszustand versetzte. Ganz neuerdings hat man noch ein zweites ähnliches Produkt aufgefunden. Der die letzte Nigererpedition des Dr. Baikie (in den Jahren 1857 bis 59) begleitende (seitdem verstorbene) Botaniker Barter schreibt davon: „Ein Missionär bemerkt sehr treffend, daß die Oelpalme bestimmt sei, eine Gleichstellung der Racen und die Verbannung der Sklaverei zu bewirken; ich glaube, daß die Bassia bestimmt ist, ihr hierin beizustehen." Es ist nämlich die sogenannte Shea-Butter (sprich Schi-Butter), welche von diesem letztern Baum (Bassia Parkii, Shea-Baum) gewonnen wird und welche „nach den in England unterstellten Proben wahrscheinlich (noch) 5 Lstr. per Tonne mehr einbringen wird als das Palmöl," wenn das Innere des Landes nur erst durch die Schifffahrt auf dem Niger mehr aufgeschlossen sein wird. Die Gewinnung beschreibt Barter folgendermaßen: Die Früchte des Baumes werden, wie sie reif über Nacht abfallen, des Morgens aufgelesen und das Fleisch, das sehr süß ist und Aehnlichkeit mit einer überreifen Birne hat, von den Negern gegessen. Die innere Nuß aber wird in großen durchlöcherten Theetellern gelinde getrocknet, wodurch sie in der Schale zusammenschrumpft, und die Schale dann durch Dreschen oder auch durch Stoßen in großen hölzernen Mörsern entfernt. Der Nußkern aber wird gestampft und zwischen Steinen gemahlen zu einem schwarzen Teig, den man in kaltem Wasser wäscht und darauf kocht, wo dann die

Digitized by Google

weiße Butter an die Oberfläche tritt und abgeschäumt wird. Ist sie gut zubereitet, so bleibt sie selbst in der Hitze fest und wird auch beim Aufbewahren nicht ranzig. Von der Art ihrer Gewinnung hat sie einen leichten Rauchgeschmack, ist aber gesund zu genießen.

— In Portugal beschäftigt man sich ernstlich mit dem Anbau von Baumwolle. Die in Algarbien, Alemtejo und einigen afrikanischen Besitzungen des Königreichs angestellten Versuche sind sehr gut ausgefallen.

— Contor-Requisitenfabrik von Th. Fielitz. Wenn Jemand ein Geschäft begründet, so ist ein Hauptforderniß: Vereinfachung der Arbeit, und es erstreckt sich dieses bis auf das Kopiren herab. Nun war aber das frühere Kopirverfahren, resp. Abschreiben der Briefe, ein so zeitraubendes, geisttödtendes und kostspieliges, daß man bald auf den Gedanken kam, das Kopiren durch Maschinen zu verrichten und mit Hilfe der Chemie Tinten zu erzeugen, welche geeignet sind, Briefe mittelst feinen Papiers auf andere Blätter übertragen zu lassen. Das Alles ist geschehen, in neuerer Zeit sogar noch viel mehr. Von dem Grundsatze ausgehend, daß Theilung der Arbeit nach allen Richtungen hin zur Geltung kommen muß, wenn die Fabrikation eine vollkommene werden und auch in den kleinsten Theilen keine Halbheit bleiben soll, sind Fabriken entstanden, die sich ausschließlich mit Anfertigung von Contor-Requisiten befassen, was man früher kaum für möglich gehalten hätte. Eine solche Fabrik ist z. B. die des Herrn Theobald Fielitz in Chemnitz. In derselben wird Alles geschafft, was darauf Bezug hat, vom Größten bis zum Kleinsten. Da findet man das Petschaft und den Oblatenstecher, Kopirpressen und Siegelpressen in allen Größen und Konstruktionen, Kopirschranktische, wasserdichte Anfeuchtekästen mit Glasboden, nebst Allem, was dazu gehört, tragbare Kopirapparate für Reisende, chemisch-autographische Kopirbücher, Reliefstempel, Bindfadenrollen mit Messer, Schableonen, Signaturen ꝛc. ꝛc. Welchen Einfluß es auf die Preise gehabt hat, daß dieses Gewerbe jetzt fabrikmäßig betrieben wird, ersieht man am besten, wenn man einen Vergleich anstellt zwischen sonst und jetzt. So kostet z. B. jetzt ein ganzes Dutzend gut gearbeiteter Kopirpressen, aus der Fabrik bezogen, nicht mehr als 25 Thlr., während man früher die geringste Sorte nicht unter 5 Thlr. das Stück kaufen konnte. Es ist also Jedem, dem größern wie dem kleinern Geschäftsmann Gelegenheit geboten, sich seine Contor-Requisiten aufs billigste zu schaffen, und da Zeit Geld ist, so findet man in allen Geschäften, selbst wo eine weniger große Korrespondenz geführt wird, mechanische Einrichtungen, welche Zeit sparen und die Arbeit erleichtern. (Sächs. Industriezig.)

Handelsstatistisches.

— Die offiziellen Tabellen über Oesterreichs Waarenverkehr mit dem Auslande und seine Zolleinnahmen in den Monaten Januar bis August dieses Jahres sind jetzt erschienen. Bei Vergleichung der Verkehrsresultate in den ersten acht Monaten des Jahres 1861 mit der gleichen Periode des Jahres 1860 zeigt sich im Allgemeinen abermals, daß die Einfuhr bei der Mehrzahl der Waaren ab-, dagegen die Ausfuhr zugenommen hat. Abweichend von dieser Regel ist die Einfuhr nennenswerth gestiegen bei Tabaksblättern (für Aerarialfabriken), Korn- u. Halbgetreide (um 241,077 Ctr., namentlich nach Böhmen), Ochsen, Kühen und Jungvieh (zusammen um 17,009 Stück), Schweinen (um 170,268 Stück), rohen Fellen und Häuten, Hanf-, Lein-, Raps- u. dgl. Oel (um 45,627 Ctr., hauptsächlich aus Preußen), Steinkohlen, Farbhölzern, Kochsalz, Schwefel, Zink, Kupfer, rohem Silber (um 83,920 Pfd., theils für die Nationalbank, theils für das kaiserl. Finanzministerium), Baumwolle (um 60,739 Ctr.), bei Baumwollgarnen (um 43,628 Ctr., größtentheils nach Böhmen), Leder und eisernen Maschinen (um 22,514 Ctr.). Die Ausfuhr ist erheblich zurück geblieben bei Raffinatzucker (gegen Steuerrückvergütung), Tabaksblättern, frischem Obst, Roggen u. Korn (um 1,417,628 Ctr., hauptsächlich aus Böhmen, Galizien und Oberösterreich), Gerste (um 395,990 Ctr.), Oelsaat (um 196,474 Ctr.), rohen Fellen, Unschlitt, Hanf- und Leinöl, Brennholz, Farbstoffen, Kochsalz, Pottasche, Weinstein (nach den Zollvereinsstaaten), Alaun, Schwefelsäure, Stahl, Gold- und Silbermünzen (zusammen um 325,450 Pfd.), Schafwolle, Seide, Baumwollgarnen, Seidenwaaren, gemeinstem und gemeinem Papier, gemeinen Zündwaaren und Hadern. An Zöllen und Nebengebühren sind in den Monaten Januar bis August 8,162,435 Fl. eingegangen, d. h. um 684,948 Fl. weniger als im gleichen Zeitabschnitte des Vorjahrs. Auf diesen Ausfall haben vorzüglich eingewirkt: der geringere Import an Eisenbahnschienen mit einer Zollerinbuße von 265,779 Fl., an Eisenwaaren mit 118,307 Fl., an Zuckerinehl für Raffineure mit 113,198 Fl., an Baumwollwaaren mit 93,304 Fl., an Wollwaaren mit 82,782 Fl., an Wein mit 60,811 Fl., an Südfrüchten mit 43,252 Fl., an Seidenwaaren mit 41,617 Fl., an Kaffee mit 36,708 Fl. und an gebrannten geistigen Flüssigkeiten mit 32,156 Fl.; endlich die Abnahme der Ausfuhr an Hadern mit 38,084 Fl. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß sich der Zollertrag in der Einfuhr bei den rohen Baumwollgarnen um 213,326 Fl., bei den Schweinen um 175,801 Fl., bei den eisernen Maschinen um 50,178 Fl., bei Ochsen und Stieren um 39,781 Fl., bei Hanf-, Lein- und Rüböl aus den Zollvereinsstaaten um 30,550 Fl. höher stellt, als in der gleichen Zeitperiode des Vorjahrs.

Industrie-Ausstellungen.

— Die Londoner Ausstellung. Die drei Kataloge, die ausgegeben werden, sind ein gewerblicher (industrial), ein illustrirter (illustrated) und einer für die schönen Künste (fine arts). Was für dieselben bestimmt ist, muß bis 1. Februar 1862 mit der Bezeichnung „Catalogues" eingeschickt werden an T. R. Sandford, Esqu., 154. West strand, London. Anzeigen werden bis 1. April angenommen, vom 1. März bis April kosten sie das Doppelte. Zehn Zeilen

Digitized by Google

und darüber kosten 5 Sh., jede weitere 10 Sh. Der gewerbliche Katalog kostet 1 Sh. und es wird für eine Auflage von 250,000 Exemplaren gebürgt. In den illustrirten Katalog werden detaillirte Beschreibungen zu 1 Sh. die Zeile aufgenommen. Die Holzschnitte oder Platten haben die Aussteller zu besorgen. Anzeigen in diesem Katalog kosten 5 Zeilen 10 Sh. und jede weitere Zeile 1½ Sh. mehr. Von den Ausstellungsgegenständen muß jedes Stück mit dem Namen des Landes des Ausstellers bezeichnet werden. Adresse: To the Commissioners for the Exhibition of 1862. Building South Kensington, London (from . . . Namen und Land).

— Die Firma Morgan Brother zu London hat eine große Agentur für Aussteller etablirt, um ihnen gegen eine mäßige Provision an die Hand zu gehen. Die deutsche Abtheilung dieses Geschäfts ist einem Hrn. Dahle anvertraut.

Nützliche Rezepte.

— **Bewahrung des Kaffeearomas.** Der gebrannte Kaffee, wenn er lange steht, verliert sein Aroma. Um diesen Verlust zu vermeiden, fügt man auf 50 Pfd. Kaffee sogleich nach dem Brennen (also wenn der Kaffee noch warm ist) 1½ Pfd Melis oder Kandiszucker hinzu. Dieser umgiebt im Augenblick den Kaffee und fangt das Aroma auf. Diesem Kunstgriffe hat mancher Materialist seinen Ruf von gutem Kaffee zu verdanken und nicht der Vorzüglichkeit der Sorte oder der Bohne. Wenn man sich seinen Kaffee selbst brennt, kann man ihn um so sicherer mit gestoßenem Zucker bestreuen und des Erfolges gewiß sein. (Sächs. Ind.)

— **Schwarzfärbung von Wolle.** Einem Herrn E. F. Prentiß ist folgendes Verfahren zum Schwarzfärben der Wolle in England patentirt worden. Die Farbe kann Monate lang den Einflüssen der Sonne und der Luft ausgesetzt werden, ohne sich zu verändern. Man macht ein Mordant, indem man 746 Th. Eisenvitriol, 254 Th. Kupfervitriol und 110 Th. Zinkvitriol zusammen auflöst, und die Lösung durch Eindampfen zur Krystallisation bringt. Dieerhaltenen Krystalle bilden das Mordant. Um 100 Pfd. Wolle oder Wollenstoff schwarz zu färben, löst man 7 Pfd. des Mordant und 2½ Pfd. rothen Weinstein in Wasser auf, kocht die Wolle 2 Stunden darin, läßt sie dann bis zum nächsten Tage liegen, und kocht sie darauf 1½ Stunde lang in einem Auszug von 55 Pfd. Blauholz und 7 Pfd. Fisetholz. Nach dem Kochen fügt man eine gewisse Menge faulen Urin oder statt dessen 1 Quart Ammoniak hinzu und setzt das Kochen darin noch etwa ½ Stunde fort. Um 100 Pfd. Wolle maulbeerschwarz zu färben, macht man einen Auszug von 35 Pfd. Campwood, kocht die Wolle 1½ Stunde lang darin, bringt sie dann in eine Lösung von 3½ Pfd. des Mordant und 1 Pfd. rothem Weinstein, kocht sie wieder 1½ Stunde mit dieser Lösung und beendigt die Färbung am nächsten Tage durch Behandlung mit einem Auszuge von 10 Pfd. Blauholz. Wenn man weniger Blauholz anwendet, wird eine hellere Nuance erhalten.

— **Herstellung von Reservoirs und Bassins für ätzende und scharfe Flüssigkeiten.** Der Chemiker Kalisch empfiehlt (Allg. d. Telegraph 1861) die Sohle und die Seitenwände des Reservoirs mit regulären Platten von Schwerspath auszufüttern und die Fugen mit einem Kitt auszustreichen, den man durch Digestion von 1 Th. zerschnittenem Kautschuk in 2 Th. Terpentinöl und nach geschehener Lösung durch weiteren Zusatz von 4 Th. gepulvertem Schwerspath bereitet hat. Diese Auskleidung des Reservoirs soll widerstehen den Aetzlaugen, den Lösungen der Vitriole, des Kochsalzes, Salpeters, Wasserglases, Weinsteins, dann der heißen Salzsäure, Phosphorsäure, verdünnter Schwefelsäure, den organischen Säuren. Ueber die erwähnte Methode ist Herr Kalisch stets bereit, Auskunft zu ertheilen.

(Pharmazeut. Centralhalle.)

Warnungen und Winke.

— **Schwindel von Stellenbureaux.** Trotz unserer wiederholten Warnungen erhalten wir immer noch Klagen über den Schwindel von Stellenbureaux, deren Treiben wir in diesen Blättern bereits hinreichend gekennzeichnet haben. Neuerdings scheint das Geschäft aber doch nicht mehr so gut zu gehen, wie früher, der Verdacht ist geweckt und die Bureaux greifen nun zu allerhand Auskunftsmitteln. Der alte Agent Grisch in Berlin ist fast ganz verschwunden, seine Wohnung (alte Jakobstr. 17) ist aber immer noch in den Zeitungen, nur unter anderer Firma. H. Winkler heißt dieselbe und sie hause: alte Jakobstr. 17. Sie scheint aber hier nicht recht gegangen zu sein, man siedelte deshalb in die Fischerstr. 24 über unter der Firma „Winklersches Placirungscomptoir." Der Name „Winkler" war aber auch bald abgenützt, die Firma wurde daher in „Berliner Placirungscomptoir" umgeändert. Auch das scheint nicht gezogen zu haben, es tauchte daher ein neuer Namen auf: B. Holz u. Comp., Fischerstr. 24, und diese Firma macht ihrerseits wieder dieselben Wanderungen durch wie Freund Grisch und Winkler. Heute ist sie nach den Stadien: merkantilisches und landwirthschaftliches Placirungsbureau bei dem Titel: Allgemeines Intelligenzbureau, Fischerstr. 24 angelangt. Dieser Name ist wegen des Berliner Intelligenzblattes gewählt, dessen Bureau derselben auch führt. Es wäre zu wünschen, daß die Presse sich dieser Sache mehr annähme und das Publikum auf unsere wiederholten Warnungen aufmerksam machte.

(Arbeitgeber.)

— **Schwindel.** Aus Franken schreibt man, daß die von uns schon so oft gemeldeten Betrügereien engl. Schwindler immer noch fortdauern, indem theils Kapitalien angeboten, theils Waaren gegen Wechsel gekauft werden. Es versteht sich von selbst, daß diese Wechsel werthloses Papier sind. Wie die „Postztg." vernimmt, sind verschiedene thüringische Fabrikanten und selbst Landwirthe auf diese Weise um

Digitized by Google

bedeutende Summen gebracht worden. Die Geschäfte dieser Schwindler scheinen überhaupt sehr rentabel zu sein, denn sie geben nicht blos Circuläre und Preislisten aus, sondern halten selbst eigene Reisende und ihre Betrügereien werden nur in seltenen Fällen offenbar, weil die Opfer derselben das Bekanntwerden scheuen. Mehrfache Anzeigen weisen darauf hin, daß die Gaunergesellschaft auch die nächste Londoner Industrie-Ausstellung zu ausgedehnten Operationen benutzen wird. Es ist deshalb den Geschäftsleuten die größte Vorsicht anzuempfehlen. — Wir können nur wiederholen, daß jedes Anerbieten, das von dem gewöhnlichen Geschäftsgange abweicht, und mehr Gewinn verspricht als er landesüblich ist, Verdacht erweckt. Das vielfache Gelingen solcher Schwindeleien ist einzig dem bei uns noch ziemlich häufigen, obwohl keineswegs sehr lobenswerthen Hange nach mühelosem Gewinne zuzuschreiben, der freilich durch unsere Staatslotterien wesentlich begünstigt wird.

— Ein deutsches Intelligenz- und Anfragebureau in London ist kürzlich gegründet worden. Der Umfang seines Wirkungskreises ist folgender: 1) Auskunftsertheilung über Existenz und Solidität Londoner Geschäftshäuser; 2) Ermittelung über Verwerthung deutscher Produkte und Waaren in London und auf dem Weltmarkte überhaupt; 3) Nachweis guter Agenten; 4) Anweisung, Personen und Firmen, die sich ihren Verbindlichkeiten entzogen, aufzufinden und gerichtlich zu belangen; 5) Rath und Schutz für Reisende, die London besuchen wollen (Bewahren vor Betrug bei der Ankunft in London ꝛc., Logisvermittelung); 6) Besorgung von Stellen für deutsche Lehrer, Gouvernanten, Commis ꝛc. Bei den vielen Schwindeleien, welche von London ausgehen, und der bevorstehenden Industrie-Ausstellung verfehlen wir nicht, auf dieses gut empfohlene Institut aufmerksam zu machen: E. Ineh and Co. 48. Clifton street, Finsbury square, London. Briefe natürlich fr.

Miszellen und Kuriosa.

— Herstellungskosten eines Buchs in England. Bei einem Diner, welches Herr Black, Parlamentsmitglied, kürzlich den Mitarbeitern an der Encyclopædia Britannica gab, theilte er in runden Zahlen die Summen mit, welche die siebente und achte Auflage gekostet, und die wir in deutsches Geld übersetzen: Schriftsteller 273,133 Thlr., Papier 316,686 Thlr., Drucken und Stereotypiren 244,720 Thlr., Illustrationen 121,847 Thlr., Buchbinder 150,753 Thlr., Ankündigungen 73,873 Thlr., Verschiedenes 15,124 Thlr. Zusammen 1,196,136 Thlr. — Die von diesem Werk an den Staat gezahlte Papiersteuer, $1^1/_2$ Penny (10 Sgr. sind gleich 12 Pence) für das Pfund, giebt 57,153 Thlr. 10 Sgr. oder 5 Thlr. 22 Sgr. für jedes Exemplar dieses Werkes. — Durch Parlamentsbeschluß ist nun diese Papiersteuer aufgehoben. (Ausland.)

— Ein Riesensaphir. — In der Nähe des Schlosses Cinsel im Dep. der oberen Loire hat man einen 34 Gramm (165 Karat oder wenig über 2 Loth) schweren Saphir vom schönsten Indigoblau mit einer sternartigen Zeichnung gefunden. Dieser Edelstein hat einen Durchmesser von mehr als $^3/_4$ Zoll und die Dicke beträgt mehr als die Hälfte. Den Werth schätzt man auf $1^1/_2$ Mill. Frcs. (400,000 Thlr.)

— In Southampton hat am 23. Oktober ein neuer Eisendampfer, „The Briton", der vermöge seiner Bauart unversenkbar sein soll, seine erste Probefahrt gemacht. Die neue Methode besteht im Wesentlichen darin, daß nicht nur Vorder- und Hintertheil durch wasserdichte vertikale, sondern auch der untere Raum und die obern Kabinen durch wasserdichte horizontale Scheidewände von einander getrennt sind, so daß jeder Bestandtheil des Schiffes wie ein Mollusk für sich allein leben und schwimmen kann, wenn die andern Theile zufällig amputirt würden. In der Theorie ist das neue Schiff tadellos, das Weitere muß einem ehrlichen Sturme zu beweisen überlassen bleiben.

— Omnibus ohne Pferde. Der Fabrikant Carl Lamik in Wien hat neue, eigenthümlich construirte zwölfsitzige Omnibusse erbaut, bei denen die Pferde entbehrlich sind und die von zwei Menschen mittelst einer besondern mechanischen Vorrichtung schnell und sicher fortbewegt werden. Eine kürzlich veranstaltete Probefahrt hat angeblich allen Ansprüchen genügt. Dem Erfinder ist in Oesterreich ein Patent ertheilt worden.

— Annoncen-Preise in England. Die Lebensversicherungs-Gesellschaft für Eisenbahnreisende in England hat die Kleinigkeit von 600 Pfd. St. (7200 fl.) dafür gezahlt, daß ihr die hinterste Umschlagseite des Zwei-Schillingkatalogs der nächsten Industrie-Ausstellung zur Benutzung ihrer Annoncen eingeräumt wird.

— Die Equipirung der Postillone der kalifornischen Staffettenpost ist folgende: Jeder Reiter ist mit einem vollständigen Anzuge von Bockfell mit dem vollen Haare versehen; die haarige Seite ist nach außen gekehrt, so daß im Falle eines Sturmes der Schnee und Regen nicht eindringen kann, sondern von der mehr oder minder öligen Substanz in den Haaren abläuft. Die Brieftaschen, vier an der Zahl, sind dicht unter dem Sattelknopfe am Pferde. Vier achtzöllige Colt-Revolver, jeder zu sechs Schuß, vollständig geladen, sind so arrangirt, daß sie halb aufgezogen fertig zum Dienst sind. Sodann ein Messer von ungefähr 18 Zoll Länge, dessen Rücken eine Höhlung bildet, welche mit Quecksilber gefüllt ist, so daß beim Stoße das Quecksilber nach vorn schießt und den Stoß kräftiger macht. Ungefähr 100 englische Meilen ist die Distanz, welche ein jeder Reiter zurücklegen hat, wozu ihm 11 Stunden gestattet sind.

— Das seltsamste und höchste Fest, welches je in Hagen gegeben wurde, fand in den jüngsten Tagen zur Feier der Vollendung des Elber'schen Monster-Schornsteins statt, welcher vor Jahren schon die Zeitungen beschäftigte, weil er durch den Sturm schief geworden und durch seinen Architekten wieder grade aufgerichtet wurde. Dieser Architekt hatte die Spitze des höchsten aller deutschen Schornsteine durch

Digitized by Google

einen Bretterboden wohnlich gemacht und bewirthete in dem stattlichen, nach allen Seiten durch Fenster erleuchteten Raume seine Freunde. Die Dampfmaschine, welche die Baumaterialien hinauf gefördert hatte, zog die Gäste mit Blitzesschnelle durch die Luft empor und setzte sie alle wieder wohlbehalten auf die Erde, nachdem das Fest oben, 400 Fuß höher, ausgebraust hatte.

— In Wien ist als ein völliges Gewerbsnovum ein Wetterbureau errichtet worden, wo man über die muthmaßliche Witterung Auskunft erhält.

— Eine Pfarreiversteigerung fand kürzlich auf dem Vergantungsmarkt in London statt. Die Anwartschaft auf die Pfarrstelle in Hurstmoceaux wurde für 7300 £ öffentlich versteigert. Der Ausrufer bemerkte dazu, sie sei zu 7 pCt. 11,000 £ werth und er verkaufe sie zu 10 pCt., mithin entsetzlich wohlfeil.

Kaufmännische Vereine.

Schlesisches Centralbureau für stellensuchende Handlungsgehülfen. Vom 15. März 1860 bis dahin 1861 gingen 307 Stellengesuche ein und 312 Vacanzen wurden gemeldet. Vermittelt wurde von der Anstalt die Besetzung von 159 Stellen, davon 95 in Breslau, 50 in der Provinz Schlesien, 4 in der Provinz Sachsen, 3 in der Provinz Pommern, 2 in Polen, 1 in der Provinz Brandenburg, 1 in der Provinz Preußen. 106 davon kamen auf Expedienten für Waarengeschäfte, 24 auf Contor-Assistenten, 22 auf Buchhalter, 7 auf Reisende. Die Anstalt steht unter Leitung des Kaufmanns J. Kreds in Breslau.

Kaufmännischer Verein in Leipzig. Der Hauptzweck des Vereins, Anregung zur Fortbildung im Gebiete des Wissens zu geben, ist auch im Verwaltungsjahre 1860/61 unausgesetzt im Auge behalten worden. Zunächst wurde derselbe gefördert durch 31 größere Vorträge der Herren Consul Dr. K. Andree über Handelsgeschichte und über die Krisis in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika und deren Bedeutung für den Welthandel; Prof. Dr. Brudus über nautische Astronomie; Dr. J. Caro über Machiavelli und sein Zeitalter; Will. Finn aus London über Experimental-Physik; F. C. Gottlieb über Baumwoll-Kultur und Industrie; Dr. H. Hirzel über Farben und Färben, über Theorie und Praxis der künstlichen Beleuchtung und über Bleichen und bleichend wirkende Mittel; Prof. Dr. Hoeck über das römische Kaiserthum deutscher Nation und über Handelsgesellschaften; Dr. H Lotze über das germanische und über das romanische Sprachgebiet; Hofr. Prof. Dr. Marbach über Spinnerei; Dr. Paul Möbius über die Wiederkehr derselben Sagenstoffe in verschiedenen Literaturen, über den modernen Roman und einige seiner bedeutendsten Vertreter und über den Einfluß der englischen Literatur auf die deutsche; Prof. Dr. C. F. Naumann über Steinkohlen-Formation (Schluß); Dr. med. C. Reclam über Hautpflege und über die Krankheiten des Kaufmanns; Rector magn. Hofr. Prof. Dr. Roscher über Grenzzölle im allgemeinen und den deutschen Zollverein insbesondere; Gerichtsamts-Actuar Al. Zinkeisen über Kredit- und Schuldgesetze. Aber auch der Fragekasten, welcher im Laufe des Jahres 69 Gegenstände der verschiedensten Art und zumeist aus dem praktischen Geschäftsleben zur Besprechung lieferte, hat aufs Neue seinen wohlthätigen Einfluß nach dieser Richtung hin geäußert. Sogar zu selbständigen Arbeiten und erschöpfenden Darlegungen gab derselbe Veranlassung und bringen wir die einleitenden Vorträge der Herren E. Friedeisen über die Stellung des Commis im Vergleich zu derjenigen des Beamten; Ludwig Gerhard über die Hansa und den Verfall des deutschen Welthandels im Mittelalter und über die Stellung der deutschen Kaufleute in überseeischen Ländern; F. C. Gottlieb über die Begründung einer Leipziger Industrie- und Waaren-Börse; Ad. Hager über Stearin und über den Einfluß des Sklavenwesens im Alterthume auf die Entwickelung der Industrie; A. Hefftter über Runkelrüben-Zucker-Produktion in volkswirthschaftlicher Hinsicht; A. Liebich über die zollfreien Niederlagen in Berlin und über den Wegfall der Durchgangsabgaben; Director Dr. Steinhaus über Merkantil-Systeme und über die Heranbildung der Kaufleute; C. A. Urban über den Handel als Beförderer von Kultur und Religion; Albert Wille über den Nutzen der Stenographie für den Kaufmann, in Erwähnung. Die Bibliothek und das Musterkabinet sind vermehrt worden. Erstere umfaßt jetzt 613 Bände, letztere 1500 Exemplare. Innerhalb des Vereins entstandene Clubs zur Uebung in der französischen, englischen, russischen Sprache und der Stenographie, haben günstige Erfolge erzielt. Das Bureau für Stellenvermittlung hat von 33 ihm bekannt gewordenen Stellen 20 besetzen können. Das Vereinsvermögen befief sich auf Thlr. 1677. 11. 3.

Digitized by Google

Korrespondenz mit unsern Freunden und Abnehmern.

Beantwortung an uns gerichteter Anfragen.

Herrn C. L. Sch. in Kiel. In Bezug auf Schiffswesen u. s. w. können wir Ihnen „Bobrik, Seefahrtskunde. 4 Bände. 1848" empfehlen. Ein Werk über Seewesen und Schifffahrt ist neuerdings auch bei Salomon und Co. in Hamburg erschienen. Es ist uns dasselbe jedoch noch nicht zu Gesicht gekommen und müssen wir uns daher eines Urtheils darüber enthalten.

Herrn L. F. in M. Sie sehen, wir thun zur Unterhaltung unserer Leser alles Mögliche. Die Belehrung muß aber doch immer die Hauptsache bleiben, wenn sich das Magazin, wie es Tendenz desselben ist, auf der Höhe der merkantilen Zeitbildung bewegen soll.

Herrn R. in K. Die Geschichte mit dem „Gottes Segen bei Cohn" ist wirklich amüsant. Sie können sich aber versichert halten, daß Sie eher das große Loos in der Königlich Sächsischen oder Preußischen Landeslotterie, als eine hohe Prämie bei den mit Aufwand alles denkbaren Humbug angezeigten Staatsgewinnverlosungen gewinnen werden. Streben Sie nach „Gottes Segen" in der Arbeit. Das ist weit besser und ersprießlicher.

Herrn Schl. in Lb. Wir können Ihnen weder Nordamerika noch Ungarn für Ihre Zwecke anrathen. Wenn die Sturmwellen einmal vorüber, mögen Sie Chancen haben, zur Zeit sicherlich nicht.

Herrn H. in L. Sie täuschen uns nicht. Ihr sogenanntes Originalmanuscript ist Wort für Wort aus dem Englischen entlehnt. Sollen wir Ihnen die Quelle nennen?

Herr Dir. D. in M. Verehrter Kollege! Wie uns so eben die Verlagshandlung mittheilt, ist der Schlußband vom „Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien" nun wirklich vom Stapel gelaufen. Sie können also bei Ihrer Wahl in Betreff des Weihnachtsgeschenkes bleiben, nachdem der Anstoß, welchen Sie an der Unvollständigkeit des Werkes nahmen, beseitigt worden. Sie werden sicher Freude damit bereiten. Auch Ihre eigene Bibliothek erhält durch den erschienenen Band, welcher zugleich einen Abschluß der früheren Auflagen bildet, die lange gewünschte Kompletirung.

Alle übrigen eingegangenen Briefe werden direkt erledigt.

Das zweite Heft wird enthalten:

Zur Geschichte des Handels.

Bilder aus dem Handelsleben des Mittelalters. Zweiter Artikel. Von Franz Trautmann. Mit Illustrationen.

Schifffahrt und Seewesen.

Die Rettungsstationen an der Preußischen Seeküste. Von Regierungs-Assessor von Viebahn. Mit Illustrationen.

Zur Geographie des Welthandels.

Die Reise der Novara und ihre merkantilen Ergebnisse. Erster Artikel. Mit Illustrationen.

Illustrirte Waarenkunde.

Die Fabrikation der kleinen Eisenwaaren. Von Fr. Luckenbacher. Erster Artikel. Mit Illustrationen.

Kulturhistorisches.

Der Stein der Weisen. Von Julius Richter. Mit Illustrationen.

Aus dem Comptoir.

Das Contocorrent. Zweiter Artikel. Von Prof. Jos. Odenthal.

Feierstunden.

Silhouetten aus der Handelswelt: Der Lehrling (Fortsetzung). Von F. Hahn.

Aus allen Zonen.

Briefliche Mittheilungen von unseren auswärtigen Korrespondenten und Freunden. Handelskalender (Fortsetzung). — Feuilleton. — Bücherschau. — Briefwechsel ꝛc.

Erscheint am 20. Dezember.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von J. G. Chr. Fr. Otto Spamer.

Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Zur Geschichte des Handels.

Die Stadt-Wage aus dem 15. Jahrhundert.

Skizzen aus dem Handelsleben des Mittelalters.

Von Franz Trautmann.

II.

Die Messen, die Fugger und Welser.

Es ist unumgänglich nöthig, die Messen in einiger Weise zu betonen, da dieselben begreiflich von höchster Bedeutung waren; doch ist uns wohl nur vergönnt, ein Beispiel anzuführen, welches übrigens für Deutschland prägnant genug ist. Wir meinen die Frankfurter Messe, gegen welche die Leipziger Messe bis 1466 nichts als ein gewöhnlicher Jahrmarkt war. Handel und Messe in Frankfurt standen übrigens geraume Zeit hinter denen einiger anderen handelswichtigen, nämlich rheinischen Städte zurück. Desto schneller überflügelte es dann dieselben und bildete den Vereinigungspunkt für Ober- und Niederdeutschland. Alles strömte zu. Von der oberen Hanse

Digitized by Google

wurden Seefische, Pferde, Hopfen, Branntwein, Rauchwaaren, Pulver und Waffen eingebracht; von den rheinischen Städten: Tuch, Handschuhe, Hüte, Wein; die oberdeutschen und die schweizer Städte brachten Tuch, Teppiche, Gold- und Silbergefäße, Gewürze und Oel aus Welschland; aus Elsaß kam Wein, Schleiertuch, Gold- und Silbergekante; aus Böhmen Glas; aus Steiermark Eisenwaaren; aus Sachsen Silber; aus Thüringen Pech, Theer u. s. w. Zu Tuch machten die Händler von Löwen, Antwerpen, Gent und Brügge die größten Geschäfte; wogegen Augsburg seine mannichfachen und bunten Zeuge, Nürnberg seine vielfachen Manufakturerzeugnisse und Ulm seine treffliche Leinwand auf die große Messe brachten. Einzelne dieser fremden Kaufzüge hatten ganz besondere Bevorzugungen, beispielsweise die Tuchsendungen von Löwen, welchen Kaiser Ruprecht im Jahr 1405 seinen besonderen Schutz und kaiserliches Geleit verlieh.

An Streitigkeiten aus Eifersucht oder sonst fehlte es, wie bei Messen anderer Orte, auch zu Frankfurt nicht. So fanden i. J. 1380 Reibungen mit Friedberg statt, 1412 mit Straßburg, acht Jahre später mit Köln, dessen Rath seinen Handelsleuten den Besuch der Frankfurter Messe einer verlangten Abgabe wegen verbot. Viel größere Streitigkeiten gab es noch mit Mainz, welches die Durchreisenden aus Trotz gegen Frankfurt öfters zwang, an Ort und Stelle zu bleiben und auf leeren Straßen und Plätzen Markt zu halten; die heftigsten Konflikte waren aber stets jene mit Nürnberg, welches bei allem Gewinn, den es von der Frankfurter Messe zog, doch stets mit scheelstem Blicke dahin sah, und zu einer gewissen Zeit verbot der Rath den Nürnbergern sogar bei Todesstrafe, sich nach Frankfurt zur Messe zu begeben. Das Beispiel der Nürnberger riß andere Städte mit sich, besonders niederländische, in welchen die betreffenden Rathscorpora wohl gerne die größere Einkehr bei sich in loco veranlaßt hätten. Interessen thaten sich die Fürsten, der Erzbischof Konrad von Mainz an der Spitze, zusammen, um die Mißhelligkeiten zu schlichten, was zuletzt um das Jahr 1408 durch Pfalz, Mainz, Brandenburg und Würzburg erreicht wurde. Begreiflich nahmen sich die Reichsfürsten der Sache um so kräftiger an, als im Fall des Mißlingens, außer allen allgemeinen Nachtheilen, ihnen selbst bedeutender Schaden durch den Entgang der Geleitsgelder erwachsen mußte.

Wie überall, so war in Frankfurt während der Meßzeit gar Vieles erlaubt, was außerdem streng verboten war, oder dem man sonst Hindernisse in den Weg legte. So durfte in der Regel nach Mitternacht an Niemand Wein gereicht werden, es durfte Niemand Degen und Messer tragen, die ein gewisses Maß überschritten. Von diesen und vielen anderen Verboten war man in gesetzter Zeit entbunden; es hatten, mehrfachen Berichten der Frankfurter Chroniken zufolge, selbst Solche, welche der Reichsacht verfallen waren, im Umkreis der Stadt nichts zu fürchten. In religiöser Beziehung hatte die Frankfurter Messe gleichfalls merkwürdige Präregative. Beispielsweise erlaubte Papst Bonifaz IX. das Meßopfer zu halten, ob auch Exkommunizirte gegenwärtig wären, wogegen Papst Sixtus IV. den Fremden gestattete, während der Fastenzeit Eier, Butter, Käse und selbst Fleischspeisen zu verzehren. Uebrigens war die Messe von Anfang an nicht allein der Sammelplatz der Kaufherren, sondern tausend Andere kamen, welche sich das Getreibe mit ansahen, froh, kühn weg lebten und sich an den diversen Leistungen ergötzten, welche aller Orten der Stadt zum Besten gegeben wurden, das heißt, gegen Bezahlung. Es waren da

Digitized by Google

ſtets wilde Thiere zu ſehen; Seiltänzer und Jongleure übten ihre Künſte aus; Puppenſpieler erſchauerten und lächerten die Gäſte an mit den Ausſprüchen des Knochenmannes und dem luſtigen Trotz des Hanswurſtes; Zauberer, Feueresſer, ſiedendes Schmalz Trinkende, Leute ohne Arme, welche mit den Zehen ſchrieben — man hat noch im Münchner Nationalmuſeum ſolche Produkte —, Wahrſager und Kartenkünſtler, und ſo viele Andere machten ſich mit den verſchiedenſten Ausrufsmitteln geltend, wobei eine falſchtönende Trompete oder eine eigene Trommelart in Gebrauch war.

Meßſcene.

Die Glanzpunkte unter Allen waren aber Andere. Nämlich erſtens die Wunderdoktoren, welche durch ihren Hanswurſt von Bühne oder Karren herab die Univerſalia gegen Gicht, Apoplexia, Magenweh und viel Uebriges verkünden und ſich dabei von ihm anfeinden ließen, worauf ſie dann, nach gehörigen Vorwürfen und einer oft ergiebigen Tracht Schläge an den laut aufſchreienden Hanswurſten, Alles für die Verleumdung eines treuloſen Knechtes erklärten, die Trefflichkeit der Remedia bewieſen und dieſelben zum Ankauf empfahlen. Derſelbe geſchah Geld gegen Waare, d. i. die Medizin ſelbſt oder einen Zettel, bei welch letztem beſonders Sympathetika vorkamen. Für den koſtenloſen, etwaigen Mitgebrauch Anderer als der Käufer war durch die Anzeige geſorgt, daß kein Mittel wirke, wenn es mit Liſt erobert würde,

Digitized by Google

daß also keiner Hülfe haben oder das Sympathetikum gebrauchen könne, der nicht sein gutes Geld daran gesetzt habe. Wem es dabei am schlechtesten erging, war zeitweise der Hanswurst, weil er für seine Schmähungen vom Wunderdoktor verflucht und mit einer Summe von Krankheiten belegt wurde. Diese wurden am Hanswurst sogleich in lustig-schrecklichen Konvulsionen, in Sprüngen und Umfallen mit obligatem Geschrei bemerkbar und währten so lange, bis der Hanswurst seine Verleumdungen bereute, worauf ihm nach einer entsprechenden Donnerstrafpredigt verziehen und Heilung versprochen ward. Zu diesem Zwecke mußte der Hanswurst so viele Gläser voll austrinken, als er auf Krankheitsremedia gelästert hatte. Die Heilung wurde so wirklich herbeigeführt, aber nicht ohne neue, schauerlich-burleske Verzweiflung des Hanswursts.

Die zweite Gattung von Messebesuchern, welchen man massenhaft zuströmte, waren die Fechtmeister, welche ihre Künste auf dem Roßmarkt zeigten, zu welchem Zweck eine Bühne errichtet war. Diese Fechtmeister, welche mit Bändern geziert waren, eine Lederfturmhaube mit einer hohen Feder auf dem Kopfe, zur Seite ihren Stoßdegen trugen, ein altes Schlachtschwert jedoch, als Symbol ihrer Kraft, auf der Schulter, forderten die ganze Welt und Jedermann zum Kampfe heraus, der sich nicht ihrer vollkommenen Meisterschaft versähe. Es fanden sich stets genug Leute, welche sich besiegen ließen, wenn nicht doch der Unrechte daherkam und einen solchen Bramarbas, deren die Meisten Franzosen oder Welsche, eines Besseren belehrte. Für alle Fälle war aber dadurch gesorgt, daß, wenn ein weltberühmter Fechtmeister ankam, welcher Niemand als ebenbürtig anerkannte, Einen ausgenommen, der aber nicht dasei, derselbe Andere bald zum anderen Thore der Stadt hereinkam, worauf sich der große Kampf um die Unsterblichkeit der Fechtverdienste erhob. Je nach früherer Uebereinkunft ließ sich dann der Eine besiegen, wohingegen er des Andern in einer anderen Stadt wieder Herr wurde, oder das Verdienst blieb unentschieden und man gestand sich gegenseitige Bedeutsamkeit zu, wobei es an Anreden und schließlicher Umarmung coram publico nicht fehlte. Für die ganze Sache ward schon vor Beginn gesammelt. Zu dieser und anderartiger freiwilligen Spende mußten aber die Zuschauer noch manche unfreiwillige abgeben, indem sich, trotz der außerordentlichen Vorsicht und Strenge von Seiten der Meßpolizei, doch stets noch eine weitere, massenhafte Gattung von Künstlern einfand, nämlich solcher, welche die Taschen der Zuschauer völlig zu leeren verstanden; so daß es zum Sprüchwort wurde, die Diebe und Schelme seien nirgends sicherer, als zu Frankfurt auf der Messe, sie müßten nur warten, bis sie eingeläutet sei, und bis zum Ausläuten hätten sie nichts zu fürchten.

Von all' Diesem absehend, muß bemerkt werden, daß es bei den verschiedenen Messen auch verschiedene Gewohnheiten gab, welche juristischer Natur waren und häufig sinnbildlich vor Augen gestellt wurden. Eine hervorragende Uebung dieser Art ist das sogenannte Pfeifergericht zu Frankfurt, wie in anderen Städten, welches sich auf Erneuerung früher paktirter Zollfreiheit dieser oder jener Stadt bezog, und in Frankfurt zur Zeit der Herbstmesse stattfand. Zu diesem Zweck versammelten sich die Schöffen in öffentlicher Sitzung, worauf dann die Abgeordneten der betreffenden, zollfreien Städte unter Vortragung verschiedener Embleme und unter dem nächsten Vortritt einer Zahl von Pfeifern, welche eine gewisse Weise bliesen, heranzogen, dem Schultheiß ein Geschenk überbrachten und ihn durch ihren Vorsprecher in her-

Digitized by Google

kömmlicher Rede um die Erneuerung des Paktes ersuchten. Der Schultheiß nahm hierauf den Abgeordneten das Versprechen ab, daß sie keinen Mißbrauch machen wollten, und sprach dann die Erneuerung aus.

Als Geschenke wurden solche Gegenstände gebracht, welche in den darbietenden Orten hauptsächlich Fabrikate oder Handelsgegenstände waren. Die drei Städte, welche ihre Zollfreiheit auf diese ceremonielle Weise erkaufen mußten, nämlich Worms, Nürnberg und Bamberg, brachten deshalb Handschuhe, Pfeffer, Holzpokale, Kastorhüte, Goldgulden und Räderalben. Die Zollfreiheit selbst bestand darin, daß die fremden Kaufleute den Doppelzoll nicht zu bezahlen brauchten, welchen die nichtfreien zu erlegen hatten. Keineswegs waren sie aber von Brückenrenten und noch weniger vom Bürgerzoll befreit. Es gab übrigens eine Menge Städte, welche ohne die Ceremonie des Pfeifergerichts vertragsmäßig zollfrei waren, wie Aachen, Eger, Friedberg, Prag, Breslau, Speier, Straßburg, Wetzlar und mehrere. Von vornherein frei waren Kaiser, Kurfürsten, Fürsten und Grafen, und von Kaiser Max I. Zeiten an die Beisitzer des Reichskammergerichts. Vertragsmäßig wurden zeitweise auch gewisse Klöster frei, wie Eberbach, die Karthause zu Mainz, Erbach und andere.

Noch einen Blick auf das Pfeifergericht in anderen Städten werfend, so schickte beispielsweise Nürnberg nach Straßburg jährlich ein Reiterschwert, zwei linke Falkenhandschuhe, nach Köln zwei rechte solche, nach Brüssel ein langes Schwert und ein Päcklein Nähnadeln; wogegen z. B. das, damals im Handel außer mit Salz u. s. w. nicht gar hoch stehende München auf Martini den Nürnbergern ein Pfund Pfeffer, zwei weiße Handschuhe und einen weißen Stab schickte und im Begleit der Stadtpfeifer überreichen ließ.

Es gälte nun wohl auch, nach Dem und Jenem vom Betrieb des Handels, die Lebensweise der Kaufleute, ihren Kleiderluxus und ihre oft überaus prunkhaften Vergnügungen vor Augen zu rücken. Aber die Betrachtung dieser Dinge, obschon sie in Betreff etlicher der bedeutendsten Städte allein ganze Reihen von Vorkommnissen darböten, ginge weit über die gegebene Grenze. Es genüge also anzudeuten, daß, bei aller Solidität, von Seiten der größern Kaufleute eine Pracht in Behausung, Tafeleien, in Schmuck und Kleidern zur Schau getragen wurde, mit welchem sehr häufig kaum die Fürsten wetteifern konnten. Unter der Zahl der Kaufleute, welche auf diesem solid-splendiden Fuße lebten, waren Viele in allen Theilen Deutschlands, die in ihren Anfängen bis in das geringste Gewerk zurückdatirten, aber durch Fleiß, Ausdauer und Glück zu einem in ganzen Länderstrichen notorischen Namen gelangten. Von Köln, Mainz, Frankfurt, Wien, Ulm, Leipzig, Hamburg und mehreren anderen, größeren und auch kleineren Städten weiß man hochgepriesene Handelshäuser, welchen die Fürsten bis zum Kaiser, nebst verdientem Dank, ihre Achtung bezeugten und Lohn angedeihen ließen, wobei das Recht, mit rothem Wachs zu siegeln, keine kleine Vergünstigung war. Weltkundiger aber sind wohl in alten Zeiten keine Handelshäuser geworden, als die Augsburger Welser und durch ihren noch unvergleichlich größeren Reichthum — die Fugger. Einige genauere Andeutungen über dies letzte Geschlecht sind unumgänglich.

Der erste Fugger, dessen Erwähnung geschieht, hieß Hans, war ein Weber in dem unsern Augsburg liegenden Dorfe Graben und erwarb im Jahr 1370 durch

Digitized by Google

Verheirathung mit einer Bürgerstochter, Namens Klara Widolph, das Augsburger Bürgerrecht. Nach dem Tode dieser Frau verehelichte er sich wieder mit einer Elisabeth Gfattermann, welche die Stammmutter der gesammten Fugger'schen Familie ward. Hans Fugger trieb neben seiner Weberei auch Leinwandhandel und erwarb auf diesem Wege die damals große Summe von dreitausend Gulden. Von den fünf Söhnen, welche er bei seinem 1410 erfolgten Tode hinterließ, waren Andreas und Jakob Geschäftsleute, wie er. Andreas schwang sich zu bedeutendem Reichthum und zwar ziemlich schnell empor, worüber er seinen Bruder Jakob förmlich mißachtete, dem es zuerst nicht in gleichem Maße glückte. Gleichwohl überholte ihn dieser noch weit. Seinen Bruder Andreas, welcher von Kaiser Friedrich III., dem er Geld borgte, sogar schon ein Wappen mit einem goldenen Reh in blauem Felde erhalten hatte, wodurch er gewissermaßen nobilitirt wurde, neidete er deswegen jedoch nicht an, kam später vielmehr selbst zu hohen Ehren und hinterließ als tapfere Stammesbefestigung unter eilf Kindern sechs Söhne. Von diesen führten vier das Handelsgeschäft zu Augsburg, Nürnberg und Venedig, wo sie Comptoirs hatten, mit gleich großem kaufmännischen Geschick und großem Glück in allen Unternehmungen fort.

Zwei Andere von den sechs Söhnen, Marx und Jakob, weihten sich den Wissenschaften und dem geistlichen Stande. Der letztgenannte Jakob dachte an nichts weniger, als je in die laute Welt zurückkehren zu sollen, und war über einiger Zeit schon im Stifte Herrieden. Da starben in kurzer Frist hinter einander drei von sämmtlichen sechs Brüdern, der Familienstand konnte noch weiter gefährdet werden, die Geschäftslast war zu groß, und so erging an den fraglichen Jakob Fugger der dringende Ruf, den letztentscheidenden Schritt, der ihn von der Außenwelt abschloß, nicht zu thun, sondern aus dem Stift zurückzukehren und in das Geschäft zu treten. Man sagt, daß Jakob der Kampf, die Wahl zwischen dem geliebten, wissenschaftlichen und nebenbei beschaulichen Leben und dem lauten Markt des praktischen Lebens, unsäglich schwer wurde. Lange Zeit waren alle Vorstellungen und Mahnungen vergeblich, und schon glaubten die Brüder Ulrich und Georg ihre Hoffnung gescheitert, als ein Traum Jakob's das größere Gewicht in die Wagschale des weltlichen Berufes gelegt haben soll, so daß, als die besagten Brüder eben einmal im Gespräch über Jakob's unbezwingliche Hartnäckigkeit waren, derselbe zu Augsburg in das Gemach trat und erklärte, er sei entschlossen ihrem Verlangen nachzukommen, mehr jedoch einem anderen, höheren Ruf, welcher ihm weit über eigenen Gewinn und die Größe des Hauses die Pflicht weltlicher Thätigkeit auferlege, um zu thatsächlichstem Nutzen und Frommen der Menschheit zu wirken.

Freudig vernahmen die Brüder diese Worte, und als es sich bald darum handelte, Jakob in das kaufmännische Wissen und alles Entsprechende einzuweihen, erkannten Jene mit großer Verwunderung, daß sie es nicht mit einem Schüler zu thun hatten, sondern nahezu mit einem Meister des scheinbar neuen Faches; so sehr hatte der leichtfassende Geist Jakob's gleichsam nebenbei Alles erfaßt. Mit bestem Vertrauen entsandten sie ihn nun in das Fugger'sche Comptoir nach Venedig, wo er bald in reellster Weise die Beweise seines Verstandes und Geschickes ablegte, so daß der Handel der Fugger in vielen Beziehungen, unstreitig aber in ihrem nun recht eigentlichen Artikel zur förmlichen Herrschaft in der Fremde und in den Tauschwaaren zurück nach Deutschland gelangte. Der besagte eigentliche Artikel bestand in Baum-

Digitized by Google

wollzeugen, besonders Barchent, welche zu Augsburg angefertigt, nach Venedig zum weiteren Verschleiß im Großen gebracht und wogegen Spezereien, Seide- und sonstige ostindische Waaren entnommen wurden, welche dann nach Augsburg und Nürnberg gingen und wie über Süddeutschland, so auch bis an die äußersten Grenzen Norddeutschlands zur Verbreitung kamen. Dies aber war nur die eine und nächste Verkehrsgegend, denn der Fugger'sche Handel rezierte, was jene Artikel betraf, nicht minder in Ungarn, Polen, Italien und den Niederlanden.

Kaufladen im Mittelalter.

Während Jakob Fugger in Venedig war und so Treffliches leistete, daß sich das Vermögen zu immer kolossalerem Bestande erhob, versäumte besonders Ulrich Fugger zu Augsburg seinerseits nichts, was ersprießlich werden konnte. Letzterer namentlich war es, welchem das Haus Fugger die bedeutende neue Verbindung mit den Fürsten Oesterreichs verdankte. Als nämlich Kaiser Friedrich III. den Zug an den Rhein unternahm, Karl dem Kühnen von Burgund die Königskrone zu verleihen und dafür seinem Sohn Maximilian die Maria, die einzige Tochter jenes reichen Fürsten, zu gewinnen, versah Ulrich Fugger den Kaiser und sein Gefolge mit Tuch und Seidenzeugen, nebenbei wohl auch mit Geld,

Digitized by Google

und erhielt dafür ein neues Wappen. Selbstverständlich wurden die Fugger nach ihrem Austritt aus der ursprünglichen Weberzunft und nach dem Eintritt in die Kaufmannsstube unter die edlen Geschlechter aufgenommen, wozu Familienanknüpfungen mit dem Haus der ebenfalls ungemein reichen und angesehenen Rehm nebst anderen ehrenvollen Verbindungen die nächste Veranlassung gaben.

Seiner Zeit fand sich jener Jakob Fugger wieder in Augsburg ein, wo er sich dann mit der, ihrer Schönheit und ihres Reichthums wegen vielbelobten Sybilla Arzet verband, aus welcher Ehe ihm aber keine Kinder entsprossen, so daß dann später die Söhne des dritten Bruders, des genannten Georg, das Geschäft fortführten. Aber versagte das Glück dem Jakob Fugger, in dieser Richtung der Familie zu nützen, so war es ihm dafür in Anbetracht seines finanziellen Aufschwunges um so viel geneigter, indem es ihm überall Gelegenheiten bot, sein spekulatives Auge rentirlich zu machen. So setzte er sich in den Besitz und Betrieb der reichen ungarischen Bergwerke, welche vorher kärglich und ganz unrichtig ausgebeutet wurden. Er übernahm den ganzen Kupferhandel der ungarischen Freistädte, die Bergwerke der kaiserlichen Freistädte Alt- und Neusol. Später überkam er noch sämmtliche Gold- und Bleibergwerke in Kärnthen und Tyrol. Jakob Fugger, der frühere Herriedener Pfründner, war aus diesen Gründen bald unbestritten der reichste Kaufherr in ganz Europa, zu welcher Stellung ihm das Wechselgeschäft im größten Maßstabe noch weitere unversiegbare Vortheile bot.

Indessen war es damit noch lange nicht abgethan. Die neue, wahre Geldquelle war für Jakob Fugger der Seehandel. Er rüstete an der Spitze seiner Brüder, der Welser und anderer großen Kaufherren in Portugal drei Schiffe aus, welche mit der portugiesischen Flotte nach Ostindien fuhren, seiner Zeit reich beladen ohne Schaden zurückkamen und unermeßlichen Gewinn abwarfen. Die Entdeckung Amerika's fiel in Jakob's Zeit, woraus aber erst in der Folge Unternehmungen stattfanden.

Wir können in Kurzem noch andeuten, daß die für jene Zeit ungeheuren Summen, welche Jakob Fugger dem Kaiser Max I. zum Krieg gegen Venedig, wie als reine Darlehen, vorstreckte, die Summen von 170,000 und 70,000 Dukaten, im Vergleich zu den Geldkräften seines Hauses doch kaum nennenswerth waren. Der Kaiser aber sah die Sache ganz anders an, ernannte ihn zum kaiserlichen Rath, Papst Leo X. hinwieder machte ihn zum Ritter des goldenen Sporens und zum lateranensischen Pfalzgrafen, und so wuchs auch auf dieser Seite das Ansehen Jakob's, wozu er durch den Ankauf verschiedener Herrschaften das Weitere that; abgesehen davon, daß er auf andere, wie die Grafschaften Kirchberg und Weißenhorn, von allererst an eine sehr gegründete Anwartschaft hatte, weil Kaiser Max voraussichtlich die dortigen Renten nicht leicht einlöste, welche dem Jakob zur Sicherheit seiner Guthaben überlassen worden waren.

Hatte sich der Himmel dem weltlich gewordenen Jakob in jedem Unternehmen treu gezeigt, so bewährte sich hingegen auch er, Jakob Fugger, als jener seltene Mann, welcher den wahren Werth des Reichthums zu erkennen wisse und dabei nie vergesse, was jedes schlichtredlichen Bürgers Pflicht sei. Wenn er sich deshalb in letzter Beziehung von nichts ausschloß, wo er, wie im Zunftrath der Kaufleute, nützen konnte, so war er, außer seiner Eigenschaft als Gönner der Künste und Wissenschaften, auch ein Vater für die Dürftigen aller Orte; wohl besonders zu Augs-

Digitized by Google

burg, wo außer vielen Erinnerungen an seinen edlen Sinn auch die sogenannte Fuggerei, ein Komplex von 106 kleinen Häusern zu Wohnungen für Arme, Zeugniß dafür giebt. Er starb im Jahr 1525, sechs und sechzig Jahre alt.

Sein Vermögen erbte, wie schon erwähnt ward, der dritte Bruder Georg, dessen Söhne Raymund und Anton das Geschlecht fortpflanzten und den Ruhm des Hauses möglichst immer höher steigerten — während die ältere Linie des anfänglich genannten Andreas, welcher so stolz war, an Reichthum allmälig abnahm und gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts erlosch.

Anton besonders erhöhte den Reichthum des Hauses wieder um Vieles. Er nahm die Silberbergwerke in Spanien vor, errichtete ein eigenes Handelshaus zu Antwerpen, den ostindischen Handel besser zu fördern, und seine und des Bruders Schiffe segelten auf allen Meeren. Dieser Anton ist es, welchem Kaiser Karl V. so sehr gewogen war, daß er bei jeder Anwesenheit in Augsburg nirgends wohnen wollte, als im Fuggerhaus, und bei einer solchen Gelegenheit hatte er das Plaisir, durch den Herrn Anton seine kaiserliche Schuldverschreibung über alles zum Zug nach Tunis vorgestreckte Geld in einem Feuer von Zimmtholz verbrannt zu sehen — ein Vorfall, welcher sehr für den Reichthum des besagten Anton sprach, aber bei besserer Ueberlegung demselben sehr überflüssig erscheinen konnte, wenn nicht andere Umstände mehr in Betracht gezogen werden wollten, unter welche die diversen Vortheile von Seite des Reiches und etwa die Standeserhebung zu rechnen sind. Von letzterer zu melden, so wurden Anton und sein Bruder Raymund im Jahre 1530 auf dem Reichstage zu Augsburg mit fürstlichen Rechten in den Grafen- und Bannerstand des Reichs erhoben und im schwäbischen Reichskollegium als Reichsmitstände aufgenommen. Anton Fugger starb im Jahre 1560 und hinterließ nicht weniger als sechs Millionen Goldkronen baaren Geldes und eine unübersehbare Menge Juwelen und Goldgeschmeides, Goldgefäße, Kunstgegenstände, außerdem aber eine ganze Reihe werthvollster Besitzungen in den verschiedensten Theilen Europa's, Ost- und Westindiens.

Wir lenken den Blick ab von diesem merkwürdigen Geschlecht, welches fort und fort in seiner kommerziellen Bedeutsamkeit verblieb, bis es durch den dreißigjährigen Krieg an Glanz und Macht verlor — und wenden uns zum Beschluß unseres skizzenhaft gezeichneten Gesammtgegenstandes zu dem Geschlecht der Welser, welche in Betreff der Herkunft zu den ursprünglich edelsten Zierden Augsburgs gezählt wurden und ihren Namen bis in die fernsten Lande geehrt wußten. Wir wollen aber hier nicht mehr genealogisch verfahren, sondern nur noch an eine romantische Episode erinnern, welche diesem Geschlecht nicht viel mindere Notorität verlieh, als sein Alter und immenser Reichthum — wir meinen die Liebe der schönen Philippine Welser und Erzherzog Ferdinand's, des zweiten Sohnes des römischen Königs Ferdinand.

In Augsburg hat ein Bürger
Ein Töchterlein gar hold;
Hat himmelblaue Aeuglein
Und Locken, hell wie Gold;
Die schöne Philippine ward
Das Töchterlein geheißen,
So wunderbarer Art.

Digitized by Google

Es war von guten Sitten
Und fromm und klug dabei;
Man hätte drauf geschworen,
Daß es von Ahnen sei;
Hatt' einen Hals, wie Schnee so rein,
Man sah's, wenn durch die Adern
Ihm floß der rothe Wein.

Das Ganze ist jedoch zu bekannt und durch die neueste dramatische Behandlung des Stoffes wieder nachdrücklich ins Gedächtniß heutiger Zeit gerückt worden, daß eine wiederholte ausführliche moderne Darstellung des Beginns und Verlaufes der Angelegenheit von Ueberfluß sein dürfte, weshalb wir vorziehen, die Sache mit den schlichten Worten eines Gleichzeitigen hinzustellen. Dies lautet so:

„Der Zeit dann der Franziskus Welser in großem Ansehn stund vnd ihme jeder wol genaigt war, denn er hätt' allerweg vil gethan vnd Nutz gestift, do hett ihn Gott durch sein Gemahl, so eine von Zinnendorf war, mit eim trefflich schönen vnd tugendsamen Töchterlein begabt, des Namens Philippina, die dann aller Menschen Herzgemüth so fast einnahmb, daß sie keiner ninderst sehn kunnt, sonder daß er nit schier in Lieb aufgehn möcht. Da dann also vil heiße wünsch warn. Aber die Besten trauten sich nit hin, sint die Welser selber hoch seind vnd auf ein ledig Gräflein nie kain Acht hetten. Da denn große Neugier anhob, wem sie, die Philippina, seiner zeit würdete. Item kamb aber die sach ganz anders, vnd doch noch höcher, als je Ainer hett gedacht trutz der Welser geschlecht vnd vebermessigen raichthumb. Als nehmblich uf dem Reichstag zu Augspurg, da man zehlt A. D. 15 hundert vnd im sieben vnd vierzigisten, da sah der römischen Mayestat Sohn, seins Namens auch Ferdinandus, dieselbige jungkfrau Philippina, vnd entbrennte über kurzisste frist so fast, daß er schir nichts that, denn daß er auf dem alten Hennmarkt vor des Welsers Haus ab vnd zu ritte oder sunst, da denn die jungkfrau des großen Eifers wol einsichtig ward vnd ganz gern vnd mit Freuden, gleich aber doch in steter schemlicher züchtigkeit, auf denselben Erzhertzogen abe sah. Das währt an die 13 Mond vnd kunnt sie der Ferdinandus dann und wann nächender sehn, weil sie mit den Fuggerischen wol stund vnd ins Haus kamb, auch sich der Erzhertzog beim Welser in verschidentlichem einfande. Also ging die Zait wohl dahin, sonder aber daß einigs Mehr besprochen ward, vnd die Philippina dann vermeint, als der Erzhertzog von Augspurg ritte, es sei Alles nur ein freundlicher Traum gewesen. Ueber eine zait war dann aller Leut gered aus, vnd dacht kainer ninderst mehr, daß der Erzhertzog wieder kehr. Da er aber dann ains straichs kamb vnd bei ihrn Vatern dem Welser um sie redlich anwurb. Hätt aber vorerst mittel vnd wege kains vnversucht gelassen, der Philippina Jaworts sicher zu sein. Was ihme bei all geständiger lieb vnd heftiger genaigtheit allso leicht nit ward, da die edle jungkfrau, des großen standsvnterscheids vnd etwan erfolgenden väterlich kaiserlichen zorens wegen, ihre mächtige bedenken hett. Da dann der Welser die sach so weit vnd des Erzhertzogs völligen Eifer vnd heiligen ernst sach, mocht er in die Leng sein Wort nit vorenthalten vnd hett in die sach gewilligt. Allso ist darauf die christlich ehliche Vereinbarung ganz nach Rechten im monat Decembris vollzogen vnd vollbracht worden. Drob ist des Erzhertzogs Vater, da er die geschehene Eh inneward, davon er von aller Anfang an das Geringste nit wußte, in ain so großen zoren vnd Unmuth entbrennt, daß er von seim trefflichen sun sechs jar nichts mehr

Digitized by Google

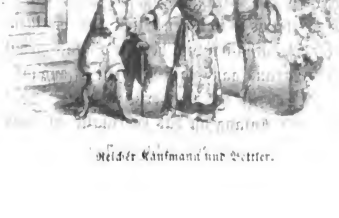
hörn vnd sechn wöllt, da sich dann so lange zait über die zwo, insunderlich die Philippina, zu Insprnck hielten, vnd ist dann erst ain rechts glück vnd ruh in die ganze sach kommen, da die Philippina letzlich ainen weg zum Vater des Ferdinandus fand vnd ihne flehendlich umb seine vergebung vnd allerhöchste väterlich vnd kaiserliche zusag erweichte vnd beredete. Das war nächst im 15 hundert vnd sechs vnd fünfzigisten jahr. Da nun die Eh als zurecht von des Kaisers Mayestat anerkannt vnd aber die nachkommenschaft nur marggrafen von Burgau sein sollu. So hett Gott die sün verwegen aber dannoch frumme sach, davon alsoviel Redens vnd Verwunderung war, endiglich doch zum Besten geführt vnd gelenkt, alse gab er den Zwo hochfürstlichen Gemahlchen inskferner alles glück vnd segen — —"

So weit der Chronist. Ein und dreißig Jahre lang währte die glückliche Ehe Erzherzog Ferdinand's und Philippinens. Zwei Söhne schenkte ihnen der Himmel, wovon der Aeltere, Karl, die Markgrafschaft Burgau überkam, der Jüngere, Andreas, geistlich wurde und sich zur Kardinalswürde emporschwang.

Es hauft auf seinem Edelschlein
Zu Ambras in Tirol
Mit seiner Philippine
Der Herzog recht und wohl:
Da gab es Lieb' und Lust im Haus,
Die heitern Minnesänger,
Die zogen ein und aus.

Da ward gar viel turnieret,
Der Kunst gar treu gepflegt,
Gar manche That vollführet,
Gar mancher Reim gelegt;
So ging es dreißig Jahr und eins,
Da fand der Tod ein Ende
Des treuen Herzvereins.

Philippine starb zuerst, am 24. April 1580; Ferdinand im Jahr 1595. In der allerwärts berühmten silbernen Kapelle zu Innsbruck befindet sich das Grabmahl der Philippine, unweit dem prachtreichen ihres Gemahls, welches sich derselbe schon bei Lebzeiten errichten ließ. Die Inschrifttafel, welche Ferdinand dem weißmarmornen Monument Philippinens einverleibte, ist wohl so einfach, als sie sein kann, aber sicher tief empfunden waren diese wenigen Worte in Latein: „Ferdinand, von G. G. Erzherzog von Oesterreich u. s. w., seiner vielgeliebten Gattin Philippine."



Reicher Kaufmann und Bettler.

Schifffahrt und Seewesen.

Die Rettungsstationen an der Preußischen Seeküste.

Von Regierungs-Assessor von Viebahn.

Wer zum ersten Male in seinem Leben eine größere Seereise unternimmt, der wird sich schwerlich eines unheimlichen Gefühls erwehren können, wenn die Küste seinen Blicken entschwindet und nur noch Himmel und Wasser den weiten Horizont erfüllen. Und doch hat gerade auf hohem Meere der Schiffer am wenigsten die Wuth der Elemente zu fürchten. Mag auch im Wogendrang sein Fahrzeug wie ein Ball umhergeschleudert werden: wenn es nur fest gebaut und gut bemannt ist, wird ihm nicht leicht ein Unglück zustoßen. Anders, wenn das Schiff in der Nähe des Landes vom Sturm überrascht wird: dann ist die Gefahr stets eine große, und die alljährlich veröffentlichten Listen der Strandungsfälle führen den traurigen Beweis, wie oft den Seefahrer fast im Angesicht des schützenden Hafens noch das Verderben ereilt.

Es gab eine Zeit, wo man die Schiffbrüchigen in ihrer Noth sich selber überließ; wo nach dem barbarischen Brauche, dem eine irregeleitete Jurisprudenz den Namen „Strandrecht" beigelegt hat, das gescheiterte Schiff und dessen Ladung als verfallenes Gut behandelt wurden, und nicht das Mitleid, sondern die Habsucht die Uferbewohner an den Ort des Unglücks herbeirief. Das ist glücklicher Weise anders geworden; der Geist der Humanität, der mehr und mehr in allen Lebensverhältnissen sich Bahn bricht, hat auch in dieser Beziehung die Anschauungen umgestaltet. Allerwärts gilt es jetzt als eine heilige Pflicht, den Gestrandeten Hülfe zu leisten, und wahrhaft bewunderungswürdig sind die Unerschrockenheit und die Ausdauer, welche die Bevölkerung unserer Meeresgestade bei solchen Gelegenheiten an den Tag legt. Aber mit dem Heroismus allein ist die Sache nicht abgemacht. Sind doch die begleitenden Umstände nicht selten von der Art, daß die Annäherung an das Wrack auf dem gewöhnlichen Wege, d. h. mit einem einfachen Boot, ganz unmöglich erscheint. Unserem erfindungsreichen Zeitalter war es vorbehalten, für Mittel und Wege zu sorgen, um auch in diesem Falle die Rettung der Schiffbrüchigen bewirken zu können. Die Einführung der Rettungsapparate ist eine der schönsten Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts. Das Meer, an dessen Küsten diese Apparate in hinreichender Zahl aufgestellt sind, darf in der That den Namen eines „Pontos Euxeinos"*) für sich in Anspruch nehmen. England, die Heimat der Erfindung, ist auch in deren praktischer Anwendung den übrigen Ländern mit gutem Beispiele vorangegangen. Eine durch reiche Mittel unterstützte Gesellschaft, die National Lifeboat Institution, hat die Sache in die Hand genommen. Durch ihre edlen Bestrebungen sind die Britischen Küsten mit einem Netz von Stationen überzogen, auf welchen alle zu den Rettungsoperationen

*) D i wirthliches, gastliches Meer, der frühere Beiname des Schwarzen Meeres. Die Red

Digitized by Google

erforderlichen Geräthe und eine in deren Gebrauch geübte Mannschaft sich vorfinden. Die Zahl dieser Stationen wird noch fortwährend vermehrt. Der Erfolg kann schon jetzt ein großartiger genannt werden: im Jahre 1860 sind durch die gedachte Einrichtung 2230 Personen vom sicheren Tode gerettet worden, und es würden noch mehr gerettet worden sein, wenn die Schiffer mit dem Apparat und der Art seiner Anwendung besser bekannt wären.

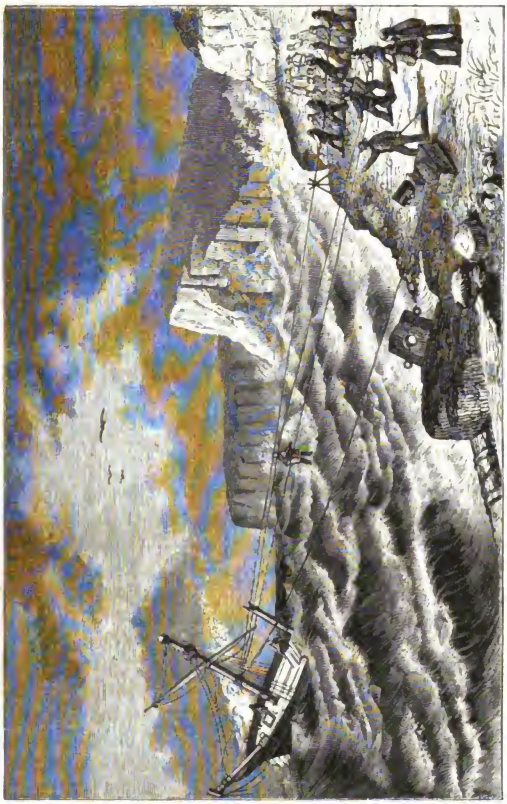


Fig. 1. Rettung Schiffbrüchiger mittelst des Spanntaues und Kinnbackblocks.

Auch in Deutschland hat der Apparat, zum Heile der Schifffahrt, sich Eingang verschafft, und an der Preußischen Ostseeküste besitzen wir schon 19 Rettungsstationen. Soll aber der Zweck, welchem diese menschenfreundliche Einrichtung dient, in seinem vollen Umfange erreicht werden, so ist vor Allem erforderlich, daß die Schiffer über

Digitized by Google

den Gebrauch der vorhandenen Hülfsmittel genau unterrichtet sind, damit sie im Falle der Noth, wo eine Verständigung mit der am Lande aufgestellten Rettungsmannschaft in der Regel nicht möglich sein wird, dennoch wissen, was sie zu thun haben. Dies war nun bis jetzt noch keineswegs der Fall, und es muß daher als ein dankenswerthes Unternehmen begrüßt werden, daß Herr Giersberg, Hauptmann in der Königlichen See-Artillerie, eine kurzgefaßte „Instruktion über den Gebrauch des an der Preußischen Küste üblichen Rettungsapparates“*) ausgearbeitet hat. Bei der hohen Wichtigkeit der Einrichtung wird es den Lesern dieser Blätter nicht unerwünscht sein, wenn wir nach Anleitung dieser Instruktion eine Skizze von dem Gange der Operationen zu entwerfen suchen.

Wir betrachten zunächst den Apparat selbst. Derselbe besteht:

1) aus einem zweiräderigen Deckelwagen, welcher zur Aufnahme der kleineren Gegenstände dient, als: zwei Wurfleinen mit Oesen zum Festmachen an die Bombe; eine dünnere Leine (Logglein) zum Befestigen am Kimmbackblock; ein starkes Spanntau; ein Kimmbackblock mit Schlinge (Länge) oder Korb zur Aufnahme der ans Land zu holenden Personen, Signal- und Leuchtraketen, Blendlaternen u. s. w. — Die Abbildung (Fig. 1) läßt den Gebrauch der Loggleine, des Spanntaues und des Kimmbackblocks näher ersehen.

2) aus einem zum Schießen ausgerüsteten Mörser. Die Geschosse sind 7pfündige Bomben mit feststehender Oese (Fig. 2).

3) aus einem vierräderigen Transportwagen, auf welchem sich das Boot mit Riemen, Bootshaken, Wurfanker ꝛc. befindet.

Das zur Bedienung des Apparats erforderliche Personal ist folgendes:

1) ein Kommandeur,

2) für den Mörser drei Mann,

3) zur Bedienung des Bootes acht bis zwölf Mann, je nach Beschaffenheit desselben.

Was nun das Verfahren im Ernstgebrauche betrifft, so muß natürlich, wenn eine Strandung vorkommt, vor allen Dingen der Apparat an Ort und Stelle gebracht werden. Dies geschieht auf kurze Strecken durch die Mannschaften selbst, auf weitere durch bereitgehaltene Pferde.

An Ort und Stelle angelangt, sucht man einen geeigneten Platz, von welchem aus man möglichst gegen den Wind das Wrack beschießen kann. Dann wird auf einem Bret, welches man durch eingeschlagene Pfähle befestigt, der Mörser aufgestellt, und 4—5 Schritt leewärts desselben auf dem vorher gereinigten Erdboden die Wurfleinen in parallelen Schlägen zur Flugbahn aufgeschossen. Demnächst wird die Oese der Wurfleine um die Bombenöse geschlungen, wie Fig. 2 anschaulich macht; gleichzeitig wird eine Signalrakete abgebrannt. Es ist eine recht dunkle Nacht vorausgesetzt, wo es schwer wird, selbst gegen den Horizont das Geringste zu sehen. Diese Rakete soll für die Personen auf dem Wrack das Zeichen sein, daß man zu ihrer Rettung herbeigeeilt ist, und von wo aus diese unternommen wird; ferner daß man zu wissen wünscht, wo das Wrack sich befindet; endlich daß die Mannschaft sich zur Unterstützung der Rettungsversuche, bereit halte, daß sie womöglich Lichter aufstecke

*) Greifswald, C. Franenstedt, 1861.

Digitized by Google

oder auf irgend eine andere Weise das Schiff erleuchte. — Es giebt für diesen Zweck einen Feuerwerkskörper, welcher sich ohne weiteres entzündet, sobald er in's Wasser geworfen wird; wir geben unten eine Beschreibung desselben. — Können die Gestrandeten kein derartiges Lebenszeichen geben, wie dies auf kleinen Fahrzeugen der Fall sein wird, wo die Mannschaft, um nicht vom Deck gespült zu werden, sich festbinden muß, so bleibt nichts übrig als der Versuch, vermittelst einer Leuchtrakete das Wrack aufzusuchen.

Hat man dasselben gefunden, so wird der Mörser gerichtet, und zwar zuerst die Seitenrichtung, dann diejenige Erhöhung genommen, welche erforderlich ist, damit die Bombe jenseit des Schiffes niederfalle. Ist dies geschehen, so wird der Mörser geladen und mit einem Zündlicht abgefeuert.

Fig. 3 giebt eine bildliche Darstellung dieses Moments der Operationen.

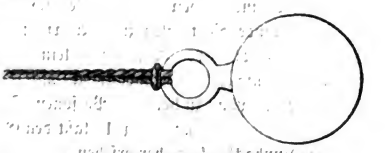


Fig. 2. Bombe mit Oese und Zeichen.

Wir nehmen nun an, der Schiffer kenne den Apparat, so wird er ungeheißen die über sein Schiff geworfene Leine anholen und an Bord befestigen; alsdann wird er sie seewärts mit einer Fangleine durchschlingen, um sie wieder heranholen zu können, wenn sie etwa reißt oder mit den Masten über Bord geht.

Das weitere Verfahren wird nach Maßgabe der Entfernung des Wracks vom Ufer und der Beschaffenheit des zwischenliegenden Grundes ein verschiedenes sein müssen.

In der Regel wird man, als den am schnellsten zum Ziele führenden Weg, wenn die Meerestiefe ausreichend ist, das Boot benutzen. Es wird also die aufs Wrack geworfene Leine auch am Lande festgemacht, jedoch nur so, daß sie sich bis zum Wasserspiegel herabholen läßt. Alsdann wird das Rettungsboot ins Wasser gesetzt, am Lande verankert und mittelst der Wurfleine bis in die Nähe des Wracks herangeholt. Nachdem die an Bord befindlichen Personen in das Boot aufgenommen und auf dem Boden desselben zu gleichen Theilen untergebracht sind, holt man dieses an der Ankerleine wieder ans Land. Die Ankerleine dient dazu, jeden Stoß des Bootes gegen das Wrack zu verhüten, und muß daher einem kräftigen Manne durch die Hand laufen, um leicht gesteppt werden zu können. Es hängt selbstredend von der Zahl der zu Rettenden ab, ob und wie oft die Operation wiederholt werden muß.

Wenn jedoch das Boot wegen Untiefen oder zu starker Brandung an das Wrack nicht herankommen kann, so muß ein umständlicheres Verfahren eingeschlagen werden. Zunächst befestigt man an die Wurfleine das unter 1) erwähnte starke Spanntau und läßt es durch jene an Bord holen. Dieses Tau muß dann an einem möglichst hohen Gegenstand an Bord, z. B. an einem der Maste dicht unter den Marssaalingen, befestigt werden. Am Lande wird es straff angezogen und an einem irgend welche Dauer versprechenden Gegenstande, z. B. einem starken Baume oder Pfahle festgemacht. Mit dem Spanntau gleichzeitig gehen der Kinnbackblock mit Länge und die Loggleine an Bord. Der Kinnback wird auf das angespannte Tau gelegt und über dessen unteren Theil ein Ende der Loggleine gezogen (s. Fig. 1). Von der letzteren ist also ein Ende an Bord, das andere auf dem Wrack und dient dazu, den Block ab-

Digitized by Google

wechselnd ans Land und dann wieder an Bord zu holen. Die Loggleine muß deshalb doppelt so lang sein, als die Entfernung vom Lande zum Wrack beträgt. Hat sich nun das Boot so nahe wie möglich an das Wrack herangeholt, so legt es sich an dem straffen Tau fest. Alsdann setzt sich ein Mann der Besatzung des Wracks in die Länge und wird ans Boot herangeholt und aufgenommen.

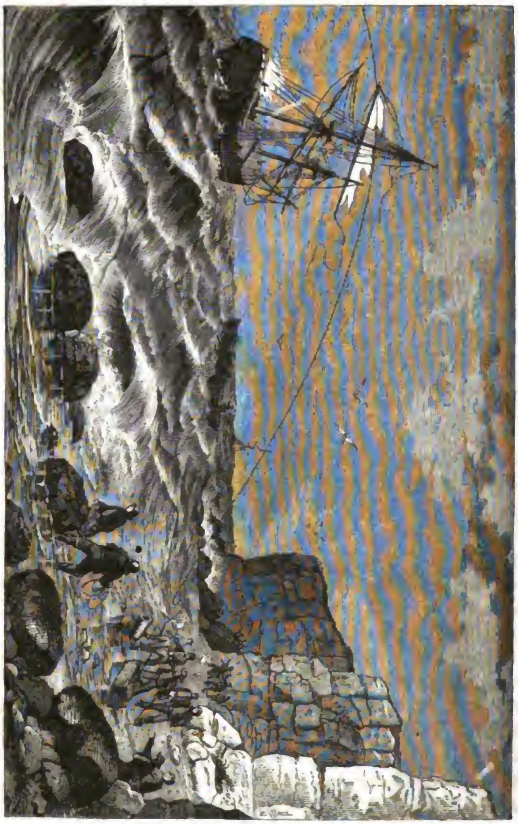


Fig. 3. Rudwerfen der Bombe mit der Rettungsleine.

Diese Manipulation wiederholt sich so oft, bis Alle gerettet sind, worauf das Boot mittelst der Ankerleine wieder ans Land geholt wird.

Es kommt aber vor, daß das Rettungsboot überhaupt nicht angewendet werden kann. In diesem Falle muß die Rettung direkt zum Lande stattfinden. Das Verfahren ist im Uebrigen dasselbe, nur gefährlicher, weil die Strecke, welche die zu

Digitized by Google

rettenden Personen mittelst der am Spanntau schwebenden Länge zurückzulegen haben, eine viel weitere ist. Die Gefahr vermindert sich wesentlich, wenn die Küste hoch und steil ist, wie in dem auf der nebenstehenden Abbildung (Figur 4) veranschaulichten Falle, weil dann nämlich die zu Rettenden über den Wellen bleiben. Ist aber der Strand flach, so geht die Fahrt durchs Wasser, wobei es unvermeidlich ist, daß die Geretteten betäubt und erstarrt am Ufer ankommen.

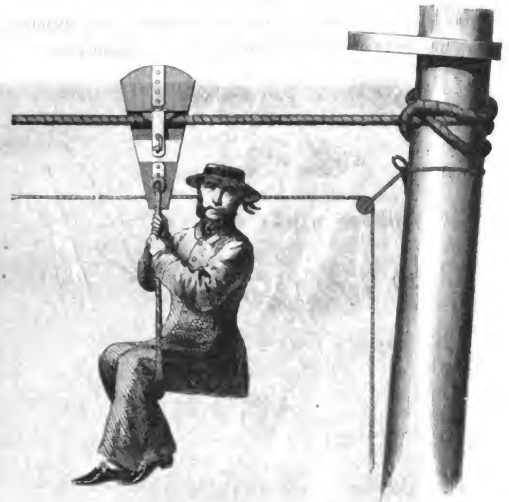


Fig. 4. Schiffbrüchiger an dem Kinnbackblock-Spanntau.

Statt der oben beschriebenen Transportweise mit schwebender Schlinge kann man sich auch einer schwimmenden Rettungsboje bedienen. Dies ist ein mit Korkstücken gefüllter Sack, in dem sich zwei Löcher befinden, durch welche der zu Rettende die Beine steckt. Die Boje wird ebenfalls an dem Kinnbackblock befestigt und mit der Loggleine ans Land geholt.

Um schließlich noch auf die für den ganzen Erfolg so wesentliche Beleuchtung des Wracks zurückzukommen, so empfiehlt sich dazu vorzugsweise der von Silas & Ogier in Paris erfundene Leuchtapparat (Fig. 5), welcher auf das beste und billigste von dem Marine-Oberfeuerwerker Davids zu Stralsund angefertigt wird. Der Apparat besteht aus einer Metallhülse A, welche mit Phosphorcalcium gefüllt ist. Ueber Bord geworfen, erhält sie sich durch die Schwimmer F F auf der Oberfläche, während durch die untere Oeffnung der durchlöcherten Röhre B Wasser eindringt. Durch den Zutritt des Wassers zu dem Phosphorcalcium werden Dämpfe entwickelt, welche sich beim Austritt durch das obere Ende der Röhre an der Luft sofort entzünden und ein klares, weit leuchtendes Licht geben. Der Apparat kann überdies auch zur Erleichterung der Rettung von Personen, welche Nachts über Bord gehen, mit Erfolg benutzt werden. Der über Bord Gefallene wird bei dem hellen Licht des Apparats die ihm zugeworfene Boje

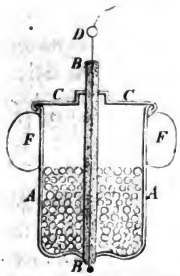


Fig. 5. Beleuchtungsapparat von Silas und Ogier, im Durchschnitt.

leicht auffinden, was bisher in dunkler Nacht fast unmöglich war. Die Kosten desselben würden sich bei einer Ladung von 1/4 Pfund auf etwa 6—7 Thaler belaufen. Was ist das gegen ein Menschenleben!

Rettungsstationen an der Preußischen Küste.

I. Regierungsbezirk Stralsund.

1. Darser Ort (Apparat und Boot),
2. Bootsstation Zingst,
3. Hiddensöe (Apparat und Boot),
4. Glowu, zwischen Wittow und Fasmund (desgl.),
5. Thyssow (desgl.).

II. Regierungsbezirk Stettin.

1. Swinemünde, und zwar sowohl an der West- als an der Ostseite des Hafens am Strande (ein 10pfündiger Mörser und Apparat auf der Westseite, ein 7pfündiger Mörser und Apparat auf der Ostseite),
2. in West-Dievenow (Apparat und Boot),
3. in Haff bei Greifenberg (desgl.).

III. Regierungsbezirk Köslin.

1. In Kolberg (Apparat und Boot),
2. in Stolp (desgl.),
3. Rügenwaldermünde (desgl.),
4. am Strande bei Leba (desgl. mit 10pfündigem Mörser).

IV. Regierungsbezirk Danzig.

1. Auf Hela (Apparat und Boot),
2. Neufahrwasser (desgl.),
3. Bodenwinkel am Frischen Haff.

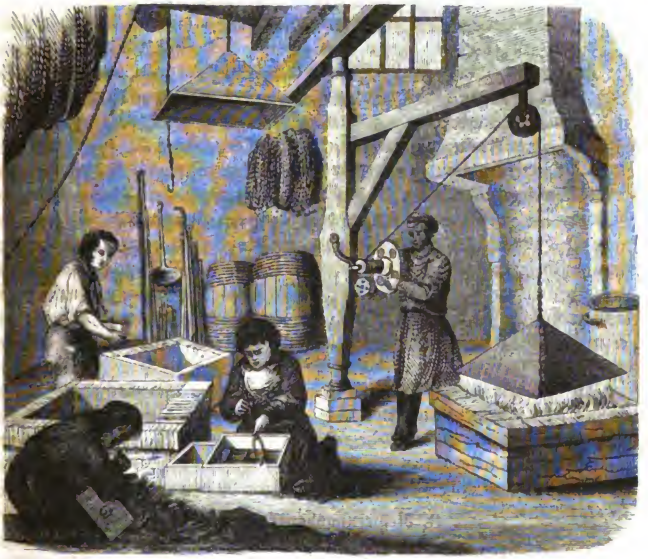
V. Regierungsbezirk Königsberg und Marienwerder bis zur russischen Grenze.

1. Auf der Spitze der Frischen Nehrung bei Pillau,
2. bei Pillau, hinter der Plantage bei Alt-Pillau,
3. auf der Spitze der Kurischen Nehrung bei Memel,
4. bei dem Dorfe Mellneraggen bei Memel.

Es mangelt uns der Raum, um die zahlreichen Rettungsstationen namhaft zu machen, die besonders an den englischen, schottischen und irländischen Küsten bis jetzt errichtet worden sind, und verweisen wir auch in dieser Beziehung auf das bereits oben angeführte Büchelchen des Herrn Hauptmann Giersberg.

Digitized by Google

Illustrirte Waarenkunde.



Werkstätte zur Weißung und Braunirung der Nadeln.

Die Fabrikation der kleinen Eisenwaaren.

Von Franz Luchenbacher.*)

I.

Fabrikation der Nähnadeln.

Der Gebrauchswerth der Dinge ist oft ein ganz anderer als ihr Handelswerth; aber der erstere wird uns gewöhnlich erst recht nahe gerückt, wenn wir eine nothwendige Sache entbehren müssen. Lesen wir in Reisebeschreibungen, wie glücklich sich z. B. eine Negerfrau fühlt durch das Geschenk einer einzigen unserer Nähnadeln, so haben wir damit gleich eine lebendige Illustration über den Unterschied beider Werthe. In alten Zeiten, wo man noch die nähnadelähnlichen Werkzeuge einzeln aus freier Hand machen mußte, war auch ihr Handelswerth natürlich ein ganz anderer, trotzdem daß sie viel gröber gearbeitet sein mußten. So z. B. war das Oehr lange Zeit durch

*) Auszug aus dem trefflichen Werke: „Das Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien". Dritter Band. Leipzig, O. Spamer. 1862.

Digitized by Google

Umbiegen des hintern Endes geformt; das Einbohren desselben kam erst später auf, nachdem nach Erfindung des Drahtziehens sich das eigentliche Nadlergewerbe gebildet hatte.

Zünftige Nadelmacher in Nürnberg werden zuerst im Jahre 1370 erwähnt; von den Nürnbergern lernten Franzosen und Engländer die Verfertigung der Näh- und Stecknadeln; bei den letztern aber gewann diese Industrie seit Anfang des 18. Jahrhunderts zuerst einen bedeutenden Aufschwung und einen fabrikmäßigen Anstrich. Heutzutage werden in den verschiedenen Fabrikdistrikten Deutschlands wohl eben so gute Nadeln gemacht als in England, aber nur zu häufig noch wird das vaterländische Erzeugniß unter „ächt englischer Etikette" feilgeboten.

Die Nadelfabrikation ist einer von denjenigen Industriezweigen, wo der Nutzen der Arbeitstheilung, ihr großer Einfluß auf die Vollendung und die Verwohlfeilerung der Waare am schlagendsten zu Tage tritt. Indem jeder Arbeiter nur einen ganz kleinen Abschnitt aus der ganzen Folgereihe der Fabrikationsarbeiten übernimmt und immer nur diese eine Arbeit ausführt, eignet er sich darin eine fast wunderbare Schnelligkeit und Akkuratesse an. Nur die Theilung der Arbeit und die daraus entspringende Massenproduktion macht es erklärlich, daß ein Päckchen Nadeln zu so erstaunlich billigen Preisen verkauft werden kann, während doch jede Nadel, ehe sie vollständig fertig wurde, 90, 100, ja unter Umständen 150mal durch die Hand gehen mußte.

Das Material für Nähnadeln ist entweder Stahl- oder Eisendraht; bei Anwendung des letztern werden die Nadeln vor dem Härten durch Einsetzen (Cementiren) erst in Stahl verwandelt. Die erste Arbeit ist das Aufhaspeln des zu verarbeitenden Drahtes auf einen großen Cylinder oder Haspel von 17—18 Fuß Umfang. Man erhält so einen großen Drahtring von 50—100 Windungen, der zunächst auf einer kräftigen Maschinenscheere an zwei entgegengesetzten Stellen durchschnitten wird. Auf demselben Schneidezeug werden demnächst die so erhaltenen mehrfüßigen Drahtbündel in kürzere Enden (Schafte) zertheilt, welche gerade die doppelte Länge der anzufertigenden Nadeln haben. Da die Scheere durch Maschinenkraft allein geht, so besteht das Geschäft des Arbeiters an derselben in dem Unterschieben des Drahtes, wozu gleich ganze Bündel von etwa 100 Drähten genommen werden. Während derselbe den Draht von links her einschiebt, hält er mit der Rechten ein Model entgegen, das etwa wie die Hälfte eines der Länge nach getheilten Bechers gestaltet ist und wonach sich die Länge der Abschnitte bestimmt. Indem die Schnittenden bis zum Anstoßen an das Bodenstück des Models eingeführt werden und der Schnitt des Scheerenblattes dicht am Oberrande desselben durchgelassen wird, werden alle Abschnitte gleich lang. Die Scheere macht in der Minute 21 Schnitte; zwei Schnitte sind nöthig, um ein Bündel von 100 Drähten durchzuschneiden, und der dritte geht leer, weil in diesem Moment der Arbeiter die geschnittenen Schafte weglegt; es können also in einer Minute etwa 700 und per Stunde 40,000 Schafte geschnitten werden, welche 80,000 Nadeln geben.

Da die Schafte bis jetzt noch schwach gekrümmt oder verbogen sind, so müssen sie nun gerade gerichtet werden. Man faßt zu dem Ende 5—6000 derselben in ein Bündel zusammen und schiebt ein paar starke eiserne Ringe darauf. Zunächst werden diese geschlossenen Bündel, um das Metall weich zu machen, schwach geglüht, und dann zwischen zwei Stahlplatten, einer festliegenden und einer frei beweglichen,

Digitized by Google

gerade gerollt, indem letztere durch ein paar Arbeiter mittelst Handhaben hin- und hergezogen wird. Die Platten haben ein paar Längseinschnitte, in denen die Umfassungsringe gehen, so daß der Druck der obern Platte lediglich auf die Drähte fällt. Letztere, das Streicheisen, hängt an einem sich wie ein Pendel bewegenden Schwengel und der ganze Apparat heißt die Richtmaschine. Durch das Rollen, das in wenig Zügen beendet ist, werden die Drähte gerade und zugleich wird der Glühspan größtentheils abgearbeitet. Die nächste Arbeit ist das Anspitzen der Schafte an beiden Enden. Hierzu dienen Schleifsteine aus feinkörnigem Sandstein, die durch Maschinenriemen in reißend schnellem Umlaufe erhalten werden. Der an seinem Steine sitzende Schleifer erfaßt, je nach der Feinheit der Drähte und nach seiner Geschicklichkeit, ein, zwei Dutzend und mehr Drähte und hält ihre Enden ausgebreitet an den Stein, während er sie zugleich zwischen Daumen und Zeigefinger hin und her dreht, damit sie von allen Seiten getroffen werden. Der Daumen ist hierbei durch eine Art ledernen Däumling geschützt. Dieses Schleifen muß, um keinen Rost aufkommen zu lassen, trocken geschehen, und der dabei entstehende Stein- und Metallstaub macht die Arbeit zu einer für die Gesundheit des Schleifers höchst gefährlichen. Es sind deshalb auch schon vielerlei schützende Vorkehrungen ersonnen worden. Am wirksamsten erscheint eine Ummantelung des Steins so weit, daß nur noch ein kleines Stück desselben offen liegt. Der Luftzug, den der so schnell umlaufende Stein erzeugt, reißt dann den Staub in den Kasten hinein und treibt ihn durch ein Abzugrohr in eine geschlossene Kammer oder dergl. Ein geübter Arbeiter spitzt an einem Tage etwa 15,000 Schafte, also 30,000 Nadeln.

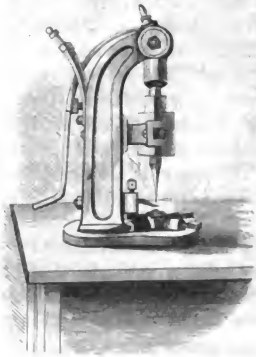
Die angespitzten Drähte werden nun halbirt, d. h. in der Mitte durchgeschnitten, was wieder griffweise auf der Maschinenscheere geschieht und wobei ebenfalls ein Model zur genauen Einhaltung der Mitte dient, das natürlich nur die halbe Tiefe des früher erwähnten hat. Da beim Schleifen nicht von jedem Stückchen genau gleich viel weggenommen wird, so besteht eigentlich eine gewisse geringe Ungleichheit unter denselben, so daß wohl die im Model liegenden Hälften gleich lang ausfallen werden, nicht aber die hervorstehenden. Um daher ganz übereinstimmende Längen zu erhalten, macht man auch die Schafte etwas länger als zwei Nadeln, legt, nachdem der erste Schnitt erfolgt ist, die hervorstehenden Hälften ebenfalls in das Model, daß sie alle mit den Spitzen hinten anstoßen, und nimmt durch einen zweiten Schnitt die kleinen hervorstehenden Endchen vom stumpfen Ende weg.

Nunmehr folgt das Pflöcken, das Breitschlagen der Nadeln an ihrem stumpfen Ende. Dies geschieht aus freier Hand auf einem kleinen eisernen Ambos mit entsprechendem Hammer, und zwar mit ungemeiner Schnelligkeit. Der Arbeiter faßt mit der Linken immer ein paar Dutzend Nadeln zugleich am spitzen Ende, breitet sie fächerförmig aus und giebt ihnen mit leichten raschen Hammerschlägen die verlangte Form, immer mit einem Schlage eine größere Anzahl zugleich treffend. Die Enden werden dadurch für die nächste Bearbeitung, das Durchlochen, zu hart und daher werden die Nadeln zuvörderst wieder schwach geglüht und langsam abgekühlt.

Das Bilden des Oehrs erfolgt entweder durch Einschlagen oder durch Bohrung; das letztere Verfahren ist wenigstens in den englischen Fabriken das

Digitized by Google

gewöhnliche, in französischen hat man auch angefangen das Durchschlagen, statt aus freier Hand, mit Hülfe eines kleinen Fallwerkes oder einer Presse auszuführen. Die herkömmliche Durchschlagmanier begreift zweierlei Arbeiten, das Einschlagen oder Körnen und sodann das Aushacken. Das erstere besteht darin, daß die Nadel mit ihrem hintern Ende auf eine aufrechtstehende Stahlspitze aufgelegt wird und mit einem Hammer einen Schlag erhält. Dadurch bekommt sie die Vertiefung eingedrückt, welche, wenn vollends durchbrochen, das Oehr bildet. Dies Durchbrechen oder Aushacken geschieht derart, daß die Nadel auf ein Bleiklötzchen gelegt, eine stählerne Punze auf die Markirung gesetzt und mit einem Hammerschlag das Loch durchgetrieben wird. Das ausfallende Körnchen Stahl bleibt hierbei in dem Blei sitzen und die Nadel steckt an der Durchschlagpunze. Letztere dient nun zugleich als Handhabe. Man führt sie mittelst derselben auf einen kleinen Ambos und giebt erst auf der einen, dann auf der andern Seite des Oehrs einen leichten Hammerschlag, wodurch eine bessere Formirung des Oehrs erzielt wird. Solche Arbeiten an einer feinen Nadel gehören gewiß zu den subtilsten und sie können auch kaum anders als von Kinderhänden ausgeführt werden. Die Kinder aber bringen es darin bis zu einer unglaublichen Fertigkeit und Geschwindigkeit. Sie machen vor Fremden gern das Kunststück, daß sie durch ein Menschenhaar ein Loch schlagen und das andere Ende desselben hineinfädeln.



Bohrapparat für Nadelöhre.

Eine Vorrichtung, um das Oehr durch die Nadel zu pressen, hat mit den kleinen Maschinen, wie sie bei der Fabrikation der Stahlfedern in Anwendung sind, große Aehnlichkeit; das Bohren kann eben so auf kleinen selbständigen Maschinen geschehen, in andern Fällen aber werden die Bohrspindeln von der allgemeinen Maschinerie mit getrieben, wo dann nichts als ein augenblickliches Anhalten der Nadel an die Bohrspitze nöthig ist. In allen Fällen geht auch die Arbeit des Durchbohrens in bedeutender Schnelle, zumal da auch hier die Arbeiterin immer eine Menge Nadeln in der Hand hat, um mit dem geringsten Zeitverlust von einer zur andern übergehen zu können.

Nachdem die Nadeln auf eine oder die andere Weise ihr Oehr erhalten, bekommen sie die Riune oder Kerbe angebildet, welche den Faden nach dem Oehr hinleitet. Dies geschieht nach der alten Methode durch einen geschickten Feilenstrich auf jeder Seite der Nadel, gegenwärtig aber meistens in einem einzigen Momente durch Druck oder Stoß zwischen zwei stählernen Punzen, die entweder im Sinne einer Zange oder eines kleinen Fallwerks wirksam sind. Bei stärkern Nadeln faßt man auch die beschriebenen Operationen bedeutend kürzer zusammen, indem man gleich den Schaften, vor ihrer Halbirung, in der Mitte zwei Oehre mit ihren Rinnen einpunzt, zwischen welchen dann der Schnitt hindurchgeführt wird, wodurch gleich Nadeln von mehr fortgeschrittener Bildung gewonnen werden.

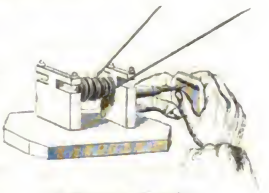
Digitized by Google

Haben die Nadeln ihr Oehr erhalten, so werden sie **geweißt**, d. h. an ihrem stumpfen Ende mit einer feinen Feile zugerundet. Wo auch die vorerwähnte Rinne mit der Feile gebildet wird, geschehen beide Arbeiten in Einem. Um an feineren Sorten das Oehr recht fein und glatt zu bekommen, kann jetzt noch ein interessantes, in England erfundenes Verfahren Platz greifen. Man fädelt nämlich eine große Menge Nadeln auf einen dünnen Stahldraht, dem man eine gewisse Rauhigkeit, auch wohl einen Anstrich von Oel und Schmirgel gegeben hat; durch eine einfache Mechanik werden die Drähte und die darauf sitzenden Nadeln in rasche Umschwingung versetzt und so das **Ausschleifen** der Löcher bewirkt.

Das Durchstoßen des Nähnadelöhrs.

Die **ältere** Art des Ausschleifens oder Drillens besteht in einer sehr subtilen Handarbeit. Auf ein dünnes Kupferplättchen werden etwa 1/4 Hundert Nadeln egal neben einander gelegt und auf dieser Unterlage, von beiden Daumen angedrückt, der Reihe nach gegen einen sehr rasch umlaufenden feinen Stahlbohrer gehalten, natürlich so, daß der Bohrer auch unfehlbar in jedes Oehr hineintrifft. Die große Sicherheit des Arbeiters läßt ihn auch niemals fehlgehen, und dabei geht diese Arbeit so geschwind, daß der Blick des Zuschauers kaum zu folgen vermag.

Nachdem solchergestalt die Nadeln ihre gehörige Form erhalten, werden sie **gehärtet**. Zur bessern Handhabung bringt man die unordentlich durch einander liegende Nadelmasse zunächst in flache blecherne Mulden oder Schwingen, und bewirkt durch eigenthümliches Schütteln und Rütteln, daß sie sich binnen wenigen Minuten alle in die Längslage begeben. Nunmehr kommen sie auf Schiebern von Eisenblech in den Härteofen, um über Kohlenfeuer rothglühend gemacht zu werden, worauf man sie sogleich mit streuender Bewegung in kaltes Wasser wirft. Dies gilt von den Nadeln aus Stahldraht, während geringere aus Eisendraht gefertigte Sorten, um sie nunmehr in Stahl zu verwandeln, mit einem Härtesatze, z. B. Ruß und Hornspähnen oder dergl., in Tiegel



Ausbohren der Nadelöhre.

Digitized by Google

gethan, diese zugedeckt und stark geglüht werden, worauf man den Inhalt ebenfalls noch glühend ins Wasser wirft. Die getrockneten und durch Schütteln wieder gerade gelegten Nadeln sind aber jetzt zu spröde geworden und werden in irgend einer Weise wieder abgelassen, entweder durch gelinderes Erhitzen auf Eisenplatten, bis sie violett anlaufen, oder durch Erhitzen mit Fett, bis dieses verbrennt, oder auch durch Sieden in Oel. Durch das Härten werden viele Nadeln krumm; sie werden daher alle mit prüfendem Blick und Finger durchgenommen und die leichten Verbiegungen durch ein Hämmerchen auf einem kleinen Ambos ausgeglichen, während man zu stark verzogene Nadeln als mißrathen wegwirft.

Den Schluß macht die langwierigste und mühsamste Arbeit, das Scheuern und Poliren der Nadeln, wobei gleich Massen von 100—500,000 Stück in Arbeit genommen werden. Auf einer groben festen Leinwand werden die in gehörige parallele Lage gebrachten Nadeln mit dazwischen gestreutem scharfen Sand oder nach englischem Verfahren Schmirgelpulver aufgeschichtet und die Masse mit Rüb- oder Leinöl durchfeuchtet. Ist die Schicht groß genug, so wird das kurze Ende der Leinwand umgeschlagen und nun das Ganze zu einem wurstförmigen Körper aufgerollt, die Enden desselben fest zugebunden und das Ganze noch mit Bindfaden fest umstrickt. Solche Ballen erhalten eine Länge von $1\frac{1}{2}$—2 Fuß und eine Dicke von 3—5 Zoll. Ihre Bestimmung ist, unter Druck eine geraume Zeit hin- und hergerollt zu werden, und dazu dient die Scheuermühle, welche viel Aehnlichkeit mit einer Wäschrolle hat. Eine mit Steinkästen beschwerte Tafel geht durch Maschinenkraft hin und her und rollt die Nadelballen, 12, 20 und mehr auf einmal, auf einer Strecke von 1—$1\frac{1}{2}$ Fuß unabläßig hin und her. Nachdem dies 12—18 Stunden angedauert, wird die schwarze, aus Sand, Oel, Nadeln und Schliff bestehende Masse herausgenommen, mit Sägespähnen in eine Trommel gethan und in dieser eine Zeit lang gedreht. Die Sägespähne nehmen Oel, Schmuz und Sand auf und die Nadeln sondern sich schon ziemlich blank ab. Durch eine Gebläsemaschine von der Einrichtung einer gewöhnlichen Kornfege werden nun die fremden Substanzen von den Nadeln weggefegt and letztere dann für die weitere Behandlung wieder gerade gerüttelt. Denn mit dieser einen Bearbeitung ist die Sache noch lange nicht abgethan; die Nadeln kommen vielmehr mit immer feinerm Sand oder Schmirgel immer wieder unter die Rolle und in die Sägespähntrommel, und zwar im Ganzen 10mal, nämlich 7mal mit dem Schleifmittel und die letzten 3mal mit Kleie. Statt des Sandes kommt gegen das Ende hin Zinnasche oder Eisenroth in Anwendung, Körper, die mehr poliren als schleifen. Nach ihrer Anwendung tritt dann eine Wäsche der Nadeln mit heißem Seifenwasser in der laufenden Trommel ein, mit nachgehender Abtrocknung in Sägespähnen.

Die nunmehr fertigen Nadeln werden jetzt noch einzeln mit leinenen Läppchen oder weichem Leder abgewischt und dabei die beim Scheuern zerbrochenen abgesondert. Behufs der Verpackung ist es nun noch erwünscht, daß sie alle mit den Spitzen nach einerlei Richtung sehen. Man rüttelt sie also erst wieder in der Blechmulde in die Längslage und läßt sie dann von Kindern vollends in Ordnung bringen. Das Kind zieht etwa ein Dutzend Nadeln von dem Haufen weg, breitet sie auf dem Tische aus, drückt sie mit dem Zeigefinger der linken Hand leicht nieder und tupft mit dem der rechten, der in einer Kappe von dickem Tuche steckt, leise gegen die Enden. Alle Spitzen, die rechts sehen, dringen in das Tuch ein und die betreffenden Nadeln kön-

Digitized by Google

nen nun leicht abgesondert und für sich gelegt oder auch gleich gewendet und zu den andern gelegt werden. Dann findet meistens noch ein rasches Sortiren zur Absonderung zu kurz ausgefallener oder gebrochener Nadeln statt. Die Nadeln werden bündelweise in einen Ring gestellt, die Oehrenden nach unten, und durch Aufstoßen auf den Tisch die Unterenden in gleiche Ebene gebracht; hierauf mustert man die Spitzen und zieht den etwaigen Ausschuß mit einem Zängelchen heraus.

Die letzte formgebende Arbeit ist das sogenannte Brauniren der Nadeln. Durch die angreifende Bearbeitung auf der Scheuermühle sind nämlich mit den Rauhheiten der Nadeln auch die äußersten Spitzen derselben fortgegangen und es ist nun eine Wiederanspitzung derselben nöthig. Man hält sie daher schließlich noch, etwa viertelhundertweise, an einen sehr rasch umlaufenden kleinen Schleifstein, so daß sie in der Richtung ihrer Länge angegriffen werden, und rollt sie mit den Fingern daran hin und her. Der Stein ist seiner Form nach mehr eine kleine Walze als eine Scheibe, und besteht aus einem quarzigen Glimmerschiefer; auch ist er in vielen Fällen nicht rund, sondern vierkantig und hat dann eine schärfer angreifende Wirkung.

Brauniren.

Das Abfassen der Nadeln in einzelnen Hunderten und das Einlegen in Papier u. s. w. bildet dann wieder eine Reihe von Operationen, bei welchen immer ein kleiner Arbeiter dem andern in die Hände arbeitet. Gezählt werden die Nadeln nicht, sondern man bedient sich entweder einer feinen Wage, bei welcher in der einen Schale 100 gezählte Nadeln das Gewicht bilden, oder man benutzt ein eisernes Lineal mit 100 neben einander liegenden Kerben, in deren jeder gerade nur eine Nadel Platz hat. Man fährt mit einem Griff Nadeln über das Instrument hin und überzeugt sich, ob in jeder Kerbe auch eine derselben liegen geblieben ist.

In Deutschland giebt es hauptsächlich drei Distrikte, wo Nadelfabrikation betrieben wird: Rheinpreußen mit den Hauptorten Aachen und Burtscheid, Westfalen mit Iserlohn und Altena, und Mittelfranken mit Nürnberg und Schwabach.

Holznadel der Aschira-Neger (West-Afrika) mit Bastfaden.

Digitized by Google

Der Stein der Weiſen.

Von Julius Richter.

Es iſt im höchſten Grade intereſſant, aus unſerer Zeit, der man den Vorwurf macht, daß alle ihre Beſtrebungen faſt nur darauf gerichtet ſeien, die Mittel einer äußerlich behaglichen Exiſtenz zu erwerben, die Blicke rückwärts zu richten in die Vergangenheit, und zu bemerken, wie in dieſer der Durſt nach Golde mit derſelben Heftigkeit die Gemüther bewegte. Während heut zu Tage die Menſchen durch die Erfolge, welche die Naturwiſſenſchaften thatſächlich ſich ſchon geſichert haben, die Gebiete klar angedeutet finden, auf welchen ſie die Schätze der Natur auszubeuten im Stande ſind, war es in vergangenen Jahrhunderten der unbeſtimmte Glaube an gewiſſe geheimnißvolle Kräfte, welcher die Thätigkeit nach dieſer Richtung hin beſtimmte. Der Stein der Weiſen war der Inbegriff aller Produktivität. In ihm ſchlummerten alle diejenigen Kräfte, welche das Glück des Menſchen zu befördern im Stande ſind, gewiſſermaßen comprimirt. Was Wunder, daß man die Bereitung dieſer koſtbaren Subſtanz zu den höchſten Aufgaben rechnete, die dem menſchlichen Geiſte vorbehalten waren! Die Kunſt, die ſich damit beſchäftigte, den Stein der Weiſen darzuſtellen, nannte man Alchemie, und diejenigen, welche ſich mit ihr beſchäftigten, hießen im Allgemeinen Alchemiſten; Adepten insbeſondere waren die, welche das Geheimniß der Metallveredlung, das darin beſtand, unedle Metalle wie: Blei, Zinn, Queckſilber, Kupfer in edle, Gold und Silber zu verwandeln, wirklich

Digitized by Google

erlangt hatten. Das Mittel der Metallveredlung war eben der Stein der Weisen, auch das große Elixir, das große Magisterium (Meisterstück) oder die rothe Tinktur genannt, Benennungen, welche von verschiedenen Adepten und zu verschiedenen Zeiten der räthselhaften Substanz beigelegt wurden. Die Meinung überhaupt, daß das eine Metall in ein anderes übergeführt werden könne, gründet sich wahrscheinlich auf falsch verstandene Experimente, die der empirischen Naturforschung bekannt waren. Man kannte z. B. die Thatsache, daß ein Stück Eisen, welches in eine Lösung von blauem Vitriol gelegt wird, nach einiger Zeit verschwindet, dafür aber ein gleich gestaltetes Stück Kupfer in der Lösung sich vorfindet. Da man nun nicht wußte, daß in dem blauen Vitriol Kupfer enthalten ist, welches sich an Stelle des Eisens ausscheidet, so glaubte man, das eine Metall habe sich in das andere geradezu verwandelt. Auch waren die Legirungen, welche man jetzt durch Zusammenschmelzen von Kupfer und Zink hergestellt, oder die Färbungen der Metalle vermittelst anderer Stoffe (wie man z. B. Kupfer durch Arsenik weiß zu färben im Stande ist) weniger bekannt, und man nahm wohl häufig für Gold und Silber, was nur dem äußeren Scheine nach solches war. Ein Beispiel: Die Kaiserin Barbara (Gemahlin des deutschen Kaisers Sigismund) beschäftigte sich mit großer Vorliebe mit der Goldmacherei, und trieb ihre hauptsächlichsten Verwandlungen in Gemeinschaft mit einem böhmischen Alchemisten, Johann von Laaz. Sie erzeugte mit Arsenik aus Kupfer angebliches Silber, eben so vermehrte sie Gold, indem sie Kupfer und Silber dazu schmolz. Für sie gelang die Transmutation allerdings vollständig, denn sie verkaufte die dabei erhaltenen Präparate dem gemeinen Volke als reines Silber und pures Gold.

Schon aus dem vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung finden sich Nachweisungen, daß man sich damit abgab, Gold zu machen, und die ältesten Alchemisten suchen den Ursprung ihrer Kunst weit außerhalb der Grenzen aller historischen Kenntnisse, indem sie dieselbe als ein Geheimniß, welches durch übernatürliche Mittheilung den Menschen kund geworden sei, hinstellten. Es scheint, als ob vorzüglich Aegypten die Wiege der alchemistischen Künste gewesen sei; von da kamen sie nach Griechenland, und wie die nach Abend zu gelegenen Länder sich der Früchte griechischer Weisheit bemächtigten, so nahmen sie auch die Auswüchse fremder Thorheit mit auf.

Die Zahl der Werke, welche aus dem Alterthum citirt werden und in denen über die Kunst der Alchemie geschrieben sein sollte, ist eine sehr große. Sogar die Bibel wurde zum Beweise mit aufgeführt. Moses hatte in der Wüste bitteres Wasser in süßes verwandelt, natürlich war er ein Alchemist gewesen. Hiob sollte ebenfalls mit dieser Kunst vertraut gewesen sein, denn einer seiner Freunde spricht zu ihm: „Du wirst für Erde Gold geben, und für die Felsen goldene Bäche;“ und der Evangelist Johannes wird sogar als alchemistische Autorität citirt; man sagte ihm nach, daß er es verstanden habe, Steine in Gold zu verwandeln.

Das eigentliche Zeitalter der Goldmacherei für Europa beginnt aber mit dem dreizehnten Jahrhundert, und in Deutschland genossen die Alchemisten vorzüglich im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert eine ausgezeichnete Begünstigung an den Höfen der goldbedürftigen Fürsten. Wir haben späterhin auf einige der hauptsächlichsten zurückzukommen; zunächst wollen wir uns damit beschäftigen, die eigenthümlichen Wirkungen derjenigen Substanz, welcher man die Kraft der Umwandlung zuschrieb, zu betrachten. Der Stein der Weisen hatte außer der schon

Digitized by Google

erwähnten Fähigkeit, unedle Metalle in edle zu verwandeln, auch noch die eigenthümliche Kraft, das Gewicht dieser Metalle zu vermehren; und in seiner größten Vollkommenheit wurde ihm die Macht zugeschrieben: jedes unedle Metall in jedem Mengeverhältniß in Gold zu verwandeln. In diesem Zustande hieß er das Universal, und war dann natürlich der kostbarste und wünschenswertheste Schatz, den man je erwerben konnte. Seine Bereitung, für die es in den Schriften des Mittelalters schon bis hinab zu dem „feurigen Drachen" unendlich viele Vorschriften giebt, nach denen die mannichfachsten Substanzen sich an seiner Zusammensetzung betheiligen sollten, mußte vor allen Dingen mit dem vollsten Glauben und der vertrauensvollsten Hingebung des Laboranten unternommen werden. Wenn sie nicht mit der nöthigen Aufmerksamkeit und Andacht geschehen war, so vermochte das Produkt vielleicht nur ein Metall umzuwandeln, und diese minder vollkommene Varietät hieß man das Partikular. Man meinte auch, daß das Partikular nicht eine Umwandlung in Gold, sondern nur eine solche in Silber durchführen könne. Außer diesen chemischen Eigenschaften schrieb man aber dem Stein der Weisen noch eine medizinische Heilkraft aller Krankheiten zu, so wie auch, daß er nicht nur das Leben verlängere, sondern sogar den Körper verjüngen könne. Wenn von ihm ein Weizenkorn groß in Wein gelegt und dieser Wein dem Kranken zu trinken gegeben würde, so werde, behauptet Johann Isaak Pollandus, der im vierzehnten Jahrhundert lebte, die Wirkung des Steines zum Herzen dringen und sich auf alle Säfte verbreiten, der Kranke werde schwitzen, aber dabei nicht matter, sondern immer stärker und lustiger werden. Wenn man die Gabe neun Tage wiederhole, so würde es dem Kranken zu Muthe sein, als wäre er kein Mensch, sondern ein Geist, so leicht und luftig seien alle seine Glieder, gleich als wäre er im Paradiese und nähre sich von dessen Früchten. Ein Gesunder aber, der sich jener Dosis aller Wochen bediene, bleibe gesund und bei Leben bis zu der Stunde, die ihm von Gott gesetzt sei. Uns scheint auch jetzt noch, daß sich dagegen nicht viel sagen lasse, obwohl die letzte Klausel gerade von den heftigsten Alchemisten verworfen wurde, denn sie behaupteten: es sei ein Leichtes, auf die oben angegebene Weise sich so lange am Leben zu erhalten, um den jüngsten Tag mit ansehen zu können. Es wurde allen Ernstes behauptet, daß die Patriarchen ihr hohes Alter nur durch die Wirkung jener Universalmedizin erlangt hätten; und Betrüger fanden sich genug, unter denen wir nur den Venetianer Fridericus Gualdus und den bekannten Cagliostro erwähnen wollen, die sich selbst ein Alter von 400—600 Jahren beilegten, je nachdem es die Umstände gerade wünschenswerth erscheinen ließen.

So ausführlich aber auch die Beschreibungen der Tinktur nach ihrer Wirkung und Darstellung waren, und so große Zusicherungen dem „Gläubigen" gemacht wurden, so ist es doch wunderbar, daß in der Geschichte der Alchemie kein Fall constatirt ist, wo mit Hülfe des auf besagte Weise dargestellten Präparates wirklich Goldmachereien vorgekommen wären. Im Gegentheil, wo die Rede von Metallverwandlungen ist, bleibt der Ursprung der verwandelnden Substanz immer in ein gewisses Dunkel gehüllt, und woher die Adepten, von denen erzählt wird, daß sie Umwandlungen in Gold oder Silber ausgeführt, sogenannte Transmutationen vorgenommen hätten, die kostbare Substanz erhielten, darüber finden sich nirgends sichere Nachweise. Gewöhnlich war das Verschwinden dieser Künstler eben so räthselhaft als ihr Erscheinen, und wenn sich ein Beschützer in den Besitz des kostbaren Mittels setzen

Digitized by Google

wollte, wußten sie meist vorher das Weite zu suchen. Es existiren in der Geschichte der Höfe eine Menge Erzählungen darüber, in welch eifriger Weise sich die Fürsten selbst an der Goldmacherei betheiligten; und wenn wir die Geschichte der Medizin und der Chemie durchblättern und finden, daß die gelehrtesten Aerzte und Naturforscher sich von jenem Wahn berücken ließen, so darf es uns nicht wundern, wenn man in Ländern, in denen die Steuerfähigkeit schon bis aufs tiefste erschöpft war, diejenigen Personen mit offenen Armen empfing, die auf so einfache Weise den Schatz zu füllen versprachen. Einer der berühmtesten Aerzte des siebzehnten Jahrhunderts, Helvetius, Leibarzt des Prinzen von Oranien, war ein eifriger Gegner der Goldmacher; dieser wurde einst von einem Fremden in seiner Wohnung im Haag besucht, der bald das Gespräch auf alchemistische Gegenstände lenkte. Um den gelehrten Zweifler zu überzeugen, legte der Fremde ihm eine geringe Quantität des Steins der Weisen vor, indem er ihn zugleich über die Art und Weise des Gebrauchs unterrichtete. Helvetius probirte die Substanz mit seinen Nägeln, und als der Fremde fort war, machte er den Versuch, die kleinen Portionen, welche an den Fingern hängen geblieben waren, auf ihre metallverwandelnde Kraft zu prüfen; er warf sie auf schmelzendes Blei, allein ohne daß der versprochene Erfolg eingetreten wäre. Als nach einiger Zeit der Fremde wieder kam, erzählte ihm Helvetius den Vorfall als einen Beweis der Untauglichkeit. Allein der Fremde versicherte: die Schuld läge nur daran, daß die Körner nicht in Wachs gehüllt worden wären; und auf vieles Bitten gab er ihm zur Anstellung einer nochmaligen Probe eine neue geringe Quantität, womit dieser auf die vorgeschriebene Weise verfuhr. Helvetius schmolz 6 Drachmen Blei in Gegenwart seiner Frau und seines Sohnes und warf den Stein im Wachs gehüllt darauf, ließ noch eine Viertelstunde schmelzen, und als er den Tiegel ausgoß, war das Blei in das reinste Gold verwandelt, welches von dem Münzwardein und mehreren Goldarbeitern im Haag als solches erkannt wurde.

Die Goldmacherei wurde nicht blos im Geheimen betrieben, nein, sie wurde öffentlich anerkannt, und es sind sogar von Gerichtshöfen Entscheidungen in Goldmacherprozessen gefällt worden, in denen die Ueberzeugung von der Möglichkeit der Metallverwandlung ganz klar spricht. Kopp erzählt in seiner Geschichte der Chemie Folgendes: Christoph Kirchoff, ein Schneider in der Oberlausitz, erhielt von der Breslauer Kanzlei einen Wappenbrief mit einer silbernen Bulle zur Belohnung dafür, „daß er nicht allein den gewöhnlichen Lapillum an das Licht gebracht, sondern auch dazu vermittelst göttlicher Tiefe und scharfes Nachsinnen, vornehmlich aber sein stetiges und unverdrossenes Laboriren den spiritum universalem von sich selbst erfunden.“ Minder gut ging es David Beuther, der, als Alchemist im Dienste des Kurfürsten August von Sachsen, von der Leipziger Juristenfakultät zur Staupe verurtheilt wurde, weil er, obgleich er im Besitz einiger Beschreibungen, wie Partikular-Transmutationen anzustellen seien, dieselben nicht zum Vortheil seines Kurfürsten ausgeführt habe, und zu ewiger Gefangenschaft außerdem noch, damit sein Geheimniß nicht etwa andern Potentaten bekannt würde. Dieselbe Fakultät entschied 1725 einen Prozeß, in dem es sich um Folgendes handelte: Ein verfolgter Wilddieb hatte auf dem Schlosse der Gräfin Anna Sophie von Erbach zu Frankenstein Schutz und Aufnahme gefunden. Ehe er sich von hier wegbegab, verwandelte er aus Dankbarkeit alles

Digitized by Google

Silbergeschirr der Gräfin in Gold. Auf den dadurch herbeigeführten größeren Werth machte der Gemahl der Gräfin Ansprüche geltend und verlangte, daß ihm die Hälfte zuerkannt würde, weil die Verwandlung während der Ehe und auf seinem Gebiete vorgegangen sei. Die Leipziger Fakultät entschied nun, daß er nichts bekommen könne; weil das streitige Objekt vor der Verwandlung Eigenthum der Gräfin gewesen sei, müsse es auch solches nach der Verwandlung bleiben. Die Anführung der Reichthümer, welche durch den Stein der Weisen erlangt worden sein sollen, übersteigt oft die Grenzen alles nur irgendwie Glaubbaren. Daß der König Eduard III. von England von Raymundus Lullus Gold zu sechs Millionen Rosennobel erhalten haben soll, damit er einen Kreuzzug unternähme, wäre noch nicht so wunderbar, ebenso wenig als daß er es für besser gefunden habe, nicht in das Morgenland zu ziehen, sondern sein Geld in einem Kriege gegen Frankreich zu verwenden. Große Reichthümer soll sich aber auch ein gewisser Nikolaus Flamel*), der im vierzehnten Jahrhundert zu Paris als Abschreiber lebte, erworben haben; er gelangte durch Zufall in den Besitz einer Handschrift, die von einem Juden Abraham auf Baumrinde verfaßt war und die Bereitung des Steins der Weisen lehrte. Nachdem er sich 21 Jahre lang vergeblich bemüht hatte, diese Handschrift zu entziffern, kam er hinter den geheimen Sinn derselben durch einen gelehrten Arzt in Spanien. Diese Beiden vereinigten sich, und betrieben nach ihrer Rückkehr in Frankreich gemeinsam das Geschäft der Goldmacherei; bald aber starb der Spanier und Flamel blieb allein im Besitz des Geheimnisses, nach welchem er Quecksilber beliebig in Gold oder Silber verwandeln konnte. Von den auf diese Weise erworbenen Reichthümern stiftete er allein 14 Hospitäler und erneuerte 7 Kirchen, die er reich dotirte. Trotz dieser frommen Handlungen entging er aber nicht der liebelosen Beurtheilung seiner Gegner, welche behaupteten: er habe sein großes Vermögen während der Zeit der angeblichen Entzifferung seiner Handschrift durch Wucher zusammengescharrt. Von Hieronymus Crinot wird erzählt, daß er sogar 1300 Kirchen durch das mit Hülfe des Steins der Weisen erworbene Vermögen gestiftet habe. Das ist denn doch etwas stark, freilich „meldet kein Lied, kein Heldenbuch," wo diese eigentlich stehen, und wir sind daher leider außer Stande, unsern Lesern Näheres mitzutheilen. Dafür aber haben wir aus unserer nächstliegenden Geschichte genaue numerische Angaben, welche uns die Wirksamkeit der alchemistischen Künste beweisen können. Rudolph II. hinterließ einige 80 Centner Gold und einige 60 Centner Silber in seinem Schatz, und dieses sowohl, als der Nachlaß von 17 Millionen Thaler, die man im Schatze des Kurfürsten August von Sachsen bei dessen Tode 1586 fand, sollen die Früchte der alchemistischen Bemühungen gewesen sein, denen sich beide Regenten während ihres Lebens mit Liebe hingaben.

Die Adepten vererbten ihre Kunst und Wissenschaft immer nur Wenigen, und es gab geheime Gesellschaften, in denen die Pflege dieser Disciplinen die Hauptaufgabe war. Sie suchten durchaus nicht das Dunkel, um ihre Kunststücke auszuführen, sondern traten sogar offen gegen diejenigen auf, welche sich unberechtigter Weise den Titel eines Adepten anmaßten. Wie wir schon erwähnten, erfuhren sie von den Potentaten, die von ihrer Unterstützung Hülfe in dem damals schon oft mißlichen Finanz-

*) Vergleiche Wieland's Abhandlung: „Nikolaus Flamel und der Derwisch von Brussa".

Digitized by Google

wesen erhofften, vielfachen Schutz. Heinrich VI. von England, dessen Goldquellen durch innere und äußere Kriege erschöpft waren, forderte sogar öffentlich alle Edeln, Doktoren, Professoren und Geistliche auf, sich der Alchemie zu widmen, damit die Staatsschulden bezahlt werden könnten. Die Goldmacherei wurde in Frankreich und England förmlich patentirt; die Folge davon war, daß Geschickte und Ungeschickte anfingen Gold zu machen und eine Menge falsches Geld in Umlauf kam. Indessen giebt es auch ächte Münzen, zu denen das Metall die Adepten geliefert haben. In der Wiener Schatzkammer, so berichtet J. F. Mellin, soll sich 1797 noch eine Denkmünze befunden haben, welche aus 2½ Pfund Gold geprägt wurde, das aus Quecksilber mittelst eines rothen Pulvers in Gegenwart des Kaisers dargestellt worden war. Zu den dänischen Dukaten von 1647, die unter Christian IV. geschlagen worden sind, und die Aufschrift: Vide mira domini trugen, lieferte der Leibalchemist Caspar Hahrbach das Metall. Selbst aus der neuern Zeit wird noch ein Fall erwähnt: Der Landgraf Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt erhielt eine Quantität eines rothen Pulvers aus unbekannter Hand, damit zu experimentiren, seine eigenen alchemistischen Versuche aber, die noch zu keinem Ziele geführt hatten, aufzugeben. Durch dieses Pulver verwandelte er Blei in Gold, woraus Dukaten geprägt wurden; ebenso stellte er Silber dar, aus welchem Speciesthaler mit der Jahreszahl 1777 und der Aufschrift: Sic deo placuit in tribulationibus, geschlagen wurden.

Münzen von der eben beschriebenen Art existiren wirklich; ob sie aber den angeführten Umständen ihre Entstehung verdanken, lassen wir dahingestellt sein. Indessen ist es nicht unmöglich, daß bei der an allen Höfen herrschenden Vorliebe für die Goldmacher einmal ein Schlaukopf, um sich Kredit zu verschaffen, wirkliches Gold als Ergebniß seiner Kunst geliefert haben sollte. Wenigstens scheinen derartige Betrügereien mit untergelaufen zu sein; denn der Kaiser Rudolph machte zwischen denjenigen Alchemisten, welche sich als Meister ihrer Kunst durch wirkliche Goldproduktion erwiesen, und denen, welche deren Kenntniß nur vorgaben, einen Unterschied. Einen Engländer Kelley erhob er in den böhmischen Freiherrnstand und überschüttete ihn mit seiner Gnade, da derselbe in seiner Gegenwart Gold aus Blei dargestellt hatte; als er aber den Kaiser weder in seine Wissenschaft einweihen wollte, noch auch das edle Metall in der wünschenswerthen Menge darzustellen vermochte, wurde er eingekerkert und starb bei einem Fluchtversuch, nachdem er vorher lange die Martern der Tortur hatte aushalten müssen. In dem Prager Schlosse befindet sich noch eine Marmortafel, deren Inschrift auf eine gelungene Metallverwandlung unter Rudolph II. hinweist; sie war durch Sendivogius, einen Polen, ausgeführt worden, der späterhin sich in die Gunst des Kurfürsten von Sachsen einzuschmeicheln wußte, und während seines Aufenthaltes in Dresden den bekannten schottischen Edelmann Alexander Setonius aus der Gefangenschaft befreite. Setonius hatte bereits sich in den Niederlanden zu wiederholten Malen als Goldmacher bewiesen. Er kam 1603 nach Crossen in Sachsen, wo damals der Kurfürst Christian sich aufhielt. Um sich bei diesem einzuführen, verwandelte er eine Quantität Blei in Gold, und da er damit dem Kurfürsten die Ueberzeugung von der Wahrheit der Alchemie beigebracht hatte, ließ ihn dieser verhaften und nach Dresden schaffen, um sich in Besitz des Geheimnisses zu setzen. Der unglückliche Goldmacher, der auf einen solchen Ausgang seiner Abenteuer wohl nicht gerechnet hatte, bat wiederholt um seine Freiheit, die

Digitized by Google

ihm jedoch nur unter der Bedingung der Offenbarung seiner Kunst zugesichert wurde. Er konnte Niemandem etwas davon mittheilen, weil er selbst nichts wußte, und es war daher die Anwendung der Tortur eine ganz vergebliche. Als man am kurfürstlichen Hofe endlich die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß man es mit einem Betrüger zu thun habe, wurde er zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurtheilt, aus der ihn zwar Sendivogius befreite, allein er starb bereits 1604 in Folge der erlittenen Mißhandlung.

Am sächsischen Hofe gab es ständige Alchemisten, unter denen vorzüglich Beuther und Schwerzer, so wie der später als Erfinder des Porzellans berühmt gewordene Böttticher bekannt sind. Schwerzer hielt sich lange Zeit in Gunst, was daher kam, daß er nicht geradezu versicherte, schon im Besitze des Geheimnisses zu sein, den Stein der Weisen darzustellen; sondern daß er klugerweise nur darauf zielende Untersuchungen vornahm, für die er den Kurfürsten zu interessiren wußte.

Der Kurfürst August von Sachsen, dessen Regierung von 1553 bis 1586 dauerte, hatte in Dresden sein eigenes Laboratorium, worin er eigenhändig mit seinem Leibalchemisten arbeitete, und das vom Volke nur das Goldhaus genannt wurde. In mehreren Briefen bekennt er sich als einen in die Kunst der Metallverwandlung Eingeweihten; so schreibt er z. B. an den italienischen Alchemisten Franzesko Forense, daß er es so weit gebracht habe, um mit Leichtigkeit in sechs Tagen aus 8 Unzen Silber 3 Unzen Gold darzustellen. Zu gleicher Zeit war ein anderes Laboratorium in Annaberg in Thätigkeit, wo die Gemahlin August's, Anna von Dänemark, ein Lustschloß hatte.

Fahrende Alchemisten fanden in Sachsen weniger Boden als anderwärts. Es datiren zwar einige famose Begebenheiten aus Dresden, wie die schon erwähnte Geschichte von Sendivogius und Setonius, allein im Ganzen hatte das Suchen nach dem Stein der Weisen mehr das Aussehen gründlicher Forschung.

Am bekanntesten von allen Goldmachern ist Johann Friedrich Böttticher geworden. Er war eigentlich Apothekerlehrling, wurde aber durch einen Fremden, der in die Offizin kam, mit einer kleinen Dosis Tinktur beschenkt, und machte nun Gold. Allen Beschreibungen nach war derjenige, von dem er das Pulver erhalten hatte, der berühmte Laskaris, welcher aus einem griechischen Kloster seine Kunst mitgebracht haben wollte, der aber schlauer Weise sich nicht selbst mit der Metallveredlung befaßte, sondern dieselbe nur zum Ruhme der Alchemie von Dritten ausführen ließ, an die er sein Mittel vertheilte. Böttticher versuchte das Experiment zu wiederholten Malen, und es gelang ihm, vor Zeugen Quecksilber in Gold zu verwandeln. Die Kunde davon kam zu Ohren des Königs Friedrich I., der alsbald Vorkehrungen treffen ließ, den Adepten, denn Böttticher hatte sich selbst mit der Bereitung des Steines gebrüstet, gefangen zu setzen und ihm sein Geheimniß abzulocken. Es gelang aber diesem, aus Berlin zu fliehen und über die sächsische Grenze zu kommen. Er kam nach Wittenberg, und da sich der König August II. von Polen gerade in Warschau befand, so erfolgte die von Preußen sehr entschieden verlangte Auslieferung nicht. Im Gegentheil verstärkte man, um den Schatz, den man erlangt zu haben vermeinte, sich auch zu sichern, die Besatzung von Wittenberg, und ließ sogar, da man an eine Ueberrumpelung preußischerseits dachte, unter großer Bedeckung den Goldmacher nach Dresden bringen, wo er mit allen Ehren behandelt,

Digitized by Google

sogar in den Adelstand erhoben wurde. Der König benahm sich gegen ihn, wie gegen seinen besten Freund, und gratulirte ihm sogar in einem eigenhändigen Schreiben zum neuen Jahr. Indessen wurde er immer aufmerksam beobachtet; und wenn auch diese Kontrole anfänglich weniger hervortrat, so wurde sie doch bald lästig, und vorzüglich als die ihm von Laskaris übergebene Tinktur zu Ende ging, mochte es dem biedern Pharmazeuten doch anfangen ängstlich zu werden. Er dachte ernstlich an Flucht, es war aber nicht möglich zu entkommen, und als endlich die Freunde Böttcher's, unter denen vorzüglich Laskaris die Verpflichtung zu haben glauben mochte, sich an seiner Befreiung zu versuchen, Anstrengungen dazu machten, wurde Böttcher auf die Festung Königstein gebracht. Laskaris ließ dem Könige 800,000 Dukaten für die Freilassung des Gefangenen bieten, — umsonst! Böttcher blieb Gefangener, obwohl er als solcher mit der äußersten Güte behandelt wurde; er wurde bewacht wie der kostbarste Schatz der Krone, und als 1706 die Schweden mit einer Invasion drohten, mit den Kleinodien des grünen Gewölbes auf den Königstein transportirt. In dieser durchaus nicht beneidenswerthen Lage, die jeden Augenblick ihn Bekanntschaft mit dem Goldmachergalgen machen lassen konnte, rettete ihn allein die Erfindung des Porzellans, womit er den König, der die Wichtigkeit derselben einsah, zu besänftigen vermochte. Böttcher wurde Direktor der Porzellanmanufaktur zu Meißen, hat sich aber bis an sein Ende, das 1719 erfolgte, einer vollkommenen Freiheit nicht wieder erfreut; denn wie früher wegen des Steins der Weisen, so wurde er jetzt bewacht, damit das Geheimniß der Porzellanbereitung Niemandem verrathen werden möchte.

Laskaris, welcher der Verführer Böttcher's gewesen zu sein scheint, hat von seinem Pulver noch an viele Andere ausgetheilt. So schickte er z. B., um die Wahrheit der Alchemie an den Tag zu bringen, eine kleine Quantität seiner Tinktur nach Wien, wo dieselbe von den höchsten Würdenträgern am kaiserlichen Hofe geprüft wurde, und über die wirklich geschehene Umwandlung von Kupfermünzen in Silber von dem Hofrathe Pantzer ein Protokoll verfaßt wurde. Aehnliche Beispiele existiren noch eine Menge. Um selbst als Adept aufzutreten, dazu war Laskaris zu vorsichtig. Er wußte, daß in Bezug auf die Goldmacherei mit großen Herren das allerschlechteste Kirschenessen sei. Gefängniß und Tortur folgten gewöhnlich dem herzlichen Empfange und den Schmeicheleien, um das Geheimniß zu erlangen. Kein Adept ist seiner Kunst froh geworden. Ein Glück, wenn er durch rechtzeitige Flucht der gewöhnlichen Strafe, die der Entdeckung seiner Betrügereien folgte, nämlich vergeldet und darauf gehängt zu werden, zu entgehen vermochte. Aus dieser Unsicherheit, in der die Goldmacher beständig lebten, erklärt sich auch, daß über die Wenigsten derselben sichere Nachweise ihres Herkommens und ihrer Thätigkeit existiren. Bald traten sie unter dem, bald unter jenem Namen auf; und die Mehrzahl wußte gar zu wohl, daß sie ein gefährliches Handwerk trieb, denn ihres Bleibens war selten lange an einem Orte.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kam die Goldmacherei allmälig in Verfall, doch existiren aus den fünfziger und sechziger Jahren noch einige famose Geschichten. So kam in das Bad Rodau bei Wien ein gewisser Sehfeld, der sämmtliches Silbergeschirr des Bademeisters in Gold verwandelte. Die Münzmeister, denen das Metall zu wiederholten Malen zum Kaufe angeboten wurde, meldeten

Digitized by Google

den Vorfall und Sehfeld wurde auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia eingezogen und „peinlich" befragt. Er verrieth aber sein Geheimniß nicht, sondern zog vor, mit seinen Wächtern eines schönen Tages das Weite zu suchen.

Noch später wurden von Reußing in der Apotheke des Waisenhauses in Halle Transmutationen vorgenommen, über deren Gelingen der als Naturforscher nicht unbekannte Dr. Leyser alles Ernstes berichtet. Allein die öffentliche Stellung der Goldmacher wurde in den Sturz, den die phlogistische Theorie durch Lavoisier erlitt, nothwendig mit hineingezogen, und mit dem Auftauchen der jetzt herrschenden Ansicht über die Natur der Elemente mußte der Glaube an die Möglichkeit der Verwandlung des einen in das andere schwinden.

Trotzdem aber blühten im Geheimen die hermetischen Künste fort, und der „Reichsanzeiger" brachte sogar im Jahre 1796 einen Aufruf an alle Liebhaber der Alchemie, sich mit der hermetischen Gesellschaft (die freilich nur aus den beiden Aerzten Dr. Kortum in Bochum und Dr. Bährens zu Schwerte bei Dortmund bestand) in Verbindung zu setzen. Es läßt sich die Thätigkeit dieser Assoziation bis in das Jahr 1819 noch verfolgen, ohne daß jedoch ein Mitglied den wahren Stein der Weisen gefunden hätte. Bekannter denn als Vertreter der Alchemie ist Kortum durch seine Jobsiade geworden, mit der er der deutschen Nation ein größeres Geschenk gemacht hat, als ihm je möglich gewesen sein würde, wenn er auch in alle Geheimnisse der gesuchten Wissenschaft eingedrungen wäre.

Heutzutage soll es noch Alchemisten in Thüringen geben; soviel wenigstens ist gewiß, daß 1837 noch dem Gewerbeverein zu Weimar eine Probe einer wenn auch nur schwach veredelnden Tinktur zugestellt wurde. Weniger wunderbar ist es, daß in Paris, wo die Schlauheit und Betrügerei alle Mittel kennt, auf die Leichtgläubigkeit zu spekuliren, und wo der Mystizismus daher auch alle Gelegenheiten findet, sich aus einer Träumerei in die andere zu kitzeln, die Alchemie mit einem Scheine wissenschaftlichen Ernstes getrieben wird.

Die Hauptblütezeit der Alchemie für Deutschland war in jenen Tagen, in denen die Naturwissenschaften anfingen sich zu emanzipiren und auf eigenen Wegen sich Erfolge zu erringen. Die Schwärmerei ihrer Anhänger, verblüfft über die Menge der wunderbaren neuen Erscheinungen, die sich da aufthaten, glaubte an nichts Unmögliches mehr, während wir heute für den größten Triumph der Wissenschaft halten, die mitunter sehr eng gezogenen Grenzen kennen gelernt zu haben, innerhalb deren sie von ihren Forschungen Früchte zu erwarten hat.

Digitized by Google

Zur Geographie des Welthandels.

Gibraltar.

Die Expedition der Novara

und die

merkantilen Ergebnisse derselben.

I.

In den Jahren 1857 bis 1859 vollendete bekanntlich die K. K. österreichische Fregatte Novara eine Weltumsegelung. Der Hauptzweck der Expedition bestand darin, den eingeschifften Offizieren und Kadetten Gelegenheit zur Erwerbung praktischer Kenntnisse im Seewesen zu bieten. Damit war die nicht minder wichtige Absicht verbunden, die österreichische Flagge an verschiedenen, bisher von ihr nicht besucht gewesenen Punkten der Erde zu zeigen und durch die Anbahnung neuer Abzugswege für die einheimischen Produkte und Manufakte die Interessen der Industrie, des Handels und der Schifffahrt des Kaiserstaates zu fördern.

Der offizielle Bericht über die Reise der Novara unter den Befehlen des Kommodore B. v. Wüllerstorf-Urbair*), bearbeitet von Dr. Karl Scherzer, dem bekannten Naturforscher, welcher neben anderen Gelehrten die Expedition begleitete, liegt zur Zeit bis zum Schluß des zweiten Bandes vor uns und bietet in merkantiler Beziehung viel Interessantes. Wir glauben es der Stellung unseres Blattes und den Interessen unserer Leser schuldig zu sein, darauf in einer Reihe von Artikeln hinzuweisen.

*) Vergl. „Reise der Oesterreichischen Fregatte Novara um die Erde, in den Jahren 1857, 1858 1859, unter den Befehlen des Kommodore B. von Wüllerstorf-Urbair. Mit Karten, Beilagen und Holzschnitten. Wien, K. K. Hof- und Staatsdruckerei. 1861. In Kommission bei Karl Gerold's Sohn.

Digitized by Google

Die Fahrt der Novara ging das Adriatische Meer entlang durch die Meerenge von Messina und dann direkt nach

Gibraltar,

dem die erste längere Skizze gewidmet ist. Wir entlehnen daraus folgende Notizen über die Handels- und Verkaufsverhältnisse der Stadt, deren Gesammteinwohnerzahl auf 20,000 Seelen angegeben wird, „ein Gemisch von Typen, Trachten und Sitten, wie ihm das Auge auf keinem Punkte Europa's in gleicher Weise begegnen dürfte." Der Haupthandelsartikel Gibraltars besteht, nach dem Bericht, in sämmtlichen Sorten englischer Baumwollenwaaren, die namentlich nach der Berberei in sehr bedeutender Menge ausgeführt werden. In diesem Artikel dürfte es, sagt der Bericht, jedem andern Industrievolke schwer fallen, mit den Engländern in eine vortheilhafte Konkurrenz zu treten. Allein es giebt noch eine große Anzahl von Artikeln, welche an der afrikanischen Küste beträchtlichen Absatz finden und in mehreren Staaten des europäischen Kontinents billiger als in England hergestellt werden; ein Umstand, der von doppelter Wichtigkeit im Handel mit den Mauren ist, wo weniger die Beschaffenheit als die Billigkeit der Waare den Ausschlag giebt. Aus diesem Grunde tritt das kleine anspruchslose, aber rührige Belgien im Handel mit der Berberei mit dem Fabrikgroßstaate England in eine nicht unbedeutende Konkurrenz. So z. B. werden Zucker in Broden wie in Pulverform, dann Nürnberger und Messerschmiedwaaren, Nägel und Schrauben, Zink, sowie alle Arten Glaswaaren von Belgien über Gibraltar nach Marokko ausgeführt. Ein Theil davon geht auch nach den spanischen Grenzprovinzen. Bei allen diesen belgischen Erzeugnissen ist es hauptsächlich der billigere Verkaufspreis, wodurch dieselben den englischen Fabrikanten den Markt streitig machen. Seltsamer Weise kommen in Gibraltar die belgischen Glaswaaren im Handel als deutsches Fabrikat vor und finden dadurch auch leichter einen Käufer, was wohl den deutlichsten Beweis liefern dürfte, daß die deutschen und eigentlich österreichischen Glaswaaren schon vor den belgischen sich einer großen Beliebtheit und Nachfrage zu erfreuen hatten und erst durch die letzteren vom dortigen Markte verdrängt worden sind. Der jährliche Mehlbedarf Gibraltars soll, unabhängig von dem für die Garnison eingeführten Erfordernisse, an 20,000 Fässer (das Faß zu 276 Pfund) betragen, in deren Einfuhr sich Frankreich und die Vereinigten Staaten von Nordamerika theilen. Bohnen kommen in großer Menge von Marokko. Die wichtigsten Ausfuhrartikel der afrikanischen Küste sind Schafwolle, Thierhäute und Baumharze. Es dürfte sich, fährt der Bericht fort, jedenfalls der Mühe lohnen, dem Handel mit der afrikanischen Küste, besonders aber mit Marokko, von Seiten des österreichischen Kaufmannsstandes eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden als bisher, und energische Versuche zur Anknüpfung fester Handelsverbindungen mit dem letztgenannten Staate zu machen. Oesterreich scheint vor Allem berufen, im Mittelmeere an Ausdehnung zu gewinnen und namentlich an der Nordküste Afrika's neue Absatzquellen für seine zahlreichen Produkte und Fabrikate zu suchen. Der Anfang wird allerdings mit vielen und mannichfaltigen Schwierigkeiten verknüpft sein, doch der endliche Erfolg sich dafür um so lohnender erweisen. In Bezug auf die Kommunikationsverhältnisse fügt der Bericht an, daß der Verkehr Gibraltars mit Spanien größtentheils durch Küstenfahrer sowie französische und spanische Dampfschiffe vermittelt, die wöchentliche Postverbindung mit England durch die Dampfer der „Peninsular and Oriental Company" unterhalten wird. Zugleich berühren, namentlich um Kohlen einzunehmen, die dahin von Newcastle gebracht werden, eine Anzahl prachtvoller englischer Dampfer, von denen keiner weniger als 800, die meisten aber 1500 Tonnen Gehalt haben, Gibraltar auf ihren Fahrten nach den verschiedenen Häfen des Mittelmeers. Außerdem finden sich in Gibraltar fortwährend Schiffgelegenheiten nach Genua, Florenz, Neapel, Messina, Malta, Syra, Smyrna und Konstantinopel, sowie auch einmal im Monate nach Korfu, Ankona und Triest. Mit Spanien und den übrigen Theilen des Kontinents besteht eine Postverbindung über Land, doch ist dieselbe sehr unzuverlässig, denn in Folge des schlechten Zustandes der Straßen in Spanien tritt bei ungünstiger Witterung zuweilen eine Verzögerung von sechs bis acht Tagen ein. Selbst zwischen Gibraltar und Cadix, einer Ent-

Digitized by Google

fernung von nur sechzig englischen Meilen, soll das Briefpaket oft schon 6 Tage unterwegs geblieben sein. Der Postverkehr geschieht mittelst Mallepost, welche dreimal wöchentlich von Gibraltar abgeht und eben so oft ankommt, oder vielmehr ankommen soll.

Von Gibraltar segelte die Novara nach

Madeira,

wo sie in dem Hafen von Funchal zehn Tage vor Anker blieb. Eine ausführliche Schilderung verbreitet sich über die Geschichte der Insel, die ungünstigen Zustände ihrer volkswirthschaftlichen Verhältnisse, ihre Bodenkultur und Produkte, die klimatischen Verhältnisse u. s. w., zum großen Theil freilich wohl weniger auf eigene Beobachtungen als auf Schacht's vortreffliches Werk über Madeira gegründet. Wir entlehnen dem Reisebericht Folgendes von allgemeinerer merkantiler Bedeutung.

Funchal.

„Die erste Kultur auf Madeira bestand in der Anpflanzung von Zuckerrohr, welches auf Anregung des Prinzen Heinrich von Portugal (Sohn Dom Johann's des Ersten) bald nach Entdeckung der Insel eingeführt, rasch eine solche Verbreitung gewann, daß die eigene Produktion durch eine geraume Zeit hinreichte, den jährlichen Zuckerbedarf von ganz Portugal zu decken. Diese Blütezeit seiner Kultur hat Madeira dadurch verewigt, daß es zwei Zuckerhüte in sein Wappen aufnahm. Im Jahre 1452 wurde in der Nähe von Machico an der Südküste der Insel die erste Zuckerfabrik errichtet und zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bestanden deren bereits hundertundzwanzig, in welchen jedoch hauptsächlich nur Sklaven verwendet wurden. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts spricht der Jesuit Antonio Cordeyro in seiner Hystoria Insulana Lusitana von einer großen Anzahl von Zuckerfabriken, die fast in jedem Theile der Südküste errichtet waren. Eine halbe Legua von Ribeiro do Taboa, auf dem Besitzthume des Genuesen Juan Esmeraldo, wurden damals allein über 20,000 Arrobas (5000 Centner) Zucker jährlich bereitet. Es ist unbekannt, ob eine Krankheit der Pflanze oder die billigere Erzeugung dieses wichtigen Kolonialartikels in Brasilien und Westindien Ursache waren, daß die Kultur des Zuckerrohrs allmälig in Verfall gerieth, so daß im Jahre 1840 nur noch zwei Zuckerfabriken auf der ganzen Insel im Betriebe waren (die eine in Praya-Bei, die

Digitized by Google

andere von größerem Umfange in San Martinho); und selbst die Thätigkeit dieser beiden Fabriken beschränkte sich blos auf die Erzeugung von Melasse und Rum, wovon die letztere im Jahre 1856 gegen 1500 Pipen (zu 550 Bouteillen) betrug. Erst in den jüngst verflossenen Jahren kam die Kultur des Zuckerrohrs wieder mehr in Aufschwung, und im Sommer 1857 waren neuerdings 18 Zuckerfabriken auf der Insel in Thätigkeit. Noch im Jahre 1855 betrug die Zuckereinfuhr für den Verbrauch auf der Insel 31,176 Arrobas. Aus 64 Pfund Zuckerrohr werden 4 Gallonen Zuckersaft und aus 40 Gallonen Zuckersaft 8 Gallonen Branntwein gewonnen. Der Durchschnittspreis war 2200 Reis für eine Gallone Zuckersaft. Der in den Handel kommende Branntwein hat gewöhnlich 22 bis 23 Grad und eine Gallone kostet einen spanischen Piaster. Die oberste Vegetationsgrenze des Zuckerrohrs sowie jene der Bananenfrucht reicht auf der Südseite der Insel bis zu einer Höhe von ungefähr 1000 Fuß über die Meeresfläche. Im Norden wird sich die Kultur des Zuckerrohrs nur an solchen Punkten lohnend erweisen, wo, wie z. B. in Fayal oder San Jorge, die Oberflächenverhältnisse der Gegend eine günstigere Temperatur für dessen Gedeihen darbieten." — — —

„Das Produkt aber, woran sich bisher der Hauptgewinn der Inselbewohner knüpfte, und dessen Köstlichkeit beitrug, den Namen Madeira selbst jenen gastronomischen Zungen aller Länder geläufig zu machen, welche in der Regel für Naturschönheiten und romantische Eilande kein besonderes Interesse zu erkennen geben, ist der Wein. Die Weinrebe wurde fast gleichzeitig mit dem Zuckerrohre unter der Aegide des Prinzen Heinrich von Portugal um das Jahr 1425 aus Cypern eingeführt; allein erst zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts gewann ihre Kultur an Ausdehnung und Bedeutung, und es ist sogar von mehreren Schriftstellern die Vermuthung ausgesprochen worden, daß der Madeira-Wein seinen Hauptruf jenen Rebensorten verdankt, welche weit später durch die Jesuiten aus Kandia nach der Insel gebracht wurden. Sicher ist, daß die Produkte des auf dem Besitzthume der Jesuiten kultivirten Weinstocks, wie z. B. der von der Fazenda des Padres im westlichen Theile am Fuße des Kap Girao gewonnene Malmsey, alle anderen der Insel an Güte übertrafen und selbst dann noch auf dem Markte im Preise einen Vorzug behaupteten, als diese Grundstücke bereits längst ihre Besitzer gewechselt hatten. Die Traube wird zwar im Norden bis zu einer Höhe von 2700 Fuß reif, allein der 2080 Fuß hohe Curral das Freiras ist der höchste Punkt, wo Trauben zur Weingewinnung mit Vortheil kultivirt werden können. Vier Rebensorten waren es, welche man bisher auf der Insel pflanzte: Die Bual- und Tinta-Rebe, welche beide aus Burgund, die Sercial-Rebe, welche vom Rhein und die Malvasia- oder Malmsey-Rebe, welche aus Kandia eingeführt wurde. Von der letztern Rebengattung, die bereits im Jahre 1445, also ungefähr 26 Jahre nach der Entdeckung der Insel, hierher verpflanzt wurde, giebt es vier Arten (candila, roxa, babosa und proprea) und viele wollen in ihrem edlen Safte eine große Aehnlichkeit mit dem ungarischen Tokaier-Weine erkennen. Der vorzüglichste Wein wurde westlich von Funchal in der Nähe von Cama de Lobos und Estreita gewonnen. Auch auf der Nordseite der Insel in Santa Cruz und in den Niederungen nahe von Ponta de Cruz wuchsen vorzügliche Weine; im Allgemeinen aber gedieh die Traube im nördlichen Theile der Insel nicht so gut, und der daraus gewonnene Saft wurde blos zur Branntweinbereitung verwendet. Man zog die Rebe im Norden der Insel auf Kastanienbäumen, im Süden dagegen, ähnlich wie in der Lombardei und in Südtyrol, in Gehängen, denen eine Rohrgattung (Arundo sagittata) zur Stütze diente, welche zu diesem Zwecke nebst einer Weidenart (Salix rubra), die man zum Befestigen der Reben verwendete, sehr häufig gebaut wurde. Obschon ein Fünftheil des bebauten Landes bisher der Weinkultur gewidmet war, so besaßen doch die einzelnen Weingärten nur eine sehr geringe Ausdehnung. Der größte derselben umfaßte nicht mehr als drei bis vier Acres Land. In europäischen Weinländern werden mindestens alle zwanzig Jahre neue Reben gepflanzt; auf Madeira hingegen läßt man dieselben so lange im Boden, als sie nur einigermaßen einen Ertrag liefern. Dabei sind die einheimischen Weingärtenbesitzer nur wenig für Verbesserungen in der Rebenkultur empfänglich. Von allen agricolen Geräthen, welche mehrere in Funchal angesiedelte Landwirthe einzuführen beabsichtigten, war die Gartenharke das einzige, welches die

Digitized by Google

neuerungsfeindlichen Eingebornen anzuwenden sich gewillt zeigten. Die Weingärten sind auf Madeira größtentheils Pächtern (Caseiros) überlassen und werden nur ausnahmsweise von den Besitzern selbst bewirthschaftet. Man schätzte den Ertrag einer Acre Weinlandes auf eine bis drei Pipen, oder, da eine Pipe 14 Barils oder 550 Bouteillen gleichkommt, auf $67/_8$ bis $205/_8$ Wiener Eimer. Im Jahre 1848, von welcher Epoche uns allein genauere Angaben vorliegen, schwankten die Erzeugungskosten einer Pipe Madeira-Wein in den besten Distrikten für den Produzenten von 24 bis 80 Milreis. Im nämlichen Jahre wurde die Weinproduktion der ganzen Insel zusammen zu 30,000 Pipen veranschlagt, von welchem Quantum jedoch nur 10,000 Pipen ausgeführt wurden, indem sich die niederen Sorten ihrer geringen Haltbarkeit wegen nicht für die Ausfuhr eigneten. Von den außer Land geführten Weinen ging die Hälfte nach Rußland und den Ostsee-Provinzen, der Rest (und zwar die feineren Sorten) nach England, Westindien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Bis zum Jahre 1851, wo in Folge leider eingetretener Rebenkrankheit, welche das bisher wichtigste Ausfuhrprodukt gänzlich in Frage stellte, die letzte Weinernte von Bedeutung war, schwankte der Preis einer Pipe zwischen 24 und 96 Milreis. Noch zur Zeit, als Steene Bille auf seiner Reise um die Erde mit der dänischen Korvette Galathea die Insel besuchte, im Juli 1845, waren geringere Sorten so billig, daß man es zuträglicher und sogar wohlfeiler fand, der Schiffsmannschaft mit Wasser vermischten Madeira-Wein statt des Bieres zu verabfolgen! Seither ist derselbe aber wegen der Mißernten um mehr als das Zehnfache gestiegen, und ganz vorzügliche Sorten werden dermalen mit 500 bis 750 Milreis die Pipe bezahlt. Aber auch dieser Preis hat noch nicht seinen Kulminationspunkt erreicht; er wird im Verhältnisse steigen, als die älteren Vorräthe abnehmen und vom Auslande aufgekauft werden." — — —

„Ein Theil der wohlhabenderen Grundeigenthümer Madeira's vereinigte sich nun, um als Ersatz für den Weinbau die Cochenillekultur in großartigem Maßstabe einzuführen, und es wurden zu diesem Zwecke bereits vor mehreren Jahren Nopalpflanzungen angelegt, so daß die erste Ernte schon im Jahre 1838 stattfand. Der Nopal (Opuntia cochenillifera), die einzige Kaktusart, auf welcher die Cochenille-Schildlaus fortkommt, dürfte sich nur auf der Südseite Madeira's und zwar blos bis zu einer Höhe von 500 Fuß für die Cochenillekultur eignen. Schon im Jahre 1836 wurde von einem Herrn Miguel de Carvalho e Almeida ein Versuch gemacht, diese Kultur auf der Insel einzuführen. Allein während sich Gleichgültigkeit und Vereingenommenheit im Volke gegen eine Neuerung sträubten, welche seinem kurzsichtigen Auge durch nichts gerechtfertigt erschien, widersetzte sich zugleich der geringe Spekulationsgeist der einheimischen Kaufleute, den Produzenten der Cochenille einen die Mühe der Zucht lohnenden Preis zu bieten, bis der Absatz dafür geschaffen war, und es wurden daher die Kulturversuche wieder aufgegeben, bevor dieselben noch irgend ein maßgebendes Resultat geliefert hatten. In Folge des seitherigen Erkrankens der Weinrebe nahm man neuerdings zur Cochenille die Zuflucht, ohne jedoch, wie uns dünken will, über die Einträglichkeit einer solchen Kultur für Madeira und deren mögliche Ausdehnung gehörig nachgedacht zu haben. Zur Zeit unsers Besuches waren ungefähr dreißig Acres Landes mit Kaktuspflanzen bebaut und es wurde so eben eine genügende Anzahl von Cochenille von den Canarischen Inseln zur Uebertragung auf dieselben erwartet. Unserer Meinung nach war die Wahl der Cochenille als Ersatz für den Wein keine glückliche. Die Schattenseiten der Kultur jenes winzigen Insektes, welches den berühmten Purpur-Färbestoff liefert, sind das bedeutende Kapital, das sie erfordert, und die geringe Ausbreitung, deren dieselbe in Folge des äußerst beschränkten Verbrauches fähig ist. Der Gesammtbedarf an Cochenille beträgt jährlich in der ganzen Welt nicht mehr als ungefähr 30,000 Centner; davon liefern annäherungsweise Guatemala durchschnittlich 15,000 Centner, die Canarischen Inseln 6000 Centner, Mexike 8000 Centner, Java und die Philippinen zusammen 1000 Centner. Es ist somit wenig Aussicht vorhanden, daß die Cochenillekultur in Madeira jemals zu irgend einer Bedeutung gelangen oder wohl gar den Weinbau vortheilhaft ersetzen wird. Die wenigsten Landwirthe der Insel scheinen hinreichende Mittel zu besitzen, um den vielen Wechselfällen und Preisschwankungen Trotz bieten zu können, welchen die Cochenillekultur unterworfen

Digitized by Google

ist. Beispielsweise wollen wir nur anführen, daß im Jahre 1854, wo die Cochenille-ernte weniger ergiebig war, der Tercio (150 Pfund) Cochenille in Guatemala 140 spanische Piaster kostete. Im darauf folgenden Jahre, wo die Ernte ungemein reich ausfiel, sank der Preis auf 80 Piaster für 150 Pfund. Ein Tercio getrockneter Cochenille (grana seca) kostet aber den „Nopalero" selbst gegen 50 spanische Piaster. Ein Nopalgarten ist nur zwei Jahre nach einander tragfähig; das dritte Jahr muß er brach liegen bleiben ꝛc."

Den Ausfuhrwerth der genannten Produkte betreffend, fügt der Bericht Folgendes an: „Nach dem Ausweis des Zollamtes betrug die Ausfuhr der Insel im Jahre 1851 an Produkten aller Art einen Werth von 164,960 Pfund Sterling, von welchem 96,950 Pfund auf englischen, 26,500 Pfund auf amerikanischen, und 16,650 Pfund auf portugiesischen Schiffen befördert wurden. Im Jahre 1853 schätzte man die im Zollamte angegebenen ausgeführten Produkte auf 95,470 Pfund Sterling, und im Jahre 1855, wo die Weinausfuhr beinahe gänzlich aufgehört hatte, erreichte der Werth der im Laufe von zwölf Monaten auf englischen, amerikanischen und portugiesischen Schiffen ausgeführten Erzeugnisse aller Art nur den Betrag von 2400 Pfund Sterling!!"

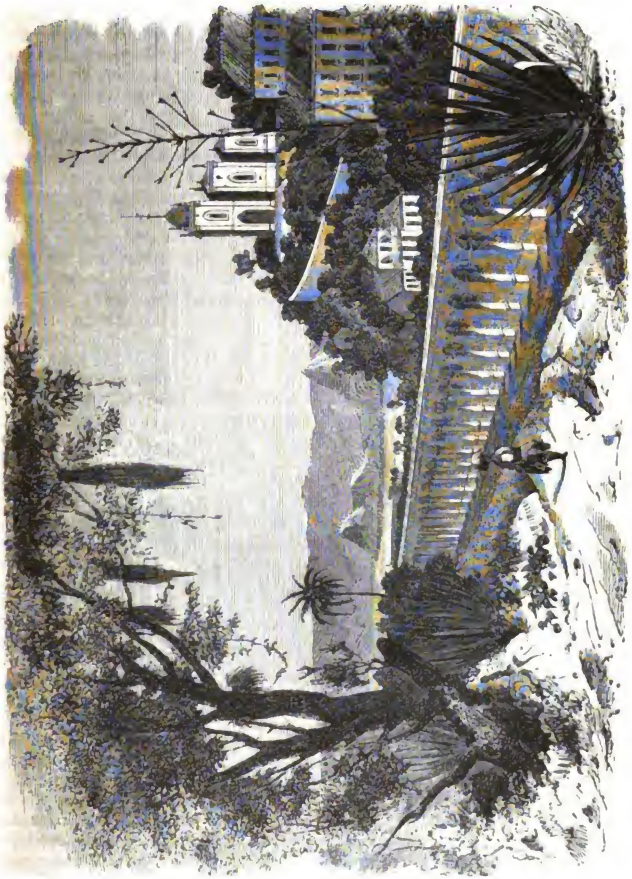
Cochenille-Ernte.

„Die Einfuhrartikel dagegen sind zahlreicher und auch viel bunterer Natur. Dieselben bestehen in Kattun-, Baumwoll- und Schafwollstoffen; dann Eisenwaaren, Spezereien und Provisionen aus England; Bauholz, Salzfleisch und Anderem aus den Vereinigten Staaten; Getreide aus den Häfen des Mittelländischen und Schwarzen Meeres; endlich in Zucker, Kaffee, Oel, Reis und anderen Kolonialwaaren aus Lissabon und den portugiesischen Besitzungen."

„Der Handel der Insel ist fast ausschließlich in den Händen englischer Kaufleute, denn von den jährlich eingeführten 50,000 Tonnen Gewicht sind drei Fünftheile englische Fabrikate. Die cursirenden Geldsorten sind hauptsächlich englische und amerikanische Gold- und Silbermünzen, dann französische Fünffrankenstücke und spanische Piaster. So wie der Handel der Insel sich größtentheils in den Händen von Engländern und Amerikanern befindet, sind es namentlich auch englische und amerikanische Schiffe, welche die Rhede von Funchal besuchen. Die Dampfschiffe der verschiedenen englisch deutschen und brasilianischen Gesellschaften, welche den Verkehr zwischen Europa und Brasilien unterhalten, laufen regelmäßig alle 14 Tage hier ein, um das Postpaket dahin zu bringen und gleichzeitig Passagiere aufzunehmen und abzusetzen. Auch ist seit dem Jahre 1848 daselbst ein englisches Kohlendepot errichtet."

Digitized by Google

Eigenthümlich unter den Kommunikationsmitteln des Landes ist eine gewisse Art von Schlitten mit einer zierlichen baldachinartigen Ueberdachung, denen in der Regel ein Ochsenpaar vorgespannt wird. „Wenn auch dieses winterliche Fuhrwerk", sagt der Bericht, „in einem fortwährend so sommerlichen Klima wie jenes von Madeira sich anfangs sonderbar genug ausnimmt, so findet man es doch bald sehr zweckmäßig und behaglich, sich in diesen kleinen Schlitten über die glatten Steine des Pflasters von Funchal dahinrutschen zu lassen."



Rio de Janeiro.

Der Cours der Novara richtete sich von Madeira nach Rio de Janeiro und von da nach dem Kap der guten Hoffnung. Ueber beide Plätze ist aus dem Reisebericht wenig Neues zu erfahren. In Bezug auf

Digitized by Google

Rio de Janeiro

bezüglich Brasilien heißt es darin unter Hinweis auf ein zu erwartendes spezielles Werk über das Land und seine Bedeutung für den deutschen Handel: „Brasilien hat für Deutschland nicht blos durch die Aussichten, welche sich daselbst seinen überschüssigen Arbeitskräften öffnet, ein großes Interesse. Ein die wichtigsten Kolonialprodukte liefernder Markt mit einem Flächenraum von 3,956,800 englischen Quadratmeilen und einem jährlichen Verbrauche von nahezu 100,000,000 Gulden muß die Aufmerksamkeit eines Landes, dessen Haupterwerbsquellen in der Fabriktion bestehen, im höchsten Grade in Anspruch nehmen. Das Hauptprodukt Brasiliens ist Kaffee, und zwar hat die Kultur in Folge des glänzenden Gewinns, welcher in den letzten Jahren daraus gezogen wurde, derart an Ausdehnung zugenommen, daß dieselbe fast jede andere Art von Anbau verdrängt und das seltsame Schauspiel hervorgerufen hat, daß ein an Fruchtbarkeit des Bodens kaum übertroffenes Land, wo alle Produkte der heißen und gemäßigten Zone in gleicher Vorzüglichkeit gedeihen, sogar Artikel der ersten Bedürfnisse, wie z. B. Kartoffeln, aus der Fremde zu beziehen gezwungen ist; denn die Mehrzahl der Ackerbautreibenden ist für den Export thätig, während nur wenige von ihnen den einheimischen Bedarf bauen, und dieses Mißverhältniß ist die Hauptursache der erschreckenden Höhe, welche selbst die zum Leben unentbehrlichsten Gegenstände in Rio erreicht haben. Brasilien erzeugt durchschnittlich jährlich 5,190,000 Centner Kaffee, also drei Fünftel der gesammten Kaffeeproduktion der ganzen Erde. An derselben betheiligen sich hauptsächlich die Provinzen Rio de Janeiro, Bahia, San Catharina. Zwei Drittheile davon erzeugt und versendet Rio. Nächst Kaffee sind Zucker, Reis, Baumwolle, Thierhäute, getrocknetes Fleisch, sowie Farb- und Schmuckhölzer die bedeutendsten Ausfuhrartikel. Indessen ist jährlich bei den meisten derselben eine progressive Abnahme in der Ausfuhr bemerkbar, was sowohl dem Mangel an hinreichenden Arbeitskräften, als auch dem jede andere Kultur beeinträchtigenden Interesse zugeschrieben werden muß, mit welchem man sich dem Kaffeebau hingiebt. — Unter den eingeführten Waaren spielt sonderbarer Weise Weizenmehl eine nicht unbedeutende Rolle und werden davon jährlich über 300,000 Fässer zu 200 Pfund importirt. An dieser Einfuhr betheiligen sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit $^{17}/_{20}$, Triest und Finme mit $^{2}/_{20}$ und Lissabon und Valparaiso mit $^{1}/_{20}$. Namentlich das Triester Mehl soll wegen seiner weißen und vorzüglichen Qualität in Rio de Janeiro sehr beliebt und den dortigen Bäckern zum Mischen mit Mehl aus Baltimore fast unentbehrlich sein. Man erzählte uns, daß es Momente giebt, wo Triester oder sogenanntes Fontana-Mehl dermaßen im Handel gesucht ist, daß die beste Qualität davon den hohen, selbst für die feinsten amerikanischen Sorten nicht erreichbaren Preis von 32 bis 33 Milreis per Faß erzielt. Da im Innern des Landes größtentheils blos das aus der Wurzel der Jatropha Manihot bereitete Mandioka-Mehl genossen wird, so kann man annehmen, daß die Stadt Rio de Janeiro der Hauptkonsument von Weizenmehl ist und jährlich wohl an 200,000 Fässer oder über 16,000 Fässer monatlich verbraucht."

Das Kapland

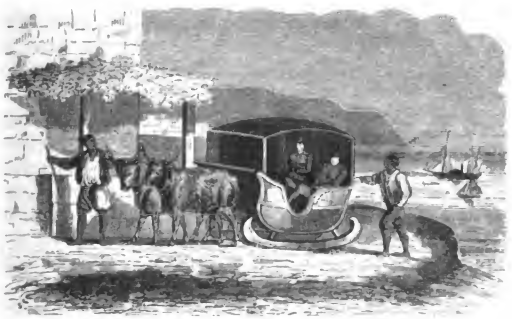
ist als Produktionsort von Wolle, Wein und Kupfer bekannt geworden und bietet, nach dem Reisebericht, die Aussicht auf eine glänzende Zukunft. „Eine Kolonie, sagt derselbe, welche sich bereits mit mehr als tausend Schiffen und einem Geldwerthe von nahe zwei Millionen Pfund Sterling am Weltverkehr betheiligt, welche in nicht langer Zeit im Stande sein dürfte, jährlich an dreißig Millionen Pfund Schafwolle und eine unbegrenzte Quantität vorzüglichsten Weines zu erzeugen, deren Boden von den unentbehrlichsten Naturpflanzen im Haushalte des Menschen hundertfach die Aussaat wiedergiebt, die zugleich Kupfer genug besitzt, um den immensen Bedarf an diesem nützlichen Metalle mit großem Vortheile ausbeuten zu können, während in ihren undurchforschten Distrikten noch viele andere Naturschätze zu schlummern scheinen, birgt die kräftigsten Keime zu einer beneidenswerthen großen Zukunft! Getragen durch liberale Gesetze und dem Geiste der

Digitized by Google

Zeit entsprechende Institutionen, welche jedem Kolonisten die freieste Uebung seiner Fähigkeiten und Kräfte nach allen Richtungen hin gestatten, wird sich das Kapland bald als Musterkolonie für alle anderen überseeischen Länder und Staaten darstellen und einen glänzenden Beweis mehr für die großen Verdienste liefern, welche sich die englische Nation um die Verbreitung des geistigen und materiellen Fortschrittes der Menschheit in den entferntesten Punkten der Erde erworben hat."

Den Wollhandel betreffend, wird das Städtchen Caledon als Centralpunkt bezeichnet. Noch vor ungefähr zwanzig Jahren wurden daselbst nicht mehr als 10 Ballen Schafwolle gewonnen. Gegenwärtig werden über 800,000 Pfund verschifft! Die Kolonieen Swellendam, Beaufort und Graaf Reinet reihen sich als wenig unter geordnete Produktions- und Handelspunkte an. Zur Zeit führen sämmtliche Orte über 15 Millionen Pfund Schafwolle im Werth von 1 Million Pfund Sterling aus. Ein Merinoschaf liefert jährlich 1 bis $1^1/_2$ Pfund im Werth von 1 Shilling 2 Pence bis 1 Shilling 4 Pence per Pfund. Seit 1855 ist die Schafwollzucht in der ganzen Kolonie um 30 Prozent gestiegen und man hat daher kürzlich den höchst kostspieligen Versuch gemacht, die Angoraziege einzuführen, in der Absicht, durch eine Kreuzung mit der einheimischen, wollenlosen Ziege die Wollproduktion noch mehr zu erhöhen.

Der Gesammtertrag an rothem und weißem Kapwein (Pontac und Frontignac, namentlich auch High-Constantia), „dem köstlichen Nektar", wird auf 24,000 Pipen oder 140,000 Oesterreichische Eimer, im Werth von 380,000 Pfund Sterling, jährlich angenommen. Die Weinkultur, obwohl bereits seit 1668 eingeführt, hat erst in den letzten Jahren eine größere Ausdehnung gewonnen und namentlich von 1856 auf 1857 um 70 % zugenommen.



Schlittenkutsche auf Madeira.

Digitized by Google

Silhouetten aus der Handelswelt.

Von Ferdinand Hahn.

II. Im Geschäft.

Der Lehrling als Märtyrer.

Die vorige einleitende Abhandlung in Bezug auf den „Freisonntag" des Handlungslehrlings haben wir mit ihm in Gottes freier Natur, auf schöner, luftiger Bergeshöh' verbracht. Begreiflicher Weise kann das nicht so fortgehen, denn was sollte aus dem Lehrling werden, und wie könnte er all' die Mysterien der reinen kaufmännischen „Ladenpraxis" vollständig erfassen, wenn er nicht vierzehn unbeschnittene Tage nun wieder im Laden verbrächte. Wollen wir aber, um sein Naturell zu studiren, uns ganz mit dem Lehrling beschäftigen, so müssen wir selbstverständlich auch bei ihm bleiben, müssen ihm auf jedem Schritt durch alle Licht- und Schattenpartien seines Wirkungskreises folgen.

In Benutzung der Sonntags-Bekanntschaft, halten wir uns bei diesen Studien an die beiden Jünglinge, die wir dort kennen gelernt haben, und suchen zunächst den Einen derselben, den nach eignem Geständniß in seinem Wesen etwas befangenen Gustav auf.

Gustav servirt als Lehrling seit ungefähr neun Monaten in einem größeren Materialgeschäft und erfreut sich dort im Allgemeinen einer ziemlich nachlässigen Behandlung. Zuweilen jedoch widmet man ihm auch besondere Aufmerksamkeit, und dies immer in Momenten, wo er irgend eine absichtlose Dummheit begangen. In der Regel bedarf es bei Gustav nicht eben großer Anstrengung, um solche Momente zu schaffen. Durch seinen eignen Herzenserguß haben wir erfahren, daß er wohl weiß, wie nur Angst und Muthlosigkeit ihm jene zweifelhaften Dienste leisten, daß sein ganzes Wesen aber noch zu wenig Selbständigkeit besitzt, um der angehenden Geistesgegenwart, die ihm wie ein schüchternes Kind bei jedem Anlaß scheu entflieht, Stillstand gebieten zu können. Der arme Mensch ist mithin an seinen Unfällen gar nicht eigentlich schuld; theils ist es ein Naturfehler, den er später wohl ablegen wird, theils und zwar noch weit mehr, ist's die ungeeignete Behandlung. Denn ebenso wenig als der Furchtsame geheilt wird durch Erzählen von Geistergeschichten, wird es auch der Zaghafte, Schüchterne, durch Mangel an Nachsicht, durch Poltern und harte Worte. Wir glauben deshalb mit der Ansicht nicht Unrecht zu haben, wenn wir meinen, der Prinzipal verschulde den Aerger, den er durch den Lehrling zu erleiden hat, zum größten Theil selbst, sobald er dessen natürlichen Schwächen stets auf falschem Wege entgegentritt.

Digitized by Google

Doch genug! Vielleicht wird uns Gelegenheit, den Beweis dafür in Thatsachen wahrzunehmen.

Das offne Geschäftslokal der Handlung, in welcher Gustav sich in der Lehre befindet, nimmt zur Hälfte die beiden Parterreräume eines mächtigen, dreistöckigen Hauses ein. Das Parterre wird durch den Eingang von der großen Hauspforte an bis zum hintern Ausgang nach dem Hofe in zwei gleiche Hälften getheilt, von denen die zur Linken von dem erwähnten Materialgeschäft eingenommen wird, während die Gewölbe zur Rechten einer Schnittwaarenhandlung als Verkaufslokal dienen.

Im Laden ist Gustav für den Augenblick nicht zu sehen, weshalb wir, um ihn aufzusuchen, in den Hausflur treten. Dort finden wir ihn zwar auch nicht, sehen aber rechts im hintern Theile der Wand eine offene Thür, welche, dem inneren Dunkel nach zu schließen, augenscheinlich in einen Keller führt. Bei offnen Thüren kann man überall unverdächtig eintreten, darum steigen wir im Geiste, vorsichtig langsam, zwölf bis fünfzehn Stufen hinab und befinden uns nun in einem weiten dunklen Raume, der nur vom Hintergrunde her durch einen schmalen Lichtschein spärlich erhellt wird. Zwischen zwei Reihen großer und kleiner Fässer und Tonnen, die in Menge hier stehen und lagern, schreiten wir dem Lichtschein zu. Nirgends ist ein lebendes Wesen zu sehen; auch das einer Hängelampe entströmende Licht schwebt unbewacht an einem aufrecht stehenden Fasse und scheint völlig nutzlos zu brennen.

Nach längerem Umherschauen findet sich endlich doch etwas Bewegliches. Aus einem der größeren Fässer, welche dem Licht gegenüber liegen, rinnt geräuschlos eine schwarze dicke Flüssigkeit hernieder. Zu hören ist nichts davon, aber das Licht wird in dem dunklen Strahle schwach reflektirt und läßt ihn dadurch, wenn auch nur undeutlich, erkennen. Auffallend bleibt nur, daß Niemand da ist, um den hölzernen Hahn rechtzeitig zu schließen; noch auffallender wird dies, als sich jetzt zeigt, daß der geheimnißvolle Strom nicht in ein untergesetztes Gefäß, sondern direkt auf den Boden fließt, der in weiter Umgebung des Fasses schon ziemlich hoch damit bedeckt zu sein scheint.

Dem unparteiischen Zuschauer muß diese ganze Einrichtung immer räthselhafter vorkommen, mindestens die Verschwendung des Lichts ihn befremden, denn *diesen* Weg fände der Strom dort wohl auch im Dunkeln. Aber siehe! Da steht ein Name am Faßboden, und wir lesen das mit dicken Kreidestrichen geschriebene Wort „Syrup." So hat wenigstens das dabeistehende Licht einen Sinn, weil man sonst doch nicht wüßte, *was* herausläuft, wenn man auch im Uebrigen noch nicht völlig klar sieht.

Jetzt werden Tritte vorn hörbar und nun hoffentlich auch hier bald die „Widersprüche der Natur" sich lösen.

Eine hohe Mannesgestalt kommt heran, naht sich dem Lichte und wird plötzlich die eigenthümlich zähe Konsistenz des Fußbodens gewahr. Im Augenblick ist auch die Quelle erkannt. Der Mann stürzt auf das Faß zu, schließt den Hahn und eilt, ein „Heiliges Donnerwetter!" ausstoßend, schnellen Schrittes wieder hinweg.

Nachdem die erschütterten Aetherwellen des Kellers von allen Seiten her jenes Donnerwetter im Echo nachgerauscht, tritt eine fast unheimliche Stille ein; eine Stille, wie sie dem *wirklichen* voranzugehen pflegt.

Wenige Minuten später werden die Tritte, nur diesmal viel heftiger, vorn wieder hörbar und sind bald zur Stelle. Neben der hohen Mannesgestalt erscheint jetzt, am Rockkragen von jener vorangeschoben, unser Gustav.

Digitized by Google

„Da sieh her, Du nichtswürdiger Schlingel! Was hast Du schon wieder angerichtet!“

Dieser Ansprache des Prinzipals folgt zu näherer Erläuterung ein deutscher Handschlag auf Gustav's Hinterkopf. Der schlüpfrige Standpunkt gestattet nicht, solche Erklärung stehend auszuhalten, und so schlägt der Angeredete vorn über und liegt mit der vollen Lichtseite des Körpers und dem Gesicht auf dem Boden.

Einen Augenblick lang ist es still; dann folgt ein leises Pusten und Sprudeln und Gustav ringt sich vom Boden los. Der Prinzipal greift auf's Neue nach ihm, zieht aber die mit Syrup bedeckte Hand blitzschnell zurück und jagt den Unglücklichen aus dem Keller.

Im Ganzen war, wie sich bald herausstellte, das eben Erlebte nur eine variirte Wiederholung der „alten Geschichte“. — Gustav hatte, während sein Prinzipal daneben gestanden, was ihm im Voraus schon Herz und Sinn stets beengte, wieder eine jener verhängnißvollen Gewürzverwechslungen vollbracht, welcher der übliche Verweis wie gewöhnlich in stürmisch aufbrausender Rede gefolgt war. Gustav's Besinnung war dahin, und sein böser Stern hatte noch gefügt, daß man ihn in solcher Situation in den Keller geschickt, um den leer gewordenen Syrupkrug zu füllen. Den Krug wohl hatte er gefüllt zurückgebracht, in der Bestürzung aber den Hahn zu schließen vergessen. Von gewisser Ahnung getrieben, war nach einiger Zeit der Prinzipal in den Keller gegangen, weil er aus Erfahrung wußte, daß bei seinem Zögling selten ein Unglück allein kam. — „Alles Uebrige ist bekannt.“

Als der Prinzipal jetzt aus dem Keller zurückkehrte, fand er Gustav, der sich zitternd in eine Ecke zurückgezogen, noch in der Hausflur. Sein Anblick war so überwältigend komisch, daß dem Chef im Augenblick jeder Zorn entfloh. Gustav's gesammte Garderobe war mit Syrup dicht überzogen, dessen dicke Substanz jeden Abfluß verhinderte. In gleichem Falle befanden sich Gesicht und Hände. Die Lage des armen Menschen war total hülflos. Er konnte das Gesicht weder mit den Händen, noch diese an den Kleidern reinigen; ebenso wenig konnte er nach seiner Kammer, um sich dort umzukleiden, weil ihm der Schlüssel dazu fehlte; um diesen sich zu verschaffen, hätte er in den Laden gehen müssen, und dies ging unter obwaltenden Umständen am allerwenigsten.

In tiefster Trostlosigkeit liefen ihm die hellen Thränen über die Wangen und erzeugten dort eine eigenthümliche Tätowirung, indem die salzigen Tropfen den dicken Syrup-Ueberzug durchfraßen und nun in perpendikulären Streifen die ursprüngliche Menschenhaut durchscheinen ließen. — Der Prinzipal rief ihm sofort zu, von der Wand weg zu gehen, die an verschiedenen Stellen schon deutliche Merkmale seiner Berührung zeigte, und eilte dann, weil er ohne zu lachen Gustav's Anblick nicht länger ertragen konnte, in den Laden. Von dort her sandte er den ersehnten Kammerschlüssel, und nach ungefähr einer Stunde waren die Spuren des süßen Unglücks so weit verwischt, daß Gustav sich im Laden wieder zu zeigen vermochte.

Sein nächster Auftrag führte ihn abermals in den Keller, um dort von Neuem in Syrup zu „machen“. Nach vieler Mühe war ihm die Reinigung der Kellerplatten gelungen, während der Werth des entlaufenen Syrups, wenn auch diesmal nach möglichst billigem Ansatz, in Gustav's Contobuche seine Niederlassung fand.

Digitized by Google

Der Kollege Moritz hatte mithin so Unrecht nicht, als er Gustav den besten Kunden für das Geschäft nannte, indem auf dessen Conto die Waaren meist en gros übergingen.

Wie oft hatte er sich vorgenommen, für Erlangung größerer Beherztheit alle Kräfte aufzuwenden. Allein vergebens! Das nächste harte Wort riß alle Vorsätze rettungslos nieder und seine Lage war dann die alte. Auch jetzt, beim Auffassen des Syrups, ging er wieder ernstlich mit sich zu Rathe, nahm sich vor, seinen Prinzipal flehentlich um Nachsicht zu bitten, ihm die rathlose Lage vorzustellen, in die er durch plötzliche Strenge versetzt werde, und zu versichern, daß alle bisher begangenen Fehler, bis zum jüngsten Syrupverhängniß herauf, nur eine Folge seiner Verzagtheit gewesen seien. — Dieser Vorsatz ermuthigte ihn soweit, daß er sorgfältig alle die Worte einstudirte, die er dem Prinzipal an's Herz zu legen gedachte. Sobald er aber aus dem Keller an's Tageslicht trat, war aller Muth dahin, und als er beim Eintritt in den Laden dem strengen Blicke des Prinzipals begegnete, hätte er nicht ein Wort hervorzubringen vermocht. — Letzterem kam wohl auch zuweilen der Gedanke, daß ein schonendes Aufmerksammachen hier vielleicht besser wirken könne, denn er hatte den Burschen nicht ungern und konnte ihn zeitweis ziemlich gut verwenden; leider waren aber Gustav's Unglücksfälle immer so drastisch, wenn sie einmal, und oft nur durch eine finstere Miene des Prinzipals, eingeleitet waren, daß dieser, bei seinem leicht erregbaren Wesen, sich dann stets vergaß.

Unter so bewandten Umständen ist demnach vorläufig wenig Besserung zu hoffen, und es kann, wie bei so manch anderem Schmerz, auch hier nur die Zeit lindernd wirken.

Das übrige Laden- und Geschäftspersonal führen wir nicht erst speziell hier ein, indem der kleine Raum dieser Studienbilder personenreiche Gruppen nicht wohl gestatten und noch weniger eine Charakterisirung derselben zulassen würde.

Auf Gustav, der uns für diesmal als „Studienkopf" gilt, hatten seine Geschäftsgenossen im Ganzen auch wenig Einfluß. Es war ihm zwar Keiner unfreundlich, oder wohl gar gehässig gesinnt, dazu war Gustav zu gefällig gegen Alle, aber es nahm auch Niemand besondere Notiz von dessen feindseligem Fatum. Den Grund zu erforschen, weshalb dem Kollegen so Vieles mißlang, kam Keinem in den Sinn; man sah darin eben das Ungeschick, das täppische Wesen des Anfängers und nichts weiter. Zudem passirte ja auch Anderen, die zum Theil weit länger im Geschäft waren, hin und wieder noch Etwas, dem nicht gerade der Stempel übermäßiger Sorgsamkeit als Verdienstmedaille anhing, warum sollte nicht auch dem Anfänger das allgemeine Menschenrecht zustehen, von Zeit zu Zeit eine Dummheit begehen zu dürfen? Ueberhaupt sah man stets nur auf das Resultat, nie auf's Motiv. Ob das, was geschah, die Folge von Unvorsichtigkeit oder Nachlässigkeit, von leichtsinniger Hast oder von Angst und Zaghaftigkeit war, galt völlig gleich. Bei Gustav kam es nun allerdings öfter vor, als es bei Anderen selbst im Anfang geschehen, indeß hatte auch das nicht besonderes Gewicht und richtete sich, wie man meinte, eben nach den Capacitäten. Man sah oder hörte ihn vom Chef abstrafen, freute sich nicht gerade darüber, zollte ihm aber auch nicht auffallend Mitleid, weil man der Ansicht war, daß dies eine Erbkrankheit des Lehrlingsstandes sei, die jeder Einzelne nach seiner Konstitution durchzumachen habe. Diesem Erfahrungssatze ist seine Richtigkeit gewiß nicht abzusprechen. Wer etwas

Digitized by Google

Dummes thut und dadurch Schaden anrichtet, erhält auf dieser Stufe männlicher Entwicklung stets seine naturgemäßen Ohrfeigen, die auf den Nachlässigen, auf den Leichtsinnigen und Polternden oft äußerst gesund wirken. Ob auch dem von Natur schon Schüchternen dieselbe Medizin zum Heile gereicht, wird in diesen Verhältnissen meist außerordentlich gleichgültig aufgefaßt. Hier wird Alles aus einer Büchse kurirt, oder doch wenigstens behandelt.

Wir bemerken das nur, um der Eingangs ausgesprochenen Ansicht: der Prinzipal verschulde den ihm bereiteten Verdruß in solchen Fällen zum größten Theil selbst, den Boden der näheren Begründung zu unterbreiten.

Fast volle drei Wochen waren seit dem Syrup-Exzeß vergangen und Gustav's Leben und Wirken ruhig, „wie ein Bach durch blumenreiche Wiesen," dahingeflossen. Alles ging vortrefflich von Statten und in seinem Herzen wohnte ein Frieden, eine Liebe zum Geschäft, wie er sie vorher noch niemals empfunden. Düten, von seiner Hand kunstreich gefertigt und angereiht, hingen zu vielen Hunderten an allen Nägeln; er hatte beim Aus- und Einpacken von Waaren geholfen, und Alles ohne Unfall; hatte Gewürze gestoßen zu Viertelcentnern, und ohne die Pfefferstiele unter die Muskatblumen zu mischen, wie's ihm schon einmal geschehen, sondern jedes in seiner Art und in gewissenhafter Befolgung der empfangenen Lehre: Pfefferstiele und Staub nur unter den gestoßenen Pfeffer, geröstete Semmel unter gestoßenen Zimmt ꝛc., kurz, er hatte ein Jedes nur dahin gethan, wohin es gehörte; er hatte ferner den Tabak, wie es vor dem Abwägen und Einpacken geschehen muß, zum Anfeuchten überkommen, und es ausgeführt, ohne das rechte Maß zu überschreiten, wie er ebenfalls früher einmal das Malheur gehabt; mit einem Wort: das Vertrauen zu Gustav war während der drei Wochen so hoch gestiegen, daß ihn der eine Kommis sogar in das Geheimniß der Schnupftabak-Verjüngung eingeweiht, indem er ihn noch am gestrigen Tage gelehrt, wie man ausgetrocknete Schnupftabake mit Salzwasser und Essig zu befeuchten habe, um ihnen die Jugendfrische der ursprünglichen Beize wieder zu geben.

Auch heute war ihm abermals ein neues Feld kaufmännischer Licenz erschlossen, es war ihm das Abreiben und Glanzgeben der Rosinen anvertraut worden.

Gustav stand an einem großen Tische im Hintergrunde des Gewölbes; vor ihm lag ein mächtiger Haufen Rosinen, die er soeben erst durch Reiben zwischen den Händen von Schmutz gereinigt und nun, um ihnen Glanz zu geben, leicht mit Syrup anzureiben begann.

Das Wort Syrup trübte einen Augenblick lang den heiteren Himmel des jugendlichen Gemüths; — dann war es vorbei und Gustav unterzog sich der erstmaligen Arbeit mit anerkennenswerthem Geschick. In einer Tasse stand die ominöse dunkle Flüssigkeit vor ihm und neben dem Tische ein großes Gefäß, um die mit neuem Glanze begabten Rosinen aufzunehmen. — Der Inhalt der Tasse war geleert, als der Prinzipal zufällig an den Tisch trat und Gustav befangen weiter arbeitete.

„Was hilft denn das Wischen; Du hast ja längst nichts mehr darin!" rief ihm der Chef zu.

Gustav eilte nach dem Syrupkruge, um die Tasse so weit als nöthig daraus zu füllen, ließ aber beim Eingießen den Henkel der Flasche aus der Hand gleiten und bewirkte, daß ein ganzer Sturz der dunklen Fluth sich über den Rosinenhaufen ergoß.

Digitized by Google

„So, jetzt wird's genug sein, Du Esel!" sagte der Prinzipal, indem er rasch nach dem Kruge faßte, um den weiteren Strom zu hemmen.

O unseliger Syrup! Welch schwarzes Herz hast du doch, bei all deinem süßklingenden Namen! — War auch der Schade diesmal leichter zu heben, so war doch der Frieden einer eben noch ruhigen Menschenbrust gestört, in die mit einem Male die alte Zaghaftigkeit und Scheu mit vollen Segeln wieder eingelaufen.

Damit er das nicht Uebel ärger mache, war Gustav vom Rosinenhaufen hinweg in den Hof beordert worden, um dort verschiedene Colli mit auf den Boden schaffen zu helfen. Körperlich kräftig, untersetzt gebaut, konnten ihm schon ziemliche Lasten zugemuthet werden. Jetzt, in seiner bösen Stunde, lud er einen Sack Reis auf den Rücken, dessen Gewicht eigentlich über die Kräfte solch jugendlicher Gestalt hinaus ging. — Gustav fühlte anfangs die Last nicht, oder vielmehr, es waren ihm überhaupt alle Sinne entschwunden. Nachdem er im ersten Stock angekommen, sah er sich indeß zum Ruhen genöthigt und ließ den Reissack rückwärts auf einen dort stehenden Pfeilerschrank nieder. Nach kurzer Rast setzte er den schweren Gang fort bis zum zweiten Stock, fühlte sich hier aber noch so frisch, namentlich weil er die Stimme des Prinzipals unten im Hause hörte, daß ihm ein wiederholtes Ruhen nicht nöthig erschien. Merkwürdiger Weise kam es ihm dabei vor, so weit die Besinnung überhaupt noch Stand hielt, als werde seine Last mit jeder Stufe leichter.

Die Stimme des Chefs scholl jetzt unten im ersten Stock und zwar plötzlich in Ausdrücken, bei denen es vor Gustav's Augen vollständig Nacht wurde. Mit unheimlicher Eile kam die Stimme immer höher herauf, und wurde in dem Augenblicke dicht hinter dem Reisträger hörbar, als dieser auf der obersten Stufe angelangt war. Was die Stimme sprach, wollen wir, da es nicht in durchweg schriftgemäßen Ausdrücken geschah, hier unausgeführt lassen, zur Aufklärung des Verhältnisses dagegen erwähnen, daß Gustav den Reissack auf einen Meißel gesetzt, der unglücklicher Weise auf dem Schränkchen im ersten Stock gelegen, und ein großes Loch in den Sack geschnitten hatte, so daß von da ab der Inhalt gleich dem einer Sanduhr abgeflossen war. Daß der Träger nichts davon bemerkt, lag zum Theil an seiner Angst, zum Theil aber auch an den mit Teppichen belegten Treppen und dem starken Geräusch, welches durch im Hofe arbeitende Holzmacher verursacht wurde.

Im Uebrigen war der Sack bis zur Hälfte leer geworden, und beruhte das Gefühl des Leichterwerdens demnach auf einem rein physikalischen Gesetz. — Der Prinzipal, nachdem er im ersten Stock die Reisstraße entdeckt, wußte schon, wohin dieser Ariadnefaden führe und auch von wem er gezogen worden, denn die Zwillingsnatur von Gustav's Schicksal war ihm so bekannt, daß er schon im Voraus berechnen konnte, jener Rosinen-Unfall werde nicht allein bleiben. Bei einer späteren Gelegenheit meinte er, die Klugheit geböte eigentlich, den Gustav beim ersten Falle stets einzusperren oder anzuschließen, damit er vor dem zweiten in der Regel weit stärkeren Ungemach gegen sich selbst geschützt werde. — So oft es in der Folge auch Gelegenheit gab, diesen mehr scherzhaft ausgesprochenen Satz bestätigt zu finden, brachte er jenes Verhütungsmittel doch niemals in Anwendung, obgleich er dessen Unterlassung hinterher zuweilen bereute.

Bei dem verschüttetem Reis galt es nur, denselben sorgsam wieder aufzusammeln. Wenn dies auch die ganze übrige Tageszeit Gustav's in Anspruch nahm, so

Digitized by Google

war doch schon weit Schlimmeres geschehen und jede Stunde noch zu geschehen möglich.

Einige Tage vergingen stets, bevor Gustav's Naturell solche Momente vollständig überwand und während dem fast elektrisch erregbar blieb. In solcher Zeit bedurfte es dann außerordentlich wenig, um ihn auf's Neue außer Fassung zu bringen. Jeder scharfe Blick, namentlich des Chefs, machte ihn dann erzittern, wie die Magnetnadel beim Aufschießen eines Nordlichts.

Diesmal war es am dritten Tage, als Gustav von einem der Kommis gerufen wurde, ihm beim Auspacken einer Kiste Stearinlichter zu helfen. Die bereits geöffnete Kiste stand nahe der Eingangsthür im Laden, der erwähnte Kommis nahm die einzelnen Pfundpakete heraus und zählte sie Gustav stets bis zu fünfundzwanzig auf den Arm, worauf sie dieser auf die bezeichnete Stelle trug. Eben war der Arm wieder voll, als der Chef von Außen her hastig zum Laden herein trat.

Gustav wollte ausweichen, war aber durch den Ernst des auf ihm ruhenden Blickes plötzlich so verwirrt geworden, daß er an die Brückenwaage gerieth und rücklings über dieselbe hinwegstürzte, wodurch die 25 Lichtpakete, wie von einem Jongleur geworfen, sich bogenförmig im Laden zerstreuten.

Stearinlichter werden ohnehin nicht für ewige Dauer fabrizirt, sind aber noch viel weniger auf derartige Angriffe berechnet; und so waren sie denn, wie die späteren Recherchen ergaben, auch sämmtlich bis in's Innerste „zerbrochen."

Zum Glück hatte der Chef einen so dringend nöthigen Brief bis zum nahe bevorstehenden Postabgang zu schreiben, daß ihm nicht eine Minute Zeit blieb, die übliche Standrede an Gustav zu halten, welcher seinerseits todtenbleich die zum Theil übel zugerichteten Pakete im Laden zusammen suchte, um die Zahl an fünfundzwanzig wieder voll zu erhalten.

Bevor er noch ganz so weit war, befahl der Prinzipal vom Comptoir her, daß schleunigst Jemand zur Post eilen müsse. Keiner der Anwesenden war sofort entbehrlich oder fertig dazu, außer Gustav, der schnell auf Ordre der Anderen die aufgesammelten Pakete zur Seite legte und wie im Traume ins Comptoir lief. Im Augenblick des Eintrittes war auch der Brief fertig und lag mit frisch glänzender Adresse auf dem Pulte des Prinzipals, welch' letzterer sich eben erhoben hatte, um einige andere Papiere zu ordnen.

„Sande ihn erst, damit die Adresse nicht verwischt!" befahl der Chef.

Gustav gehorchte mechanisch und — — o ewige Gerechtigkeit! — Der Brief sammt allen umliegenden Papieren wurde schwarz, wie das Tageslicht vor des Lehrlings Augen. — Er hatte das Tintenfaß erwischt!

Allen Menschen ist dies schon passirt, von der höchsten Standesperson bis zum tiefsten Denker; daß es aber gerade unserm Gustav geschehen mußte, ist hart, ist entsetzlich!

Die Muse der Geschichte verhüllt mitleidig ihr Antlitz, und auch wir legen, bevor noch die hochgeschwungene Rechte des Prinzipals auf Gustav niedersaust, im Gefühle menschlicher Wehmuth die Feder nieder!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Contocorrent.

Von **Jos. Odenthal,**
Professor an der höheren Handelslehranstalt in Prag.

II.

Lassen wir das retrograde Contocorrent noch einmal in seiner ersten Entwickelungsperiode vor unsere Augen treten; da heisst es:

Januar	1.	Ø	Ø	fl.	500	Februar	6.	36	324	fl.	900
März	15.	75	450	„	600	März	20.	80	880	„	1100
April	20.	110	440	„	400						
Mai	30.	149	1192	„	800						
			2082	fl.	2300				1204	fl.	2000

Ich hebe nochmals hervor, dass die Produkte auf der Soll-Seite Produkte zu Gunsten der *Haben-Seite* und die Produkte auf der Haben-Seite Produkte zu Gunsten der Soll-Seite sind, und dass das Verständniss dieses Umstandes vorausgesetzt werden muss. Wenn man nun (wie dies auch in der Praxis geschieht) den rohen Kapital-Saldo allein für die Dauer von 180 Tagen verzinst, so müsste dasselbe nach den vorstehenden Erörterungen auf der grösseren Kapitalseite — der Soll-Seite — vorgenommen werden; dennoch geschieht dies nicht, weil, wie gesagt, die Disconte von der einen auf die andere Seite nicht übertragen werden, vielmehr muss man die Produkte des rohen Kapital-Saldo's im vorliegenden Falle der Haben-Seite beifügen, weil eben die Disconte zu Gunsten von *Soll* sich auf jener Seite, und die zu Gunsten von *Haben* auf der Soll-Seite vorfinden. Fügen wir die Zinsprodukte aus dem rohen Kapital-Saldo obigem Contocorrente bei, so erhält dasselbe beim Abschlusse am 30. Juni folgende Gestalt:

Januar	1.	Ø	Ø	fl.	500	Februar	6.	36	324	fl.	900 —
März	15.	75	450	„	600	März	20.	80	880	„	1100 —
April	20.	110	440	„	400	roher Saldo		180	540		
Mai	30.	149	1192	„	800	Saldo der Produkte			338		
						Zinsenüberschuss				„	5.63
						Kapital-Saldo				„	294.37
			2082	fl.	2300				2082	fl.	2300 —

Wir sehen hieraus, dass dieselben Zinsprodukte, wie wir solchen vorhin im Soll begegneten, sich nunmehr im *Haben* vorfinden, und dass demzufolge auch, *ganz im Gegensatze zu der buchhalterischen Regel: Auf derjenigen Seite den Saldo in neuer Rechnung vorzutragen, oder Zinsen zu kapitalisiren, welche der Bilanzirung mit diesen Faktoren entgegensteht* — die Zinsen des in der kaufmännisch-*praktischen* Form ausgeführten retrograden Zinsen-Contocorrentes *auf der nämlichen Seite kapitalisirt werden müssen, auf welcher sie, oder die Produkte bilanzirt wurden.*

Digitized by Google

Ehe ich zu einer dritten Form der Darstellung des kaufmännischen Zinsen-Contocorrents, der der Staffelmethode (Stufenleiter) übergehe, gebe ich noch einige Erläuterungen zu der im kaufmännischen Leben so vielseitig zur Anwendung kommenden Ermittelung der sogenannten Durchschnitts-Valuta.

Ich beschränke mich darauf, einzelne wenige Fälle theoretisch und praktisch zu beleuchten, welche meines Wissens zu wenig einer Veröffentlichung unterworfen wurden, und es will mir scheinen, dass zur Berechnung solcher Gegenstände das Verständniss des progressiven und retrograden Contocorrentes unbedingt erforderlich sein dürfte.

Setzen wir den Fall, es habe ein Kommissionär ein Kommissions-Lager eines Kommittenten verkauft am 15. Juni für fl. 780 pr. Comptant und am 25. Juni für fl. 1260 auf Zeit, Valuta 1 Monat dato, wofür er Delcredere steht, und er wollte am 25. Juni über beide Verkäufe gemeinschaftliche Verkaufsrechnung ertheilen, deren Nettoprodukt er zu einer Mittel-Valuta dem Kommittenten zur Verfügung stellen möchte, so würde die Verkaufsrechnung hierüber etwa folgendermassen lauten:

Verkaufsrechnung

für Herrn N. N. in N.

über folgende von Ihrem hiesigen Kommissions-Lager verkaufte Waaren:

Juni 15.	26 Eimer Wein à fl. 30 pr. Comptant	fl.	780 —
„ 25.	42 „ „ „ 30 Valuta pr. 1 Monat	„	1260 —
	(also Valuta pr. 25. Juli)	fl.	2040 —
	ab 2 % Verkaufsprovision fl. 40. 80		
	½ % Delcredere „ 6. 30	„	47. 10
	Nettoprodukt	fl.	1992. 90

Zur Durchschnitts-Valuta pr.?

Es bleibt sich nun fast gleich, ob die Durchschnitts-Valuta dieser beiden Verkäufe über die Brutto-Erlöse oder über die um die Provision und Delcredere verkürzten Brutto-Summen berechnet wird, doch werde ich in den folgenden Darstellungen beide Arten der Berechnung zur Vergleichung mit einander ausführen, indem ich gleichzeitig noch einen weiteren etwas complicirteren Fall zur Behandlung bringe.

Ueber die Brutto-Erlöse gerechnet, hätte man, da am 25. Juni Rechnung gelegt wird, dieses Datum als die Zahlungsperiode festzuhalten und zu sagen: Der Kommissionär schuldet an den Kommittenten:

Am 15. Juni fl. 780 Kapital + Zinsen bis 25. Juni 10 Tage (progressiv)	= +	7800	Produkte
„ 25. „ „ 1260 „ — „ „ 25. Juli 30 Tage (retrograd)	= —	37800	„
Unterschied der Produkte zwischen + und —	=	30000.	

Dieser Produkten-Unterschied repräsentirt diejenigen Zinsen oder Disconte, welche dem Kommissionär von Seite des Kommittenten zu vergüten wären, falls Ersterer das Nettoprodukt der Verkaufsrechnung bereits am 25. Juni, als dem Tage der Abrechnung, zur Verfügung stellte, beziehungsweise wirklich Zahlung leistete. Da er aber an diesem Tage nicht, sondern später zahlen will, so verzichtet der Kommissionär auf die Zinsenvergütung, erhält dafür aber die Vergünstigung, um diejenige Tageanzahl später Zahlung zu leisten, welcher die Summe der Produkte von 30000 entspricht; diese Tageanzahl ermittelt man durch eine einfache Division der 30000 Produkte durch die Summe des Kapitals = $14^{12}/_{17}$, also fast 15 Tage, welch' letztere dem 25. Juni zuzuzählen wären, um daraus festzustellen, dass die zu verschiedenen Verfallzeiten eingenommenen Summen

Digitized by Google

15 Tage nach dem 25. Juni, d. i. am 10. Juli und infolge dessen zu derselben Zeit auch das Nettoprodukt verfallen wäre.

Ueber den Netto-Ertrag jeder einzelnen Einnahmesumme ermittelt, würde der Berechnung der Durchschnitts-Valuta für obige 2 Posten folgende kleine Veränderung zum Grunde zu legen sein:

15. Juni pr. Comptant . .	fl. 780.—			
ab 2 % Verkaufspr.	„ 15.60	fl. 764.40	+ 10 Tage Zinsen =	7644 Prod.
25. Juni Valuta pr. 25. Juli	fl. 1260.—			
ab $2^1/_2$ % Prov. u. Delc.	„ 31.50	fl. 1228.50	— 30 „ „ =	36855 „
	Nettoprodukt	fl. 1992.90		Rest 29211 Prod.

Produkte 29211 : fl. 1992,90 = $14^{624}/_{949}$ = *circa* 15 Tage.

Der unbedeutende Bruchunterschied im Zahlenresultate gegenüber dem der Brutto-Summe weist sich dadurch nach, dass die beiden Netto-Summen insofern nicht *in ihrer Gattung* gleich sind, als von der einen bloss 2 % Provision, von der andern aber noch ausserdem $^1/_2$ % Delcredere in Abzug gebracht wurde. Sollten an vorstehender Verkaufsrechnung etwa auch noch von dem Kommissionär für Rechnung der Waare verausgabte Spesen in Abzug zu bringen sein, so haben diese ebenfalls einen Einfluss auf die Verfallzeit der Verkaufserlöse, indem der Kommissionär, welcher beim Verkaufe nur vom Brutto-Erlöse der Waare seine Provision zu beziehen pflegt, ohnehin die Zinsenentschädigung für seine baaren Vorlagen zu beanspruchen hat.

Setzen wir beispielshalber voraus, es seien auf obige Weise am 1. Mai vom Kommissionär fl. 200 Spesen verausgabt worden, so würde dieser vom Kommittenten bis zum Zahlungs-Abrechnungstage 25. Juni von jenen fl. 200 noch die 55tägigen Interessen mit 11000 Produkten zu beanspruchen haben, wodurch sich mit Berücksichtigung vorstehender Berechnung die dem Kommissionär am 25. Juni zu gut kommenden Interessen auf die Summe von 41000 Produkten erhöhen würden, falls, wie gesagt, er an diesem Tage Zahlung leisten möchte. — Die diesen 41000 Produkten entsprechende Tagesquote und zwar 41000 : 2040 ÷ 200 = 1840 ist gleich $22^{13}/_{46}$, also etwas mehr als 22 Tage, welche in diesem Falle das Nettoprodukt der Verkaufsrechnung später fällig wäre, als den 25. Juni, d. i. am 17. Juli. — Die Disconte sind nach der gewöhnlichen kaufmännischen Praxis von 100 und der Monat zu 30 Tagen gerechnet.

Aus diesem Beispiel erhellt jedoch zur Genüge, dass es bei solchen Berechnungen besonders wichtig ist, alle Kapitalien auf einen und denselben Tag fällig zu stellen; ist dies geschehen, dann ist das Gesammte der Kapitalien durch Auf- oder Abzinsen mit Leichtigkeit auf einen beliebig früheren oder späteren Verfalltag zahlbar zu machen.

Nach dieser Abschweifung von der Hauptsache gehe ich zu einem Vergleich zwischen den beiden oben dargestellten Contocorrentformen über und finde, dass das retrograde Contocorrent insofern einen Vorzug vor dem progressiven hat, als mir jenes erlaubt, die sämmtlich auf einen frühesten Verfalltag zahlbar gestellten Kapitalien beliebig auf einen späteren Zahltag fällig zu stellen, mit anderen Worten das Conto abschliessen zu können, wann es mir eben wünschenswerth erscheint. Doch soll damit nicht gesagt sein, als wäre die progressive Berechnung dadurch vollständig unanwendbar und verwerflich. Allerdings sind bei der progressiven Zins-Ermittelung alle Posten zahlbar gestellt worden auf den Abschlusstag, und wenn dies, wie beim Banquier der Fall, immer gleich in den Büchern geschieht, so ist eine Veränderung nicht wohl zulässig, wenn es sich darum handelt, einen früheren Verfalltag als den Abschlusstag festzustellen; — berücksichtigt man aber, dass nach allem oben Gesagten ein jedes Kapital an einem ganz beliebigen Tage durch Aufzinsung oder durch Discontirung zahlbar gestellt werden kann, so ist es klar, dass das durch Aufzinsung auf den ursprünglich beabsichtigten Abschluss-

Digitized by Google

tag fällig gemachte Kapital durch Rück-Discontirung leicht wieder auf einen früheren Termin zahlbar zu machen ist. — Versuchen wir dies mit den gleichen Kapitalsummen des progressiven Contocorrentes Nr. 1 zu thun, indem wir, statt wie daselbst geschehen den 30. Juni, nunmehr zum Abschlusstage den 31. Dezember als ursprünglich beabsichtigt, annehmen und darauf verzinsen.

Das Contocorrent wäre demnach eingetragen:

Januar	1.	360	1800	fl.	500	Februar	6.	324	2916	fl.	900
März	15.	285	1710	„	600	März	20.	280	3080	„	1100
April	20.	250	1000	„	400						
Mai	30.	211	1688	„	800						
			6198	fl.	2300				5996	fl.	2000

Hiernach wäre das der Soll-Seite am 31. Dezember zu gute kommende Zinsenprodukt 6198, das der Haben-Seite 5996 und der daraus zu findende Zinszahlenüberschuss von 202 Produkten schliesslich auf der Soll-Seite zu kapitalisiren; damit wären denn auch die sämmtlichen Kapitalien, sowie der daraus zu ermittelnde Saldo zahlbar am 31. Dezember. — Will man nun dennoch, wie wir es ja doch in der Wirklichkeit beabsichtigten, am 30. Juni abschliessen, so würde daraus der oft genannte Schluss wiederum zu ziehen sein, dass alsdann die Haben-Seite der Soll-Seite die Soll-Kapitalien, statt am 31. Dezember, bereits am 30. Juni, also um 180 Tage zu frühe bezahlen würde, als sie nöthig hat es zu thun; dasselbe gilt für die Soll-Seite der Haben-Seite gegenüber für die Kapitalien der Haben-Seite.

Dass die Behauptung wegen der *Zahlungspflicht am 31. Dezember* richtig sei, geht ebenfalls aus dem oben bereits Erwähnten hervor; zahlten sich nun die beiden Seiten in ihrer Eigenschaft als gegenseitige Schuldner ihre Schulden um 180 Tage zu frühe, so folgt daraus die Nothwendigkeit der Entschädigungspflicht durch Discontovergütung, und es würde demnach die Soll-Seite von der Haben-Seite für das derselben schuldige Kapital von fl. 2000 für 180 Tage = 3600 Produkte und die Haben-Seites von der Soll-Seite für das an diese verschuldende Kapital fl. 2300 für 180 Tage = 4140 Produkte (roher Saldo fl. 300, Produktensaldo 540), respective die Haben-Seite von der Soll-Seite ein Surplus von 540 Disconto-Produkten zu beanspruchen haben, das mit den Disconten aus dem rohen Kapitalsaldo von fl. $\frac{300 \times 180 \text{ Tagen}}{100}$ = 540 vollständig übereinstimmt.

Hiernach hätte das ursprünglich auf den 31. Dezember abzuschliessen beabsichtigte Contocorrent folgende Form:

Januar	1.	360	1800	fl.	500	Februar	6.	324	2916	fl.	900 —
März	15.	285	1710	„	600	März	20.	280	3080	„	1100 —
April	20.	250	1000	„	400	roher Saldo fl. 300					
Mai	30.	211	1688	„	800	fällig gemacht pr.					
	Zahlensaldo		338			30. Juni, Discont					
						für 180 Tage		540			
						Zinsenüberschuss			„		5.63
						Saldovortrag			„		294.37
			6536	fl.	2300				6536	fl.	2300.—

Bei dieser Gelegenheit sei gesagt, dass der Discont des Contocorrents in allen Fällen *von* 100 berechnet werden muss, weil die Kapitalien, obschon auf den Abschlusstag oder rückwärts auf eine frühere Verfallzeit zahlbar gestellt, immer noch *reine* Kapitalien ohne Interessenzuschlag oder Abschlag repräsentiren, also die ganz gleichen Summen sind, welche sie am wirklichen Zahlungstage des Geschäftsschlusses waren.

Digitized by Google

Aus allen Zonen.

Briefliche Mittheilungen von unsern auswärtigen Korrespondenten und Freunden.

Namslau. Schon unterm 30. März sandte ich Ihnen eine kleine Skizze über unsere Strohflechterei, die jedoch, wie ich aus Ihrer gef. Bemerkung in Nr. 4 Ihrer Zeitschrift ersehe, nicht in Ihren Besitz gelangt ist. — Herr Direktor Nachtigall begründete nämlich in diesem Frühjahre eine Anstalt für Strohflechterei in Breslau und setzte sich mit einem der achtbarsten Häuser Berlins in Verbindung (W. Mertens, Besitzer der bekannten Strohhutfabrik von Ed. Timme). Diese Herren werden nun die Londoner Industrie-Ausstellung mit ihren Fabrikaten beschicken. Die Ausstellungsartikel sind aus inländischen Gräsern angefertigt und bestehen aus den feinsten und modernsten Geflechten und daraus gefertigten Damenhüten. Eine elegant ausgestattete Musterkarte der in Breslau gefertigten feinen Strohgeflechte lag jüngst zur Ansicht des sich für diesen Industriezweig interessirenden Publikums im Geschäft des Herrn Julius Hoferdt in Breslau einige Tage aus und liefert den Beweis, daß das Fabrikat sich dem Besten des Auslandes an die Seite stellen kann. Die Herren Nachtigall und Mertens hegen die Absicht, diesen Industriezweig recht bald in dem schlesischen Gebirge einzuführen, und haben so eben folgendes Schreiben ergehen lassen, welches im Interesse der Sache hiermit veröffentlicht wird. „Nach mehrjährigen Anstrengungen ist es unsern vereinten Bemühungen gelungen, einen neuen Industriezweig in Preußen ins Leben zu rufen, durch welchen wir hoffen, mit der Zeit besonders der armen Bevölkerung in dem schlesischen Gebirge einen lohnenden Verdienst zu verschaffen. Nachdem die größten Schwierigkeiten überwunden sind, haben wir seit einem halben Jahre mit der Anfertigung von feinen Strohgeflechten aus inländischen Gräsern begonnen und bereits so günstige Resultate erzielt, daß diese Geflechte sich den Fabrikaten des Auslandes als ebenbürtig an die Seite stellen können. Die Leitung der Geflechte hat Herr Nachtigall zu Breslau übernommen, den Verkauf derselben dagegen ausschließlich Herr Mertens (Ed. Timme) in Berlin. In Betreff näherer Auskunft, Muster ꝛc. bitten wir, sich stets an die Adresse unserer untenstehenden Unterschrift zu wenden: Nachtigall und Mertens in Berlin, Hausvogteiplatz Nr. 5."

Wir wollen hoffen, daß dieser Industriezweig auch von unserm Staate aufs möglichste begünstigt und gepflegt werde, was umsomehr zu erwarten steht, als Herr Graf von Pückler, Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten, ein sehr warmes Interesse dafür an den Tag legt. G. F.

Sonneberg. Die hiesigen Handlungshäuser: J. N. Lützelberger, Fr. Müller und Strasburger, J. Paul Fleischmann, Ernst und Carl Dressel, C. G. Müller und Sohn, A. Fleischmann und Comp., Christ. Bischoff und Comp., Fr. Dressel, Theodor Escher traten zu einem Verein zusammen, der den Namen hat: Verein für die permanente Muster-Ausstellung in Sonneberg. Der allgemeine Theil der Statuten dieses Vereins lautet: Der Zweck des Vereins ist die Errichtung einer permanenten Muster-Ausstellung von auswärtigen, in das hiesige Fach einschlagenden Industrie-

Digitized by Google

erzeugnissen, um solche den hierher kommenden fremden Käufern vorzulegen und sowohl den Ausstellern neue Absatzwege zu eröffnen, als dem hiesigen Geschäfte neue Handelsartikel zuzuführen. Zur Erreichung dieses Zwecks sorgt der Verein für geeignete Lokalitäten und Tische zum Aufstellen der Gegenstände sowie für sachgemäße Beaufsichtigung. Die Eröffnung der Ausstellung soll am 1. Januar 1862 erfolgen. Die erwachsenden Kosten werden von den Vereinsmitgliedern bestritten, indem die Beiträge für jede Firma nach Maßgabe der Zahl ihrer Theilhaber ausgeworfen werden. Die bis zur Uebergabe im Ausstellungslokal entstehenden Unkosten fallen dem Aussteller zur Last; ebenso die Anschaffung von etwaigen besonderen Vorrichtungen, welche für Bewahrung der Muster gewünscht werden. — Für Muster, welche unverhältnißmäßig viel Raum erfordern, behält der Verein sich vor, eine vorher zu vereinbarende billige Platzmiethe zu berechnen. Der Besuch der Ausstellung ist nur in Begleitung eines Vereinsmitgliedes oder einer von ihm durch schriftlichen Vorweis dazu ermächtigten Person, und gegen ein für den einzuführenden Fremden zu bezahlendes, entsprechendes Eintrittsgeld gestattet. Die Einführung von Ausstellern durch Vereinsmitglieder ist zwar gestattet, es wird aber jedes Vereinsmitglied sich zur Pflicht machen, dafür Sorge zu tragen, daß anderen Ausstellern, welche Muster in gleicher Branche geliefert haben, dadurch keinerlei Nachtheil erwachse, so daß also die Einsichtnahme in die Muster und in die Preisnotirungen des Konkurrenten gänzlich vermieden werden muß. Die auszustellenden Gegenstände müssen vor der Uebersendung angemeldet werden, und beschließt der Verein vorher über deren Zulassung. Bereits ausgestellte Muster können von dem Aussteller jederzeit zurückgenommen, oder von dem Verein an den Fabrikanten zurückgesendet werden, wenn deren Ausstellung sich nicht als zweckmäßig erweist. Die Kosten der Zurücksendung hat der Aussteller zu tragen. Der Verein übernimmt keine Garantie für die durch den Transport oder das Ausstellen der Gegenstände entstehende Beschädigung. A. F.

Meerane. Gern komme ich Ihrer Aufforderung nach, Ihnen einige Notizen über die hiesige Fabrikation zu liefern. Unsere Stadt zählt zu ihren vorzüglichsten Gewerbszweigen die Weberei. Dieselbe beschäftigt zwei Drittheile der Einwohnerzahl, die sich auf nahe 15,000 beläuft, und noch viele Hunderte außerhalb der Stadt. Viele Stoffe, namentlich Cassinet, Barège, Streichköper, Napolitaine, Poil de chèvre, gehen aus ihrer Hand hervor und werden theils nach den Meßplätzen, theils direkt in alle Weltgegenden, vorzüglich aber nach Amerika versandt, wo einige der besten Firmen Kommanditen errichtet haben. Große Ladungen gehen alltäglich von hier ab, und die hiesigen Fabrikate erfreuen sich überall des vollkommensten Beifalls. Wenn man unsere Straßen am Tage durchwandert, so hört man bald einen gewöhnlichen Webestuhl, bald wieder einen Jacquardstuhl klappern. Selten findet man ein Haus, in dem nicht wenigstens ein Weber wohnte. Die größten Meeraner Firmen sind: a. in Wolle und Baumwolle: C. Dieterich, Straff & Söhne, Picht & Berger, C. F. Schmieder, Gebr. Schmieder, Strübell & Müller, Hertsch & Thieme, Franz Oehmig, Otto Oehmig; b. meist in Baumwolle: Gerdes & Meister, Müller & Päßler, C. W. Kroitzsch, W. Kreitzsch (Friedrichs), C. W. Blumstengel, Anton Uhlig, Schreyer, Döhler sen. & jun., Franz Möschler. Schließlich erwähne ich noch die Schönfärberei von Bornemann, die größte im Königreich Sachsen. F. H.

Digitized by Google

Feuilleton.

Handelsverträge, Zoll- und Steuerwesen.

— Der nordamerikanische Zolltarif (s. Magazin f. Kaufl. N. F. Bd. II., S. 129 u. ff.) hat abermals wichtige Veränderungen erlitten. Wir verdanken deren Mittheilung Herrn Consul Kühne. Es sind in der Hauptsache folgende: Rohzucker aller Art, Muscovado oder brauner Zucker, überhaupt aller unter Nr. 12 holländische Marke stehender Zucker zahlt fortan 2 Cents per Pfund Eingangssteuer. Weißer und gethonter, aber noch nicht raffinirter Zucker (über Nr. 12 holländische Marke classificirt) $2^1/_2$ Cents per Pfd.; und raffinirter Zucker in Broden oder Stücken $4^1/_2$ Cts. per Pfd. Zuckerwerk, gefärbter raffinirter Zucker (Candy) 6 Cts. per Pfd. Syrup von Zucker oder Zuckerrohr, concentrirte Molasses oder concentrirter Melado 2 Cts. per Pfd. Molasses (nicht concentrirt) 5 Cts. per Gallone. Thee zahlt fortan 15 Cts. per Pfd. Eingangssteuer, ohne Unterschied der Sorte. Kaffee ebenso 4 Cts. per Pfd.; Mandeln 4 Cts., geschälte Mandeln 6 Cts., Cacao 3 Cts., Cacao-Blätter und Schaalen 2 Cts., präparirter Cacao und Chokolade 8 u. 6 Cts. Roher Schwefel 3 Dollars per Tonne (2000 Pfd.). Schwefel in Rollen 6 Dollars per Tonne. Cichorienwurzel, 1 Cent per Pfd.; gemahlene Cichorien, 2 C. per Pfd. Cassia, 10 Cts. per Pfd.; Zimmet, 20 Cts. per Pfd. Gewürznelken, 8 Cts. per Pfd. Cayenne-Pfeffer, 6 Cts. per Pfd.; Cayenne-Pfeffer, gemahlen, 8 Cts. per Pfd. Corinthen, 5 Cts per Pfd. Cremortartari, 6 Cts. per Pfd. Weinstein, 3 Cts. per Pfd. Weinsteinsäure, Brechweinstein und Rochelle-Salz, 10 Cts. per Pfd. Datteln, 2 Cts. per Pfd. Feigen, 5 Cts. per Pfd. Ingberwurzeln, 3 Cts. per Pfd. Ingber, gemahlen, 5 Cts. per Pfd. Lakritzwurzeln, 1 Cent per Pfd. Muscatnuß und Macisblüte, 25 Cts. per Pfd. Nüsse aller Art, nicht anderweitig genannt, 2 Cts. per Pfd. Pfeffer, 6 Cts. per Pfd. Piment, 6 Cts. per Pfd. Pflaumen und Zwetschen, 5 Cts. per Pfd. Rosinen, 5 Cts. per Pfd. Roher russischer Hanf, 40 Dollars per Tonne. Manila- und anderer indischer Hanf, 25 Dollars per Tonne. Blei in Mulden oder Stangen, 1 Doll. 50 Cts. per 100 Pfd., in Platten 2 Doll. 25 Cts. per 100 Pfd. Bleiweiß, trocken oder gemahlen in Oel, und Mennige, 2 Doll. 25 Cts. per 100 Pfd. Salz, in Säcken, 18 Cts. per 100 Pfd., lose, 12 Cts. per 100 Pfd. Soda-Asche, $^1/_2$ Cent per Pfd., doppelt kohlensaure Soda, 1 Cent per Pfd. Sodasalz, $^1/_2$ Cent per Pfd. Aetzende (caustic) Soda, 1 C. per Pfd. Chlorkalk, 30 Cts. per 100 Pfd. Salpeter, roh, 1 Cent per Pfd., ganz oder theilweise raffinirt, 2 Cts. per Pfd. Terpentinöl, 10 Cts. per Gallone. Nelkenöl, 70 C. per Pfd. Branntwein, aus Trauben destillirt, $1^1/_4$ Doll. per Gallone. Spirituosen, aus Getreide und überhaupt alle nicht aus Trauben destillirte, 50 Cts. per Gallone. Gummi Copal und andere Gummiarten, 10 Cts. per Pfd. Arrowroot, 20 % ad valorem. Ingber, conservirt in Zucker oder Salz, 30 %. Limonen, Citronen, Apfelsinen, Bananen und Plantanas, 20 %. Peruanische Rinde, 15 %. Chinin, 30 %. Lumpen, von irgend welchem Material, 10 %. Schießpulver, 30 %. Federn und Daunen, 30 %. Häute, 10 %. Sohlleder und Brandsohlleder, 30 %. Gummi Elasticum, roh oder nicht fabrizirt, 10 %. Gummischuhe und Stiefel, 30 %. Fabrizirtes oder vegetabilisches Elfenbein, 10 %. Weine aller Art, 50 %. Rohseide, nicht weiter in der Fabrikation vorgeschritten als einfache Tramen und gesponnen oder Organzine, 25 %. Alle Seidenwaaren, nicht über 1 Doll. per Quadrat-Yard werth, 30 % ad valorem, solche über 1 Doll. werth, dagegen 40 %. Seidensammt oder Sammt, in welchem Seide den größten Werth repräsentirt, bis 3 Dollars per Quadrat-Yard werth, 30 %, über 3 Dollars, 40 %. Flockseide, 30 %. Seidenbänder, Gallonen, Litzen, Fransen, Spitzen, Troddeln, Knöpfe, Knopfbezüge, Besatz (Trimmings), Seidentwist, Twist aus Kameelgarn und Seide, Nähseide und alle anderen Seidenfabrikate, oder solche, in denen Seide den Hauptwerth repräsentirt, nicht anderweitig specificirt, 40 % ad valorem.

Verkehrswesen.

— Der „Moniteur" hat am 24. Nov. ein Dekret veröffentlicht, wodurch die Bestimmung vom 17. Dezember 1856, welche die Stadt Paris bevollmächtigte, an der Börse ein Eintrittsgeld zu erheben, aufgehoben ist.

— Eröffnete Eisenbahnen: Die Flügelbahn von Kattowitz nach der $^1/_2$ Meile entfernten Louisenglück- und Gut-Traugott-Grube; desgl. am 11. Nov. die Eisenbahn von Capua nach Presenzano.

— Stattgefundene Probefahrten: am 10. Nov. auf der Strecke Holzkirchen-Miesbach, am 24. Nov. auf der von Bremen

Digitized by Google

nach Geestemünde, am 29. Nov. auf der von Gießen nach Dillenburg.

— Abonnements-Bücher auf den österreichischen Bahnen. Eine praktische Maßregel für die Bahnreisenden wird, wie der Art. schreibt, binnen Kurzem auf den österr. Bahnen eingeführt werden. Dieselbe hat sich bei den direkten Fahrten zwischen Paris und Konstantinopel als nothwendig herausgestellt, und praktisch bewährt. Man geht nämlich mit dem Plane um, zur Bequemlichkeit der Reisenden Abonnements-Bücher auf sämmtlichen österreichischen Bahnen einzuführen. Durch diese Bücher wird man in der Lage sein, von einer Bahn auf die andere Bahn überzugehen, ohne neue Karten zu lösen oder verschiedene abgesonderte Karten bei sich tragen zu müssen, die nur für eine bestimmte kurze Zeit gelten. Die Abonnements-Bücher sollen für ein ganzes Jahr Geltung haben und brauchen nicht abgestempelt zu werden, indem blos durch die betreffenden Kondukteure die Coupons bei jeder angegebenen Fahrt abgelöst werden. Auch die Fahrpreise sollen bei Benutzung solcher Bücher beträchtlich ermäßigt werden. (Unseres Wissens besteht diese Einrichtung bereits beim direkten Verkehr zwischen London und Paris, London und dem Belgisch-Rheinischen Verkehre, sowie auf der Route Berlin-Petersburg bez. Kowno. Die Red.)

— An einem der letzten Tage des Nov. ist das dem Schiffsprocureur Fr. Papen in Halle gehörige erste Schraubendampfboot der Saale, „Victoria", unter Führung des Steuermanns W. Leopold zum ersten Male von dort abgegangen, um eine Ladung von ca. 2000 Centnern Getreide nach Hamburg zu verfahren. Das Boot zeigte bei der angegebenen Belastung den verhältnißmäßig geringen Tiefgang von 2 Fuß 10 Zoll.

— Das Oberpostamt zu London hat eben seinen Jahresbericht für 1860 veröffentlicht, aus dem wir Einiges mittheilen, was ein Zeugniß für den ungeheueren Briefverkehr im britischen Reiche giebt, der einzig in seiner Art dasteht. Die englische Post hat im Jahre 1860 462,000,000 Briefe befördert, die schottische 54,000,000, die irische 48,000,000, im Ganzen also 564,000,000 Briefe, 19,000,000 mehr als 1859. In London kommen 43 Briefe auf den Kopf, in Edinburg 36, in Dublin 34, in Manchester 28, in Birmingham 28, in Liverpool 27, in ganz England 22. Außerdem sind noch 71,000,000 einzelne Zeitungsnummern und 11,700,000 Kreuzbandsendungen befördert worden. Doch konnten von allen diesen Briefen im Ganzen 2,000,000, also jeder 282ste nicht an seine Adresse gelangen, gewöhnlich wegen ungenauer Angabe derselben ..... Postbeamte sind beschäftigt über 25,000, wovon etwa die Hälfte Postmeister und die andere Hälfte Unterbeamte sind ..... Die Brutto-Einnahme belief sich außer dem Gewinn bei den Postvorschüssen (mehr als 100,000 Pfd. Sterl.) auf weit mehr als 3¼ Mill. Pfd.

— Omnibus-Verkehr in London. Der Sekretär der Londoner Omnibus-Compagnie berichtete in einer offiziellen Angabe, daß diese Gesellschaft 649 Omnibusse und 6600 Pferde täglich in Bewegung hält und etwa 3000 Personen beschäftigt. Es existiren 60 verschiedene Routen, und die Einnahme an Fahrgeldern in einer Woche betrug bis 13,300 Pfd. St. Das durchschnittliche Fahrgeld betrug 3¼ Pence für jeden Passagier von überhaupt 20 Millionen Passagieren.

— Schiffe auf Eisenbahnen. Die Provinz Preußen besitzt einige dem Verkehr dienende Werke, die in jedem Beschauer, möge er Kenner oder auch nur ein Laie sein, großes Interesse erwecken müssen, und in der That fast einzig dasteben, nämlich die großen Eisenbahnbrücken bei Dirschau und Marienburg und den Oberländischen Kanal zwischen Osterode und Elbing. Etwa 1 bis 1½ Meile von Elbing gewahrt der Reisende einen ca. 300 Fuß über der Elbing-Marienburger Niederung aufsteigenden Höhezug, welcher der Absturz des Oberlandes ist, der an Seen und an Produkten des Wald- und Feldbaues reichen Kreise Osterode, Rosenberg, Saalfeld und Mohrungen. Den Produkten einen leichtern Absatz zu verschaffen, boten die Seen scheinbar ein treffliches Kommunikationsmittel; unbenutzt mußte jedoch dasselbe bleiben, so lange nicht ein Mittel gegeben war, die Schiffe sicher und billig den Absturz von 300 Fuß zu Thal und Berg zu befördern. Schleusen wären in der Anlage zu kostspielig, in der Benutzung fortgesetzt zu zeitraubend gewesen, denn da gewöhnlich nur 6—8 Fuß Höhenunterschied durch eine Schleusenkammer bewältigt werden, so hätte man hier 40 bis 50 Schleusenkammern nöthig gehabt. So wurde denn der Plan gefaßt, die Schiffe mittelst Eisenbahnen und Drahtseilen, welche von kolossalen Wasserrädern auf- und abgewunden werden, auf geeigneten Ebenen zu Thal und zu Berg zu befördern. In hohem Grade interessant ist der Anblick des mit Gütern belasteten Schiffes, wenn es am Ende des Kanals zwischen die aus dem Wasser ragenden Gitterwände des ganz eisernen Wagens fährt, dann auf ein Signal das kolossale Wassergetriebe lautlos, doch mit unwiderstehlicher Gewalt sich zu drehen beginnt, Wagen und Schiff langsam und stetig vorwärts ziehend. Anfangs schwimmt letzteres noch, doch indem der Wagen allmälig aus dem Wasser emporsteigt, legt das Schiff seinen Kiel auf denselben und wird endlich ganz von ihm getragen. So übersteigt es die Krone des Kanaldammes und fährt dann auf der geneigten Ebene unter Anwendung starker Hemmvorrichtungen zu Thal, wo es im sogenannten Unterhaupte in ähnlicher Weise wieder in's Wasser taucht, wie es im Oberhaupte dasselbe verließ. Besonders überraschend ist es in dieser Weise — gewissermaßen wie in den Armen der Amme das Kind — ein Dampfschiff zu sehen. Mannichfaltige Schwierigkeiten traten der Ausführung der Anlagen entgegen und es bedurfte zwanzigjähriger beharrlicher Studien und eiserner Willenskraft des Königl. Baurathes Kenke(?), der vielseitigsten Hülfsmittel des Staats, um das Werk zu vollenden. Erst die Besichtigung in allen Theilen vermag eine klare Darstellung

Digitized by Google

des Bauwerks zu geben, jede Beschreibung muß hinter derselben zurückbleiben. Von Elbing ist der nördliche Anfang dieses Bauwerks in zwei Stunden zu erreichen; der Oberländer Kanal aber ist 20 Meilen lang, während 101½ Meilen Ufer der See durch ihn mit einander und mit dem handels- und gewerbsthätigen Elbing verbunden sind. (Zeitschr. d. Ver. f. E.)

Handelsgeographie und Waarenkunde.

— **Kautschukproduktion in San Salvador.** — In San Salvador wie an den gesammten Küsten von Mittelamerika, giebt es eine große Menge von Kautschukbäumen. Gleichwohl wird von dort fast gar kein Kautschuk exportirt, wahrscheinlich, weil die Einwohner mit der Art und Weise, das Kautschuk so zu präpariren, daß es auf den europäischen Märkten geneigenden Werth hat, unbekannt geblieben sind. Man begnügte sich bisher damit, den aus den Einschnitten der Bäume ausgeflossenen Saft auf einer Schicht von Thon zu sammeln und dann stehen zu lassen, bis er sich verdickt hatte. Das so zubereitete Kautschuk ist mit vielen Unreinlichkeiten versehen, welche seinen Werth erheblich verringern. Herr Schlesinger, ein Ungar, erhielt im Jahre 1860 von der Regierung ein Privilegium auf die Extraction des Kautschuks, gültig auf ein Jahr, unter der Bedingung, daß er eine Musteranstalt für die Zubereitung des Kautschuks begründe und allen denen, welche über diese Zubereitung Auskunft von ihm verlangen würden, dieselbe ertheile. Nach dem Verfahren von Schlesinger wird der Saft, den man, wie bisher, durch Einschnitte, die mit einem Beile oder Messer gemacht werden, gewinnt, in hölzernen Näpfen gesammelt und zunächst durch einen blechernen Durchschlag gegeben, in welchem Rindenstückchen und andere fremdartige Theile zurückbleiben. Man vertheilt den Saft dann in der doppelten Quantität Wasser, seibt die Mischung durch ein Tuch und gießt sie in ein Reservoir, in welchem man noch ebenso viel Wasser als vorher hinzufügt, so daß die Mischung aus ⅔ Wasser und ⅓ Saft besteht. Man läßt sie 24 Stunden lang ruhig stehen, wobei der Saft sich oben absondert. Das Wasser wird dann durch Hähne, welche am Boden des Reservoirs angebracht sind, nach und nach mit Vorsicht abgelassen. Der Saft wird darauf wieder mit derselben Menge Wasser vermischt, abermals 24 Stunden lang stehen gelassen und das Wasser wieder vorsichtig abgelassen. Diese Operation wird wiederholt, so oft es nöthig ist, d. h. bis das Wasser, welches Anfangs schmutzig und trübe aussieht, ganz klar und rein abläuft. Der Saft wird sodann 24 Stunden in Gefäße gebracht, die mit kleinen Löchern versehen sind, durch welche der letzte Rest des Wassers abfließt.

Es handelt sich nun noch darum, ihm die nöthige Konsistenz zu geben. Zu diesem Zwecke nimmt man auf 1 Centner des rohen Saftes eine halbe Flasche warmes Wasser, in welchem eine Unze Alaun aufgelöst ist, gießt diese Flüssigkeit zu dem Safte und vermischt beides durch wiederholtes Umrühren. Der Saft fängt nun alsbald an sich zu härten; man bringt ihn dann unter eine Presse, wo er vollends fest wird, indem er zugleich die letzten Reste von Feuchtigkeit verliert. Nach dem Herausnehmen aus der Presse wird das Kautschuk im Schatten erhalten und zuletzt zur Ausfuhr verpackt. Schlesinger berechnet, daß der Centner so präparirtes Kautschuk in San Salvador auf 40 Piaster zu stehen kommt, ein Gestehungspreis, bei welchem der Producent noch einen erheblichen Gewinn haben würde.

(Ill. Gwbztg.)

— **Einige Industriezweige Oesterreichs.** Oesterreich besitzt einzelne eigenthümliche Industriezweige, von denen nur wenige durch das verwandte Erzgebirge nach Sachsen übergreifen. Wir geben nachstehende interessante Notizen nach Kolatschek, Stimmen der Zeit, Nr. 32: Die Produktion der Spielkarten, die nach der Türkei, den Donaufürstenthümern und nach Griechenland ausgeführt werden, beträgt gegenwärtig etwa 50,000 Dutzend Spiele. Die Zündwaaren-Industrie hat ihren Hauptsitz in Wien und beschäftigt dort in 8 größeren Etablissements an 2000 Personen. Die Fürth'sche Fabrik in Schütten hofen (Böhmen) erzeugt jährlich 1,100,000 Kistchen und 1,200,000 Büchsen Zündhölzer und beschäftigt außer der Fabrik 1800 Menschen. — Von dem Betriebe der Meerschaum- und Bernsteinarbeiten geben die Wiener Etablissements einen Begriff. In einem derselben werden jährlich 13,000 Meerschaumpfeifen, an 16,000 Massapfeifen und gegen 50,000 Cigarrenspitzen erzeugt; nöthigenfalls kann aber das Doppelte geliefert werden. — Die Erzeugung von Packonglöffeln (Platinwaaren) dürfte gegenwärtig an 200,000 Dutzend betragen. — Die Blechlöffel- und Spiegelfabrikation, deren Hauptsitz Platten bei Gotesgabe ist, produzirt durch 120 Meister jährlich eine halbe Million verzinnte Löffel und 300,000 Stück Spiegel, wozu 4000 Centner Eisen und 300 Centner Zinn verwendet werden. — Bleistifte liefert unter andern die europäisch berühmte Fabrik von Hardtmuth, früher in Wien, jetzt in Budweis, mit 100 Arbeitern jährlich an 500,000 Dutzend von der billigsten Sorte — das Gros zu 27 Kreuzer Conv.-M. (9 Sgr.) bis zu 10 Gulden. — In Niederösterreich erfreut sich die Schrauben-, Nieten- und Stift-Fabrikation besonders durch Brevillier & Co. in Neukirchen eines großen Aufschwunges. In diesem Etablissement und in den übrigen Fabriken wurden in einem Jahre erzeugt: Schrauben 29 Mill. Stück, Stifte 152½ Mill. St., Nieten 32½ Mill. St., Schrauben und Nieten (nicht getrennt) 3 Mill. St. und sonstige Nieten und Stifte noch 81 Mill. Stück. — Schuh-Ahlen werden in Ober-Oesterreich gefertigt und zwar jährlich in 45 Gewerken aus 1160 Ctrn. Stahl = 17½ Mill. im Werthe von 85,520 Gulden, durch 210 Arbeiter, deren Jahreslohn 16,800 Gulden betrug. In Ober-Oesterreich werden auch Maultrommeln in Masse fabrizirt und zwar: jährlich 481,000 Stück im Werthe von 34,926 Gulden, wobei an 100 Arbeiter jährlich 8000 Gulden verdienen.

— **Papierkragen von Häckel & Comp. in Leipzig.** Die Verwendung des Papiers zu diesem Zwecke ist zwar nicht neu, doch

Digitized by Google

zeichnen sich die in Rede stehenden Papierkragen dadurch aus, daß sie aus zwei Papierlagen bestehen, zwischen welchen ein Gewebe von Baumwollenstoff befindlich ist; die Kragen gewinnen dadurch an Dauerhaftigkeit, die besonders den Knopflöchern zu Gute kommt. Diese Kragen werden in allen Façons gefertigt und grosweise zu Preisen, welche etwa dem Wäscherlohn für Leinwandkragen gleichkommen. Der niedrigste Grospreis ist 2½ Thlr. für die einfachste Form der Kragen. Wegen der Glätte des Papieres haftet Staub weniger leicht an der Oberfläche dieser Kragen als an Geweben; es bleiben daher solche Kragen länger weiß als Leinwandkragen. Jedenfalls verdienen diese Surrogate für Leibwäsche Berücksichtigung wegen ihrer Billigkeit und Bequemlichkeit. Das Verkaufslokal der Herren Häckel & Co. befindet sich in Leipzig, Hainstraße Nr. 24. (S. J.)

— Die Tabakkultur Ungarns hat in den letzten Jahren derartige Fortschritte gemacht, daß man, statt früher Tabak aus der Pfalz zu beziehen, gegenwärtig in Wien, Pesth, Czaba, Arad, Szegedin und Hatzfeld nach und nach 63,000 Centner ungarische Tabake versteigern kann.

Nützliche Rezepte.

— Ein Mittel, Spitzen, Tüll, Mousselines und andere leichte Stoffe unverbrennbar zu machen, hat ein französischer Chemiker erfunden. Dasselbe besteht einfach darin, daß man zu dem gewöhnlichen Quantum Stärke noch ein halbmal so viel Kreide mischt und mit dieser Mischung den betreffenden Stoff stärkt. Die beigemengte Kreide soll das Aussehen, die Qualität und Weise des Stoffes in Nichts beeinträchtigen. Wenn sich das Mittel bewährt, so wird sich in Folge der häufig vorkommenden Unglücksfälle durch Feuer dessen Verbreitung nicht genug empfehlen lassen.

Miszellen und Kuriosa.

— Tabakverbrauch. — Der Verbrauch dieses Krautes, das über die ganze Erde verbreitet ist, steigt in einem größeren Maße als die Produktion. Nordamerika raucht soviel Tabak wie 10 Millionen Engländer Brod essen. England, welches keinen Tabak baut, verbraucht jährlich 150,000 Centner. Bekanntlich wird hier das Rauchen mit einer solchen Verachtung bestraft, wie kaum irgendwo, und doch hat der Tabakverbrauch hier in den letzten 10 Jahren um 25 Prozent zugenommen. In Hamburg, mit 120,000 Einwohnern, gehen täglich 40,000 Cigarren in Rauch auf. In Dänemark beträgt der Verbrauch pro Kopf der gesammten Bevölkerung 4 Pfd. und in den Niederlanden ist er noch bedeutender. In Oesterreich sind 156,604 Morgen mit Tabak bepflanzt und in den kaiserlichen Tabaksfabriken sind 20,000 Arbeiter beschäftigt. Im Jahre 1846 betrug der Verbrauch in der ganzen Welt 550 Mill. Centn. Nehmen wir den mittleren Nicotingehalt auch nur zu 5 Proc. an, so werden jährlich auf unserer Erde 151,800 Centner dieses Giftes verzehrt, von welchem wenige Tropfen hinreichen, um den Tod herbeizuführen. (Aus d. Natur.)

— Im „Manchester Guardian" findet sich eine genaue Zusammenstellung der englischen Baumwollfabriken mit Angabe der gegenwärtig beschäftigten Arbeiterzahl. Daraus geht hervor, daß in 1233 Etablissements, die in gewöhnlichen Zeiten 266,507 Arbeiter beschäftigen, die Arbeitszeit gegenwärtig um 34 pCt. reduzirt ist. Ganz ohne Beschäftigung sind dermalen 26,194 Arbeiter. Bis zu Weihnachten wird die Verminderung der Arbeitszeit wahrscheinlich 50 pCt. betragen. Viele Fabriken wollen dann eine Woche, andere einen ganzen Monat lang vollständig feiern.

— Die Entdeckung neuer reichhaltiger Goldgruben bei Tuapeka auf Neuseeland hat eine große Bewegung in der australischen Welt hervorgerufen. Von Melbourne sind im Laufe des Monats September an 10,000 Goldsucher nach Neuseeland abgegangen und es wurden alle nur verwendbaren Schiffe zu ihrem Transporte benutzt.

— Nächst der Baumwolle ist in Folge der amerikanischen Wirren vielleicht kein Artikel so sehr in die Höhe gegangen als Terpentin, das bisher zumeist aus Süd-Carolina nach England gebracht worden war. Englische Kaufleute beginnen daher ihr Augenmerk auf Griechenland und die Canarischen Inseln zu richten, deren Terpentin vortrefflich sein soll. Es findet sich dieses Produkt übrigens auch auf dem Mosquite-Gebiete in Centralamerika, und New-Yorker Journale versichern, daß sich aus den in neuester Zeit wiederholt erwähnten pennsylvanischen Oelquellen ausgezeichnetes Terpentin würde gewinnen lassen.

— Bankerotte in Nord-Amerika. Zuverlässigen Berechnungen zufolge betrug die Zahl der während des Jahres 1859 in den Vereinigten Staaten stattgehabten Geschäftsbankerotte 3913 mit einer Gesammtschuldenlast von 65,294,000 Dollars. Dabei muß berücksichtigt werden, daß in diesen Zahlen nur die Fallissements größerer Geschäftsfirmen eingeschlossen sind. Rechnet man die kleineren Geschäfte, welche während des Jahres 1859 zusammenbrachen, so kann man den Gesammtbetrag der Bankerottschulden auf volle 80 Mill Dollars veranschlagen. Von diesen Fallissements kommen allein auf die Stadt New-York 290 mit Passiven im Betrage von 13,218,000 Dollars 410 von den 3913 Fallissements werden als betrügerische klassificirt, mit einer Gesammtschuldenlast von 5,650,000 Dollars. 130 Bankerotteure, deren Passiva sich auf die Gesammtsumme von 6,242,000 Dollars belaufen, werden als solche aufgeführt, die wahrscheinlich ihren Gläubigern vollauf gerecht zu werden im Stande sind. Rechnet man zu diesen Summen noch die Gerichtskosten und Advokatengebührn, welche durch Fallissements veranlaßt wurden, so kann man annehmen, daß durch das Kreditsystem mindestens 90 Millionen Dollars in den Vereinigten Staaten verloren gingen.

Digitized by Google

Handelskalender.

Die Handelskammern Deutschlands.

a. Im Königreich Preußen.*)

Das Königreich Preußen zählt 48 Handelskammern und ähnliche kaufmännische Korporationen. Nach ihrem Sitze vertheilen sich dieselben auf die acht Provinzen des Staats, wie folgt:

1. Provinz Preußen, sieben,

nämlich in Memel: Vorsteheramt der Kaufmannschaft.
„ Tilsit: Aelteste der Kaufmannschaft.
„ Insterburg: Handelskammer des Kreises (20. August 1855 errichtet).
„ Königsberg: Vorsteheramt der Kaufmannschaft.
„ Elbing: Aelteste der Kaufmannschaft.
„ Danzig: Aelteste der Kaufmannschaft.
„ Thorn: Handelskammer für die Stadt (17. Juli 1852 errichtet).

2. Provinz Posen, eine,

nämlich in Posen: Handelskammer für die Stadt (20. Januar 1851 errichtet).

3. Provinz Pommern, eine,

nämlich in Stettin: Vorsteher der Kaufmannschaft.

4. Provinz Brandenburg, zwei,

nämlich in Berlin: Aelteste der Kaufmannschaft.
„ Kottbus: Handelskammer des Kreises (15. August 1851).

5. Provinz Schlesien, sechs,

nämlich in Görlitz: Handelskammer für Stadt und Kreis (19. November 1849).
„ Hirschberg: Handelskammer für die Kreise Hirschberg und Schönau (30. Juli 1849).
„ Landeshut: Handelskammer für den Kreis (30. Juli 1849).
„ Breslau: Handelskammer für die Stadt (30. März 1849).
„ Schweidnitz: Handelskammer für die Kreise Reichenberg Schweidnitz und Waldenburg (16. März 1849).
„ Gleiwitz: Handelskammer für die Kreise Gleiwitz, Beuthen, Lublinitz und Pleß (23. September 1859).

6. Provinz Sachsen, fünf,

nämlich in Magdeburg: Aelteste der Kaufmannschaft.
„ Halle: Handelskammer für die Stadt, die Saalörter und Eilenburg (20. Dezember 1856).
„ Erfurt: Handelskammer für den Kreis (18. Oktober 1844).
„ Mühlhausen: Handelskammer für die Kreise Mühlhausen, Heiligenstadt und Worbis (4. Dezember 1848.)

---

*) In den folgenden Heften werden wir zunächst die Uebersicht über die deutschen Handelskammern, so weit uns die Adressen bekannt geworden, vervollständigen und dann den uns zugänglichen Berichten derselben, die natürlich nur im Auszug gegeben werden können, in jedem Hefte einige Kolumnen widmen.

Digitized by Google

nämlich in Nordhausen: Handelskammer für die Städte Nordhausen, Benneckenstein, Bleicherode und Ellrich (9. Oktober 1858).

7. Provinz Westfalen, neun,

nämlich in Minden: Handelskammer für die Kreise Minden, Lübbecke und die Stadt Blotho (4. Dezember 1848).
„ Bielefeld: Handelskammer für die Kreise Bielefeld, Halle, Wiedenbrück und den Ravensburgischen Theil des Kreises Herford, excl. Blotho (4. Dezember 1848).
„ Münster: Handelskammer für die Kreise Münster, Beckum, Steinfurt, Warendorf und Tecklenburg (25. Januar 1854).
„ Arnsberg: Handelskammer für die Kreise Arnsberg, Brilon, Meschede (11. Juni 1851).
„ Siegen: Handelskammer für den Kreis (25. Mai 1849).
„ Lüdenscheid: Handelskammer für den Kreis Altena (17. Dezember 1849).
„ Iserlohn: Handelskammer für den Kreis (28. August 1850).
„ Hagen: Handelskammer für den Kreis (18. Oktober 1844).
„ Bochum: Handelskammer für den Kreis (19. Mai 1856).

8. Rheinprovinz, siebzehn,

nämlich in Wesel, Mülheim a. d. Ruhr, Duisburg, Essen (auch für die Städte Werden und Kettwig), Elberfeld (auch für Barmen), Lennep (für den Kreis), Solingen, Düsseldorf, Krefeld, Neuß (für die Bürgermeisterei, 18. März 1861), Gladbach, Köln, Stolberg (für die Kreise Düren und Landkreis Aachen, excl. Stadt Burtscheid, 3. April 1850), Aachen (auch für Burtscheid), Eupen (für den Kreis, 12. September 1858), Koblenz, Trier (auch für die Kreise Bitburg, Trier Land, Saarburg und Wittlich, 5. März 1855, bez. 3. Juni 1861).

b. Im Kaiserthum Oesterreich.

Im Kaiserthum Oesterreich existiren gegenwärtig 47 Handels- und Gewerbekammern, nämlich:

im Erzherzogthum Oesterreich unter der Ens (Nieder-Oesterreich), zu: Wien.
„ „ „ ob „ „ (Ober Oesterreich), zu: Linz.
„ Herzogthum Salzburg, zu: Salzburg.
„ „ Steiermark, zu: Graz, Leoben.
„ „ Kärnten, zu: Klagenfurt.
„ „ Krain, zu Laibach.
„ Küstenland, zu: Triest, Görz (Görzer Kreis), Rovigno (Mitterburger Kreis).
in der Grafschaft Tyrol und Vorarlberg, zu: Insbruck (Insbrucker Kreis), Botzen (Brixener Kreis), Roveredo (Trienter Kreis), Feldkirch (Vorarlberg).
im Königreich Böhmen, zu: Prag, Reichenberg, Eger, Pilsen, Budweis.
in der Markgrafschaft Mähren, zu: Brünn, Olmütz.
im Herzogthum Schlesien, zu: Troppau.
„ Königreich Galizien und Lodomerien, zu: Lemberg, Krakau.
„ Herzogthum Bukowina, zu: Czernowitz.
„ Königreich Dalmatien, zu: Zara, Spalato, Ragusa.
in den Königreichen Kroatien und Slavonien, zu: Agram, Fiume, Essek.
„ der Woiwodina, zu: Temeswar.
im Königreich Ungarn, zu: Pesth, Preßburg, Oedenburg, Kaschau, Debreczin.
„ Großfürstenthum Siebenbürgen, zu: Klausenburg, Kronstadt.
„ Venetianischen Königreich, zu: Venedig, Udine, Treviso, Padua, Vicenza, Belluno, Rovigo, Verona.

Digitized by Google

Die deutschen Handelsconsulate.

Königreich Bayern.

a. Die im Ausland residirenden königlich bayerischen Handelsconsuln.

(G. C. = Generalconsul, C. = Consul, V. C. = Viceconsul.)

Amerika (**Ver. St. von**), Baltimore: W. Dresel, C.
„ „ Cincinnati: C. F. Adae, C.
„ „ Louisville: John Smidt, C.
„ „ Milwaukie: L. Frhr. v. Baumbach, C.
„ „ New-Orleans: J. H. Eimer, C.
„ „ New-York: G. H. Siemon, C.
„ „ Philadelphia: Cl. Ph. Fr. Hagedorn, G. C.
„ „ St. Louis: E. C. Angelrodt, C.
Baden, Karlsruhe: Karl Barthold, C.
„ Mannheim: Fr. L. Bassermann, C.
Belgien, Antwerpen: C. Coomans, C.
Brasilien, Rio de Janeiro: F. K. Kerstein, C.; C. Nicke, C.
Bremen: Th. Lürmann jun., G. C.
Frankfurt a/M.: Karl Frhr. von Rothschild, G. C.
Frankreich, Bordeaux: J. H. Frhr. von Sulzer-Warth, C.
„ Cette und Montpellier: Alfred Westphal, C.
„ Le Havre: Fr. Kestner, C.
Griechenland, Athen: H. Bernau, C.
Großbritannien, Gibraltar: G. Wortmann, C.
„ Liverpool: C. Stöß, C.
„ London: Ad. Brandt, G. C.
„ Malta: L. v. der Pforten, C.
Hamburg: Eugen Kulenkamp, G. C.
Hannover, Emden: K. Bocke, C.
„ Harburg: Ed. Heins, C.
„ Münden: J. B. Holzmüller, C.
Hessen (**Großh.**): Karl Frhr. v. Rothschild, G. C., Frankfurt.
Lübeck: K. H. Müller, C.
Nassau: Karl Frhr. v. Rothschild, G. C., Frankfurt.
Niederlande, Amsterdam: C. A. Schätzler, C.
„ Rotterdam: C. Köhler, C.
Oesterreich, Botzen: Johann Putzer Edler v. Reibegg, C.
„ Triest: G. Gwinner, C.
„ Venedig: Fr. Oexle, C.
„ Wien: Leopold Edler v. Wertheimstein, C.
Oldenburg: Th. Lürmann, G. C., Bremen.
Päpstliche Staaten, Ancona: R. Baluffi, C.
„ „ Civitavecchia: Fr. Flaminj, C.
Portugal, Lissabon: Georg Seidel, G. C.
Preußen, Aachen: C. E. Dahmen, C.
„ Köln: J. Chr. D. Bartels, G. C.
Rußland, Moskau: Peter Dreyer, C.
„ Odessa: Josaphat Ettlinger, C.
„ Riga: Wilhelm Rütz, C.
„ St. Petersburg: Fr. W. Walz, G. C.
Sachsen, Dresden: G. L. Hesse, C.

Digitized by Google

Schweden und Norwegen, Christiania: Chr. Toensberg, C.
Schweiz, Winterthur: J. H. Frhr. v. Sulzer-Warth, G. C.
Spanien, Madrid: Dan. Weisweiler, G. C.
„ Havana: Tito Vicino, C.

b. Die im Inland residirenden Handelsconsuln.

Argentinische Conföderation: Daniel Ley, C., Fürth.
Belgien: Moritz v. Hirsch, C., München; G. Platner, C., Nürnberg.
Brasilien: Fr. M. Barreto de Aragao, G. C., München.
Bremen: Franz Dessauer, C., Aschaffenburg.
Frankreich: J. F. Kaufmann, V. C., Ludwigshafen.
Griechenland: Hofrath Dr. v. Schauß-Kempfenhausen, C., München.
Niederlande: W. A. Travers, V. C., Ludwigshafen; K. Meyer, C., Nürnberg.
Nordamerika: K. Obermayer, C., Augsburg; Andrew Ten Brook, C., München; Phil. Geisse, C., Nürnberg.
Portugal: } Franz Dessauer, G. C., Aschaffenburg.
Spanien: }
Württemberg: Jos. v. Hirsch, C., München.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

Korrespondenz mit unsern Freunden und Abnehmern.

Beantwortung an uns gerichteter Anfragen.

Herrn Prof. **K.** in **Ch.** Ihre freundliche Offerte ist uns von der Verlagshandlung mitgetheilt worden, und werden wir uns erlauben, Ihnen unsere Ansichten schriftlich auszusprechen.

Herrn Prof. **Pr.** in **L.** Wir danken Ihnen für die Einsendung der Statuten des „Vereins junger Kaufleute von Zürich". Geben Sie uns recht bald nähere Notizen über die Resultate desselben. Dem „Verein" selbst, der sich die „Anordnung merkantil-wissenschaftlicher Vorträge, gegenseitige Belehrung, Förderung kollegialischer Gesinnung und Verbindungen mit ähnlichen Vereinen durch Korrespondenz" zum Ziel gesetzt, wünschen wir alles Glück. Möge derselbe unter Leitung seines trefflichen Präsidenten, Herrn G. A. Matthey, einer erfolgreichen Zukunft entgegen gehen!

Herrn **H. M.** in **Pr.** Auf die äußerst interessante Schrift der Herren Dormizer und Schebek über die „Erwerbsverhältnisse im böhmischen Erzgebirge" werden wir im nächsten Heft ausführlich hinweisen und dem wichtigen Gegenstand später wiederholt unsere Spalten widmen.

Herrn **C. Z. Nr. 33.** Ihr Gedanke, zu Beginn der Weltausstellung einen „Führer" in Ihrem Sinne dem Magazine einzuverleiben, ist eben so gut als praktisch. In den beiden ersten Heften des folgenden Bandes, die im April und Mai d. J. erscheinen werden, hoffen wir auf Grund mehrmaligen eigenen Besuchs der Weltstadt und der Fabrikationsdistrikte Englands so wie unter Benutzung unserer mit den Lokalverhältnissen jenseits des Kanals innig vertrauten Freunde, billigen Erwartungen Genüge zu leisten. — Was Ihre Anfrage wegen der „englischen Sprache" betrifft, so gestehen wir Ihnen offen, daß wir für den „Toussaint-Langenscheidt'schen brieflichen Unterricht" nicht sonderlich enthusiasmirt sind. Das lebendige Wort des Lehrers findet nun und nimmermehr einen Ersatz durch brieflichen Unterricht, und zum methodischen Erlernen einer Sprache — die einzige Möglichkeit für gründliche Erlernung — gehört etwas mehr, als die Herren Toussaint und Langenscheidt bieten. Da Ihr junger Freund in der Aussprache des Englischen bereits fest ist, empfehlen wir demselben „Rothwell's" Grammatik, Uebungsbuch und Dialoge zu gewissenhaftem Studium, dazu die Lektüre eines englischen Klassikers und später von „Vogel's Handelskorrespondenz" (Leipzig, dritte Auflage). Ein gleichzeitiges Einüben der Themen in „Gaud's" Lehrbuch über „englische Sprache" (Frankfurt, Jügel's Verlag), unter Benutzung des dazu gehörigen „Schlüssels", wird rasch eine große Fertigkeit im Gebrauch des Englischen erzielen.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von J. G. Chr. Fr. Otto Spamer.

Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Zur Geographie des Welthandels.

Die Wolga unterhalb Nischni-Nowgorod.

Die Messe von Nischni-Nowgorod.

Von **Rudolph Ludwig.**

Illustrirt nach Originalzeichnungen des Verfassers.

I.

In denjenigen Gegenden der Welt, welche nur wenige und schwierige Verkehrswege besitzen, in denen die dünngestreute Bevölkerung alljährlich kaum einmal ihre Produkte gegen die Erzeugnisse anderer Länder austauscht, sind große Jahrmärkte oder Messen seit jeher ein Bedürfniß, während solche bei geregelten und leichten Verkehrsverhältnissen mehr und mehr entbehrlich werden. Die Bewohner des östlichen Rußlands, dieses an Metallen, Holz, Schafen, Rindvieh, Pferden, Cerealien und andern Naturprodukten reichen, an die wenig bevölkerten Striche Nordasiens angrenzenden Landes, sind sowohl mit China und Persien, als auch mit dem europäischen Westen im Verkehr; sie sind die Vermittler zwischen den Handelsbeziehungen beträchtlicher Flächen zweier Welttheile. Die Kaufleute verschiedener Stämme des russischen Volkes und anderer Nationen wählten sich in Folge der durch Klima und Bodenbeschaffenheit bedingten Langsamkeit des Verkehres in jenen weit ausgedehnten Binnenländern einzelne Punkte aus, an denen sie jährlich ein- oder mehrmals ihre Waaren gegenseitig austauschen. Solcher Punkte hat Rußland in Astrachan am Kaspischen Meere für Kleinasien, Persien, den Kaukasus, in Irbit in Sibirien für dieses weite Reich, in Kiächta für die Mongolei und China, in Nischni-Nowgorod für alle

Digitized by Google

die genannten Länder und den Westen seiner Provinzen, sowie für das übrige Westeuropa. Alle östlicher gelegenen vorhergenannten Marktplätze senden ihren Antheil nach Nischni-Nowgorod, als derjenigen Handelsstadt, welche dem reichen und am stärksten bevölkerten Westen zunächst liegt. Aber noch ein ganzes Netz von kleinen Zwischenhandelsplätzen und Fabrikstädten besorgt den Eintausch der Rohprodukte und Fabrikate, sowie den Vertrieb der zu Nischni-Nowgorod dagegen eingehandelten Waaren. Jede dieser kleinen Städte hat ihren Bazar, ihr Kaufhaus mit Magazinen und Waarenniederlagen. Aber nur einmal im Jahre, mitten im Sommer, senden alle ihr aufgespeichertes Gut nach dem großen Jahrmarkte Central-Rußlands.

In Perm an der Kama, der der asiatischen Grenze zunächst gelegenen großen Hafenstadt, besteht ein Kaufhaus und Magazin, wo sich der aus China bezogene Thee (Karawanenthee), Felle und Pelzwerk aus Sibirien, Eisen, Blech, Kupfer, Metall- und Holzwaaren aus dem Ural ansammeln, um dann auf großen Schiffen nach der Messe befördert zu werden. Bei Perm mündet in die Kama die Thinssowaja, ein Strom, welcher, dem Rhein an Länge des Laufes und an Tiefe gleich, die reichsten uralischen Hüttenbezirke, Platin- und Goldwäschen durchschneidet, und auf dessen wilden Fluthen im Frühjahre die Metallflotten von Osten herab kommen. Perm ist zugleich der Ausgangspunkt des sogenannten sibirischen Traktes, des einzigen fahrbaren Weges, welcher Rußland mit Sibirien, den Amurländern und China verbindet.

Astrachan nimmt die Waaren Persiens, Baumwolle, Seide und andere Rohstoffe, sowie Wein vom Kaspisee auf, um sie die Wolga aufwärts nach Nischni-Nowgorod zu versenden. Saratow sammelt die Wolle und andere Vließe des Landes und erhält von Orenburg die aus den Kirgisensteppen zugeführten Felle und vom Don her die Produkte der Krim. Kasan liefert Leder und Lederwaaren, Stickereien, Leinen; Moskau Tuch, Seidenstoffe, Kattun, Farbwaaren; Wladimir Hanf, Messerwaaren, Waffen; Tula Glocken, Heiligenbilder und Quincaillerien. Noch viele andere Städte sammeln ein ganzes Jahr lang Rohstoffe und Fabrikate, um sie dann in einem Transporte dem Weltmarkte zuzuführen.

Nischni-Nowgorod liegt aber auch ganz geeignet für einen solchen Tauschplatz, nämlich da, wo Oka und Wolga sich begegnen, und steht fast mit allen Theilen des weit ausgedehnten Reiches durch Wasserstraßen in Verbindung. Von Osten her laufen Schiffe aus dem Kaspisee, der Kama, Thinssowaja, Wiatka, Ufa, Bjelaja in seinen Hafen ein; nach Westen verbinden es die Oka und die Moskwa mit den großen, an diesen Flüssen liegenden Städten und mit der Metropole des Reiches, mit Moskau; die Kliasma trägt Schiffe nach Wiasniki und Wladimir, die Wolga aufwärts nach Jaroslaw, Twer und Nowgorod-Wiliki, ja selbst nach Petersburg und nach Archangel am Weißen Meer; denn große Kanäle verbinden sie durch die Tschelena mit der Suchonna und Dwina und durch den Msta mit dem Ilmensee, welcher durch den Wolchow mit dem Ladogasee und der Newa zusammenhängt.

Nischni-Nowgorod ist eine der alten Städte des Czarenreiches; sie liegt auf dem etwas spitzwinkligen Vorgebirge, welches die Oka mit der Wolga bespült, auf dem rechten Ufer beider Flüsse, und besteht aus der Uferstadt, der Bergstadt und dem Kremlin (der Burg). Ihr gegenüber auf dem linken Oka- und dem rechten Wolga-Ufer steht die Handelsstadt, welche nur im Sommer bewohnt wird und erst vor etwa 45 Jahren mit einem Aufwande von fünfzehn Millionen Silberrubel erbaut worden ist.

Digitized by Google

Wolga-Ufer unterhalb Nischni-Nowgorod.

Die Ufer des mächtigen, breiten, aber stark versandeten Okastromes und der gewaltigen, hier schon 5000 Fuß breiten Wolga sind nirgends durch Mauern geschützt, sondern fallen steil in das Flußbett ab. An ihnen hin führen nur nothdürftige Wege nach den Ladeplätzen und den Haltestationen der Dampfboote. Dreißig bis vierzig Fuß höher als der Sommerwasserstand sind von Balken und Bohlen Anlandestellen für die Zeit des Hochwassers angebracht; denn wenn der Schnee schmilzt, steigt das Niveau der Ströme auf diese Höhe, überfluthet die Handelsstadt und die an drei bis vier Meilen breiten Ebenen auf der linken Oka- und Wolga-Seite, so daß alsdann die alte Nischni-Nowgorod an einem gewaltigen See gelegen ist. Nur in der Nähe der Dampfboot-Stationen gewahrt man nothdürftige Ausladevorrichtungen, die aus hölzernen Schleppbahnen mit Erdwinden und Kurbelhaspeln bestehen, durch welche nur kleine, nicht über 4—5 Centner schwere Waarenballen ausgeladen werden können. An den Landeplätzen der Segelschiffe werden alle Hülfsvorrichtungen, Krahne u. drgl. m. vermißt: der Mensch verwendet hier seine Kräfte auf die ursprünglichste Weise.

In der Höhe von ungefähr vierzig Fuß über dem Sommerwasserstande zieht sich die tiefste Straße der Uferstadt, beiläufig $^1/_4$ Meile lang an der Wolga ab- und $^1/_8$ Meile an der Oka aufwärts. Kasernen, Niederlagen, Handelshäuser, Fabriken für Maschinen, Theer, Seife, Segeltuch, Taue, einige schöne Gasthöfe, Kirchen und Wohnungen, sämmtlich aus Stein erbaut, mit Blechdächern, geben derselben ein ganz europäisches Ansehen. Die Straße ist gepflastert und mit breiten Trottoirs versehen. Eine Stufe höher liegt an der Oka ein prächtiges Kloster mit seinen Kuppeln und Thürmen, darüber die Bergstadt, welche man vom Ufer und von der gegenüber

liegenden Handelsstadt aus nicht erblickt; nur ein Uhr- und Glockenthurm, welcher zugleich als Feuerwächterstation dient, mehrere hohe Kirchenkuppeln und die höchsten Zinnen des Kremlin treten hervor.

Das steile Uferland, aus dünn geschichtetem, chokoladefarbigem oder rothem und grünem, lockerem Sandstein, Mergel und weißen Kalk- und Gypslagern bestehend, ist mehrfach von 200 bis 300 Fuß tiefen Wasserrissen durchbrochen, welche sich stundenlang fortziehen und endlich auslaufend verzweigen. Am Südende der Wasserstadt tritt ein solcher Wasserriß unbewachsen in die Oka aus; die Höhen seiner Umgebung sind kahl und nur spärlich von Gras bedeckt. Er berührt die Bergstadt und trennt das Quartier der Arbeiterbevölkerung von den Wohnungen der Kaufherren und Handwerker.

Von der Wolga aus präsentirt sich die Wasserstadt eben so reich an schönen Bauwerken, über denen sich der mit starken Mauern, hohen festen Thürmen und reich vergoldeten Kirchenkuppeln ausgestattete Kremlin erhebt. Ein hier ausmündender tiefer, vielfach verzweigter Wasserriß, welcher den Hügel des Kremlin fast ganz umzieht, ist durch Mauern, Gärten und Baumwuchs gesichert; in ihm sind Obstbaumgärten angelegt, so daß er ein anmuthiges Bild gewährt. An ihm aufwärts zieht sich die Bergstadt, welche das Plateau der Uferhöhen weithin bedeckt. Gradlinige gepflasterte oder wenigstens mit Holztrottoirs versehene Straßen theilen diesen, aus steinernen und hölzernen Gebäuden bestehenden Stadttheil in viele regelmäßige Quartiere. Die reichen Kaufherren, der Adel der Umgegend, angesehene Fabrikanten und Handwerker nebst den kaiserlichen Beamten wohnen hier, und schöne Gärten verbinden die zuweilen einzeln stehenden Gebäude. Im Kremlin, den die von Czar Iwan dem Grausamen erbauten dicken Mauern abschließen, befinden sich die Wohnungen für den Gouverneur, die Offiziere und hohen Geistlichen, das Telegraphenamt, die kaiserliche Druckerei und einige Kasernen, daneben prächtige Kirchen und auf einem freien Platze der zum Andenken des Nischni-Nowgoroder Helden Minin aufgerichtete Obelisk. Kosma Minin, ein Bürger dieser Stadt, begeisterte durch Wort und That im Jahre 1612 seine Mitbürger zu großen Opfern und Anstrengungen und ward dadurch der Retter Rußlands aus den Händen der polnischen Könige. Ihm verdankten in Folge dessen die Vorfahren des jetzt regierenden kaiserlichen Hauses (Romanow) ihre Erwählung und Erhebung auf den Thron der Czaren. Die Stadt der Arbeiter, welche auch von Landbauern, ärmeren Handwerkern, Schiffern und Frachtfuhrleuten bewohnt wird, besteht aus kleinen Holzhäusern, welche am Ende des südlichen Wasserrisses angelegt sind. Kurz vor meiner Ankunft zu Nischni-Nowgorod waren in Folge einer Erdrutschung mehrere solcher Häuser in einen Arm des Wasserrissesherabgesunken.

Vom Rande der Uferhöhen, oder von den Thürmen des Kremlin genießt man eine weite Aussicht über das Land, welche erst in großer Ferne von den Hügeln an der Kliasma bei Wiasniki und an der Wolga beschränkt wird. Während der Messe sind die beiden Ströme weithin von unzähligen hochmastigen Lastschiffen bedeckt. Abgehende und ankommende Dampfer und Barken beleben die Scene. Auf der zwischen der Wasser- und der Handelsstadt aufgeschlagenen langen Schiffbrücke drängt sich Wagen an Wagen; die regelmäßig zwischen zwei Kanälen auf einer in der Oka gelegenen Insel erbaute Handelsstadt ist dann links und rechts umgeben von Buden, Zelten, Speise-, Thee- und Kaffeehäusern und allen sonstigen bei solchen

Digitized by Google

Gelegenheiten sich zusammenfindenden Vergnügungsvorrichtungen. Bunte Wimpel und die Flaggen der kaiserlichen Behörde wiegen sich darüber in den Lüften.

Verkehr zur Zeit der Messe in Nischni-Nowgorod, mit der Tatarenstadt im Hintergrunde.

Während meines Aufenthaltes zu Nischni-Nowgorod trübte sich eines Tages der ferne westliche Horizont; braune und gelbe, rothe und graue Rauchsäulen stiegen in die Höhe und vereinigten sich zu einem meilenlangen undurchsichtigen Schleier. Die Atmosphäre ward allmälig mit nach Pech und Harz riechendem Rauche erfüllt. Es war nämlich zwischen Wladimir und Nischni-Nowgorod einer von den großen

Digitized by Google

Waldbränden ausgebrochen, welche in jenen Gegenden nicht selten durch die im Freien übernachtenden Güterkarawanen veranlaßt werden und so lange anzudauern pflegen, bis der Wind die Glut an das Ufer eines Stromes treibt, oder bis ein heftiger Regen sie löscht. Jener Brand unterbrach die Verbindung zwischen Moskau und Nischni-Nowgorod einige Tage lang.

Die Handelsstadt auf der linken Okaseite enthält einen Palast für den Gouverneur, der zugleich als Polizeibureau, Kaserne und Postexpedition dient; im Erdgeschoß sind mehrere Kaufläden, namentlich für Modewaaren, Seidenzeuge u. dergl. Luxusgegenstände angebracht. Der auf einem freien Platze stehende Palast ist links und rechts umgeben von den Quadraten der Kaufhallen, die sämmtlich von Stein nach gleichem Muster aufgeführt sind. Derartiger Quadrate giebt es außer den sechs ausschließlich von Muhammedanern bewohnten, die etwas anders eingerichtet sind, vierundzwanzig. Jede Seite eines solchen Vierecks enthält 40 bis 50 einzelne Kaufläden und die dazu erforderlichen Magazine. Die dazwischen befindlichen breiten Straßen sind ungepflastert und deshalb mit tiefem Staube bedeckt, aber vor den Läden läuft ein 10—14 Fuß breiter gedielter und überdachter Säulengang her, so daß man im Schatten und im Trocknen gehen kann. Die Kaufläden sind sehr geräumig und stehen nach der Hofseite mit Waarenschoppen in Verbindung. Ueber denselben befinden sich je zwei bis drei kleine Zimmer, welche zwar nicht elegant, aber doch hinreichend bequem möblirt, den Kaufherren und ihren Gehülfen während der Messe zur Wohnung dienen. Hier darf zur Verhütung von Feuersgefahr weder gekocht noch geraucht werden. Für diese Zwecke sind links und rechts von der Handelsstadt gelegene, durch breite Wassergräben von ihr getrennte Anstalten vorhanden.

Die für Muhammedaner bestimmten Straßen werden von Häusern gebildet, welche in chinesischem Geschmack erbaut und etwas höher als die übrigen, aber sonst von gleicher Einrichtung sind.

Durch die Mitte der Stadt führt eine vierreihige Baumallee, mit mehreren Brunnen; am Ende derselben liegt eine für den orthodoxen russischen Gottesdienst eingerichtete Kirche mit vergoldeter Kuppel und reichem Glockenspiele. Links davon auf einer Insel jenseits des Kanals steht die armenische Kirche, rechts, ebenfalls durch Wasser isolirt, die Moschee der Tataren, beide reich und solid gebaut in ernster Haltung.

Der große Kaufhof wird durch einen fast 1000 Fuß breiten, nur an zwei Stellen überbrückten Kanal ringsum isolirt; er grenzt nach Osten an die Oka, in welcher noch eine umfangreiche, während der Messe mit zahlreichen Buden bedeckte Insel liegt. Diese Insel dient dem Handel mit Nägeln, Ankern, Amboßen, Stabeisen, Blech von Eisen und Kupfer, Glocken und andern schweren Metallwaaren. Viele hundert große und kleine Schiffe liegen in buntem Wechsel weit auf- und abwärts in der Oka und Wolga; sie sind zum Theil mit Mühlensteinen, Schleifsteinen, Grabmonumenten, mit Holzasche, Bast von Linden, Birkenreifern und zu Ringen für Wagenradreifen gebogenen Birkenstangen, mit in Felle eingenähten Theeballen, Eisenstangen, Dielen, Bohlen, Balken, zum Theil mit Nahrungsmitteln für die den Jahrmarkt Besuchenden angefüllt. Am Ufer werden Theeballen und die übrigen genannten Gegenstände theils unter Schoppen, theils unbedeckt aufgehäuft, so daß man Stundenlang zwischen ihnen fortwandern kann; Wagen, Pferde, Lastträger eilen ab und zu. Am Wolga-Ufer haben die Dampfschifffahrts- und andere Speditions-Gesell-

Digitized by Google

schaften während der Messe ihre Bureaux in geräumigen beflaggten Holzhäusern eingerichtet, so daß die Händler alles bequem vereinigt finden. Auf beiden Flanken des Kaufhofes jenseits der großen Kanäle werden während der Messe ganze Straßen und umfangreiche Quartiere mit Speise-, Kaffee-, Thee- und Tanzhäusern bedeckt, Handwerker der verschiedensten Art üben daselbst in Buden ihr Gewerbe aus, Theater, Ballet, Seiltänzer, Kunstreiter, Zauberer, Wahrsager, Quacksalber u. dgl. treiben ihr lärmendes Spiel. Der Fluß und die Kanäle geben Raum zur Aufstellung von russischen Dampfbädern und Kaltwasser-Badanstalten. Alle diese Einrichtungen entstehen und verschwinden mit der Messe; die Speise-, Kaffee- und andern Häuser sind aus Bauholz meist zweistöckig erbaut, sehr luxuriös und je nach dem religiösen Bedürfnisse der Besucher eingerichtet. — —

Der größere Theil der zu Nischni-Nowgorod umgesetzten Waaren kommt zu Schiffe an, deshalb ist es billig von dem Wassertransporte zuerst zu reden. Die Wolga steht mit dem Kaspischen Meere und dadurch mit dem Uralstrome in unmittelbarem Zusammenhange. Ihr strömen zu die Sakmara, Kama mit ihren mächtigen Seitenzuflüssen, Ufa, Wiatka, Thiussowaja, Koswa, Jaiwa und Juwa, ferner die Suria, die Oka mit der Moskwa und Kljasma, der Unscha und die Tschelena; sie steht durch Kanäle in Verbindung mit der Dwina und dem Ilmensee, dem Ladogasee und finnischen Meerbusen; endlich führt eine kurze Chaussee, demnächst eine Eisenbahn vom Don nach Sarepta und verbindet dadurch das Schwarze Meer sammt allen seinen Zuflüssen mit der Wolga. So ist also dieser größte Strom Europa's mit einer mehr als 50,000 □ Meilen großen Landfläche in unmittelbarem Zusammenhange und durch einen kurzen Landweg mit dem europäischen Süden verbunden.

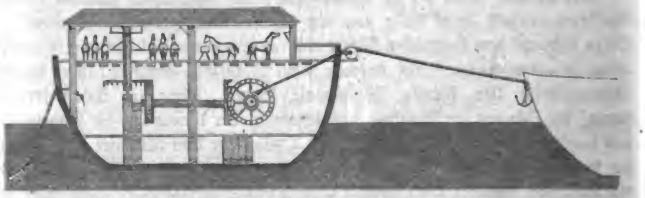
Die Wolga hat trotz ihrer außerordentlichen Breite und ihres ungeheuren Wasserreichthumes doch ein sehr gefährliches Fahrwasser von ungleicher Tiefe, so daß im Sommer die Schifffahrt auf ihr mit vieler Vorsicht betrieben werden muß. Ihr rechtes Ufer ist überall mehrere hundert Fuß höher als das linke, das in weite waldige und sumpfige Ebenen verläuft. Sandige und kalkige Uferfelsen, von tiefen Wasserrissen durchfurcht, bilden die malerische Scenerie auf der rechten Seite.

Die Felsen treten entweder steil bis zum Wasser heran oder endigen auf einem auch bei Hochfluthen unbedeckt bleibenden Vorlande, welches meistens von Weiden- und Pappelwäldern, seltener von Baumgärten und Ortschaften bedeckt ist. Die Thalschluchten zwischen den röthlichen Felsen sind zum Theil mit Tannen und Birken bewaldet; auf waldiger Höhe erheben sich die goldbekuppelten Kirchen von Klöstern und Städten. Weiter südlich, wo in der Nähe von Kasan die permischen Kalksteine und Gypse unter den rothen Triassandsteinen von Nischni-Nowgorod hervortreten, ändert sich das Ansehen der Gegend nicht wesentlich. Das Flußufer erscheint nur öder, weniger bewaldet. Die Dörfer und Städte liegen auf der Höhe, gewöhnlich von zahlreichen Windmühlen umgeben.

Das linke Flußufer ist stets flach und überall mit dichtem Weidengebüsch und Wald bedeckt, worin sich hohe Schwarzpappeln und in der Nähe von Kasan auch kräftige Eichen auszeichnen. Selten stehen dort an ausnahmsweise höheren Uferstrecken Städte und Klöster. Das Kloster Makarijeff, in dessen Nähe ehemals die jetzt nach Nischni-Nowgorod verlegte Messe abgehalten wurde, liegt auf dem linken Ufer der Wolga; auch Kasan, die große Tatarenstadt, befindet sich auf ihm, jedoch eine Meile vom Strome entfernt auf einem Hügelzuge angelegt.

Digitized by Google

Im Strome tauchen häufig Inseln, Sandbänke und Untiefen auf, welche sehr häufig ihre Gestalt ändern, entstehen und verschwinden. Dann und wann liegen auf ihnen die Wracks bei den Frühjahrs-Hochfluthen gescheiterter und versunkener Schiffe, halb im Sande vergraben; Schwärme von wilden Enten, Gänsen und Schwänen beleben sie. Die Untiefen und gefährlichen Stellen des Stromes sind, seitdem nahezu 300 Dampfboote auf ihm fahren, durch Signale, des Nachts durch Uferfeuer bezeichnet. Am Schnabel des Dampfers steht Tag und Nacht ein sondirender Matrose, welcher die Wassertiefen von Zeit zu Zeit mißt und ausruft. Nicht selten werden an besonders gefährlichen Stellen zwei Matrosen mit dem Sondiren beauftragt, sie messen die Tiefen an beiden Schiffseiten, um dem Steuermann einen Anhalt für die einzuhaltende Richtung zu bieten.

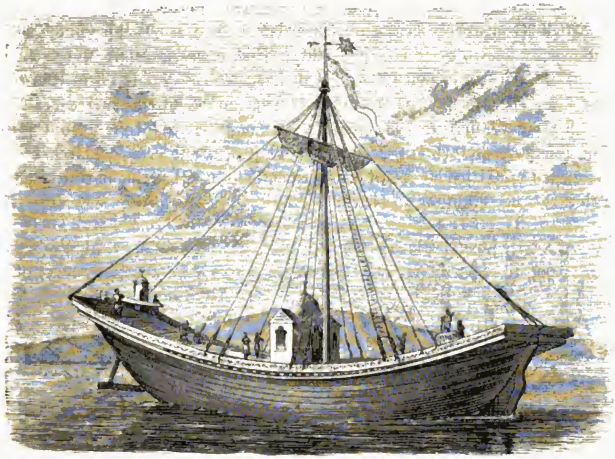


Barke mit Pferdegöpel, im Durchschnitt.

Auf dem Strome ist jederzeit, so lange ihn nicht das Eis bedeckt, ein reges Leben. Große Dampfboote eilen auf und ab, Dampfschleppboote, mit an beiden Seiten angefügten, sie an Größe um mehr als das Doppelte überragenden Lastschiffen, bewegen sich zwischen unzählbaren Segelschiffen aller Art, Kähne und große Barken werden von den aufgeblähten Segeln oder bei widrigem Winde von Menschen am Tau stromaufwärts gezogen. Man wendet in dem pferdereichen und menschenarmen Lande dieses Verfahren dennoch an, weil es schwer ist, den breiten Strom mit Pferden zu durchqueren, das Fahrwasser aber bald links, bald rechts aufgesucht und dazu der Strom überschritten werden muß. Menschen aber lassen sich in Kähnen, welche dem Lastschiffe angehängt sind, leichter transportiren als Pferde. Jedoch werden auch die letzteren zum Heraufschleppen von Lastschiffen benutzt, nur in einer Weise, welche von der bei uns üblichen, gänzlich abweicht. Man bedient sich einer starkgebauten Barke, um darauf Stallung für 60 bis 100 Pferde und eine gewaltige, durch im Kreise gehende Pferde in Bewegung gesetzte Winde, einen sogenannten Pferdegöpel, aufzustellen. Das Verfahren bei dem Gebrauche desselben ist folgendes. Ein starker Anker wird dem Göpelschiffe durch Kähne mehrere hundert Klaftern weit vorausgetragen, in den Strom versenkt und durch das dann wieder stromabfahrende Schiffchen im Boden befestigt. Das mit dem Anker verbundene Tau legt sich an die Welle des Göpelschiffes, die im Kreise laufenden Pferde ziehen, indem sie das Tau um diese Welle wickeln, sich und die Göpelbarke stromaufwärts. Nun wird ein anderes Tau an das anfangs neben dem Göpelschiffe gelegene Lastschiff befestigt, die Pferde winden auch dieses Tau auf eine Welle und ziehen dadurch die viele tausend Centner schwere Last hinter sich her stromauf. Während dessen hat eine kleinere mit Ruder, Segel und Stangen getriebene Barke einen neuen Anker vorausgetragen, das Lastschiff legt sich an

Digitized by Google

den Anker, welcher vorher das Göpelschiff hielt, das letztere zieht sich weiter stromauf und holt dann das Lastschiff nach, während dem dererste Anker wieder aufgewunden wird.



Tataren-Schiff.

So geht die Reise von Astrachan bis Nischni-Nowgorod in schneckengleicher Langsamkeit, obgleich die Pferde am Göpelwerke starken Trab laufen, viele Monate, gewöhnlich über einen Winter hin, mit Ueberwinterung in Saratow oder einer andern Wolga-Stadt. Die Lastschiffe sind meist von größter Art, 4 bis 500 Fuß lang, 30 bis 40 Fuß breit, hochbordig, oben mit einer Plattform bedeckt, mit hohen Masten und starkem Segelwerk. Sie gehen selbst auf dem Kaspischen See und könnten, wenn sie mit Kielen ausgestattet würden, auch jedes andere Meer befahren. Auf jedem solchen Schiffe, mag es nun von russischen oder muhammedanischen (tatarischen) Schiffern bedient sein, befindet sich neben dem Hauptmaste ein Kapellchen oder eine kleine Moschee. In der Nähe des Steuers ist ein Kompaßhäuschen angebracht; auf dem Deck brennt in gemauertem Herde das Feuer zum Kochen und Backen. Zur Verscheuchung böser Geister wird von manchen Schiffern das Tauwerk mit glänzenden spiegelnden Blechschnitzeln oder Glasstückchen behängt. Das oben abgebildete Schiff ist ein tatarisches mit einer Moschee am Hauptmaste. Bemerkenswerth ist, daß man den Mast nach oben durch Anbindung von Spieren verstärkt, so daß er oben dicker als unten erscheint, und ihm oben meist eine glänzende gelbe Blechverzierung in Gestalt einer strahlenden Sonne giebt. Diese Schiffe sind fest und dauerhaft gebaut und können bedeutende Güter-Quantitäten fassen. Sie schaffen auch außer der Meßzeit den Reichthum der südrussischen Provinzen an Getreide, Hanf und Wolle nach dem Norden und Westen, namentlich nach Twer, von wo solche per Eisenbahn nach Petersburg gehen. Andere Lastschiffe sind schlank und beiderseits zugespitzt, oben bedacht, mit lateinischem Segel versehen; sie kommen von der Kama und ihren südlichen Zuflüssen, aus den waldärmeren Regionen, sind sorgfältig gebaut und auf

längere Dauer berechnet. Noch andere sind breit mit flachem Boden, sehr lang und beiderseits rasch zulaufend. Es sind die aus dem Ural kommenden Schiffe, in denen Metalle und Holz sowie die ostasiatischen Waaren transportirt werden. Da sie nur für eine Fahrt bestimmt, zu Nischni-Nowgorod oder sonst an der Wolga selbst als Handelswaare gelten, so sind sie oft sehr schlecht gebaut. Man bedient sich ihrer auch auf der Oka und Kliasma und sieht sie selbst noch auf der Moskwa bei Moskau, so wie als Holzschiffe in großer Menge auf der Newa bei Petersburg. Ihr Bau ist höchst einfach. Ihr Gerippe besteht aus roh beschlagenen Tannen, welche am flachen Boden einander mit den Spitzen berühren, während deren senkrecht ablaufende Wurzeln den Halt für die Seitenbreter abgeben. Ueber diesen höchst einfach konstruirten inneren Rippenbau sind dicke tannene Bohlen genagelt und gut verpicht. Selten ist das Innere noch weiter ausgekleidet, die Eisenstäbe, Blechbündel, die Mühlensteine und andere schwere Waaren werden einfach auf den Boden gelegt, und vorwärts geht das Floß, zu dessen Steuerung und Bewegung 10 bis 12 Menschen angestellt sind. Mit diesen Barken kommen zuweilen die schönen aus einem ausgehöhlten Birkenstamme gefertigten Fischerkähne der uralischen Waldströme auf die Wolga.

Die für den Personenverkehr bestimmten Dampfboote wetteifern in der Einrichtung mit denen Westeuropa's. Allerdings sind die verschiedenen Gesellschaften in verschiedenem Grade für die Bequemlichkeit der Reisenden besorgt, aber man findet auf jedem Boote gute Kabinen, schöne Säle, Schlafzimmer, Ruhebetten, leidliche Restauration, mitunter gute Weine. Alles dieses ist bei den gewöhnlich wochenlang dauernden Reisen höchst erwünscht. Die schnellsten Boote sind die von Samolet, die bequemsten die von Mercury, beides zwei große Gesellschaften. Bis jetzt heizt man die Dampfkessel nur mit Holz, der Verbrauch davon ist sehr groß; bald aber werden die im Ural, an der Koswa, Lithwa, Uswa und Thiussowaja entdeckten Steinkohlen dasselbe ersetzen.

Die Bewegung auf dem Wolgastrom ist jeder Zeit lebhaft, denn auf ihm sammeln sich die Schiffe vieler und gewaltiger Seitenströme; sie steigert sich aber begreiflicher Weise vor, während und nach der Messe in hohem Grade. Tausende von Segeln durchziehen den Strom nach jeder Richtung und wahre Mastenwälder entstehen nächst Nowgorod auf Wolga und Oka.

Russischer Frachtwagen.

Digitized by Google

Palmengruppe im botanischen Garten zu Buitenzorg.
Original-Abbildung aus der offiziellen Reisebeschreibung. II. S. 148. *)

Die
Expedition der Novara und die merkantilen Ergebnisse derselben.

II.

Vom Kap der guten Hoffnung richtete die Novara ihren Curs zunächst nach den Inseln St. Paul und Amsterdam, welche in geologischer und klimatischer Beziehung untersucht wurden, alsdann nach Ceylon. Obgleich der Aufenthalt auf letzterer Insel nur ein kurzer war, so sind die dort gesammelten Notizen über die Hauptprodukte derselben doch so interessant, daß wir bei ihnen ausführlicher verweilen wollen. Es scheint dies um so mehr angezeigt, als durch das Referat der Expedition vielerlei Irrthümer berichtigt werden, welche sich zur Zeit noch in den geographischen Handbüchern vorfinden, zugleich aber

*) Durch die Güte des Herrn Hofrath Ritter v. Auer, Direktor der k. k. Staatsdruckerei in Wien, ist uns unter einer Anzahl Abbildungen auch die obige zur Benutzung überlassen worden. Wir setzen dieselbe an die Spitze dieses Artikels, und geben damit unsern Lesern zugleich eine Probe aus dem illustrativen Theil des in jeder Hinsicht so verdienstvollen Werkes: „Die Reise der Novara" ꝛc.

Digitized by Google

auch, namentlich rücksichtlich der Perlenfischerei, die man in neuerer Zeit bis zur Unbedeutendheit herabgesunken wähnte, ganz neue überraschende Data sich ergeben.

Lassen wir nunmehr den Reisebericht selbst sprechen, so weit er die Produkte der Insel berührt.

Ceylon.

„Der Reisende, welcher Colombo besucht, wird es schwerlich versäumen, einen Gang nach den Zimmtgärten zu machen, um sich an dem feinen, eigenthümlichen Aroma des Bastes und der zarten Rinde jenes merkwürdigen Staudengewächses zu erfreuen, welches in der Geschichte Ceylons eine so wichtige Rolle spielt. Während der Glanzperiode der Zimmtkultur hatten die fünf größten Zimmtpflanzungen auf der südwestlichen Hälfte der Insel je einen Umfang von 15 bis 20 englischen Meilen. Ueber dieses eine gewinnreiche Produkt wurden alle übrigen der Insel in bedauerlicher Weise vernachlässigt. Der Zimmtbau, Monopol der verschiedenen Regierungen, welche Ceylon nach einander eroberten und dessen Bewohner beherrschten, wurde namentlich von der holländisch-ostindischen Kompagnie mit grausamer Strenge betrieben. Die kleinste Veruntreuung an Zimmt, jede absichtliche Beschädigung der Staude waren mit Todesstrafe belegt. Auf unerlaubtem Abbrechen eines Zimmtzweiges stand die Strafe des Armabhauens. Jeder Zimmtstrauch, der zufällig im Garten eines Privatmannes wuchs, war Eigenthum der Regierung, und der Zimmteinsammler oder Zimmtschäler hatte das Recht, die Rinde davon zu ernten. Eine solche Staude zu zerstören oder sonst wie darüber zu verfügen, galt als ein lebenverwirkendes Verbrechen. Die Arbeiter, welche mit dem Gewinnen, Schälen und Präpariren der Rinde beschäftigt waren, gehörten zur Kaste der Chalias und machten von dieser die unterste gemeinste Klasse aus. Auch unter der englischen Herrschaft dauerte anfangs das den Handel so beeinträchtigende Zimmtmonopol fort, bis dasselbe endlich im Jahre 1832 abgeschafft und die Kaufleute von Colombo und Galle, gegen eine Abgabe von drei Shillings für jedes exportirte Pfund, an dem Handel mit diesem wichtigen Ausfuhrartikel sich betheiligen durften. Allein diese Abgabe erschien viel zu hoch, da der Verkaufspreis des Zimmtes in Europa höchstens sechs bis sieben Shillings betragen konnte, und diese Vertheuerung der Waare für den Welthandel war Ursache, daß die fremden Kaufleute ihren Bedarf durch andere zimmtgebende Laurus- und Cassia-Arten aus Cochinchina und Java zu decken sich bemühten. Und als endlich die Regierung von ihrer Täuschung, das Zimmtgewächs, welches der Insel Ceylon allein auf der ganzen Erde ursprünglich anzugehören scheint, als ein natürliches Monopol zu betrachten, zurückkam, den Ausfuhrzoll auf einen Shilling herabsetzte und später völlig frei gab, hatten bereits die verschiedenen Surrogate ihrer bedeutenden Billigkeit wegen Eingang und Absatz in Europa gefunden, und die Kultur der feineren Zimmtsorten wurde mit jedem Jahre weniger lohnend. Der Preis fiel, der Verbrauch verminderte sich. Nur die minderen Sorten lohnten noch die Ausfuhr. Ja, es trat jetzt der interessante Fall ein, daß, ähnlich wie zur Zeit des hohen Monopolpreises die billige Cassia den feinen ächten Zimmt verdrängte, jetzt die minderen, billigen Zimmtsorten auf den englischen Märkten die Cassia zu verdrängen anfingen. Gegenwärtig sind noch ungefähr 14,000 bis 15,000 Acres Landes mit der Zimmtstaude bebaut, die sich größtentheils in Privatbesitz befinden und jährlich ungefähr 800,000 bis 900,000 Pfund Zimmt im Werthe von 40,000 bis 45,000 Pfund Sterling Ertrag liefern*). Die Zimmtgärten in der Umgebung von Colombo, obwohl größtentheils im Verfall, geben doch der ganzen Gegend ein außerordentlich heiteres freundliches Ansehen. Die vier bis sechs Fuß hohen Stauden mit ihren weichen, schönen, hellgrünen, lorbeerähnlichen Blättern und den lichtgelben Blumenstengeln nehmen sich auf dem quarzigen schneeweißen Alluvialboden, in dem sie am besten gedeihen, doppelt frisch und saftig aus.

*) Schmarda schätzt in seiner „Reise um die Erde" den Flächenraum der Zimmtgärten 1853 auf 12,000 Acres, welche 508,400 ℔. Zimmt im Werthe von 50,849 Pf. St. produzirt hätten. Der Anbau des Zimmts wäre somit wieder im Steigen, während der Werth im Sinken begriffen ist.
Die Redaktion.

Digitized by Google

Die Blütezeit der Pflanze ist im Januar, die Frucht reift im April, wenn der Saft in der Staude am reichsten ist. Im Mai fängt die Entborkung der Zweige an und währt bis Oktober*). Das Abschneiden und Einsammeln der einjährigen daumenstarken Schößlinge ist sehr mühsam und erfordert viele Hände. Jeder Arbeiter schneidet so viel Stöcke ab, als er in einem Bündel zu tragen vermag, dann löst er mit der Spitze eines krummen Messers geschickt die ganze Rinde vom Holze, schabt mit großer Vorsicht die graue Oberhaut und die Bastschichte herab und legt die abgestreifte nur pergamentstarke Zimmtrinde in die Sonne, wo sie trocknet und sich zusammenrollt. Vor der Hütte, wo das Abschälen der Zimmtrinde vorgenommen wird, verbreitet sich, wie beim Abbrechen eines Zweiges oder Blattes, ein ungemein lieblicher, aromatischer Geruch. Wenn jedoch Reisende vom Dufte der Zimmtwälder erzählen, welcher Vorüberschiffenden schon aus weiter Ferne entgegen wehen soll, so scheint dieser Wohlgeruch wohl mehr von anderen aromatischen Gewächsen, an denen die Insel so reich ist, als von den Zimmtwäldern herzurühren, die selbst in nächster Nähe keinen Duft aushauchen. Die beste Sorte Zimmt ist nur so dick wie starkes Schreibpapier, dabei fein, weich, hellbraun oder goldgelb, süß und pikant; die roheren Sorten sind dickhäutiger, dunkelbraun, erhitzend stechend, und hinterlassen einen bittern Nachgeschmack. In den Waarenniederlagen wie beim Schiffstransport werden die sortirten, gerollten Zimmtrinden und Röhren**) in einander gesteckt, in vier Fuß lange Ballen zu 90 Pfund Gewicht gepackt und eingenäht. In alle Lücken und Zwischenräume der Lager wird eine bedeutende Quantität Pfeffer gestreut, um den Zimmt bei der Meeresüberfahrt zu konserviren, wodurch beide Gewürze gewinnen sollen. Der schwarze Pfeffer zieht die überflüssige Feuchtigkeit an sich und erhöht den Duft des Zimmtes***)". — —

Kaffeezweig.

„In Folge der Abnahme des Zimmtbaues, an welcher allerdings eine veränderte Geschmacksrichtung der Völker und der dadurch im Allgemeinen geringere Verbrauch dieses nicht so allgemein beliebten Gewürzes wesentlich Ursache sein mag, hat sich die Kultur des Kaffeebaumes auf Ceylon in den letzten 20 Jahren verzehnfacht, und nur der Mangel an Arbeitskräften ist Ursache, daß dieselbe bei den glänzenden Vortheilen, die sie bietet, nicht noch mehr zugenommen hat. In 27 Distrikten bestehen dermalen 4 Kaffeepflanzungen von einem Flächeninhalte von 80,950 Acres Land, von denen jedoch nur 63,771 Acres bereits tragfähig sind. Diese lieferten in den letzten Jahren durchschnittlich 347,100 Centner jährlich oder $5^5/_{10}$ Centner per Acre. Dazu kommt noch die Kultur

*) Nach anderen namhaften Reiseberichten geschieht dieselbe zwei Mal im Jahre, im Mai bis Juni und im November. Die Red.

**) Nach Schwarda „à 100 Stück". Die Red.

***) In früheren Zeiten bestanden eigene „Zimmtkoster", welche durch den Geschmack acht Sorten zu unterscheiden vermochten und während des Kostens viel Butter essen mußten, um die Geschmackswerkzeuge nicht zu sehr zu ruiniren. Die Red.

Digitized by Google

der Eingeborenen*), welche 36,000 Acres Kaffeepflanzungen besitzen, und im Jahre 1859 allein an 180,000 Centner ausführten. Man kann annehmen, daß der Kaffeebaum die Insel Ceylon von einer gewöhnlichen englischen Militärstation zu einer der blühendsten Kolonien des britischen Reichs zu erheben im Begriff steht. Vor zwanzig Jahren wurden noch kaum 60,000 Centner Kaffee im Werthe von 180,000 Pfund Sterling exportirt. Im September 1858 betrug die Ausfuhr über 600,000 Centner, welche an Ort und Stelle 1,500,000 Pfund Sterling wertheten. Wenn Geld und Arbeitskräfte ausreichen, hörten wir einen durchaus nicht sanguinischen Bewohner der Insel sagen, so dürfte der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo Ceylon in seinen Bergdistrikten 240,000 Acres mit Kaffeebäumen bepflanzt hat, welche jährlich mindestens 1,680,000 Centner Kaffee liefern. Hier wie in den Hochebenen von Guatemala und Costa Rica sehen wir den tröstlichen Beweis, wie eine der wichtigsten Kulturpflanzen für den civilisirten Menschen auch ohne den Fluch der Sklaverei mit großem Vortheil gebaut werden kann, und die Länder, in denen sie gedeiht, reich und glücklich macht." — — —

Zwei Produkte besitzt Ceylon, in denen nur wenige Punkte der Erde mit ihm zu rivalisiren vermögen und die, wie der Reisebericht ausdrücklich erwähnt, in dem Maße an Bedeutung und Wichtigkeit zunehmen dürften, als die Wissenschaft bei deren Ausbeute sich betheiligen wird. Diese Produkte sind Perlen und Edelsteine.

„Die reichsten Perlenbänke liegen an der Westküste Ceylons, zwischen dem 8 und 9° nördlicher Breite, an den flachen traurigen Gestaden von Condatchy, Aripo und Manaar. Die Perlenfischereien stehen unter der Aufsicht der Regierung und deren Ausbeute ist ihr Monopol. Frühere Gouverneure hatten aber zu sehr auf die Unerschöpflichkeit dieses Naturschatzes gesündigt und, in ihrer blinden Sucht die Staatskassen zu füllen, die Austernbänke derart ausgefischt, daß dieselben plötzlich von einer Einnahmequelle zu einer kostspieligen Last der Regierung wurden, indem von 1838 bis 1854 gar nicht mehr gefischt werden konnte. Von einer Summe von 120,000 Pfund Sterling jährlich war der jährliche Ertrag auf 10,000 Pfund Sterling herabgesunken, wovon fast die Hälfte die Auslagen verschlangen. Man ging nun bedächtiger zu Werke und ließ vor Allem die Austernbänke an der Westküste durch einen einheimischen Naturforscher, Dr. Kelaart, wissenschaftlich untersuchen. Wir hatten das Vergnügen, diesen tüchtigen, anspruchslosen Mann in Colombo persönlich kennen zu lernen, und von ihm mit einigen Memoiren über seine neuesten naturgeschichtlichen Forschungen über die Perlenauster beschenkt zu werden. Derselbe hat durch seine verschiedenen Untersuchungen namentlich zwei für die Perlenfischerei höchst wichtige, bisher völlig unbeachtet gebliebene Thatsachen dargethan: die Fortbewegungsfähigkeit des Thieres und die unschädliche Versetzung desselben von einem Orte nach dem andern, ja sogar aus Salzwasser in Brackwasser. Die erste Wahrnehmung erklärt das zeitweilige Verschwinden der Perlenauster an gewissen Lokalitäten, auch wenn diese nicht aus allzugroßer Sucht nach Gewinn unverhältnißmäßig ausgebeutet werden. Die letztere eröffnet dagegen die glänzende Aussicht, der Perlenauster gleich der künstlichen Fischzucht oder den Kolonien der eßbaren Auster im südlichen Frankreich eine beliebige Verbreitung zu geben, und sie nach Plätzen zu verpflanzen, welche den Bedingungen ihres gedeihlichen Wachsthums am meisten zusagen. Was für ein gewaltiger Gedanke, die Meeresküsten Ceylons mit Perlen zu besäen, und den Reichthum der Insel an kostbaren Steinen auf der Erdoberfläche noch zu verdunkeln durch seine Schätze in der Tiefe des Meeres!"

„Gerade zur Zeit unserer Anwesenheit in Colombo wurden wieder große Vorbereitungen für den Perlenaustenfang in Aripo getroffen, welcher jährlich anfangs Februar beginnt und ungefähr zwanzig Tage hindurch dauert. Es ist zugleich eine Art Volksfest, dem der Gouverneur und ein großer Theil der reichen Klasse der Bevölkerung beiwohnen. Zu gewöhnlichen Zeiten der Inbegriff des Oeden und Trostlosen, ein grauenhaftes Stelldichein von unerträglicher Hitze, lästigen Fliegen, Schmutz und üblem Geruch,

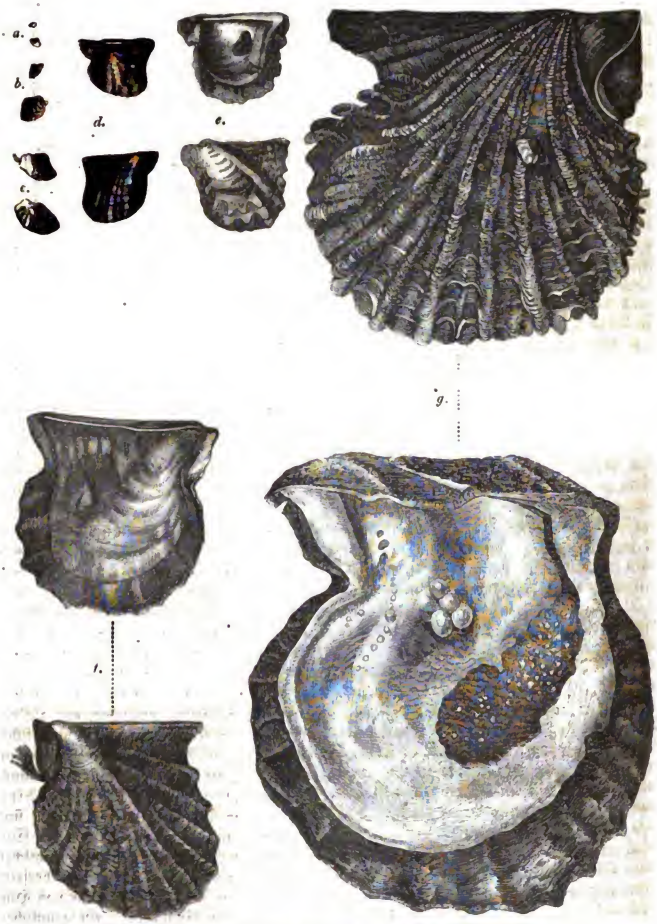
*) Sogenannter „native coffee", der um etwas niedriger im Preise steht. Die Red.

Digitized by Google

belebt sich diese Gegend während der Perlenfischerei mit Tausenden von Booten und Hunderttausenden von Menschen, welche die verlockende Aussicht auf raschen, großen Gewinn oder die Seltsamkeit des Schauspiels sogar aus fernen Theilen des indischen Kontinents herbeilockt. Wie mit einem Zauberschlage entsteht plötzlich eine Stadt von Zelten und Hütten aus Bambus- und Arekapfählen, bedeckt mit Palmenblättern, Reisstroh oder buntem Wollenzeuge; Verkaufsbuden wachsen gleichsam über Nacht aus der Erde heraus, um sowohl die herbeigeströmte Menge auf dem Lande, als auch die Flotte von Seeleuten und Tauchern mit Bedürfnissen aller Art zu versehen. Abenteurer und Taschenspieler treten auf, gewandte Diebe schleichen sich ein, alle indischen Sitten und Trachten kommen zum Vorschein, jede Kaste ist vertreten, Priester und Anhänger jeder Sekte gesellen sich hinzu, Gaukler und Tänzerinnen versuchen die lärmende Menge zu belustigen."

„Man hat nach mannichfachen Versuchen die Ueberzeugung erlangt, daß kein Taucherapparat die menschliche Maschine ersetzen könne, welche überdies keine anderen Kosten verursacht, als den vierten Theil der gefischten Perlenaustern, den sogenannten Taucherantheil oder diver's share. In jedem Boote oder Dhonie befinden sich zehn Taucher und zehn Assistenten. Bevor die Taucher hinabfahren, werden noch in den Booten sowie am Ufer von sogenannten Seeungeheuer-Beschwörern verschiedene Ceremonien verrichtet und Zauberformeln hergemurmelt; ja der Aberglaube der Taucher, welche meistens von der Koromandel-Küste kommen, ist so groß, daß keiner, ob Götzendiener oder Katholik, ohne solche Zauberer sich zu diesem Geschäfte gebrauchen lassen würde und die Regierung sogar gezwungen ist, diese Betrüger zu bezahlen. Sie erhalten aus jedem Boot den Ertrag von 10 Austern. Indeß sind Unglücksfälle durch Haifische sehr selten, indem der Lärm im Wasser von mehr als 1000 Tauchern die Thiere einzuschüchtern scheint. Auch soll den Indiern die dunkle Hautfarbe ihres Körpers manchen Schutz gewähren, so daß es Viele giebt, welche ihre Beine schwärzen, um die Seeungeheuer noch mehr zu erschrecken. Nach diesem Vorspiele fahren die Taucher mit einem korbartigen Netze, um darin die gefischten Austern zu verforgen, in die Tiefe — am Körper einen Stein von 15 bis 25 Pfund Schwere befestigend, um desto schneller zu sinken und auf den Grund zu gelangen. — In ungefähr fünf bis sechs Faden Tiefe angekommen, läßt der Taucher den Stein los, welcher sogleich zurückgezogen wird; er selbst aber wirft sich aufs Angesicht, hält sich am Boden fest, und rafft schnell alles auf und zusammen, womit er seinen Korb füllen kann. Er kriecht deshalb während der Minute seines Untertauchens über einen Raum von 40 bis 50 Fuß hinweg; sobald er an dem Seile seines vollen Flechtkorbes schüttelt, wird dieser schnell emporgezogen, und er selbst folgt ihm rasch nach Oben. Die möglichste, äußerste Grenze des Tauchens scheint bis zu einer Meerestiefe von 40 Fuß zu sein, dann kommt den Tauchern meist etwas Blut aus Nase und Ohren. Nur selten bleiben sie länger als 50 bis 60 Sekunden im Wasser, obwohl es welche giebt, die 80 und selbst 84 Sekunden lang unterzutauchen vermögen. Das Tauchen wechselt 5 bis 6 Stunden ohne Unterlaß, so daß jeder der zehn Taucher eines Bootes im Laufe eines Tages 1000 bis 4000 Austern heraufschafft. In einem Korbe können beim günstigen Fange bis 150 Austern heraufkommen, während zuweilen ein magerer Boden nur fünf oder zehn Austern erbeuten läßt. Sobald die Austern an's Land gebracht sind, werden sie in vier Theile gesondert, von denen einer den Tauchern als Antheil gehört und die übrigen drei in Haufen von 1000 Stück dem Meistbietenden verkauft werden. Nun beginnt die Spekulation. Der Zufall herrscht hier eben so mit seinen wunderlichen Launen wie bei der Lotterie oder einem andern Glücksspiele. Manchmal enthält eine einzige Auster 30 bis 40 und noch mehr Perlen, von denen einige an Ort und Stelle zehn Gulden werthen; zuweilen aber trifft es sich auch, daß in mehreren hundert Austern keine einzige Perle gefunden wird. Die ganz kleinen, unbrauchbaren Perlen, auch Saatperlen (seed pearls) genannt, werden zum Brennen des Perlenkalkes für die reichen Malayen verwendet, deren Luxus darin besteht, diesen kostbaren Kalk mit Betel und Arekanuß zu kauen. Glanzlose Perlen lassen die Ceylonesen zuweilen mit andern Körnern von einem Huhne verschlucken, in dessen Kropf dieselben nach mehreren Minuten einen Glanz gewinnen; der Kropf wird sodann aufgeschnitten und die Perlen glänzend weiß wie aus der schönsten Perlenmuschel herausgenommen.

Digitized by Google



Die Perlenmuschel von ihrer ersten Entstehung bis zu ihrer vollständigen Entwickelung.

a. Die Perlenmuschel in ihrem frühesten Zustande; *b.* im ersten Jahre; *c.* im zweiten Jahre: *d.* im dritten Jahre: *e.* im vierten Jahre; *f.* im fünften Jahre; *g.* im sechsten Jahre.

Digitized by Google

Die Perlenaustern, welche an den Küsten von Ceylon gefunden werden, sind alle von der nämlichen Spezies (Meleagrina margaritifera), oval, von einerlei Form, und haben 9½ Zoll im Umfang. Ihre jährlich daselbst gefischte Zahl beträgt mehrere Millionen Stück. Im Jahre unserer Anwesenheit auf Ceylon (1858) brachte die Perlenfischerei 24,120 Pfund Sterling ein. Nach den neuesten uns vorliegenden Daten waren im Jahre 1859 während achtzehn Tagen 1352 Boote mit der Perlenfischerei beschäftigt, welche 9,534,951 Austern auf die Oberfläche schafften, die um 48,216 Pfund Sterling verkauft wurden. Der Antheil der Taucher betrug zusammen 2,126,749 Austern"*). — — —

„Die Juwelen der Insel zeichnen sich weniger durch ihren Reichthum als durch die große Mannichfaltigkeit der vorkommenden kostbaren Steine aus. Dieselben finden sich mit wenig Ausnahmen ausgewittert aus dem Urgestein im Alluvialboden und vorzüglich um den Außenrand des Gebirgslandes, wo sie in den Flußbetten mit den Flußkieseln als Gerölle vorkommen oder aus dem Alluvium herausgewaschen werden. Bis jetzt hat man sie nur merkantilisch ausgebeutet und selbst dies nur in höchst mangelhafter Weise, indem man noch niemals die Felsmassen selbst exploitirte, in deren Gerölle die Edelsteine enthalten sind, und mit dem sie in die Flüsse gelangen. Genaue Untersuchungen über den Edelsteinreichthum der Insel fehlen daher noch immer, wenn schon der englische Mineralog Dr. Gygax in den letzten Jahren über diesen Gegenstand manche interessante Beobachtungen und Mittheilungen veröffentlicht hat. Der reichste Fundort für kostbare Steine ist noch immer der Distrikt von Saffragam, daher auch dessen Hauptstadt: Ratnapura oder Anarhadnapoora „die Stadt der Rubine" genannt wird. Indeß werden auch in anderen Theilen der Insel, in den westlichen Ebenen zwischen dem Adamspik und dem Meere, Neuera, Ellia, Kandy, Matelle und Ruanwelli nahe bei Colombo, sowie in Matura und den östlichen Flußbetten, gegen das alte Mahagam zu, edle Gesteine gefunden. Der Geolog der Expedition besuchte einige Edelsteingruben in der Nähe von Ratnapura. Diese liegen am Kallugasella, einem kleinen Nebenflusse des Kallu-Ganga, und zwar theils im Flußbette selbst, theils am rechten Ufer. Sie sind mitunter 30 Fuß tief, standen aber, da gerade nicht gearbeitet wurde, voll Wasser. Die oberste Schicht dieser Gruben ist eine mächtige gelbe, bohnerzführende Lehmschicht, vollkommen von dem Aussehen unserer Diluviallehme. Darunter folgt nach der Aussage des Grubenbesitzers fetter, schwarzer Thon und thoniger Sand, hierauf bituminöser Thon mit vielen organischen Resten, Blättern, lignitartig veränderten Holzstämmen, und nicht selten auch mit Elephantenzähnen und Thierknochen, sodann Sand und endlich eine Gerölbank mit rothem und gelbem, bisweilen blauem Thon, dem sogenannten stone gravel. Diese Gerölbank ist die edelsteinführende Schicht, und zwar sollen die Juwelen hauptsächlich zwischen dem gröberen Gerölle gefunden werden, und dasselbe ganz besonders reich daran sein, wenn sich das sogenannte Malave darunter findet, ein, wie es scheint, grünlicher, talkartiger, halbzersetzter Glimmer. Die werthvollsten, in diesen Gruben gewonnenen Steine sind Rubine und Saphire. Auch im Kallu-Ganga werden Edelsteine gewaschen, und als der Geolog der Expedition von Ratnapura in einem Boot nach Kaltura den Fluß hinabfuhr, sah derselbe an mehreren Punkten, besonders oberhalb kleiner Stromschnellen Männer im Wasser stehen, mit flachen Körben, in denen sie den Sand und das Flußgerölle ausschlemmten. Die auf der Insel gefundenen kostbaren Steine sind Rubine, Saphire, Topase, Amethyste, Granaten, Cannelsteine und Turmaline. Dagegen sind alle Diamanten, Smaragde, Karneole, Achate, Opale und Türkise, welche von den Eingebornen zum Verkauf ausgeboten werden, aus Indien importirt. Ein Edelstein, welchen die Singhalesen ganz besonders hoch schätzen, weil sie irrthümlich glauben, daß derselbe der Insel Ceylon allein eigen sei, während derselbe auch an der südlichen Küste von Hindostan gefunden wird, ist das Katzenauge (cat's eye der Engländer), ein grünlicher, durchsichtiger Quarz, welcher nach seiner natürlichen Form, oder en cabochon geschliffen, im Innern einen eigenthümlichen, muthmaßlich durch das Vorhandensein von Asbestfasern

*) Vergl. dazu „Die Perlenfischerei auf Ceylon, von G. Spieß" Magazin für Kaufleute, Neue Folge, II. S. 180, und „Ueber den Handel mit Perlen". A. a. O. II., S. 237—239. Die Red.

Digitized by Google

hervorgebrachten Reflex giebt, und in der That manche Aehnlichkeit mit dem Auge einer Katze hat. Die Eingeborenen schätzen die Vollkommenheit dieses Edelsteines nach dem Maße der Enge und Schärfe seines Strahles und der reinen olivenfarbigen Tinte des Grundes, über welchem dieser spielt. Eine große Anzahl Menschen geben sich dem aufregenden und unsicheren Geschäfte des Edelsteinsuchens hin, und vertauschen ihren Fund meist an mohamedanische Kaufleute gegen Kleider und Salz. Da aber die Eingeborenen selbst die Juwelen sehr hoch schätzen, wegen der Leichtigkeit sie zu verbergen und mit sich zu nehmen, so finden feinere Sorten im Lande stets raschen und vortheilhaften Absatz, und es tritt daher häufig, wie wir uns persönlich überzeugten, der eigenthümliche Fall ein, daß Edelsteine in Colombo und Galle theurer verkauft werden als auf europäischen Märkten. Die Erscheinung mag auch wohl darin ihren Grund haben, daß der reichliche Zufluß an Edelsteinen nach dem Londoner und Pariser Markte aus allen juwelenbergenden Theilen der Erde keine so bedeutenden Preisfluktuationen gestattet wie auf Ceylon, wo der jeweilige Vorrath so unsicher ist, und der Preis der Waare fast immer vom Range und dem Reichthume des indischen Käufers abhängt. Der fremde Reisende kann sich vielfach eines Gefühles der Ueberraschung nicht erwehren, wenn er die Finger des stattlichen mohamedanischen Juwelenhändlers mit Ringen aus kostbaren Edelsteinen geschmückt sieht, welche demselben nur zu exorbitanten Preisen feil sind. Der Werth der im Laufe eines Jahres auf der Insel Ceylon gefundenen Edelsteine aller Art, von denen mindestens ein Viertel im Lande selbst bleibt, die Hälfte nach dem juwelenlüsternen Indien wandert, und nur ein Viertel nach Europa exportirt wird, soll indeß nach Sir Emerson Tennent nur ungefähr 10,000 Pfd. St. betragen." — — —

Krone einer Kokospalme mit Nüssen.

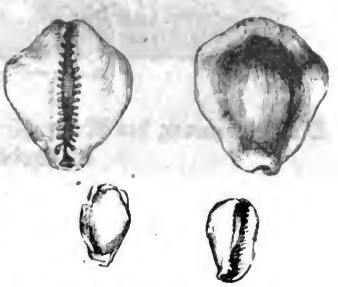
Einen Hauptreichthum der Insel bilden ferner die endlosen Kokoswälder. „Dieselben liefern nicht blos den Eingebornen die wichtigsten Bedürfnisse für ihren Lebensunterhalt; ihre Früchte bilden zugleich einen so wichtigen und werthvollen Ausfuhrartikel, daß die Kultur der Kokospalme seit dem Jahre 1841 systematisch auch durch Europäer betrieben wird, und sich bereits über einen Flächenraum von 23,000 Acres Land ausdehnt, während die Grundstücke der Eingebornen, auf welchen dieses nützlichste Gewächs der Tropen gepflanzt ist, ungefähr 100,000 Acres Land umfassen. Früher wurden die Kokosnüsse zur Oelerzeugung nach dem Auslande verschifft; dermalen giebt es auf der Insel selbst, namentlich in Galle und Colombo eine große Anzahl von Fabriken und statt der Nüsse wird größtentheils nur mehr das bereits gepreßte Oel in Fässern ausgeführt. Man schätzt die jährlich exportirte Quantität Oel der Kokosnuß auf 1 bis $1^1/_2$ Million Pfund Sterling. Außerdem dient auch die elastische Faser der äußern Schicht der Kokosnuß zur Verfertigung von Schnüren, Flechtwerk u. s. w. und bildet ebenfalls als das sogenannte Coir einen bedeutenden Artikel der Ausfuhr, der jährlich durchschnittlich 30 bis 40,000 Centner im Werthe von 200 bis 250,000 Pfund Sterling beträgt."

In Colombo besuchte die Expedition eine der größten Kokosnußölfabriken, die sogenannte Hultsdorfer Mill, die auf Aktien gegründet und deren Haupttheilnehmer der österreichische Consularagent Herr David Wilson ist. „Hier", so sagt der Bericht,

Digitized by Google

„geschehen alle Verrichtungen, die Bereitung der Oelkuchen aus der Kokosnuß, das Pressen des Oeles u. s. w. durch großartige, theils in England, theils im Lande selbst gebaute Apparate, welche durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden. Aber auch der Antheil, den die Eingebornen an dieser Fabrikation nehmen, von welchen über tausend zu den verschiedensten Arbeiten verwendet werden, ist kein unbedeutender und unwichtiger, weil nur dort, wo es sich um den Aufwand einer gewaltigen übermenschlichen Kraft handelt, Maschinen in Verwendung sind, während alle Nebenprodukte, wie Kerzen, Seife und Parfümerien, sowie Arbeitswerkzeuge und Geräthe, ja sogar die Fässer und Kisten zum Transporte der gewonnenen Produkte durch Menschenhände erzeugt und verfertigt werden. Es gewährt dem denkenden Besucher kein gewöhnliches Interesse, viele hundert Singhalesen, Hindus und Mozambique-Neger mit den ruhmreichsten Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts in so vertrauter Weise umgehen zu sehen. Hier sind eine Anzahl Farbiger an hydraulischen Pressen und eisernen Drehbänken beschäftigt, in einem anderen Saale sieht man sie Maschinenbestandtheile konstruiren oder zusammensetzen, die Dampfkraft eines in Thätigkeit befindlichen Apparates reguliren oder das gewonnene Produkt mit skrupulöser Genauigkeit untersuchen und prüfen. Unscheinbar und doch folgenschwer tritt hier die europäische Industrie in ihrer ganzen Großartigkeit als kulturförderndes Element bei einem Volke auf, das sich bisher für christliche Civilisation so wenig empfänglich zeigte." — — —

„In den großen Waarendepots, welche Herr Wilson besitzt, sahen die Mitglieder der Expedition auch ganze Hügel von Kauris oder Cowries (Cypraea moneta) aufgehäuft, jene berühmte oder vielmehr berüchtigte Muschelsorte, welche von den Maladiven kommt und im Handel mit der Küste von Malabar und dem Innern Afrika's eine so wichtige Rolle spielt, indem sie hier die einzige Münze bildet, für welche nicht nur alle Arten von Landesprodukten, sondern sogar schwarze Menschen eingetauscht werden. Diese Muscheln gehen von Ceylon nach London, und von dort wieder nach der Ostküste Afrika's, und unterstützen in so fern indirekt den Sklavenhandel, als einheimische Kaufleute für diese bei den afrikanischen Stämmen als Geschmeide ungemein beliebten Muscheln, von welchen die kleinere Sorte die beliebtere und daher werthvollere ist, Eingeborene als Waare in Gegenkauf nehmen."



Kauri-Muschel, Cypraea moneta.

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Kaufmänniſche Technologie.

Seetang-Ernte im Hafen von Jerſey.

Die Ausbeutung des Meerwaſſers mit beſonderer Berückſichtigung der Sodabereitung.

Von Julius Zöllner.

I.

Der Menſch iſt ein Produkt aus den freundlichen Strahlen der Sonne und dem ſtarren Geſteine, das ſcheinbar nur als ſeiner Füße Schemel dient. Nur in dem belebenden Lichte des göttlichen Geſtirns kann die Pflanze ihre Lebensnahrung, dargereicht vom Boden, dem Waſſer und der Luft, aufnehmen; Licht- und Wärmeſtrahlen werden von ihr als weitere ſublime Nahrung verſchluckt und umgewandelt in die verſchiedenen phyſikaliſchen Kräfte und Eigenſchaften der neu geſchaffenen Körper. Von der Pflanze lebt das Thier, der unerſättliche Menſch aber baut ſein eigenes Leben durch den Tod beider. Doch nicht genug — zwei Naturreiche mit ihren Kräften ſind zu wenig für die Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe. Er geht zurück zu den Hauptquellen, um mit immer leerem Eimer daraus zu ſchöpfen.

Die Sonne zwingt er für ihn zu arbeiten, und den Leib der Erde zermartert er. Da iſt das Waſſer ſein fleißiger Helfer. Es macht die Felſen mürbe, und von der Oberfläche herein löſt es ihre Feſtigkeit, daß der klingende Stein nach und nach zum pflanzentragenden Boden wird. Ein Theil der Beſtandtheile, welche die Geſteine zuſammenſetzen, ſind in Waſſer auflöslich. Dieſe werden mit fortgeführt und das nie raſtende Element kehrt, wenn es ſeine geſtohlene Laſt im großen Keſſel des Meeres niedergelegt, durch die Luft als reiner Regen wieder auf die Abhänge der Berge zurück, das Werk der Zerſtörung von Neuem beginnend.

Digitized by Google

So haben wir das Meer als die Kammer eines Geizhalses anzusehen, die sich nie füllt. Die groben Münzen freilich, Schlamm und Sand, werden in den untersten Kellern aufgespeichert, und manche auf bestimmte Zeiten geschlagene Denkmünzen: Muscheln und Korallen, Fische und selbst weiche wirbellose Thiere, gerathen mit hinein und werden später Zeugen für das Alter der Niederlagen.

Steinbalgarten an der französischen Küste.

Die beweglicheren Schätze aber kommen nur selten und nur theilweise zur Ablagerung, hier und da findet sich ein Schmarotzer ein, der sich von ihnen mästet. Wir finden die löslichen Bestandtheile fast gleichmäßig durch die ganze Masse des Oceans verbreitet, und wie uns dies auf den ersten Blick natürlich erscheint, enthält das Seewasser bei weitem mehr fremdartige Beimengungen als das Wasser unserer Quellen und Flüsse. Der Sprachgebrauch drückt diesen Unterschied durch die Bezeichnung „salziges“ und „süßes“ Wasser aus. Nach Marcet's Untersuchungen enthielten 100 Theile Wasser

Digitized by Google

aus der Nordsee: 2,10 Theile oder Prozente Kochsalz, 0,75 Theile salzsaure Talkerde (Chlormagnesium), 0,14 Theile schwefelsaure Talkerde, 0,08 Theile Gyps, sowie Spuren von kohlensaurem Kali, während Laurens die prozentische Zusammensetzung des Wassers aus dem Mittelländischen Meere folgendermaßen fand: Kochsalz 2,72 %, Chlormagnesium 0,61 %, schwefelsaure Talkerde 0,7 %, kohlensaure Talkerde 0,2 %, Gyps 0,005 %, nebst Spuren von Brom- und Jodverbindungen.

Der Unterschied, der sich bei der Vergleichung dieser beiden Analysen bemerklich macht, dürfte wohl zum größten Theile mangelhafter Beobachtung zuzuschreiben sein. Denn wenn man bedenkt, daß sich das Wasser in dem ungeheuren Becken des Meeres mit seinen Einbuchtungen, deren jede größere den Namen eines selbständigen Meeres erhalten hat, durchaus nicht stillstehend verhält, sondern daß es darin in fortwährendem Laufe vom Aequator nach den Polen zu fließend sich bewegt und von dort abgekühlt in ähnlichen Strömungen, die theils an der Oberfläche bemerkbar sind, theils untermeerisch sich fortbewegen, wieder zurückkehrt, so muß man einen Austausch der fremdartigen Bestandtheile annehmen, der so lange sich fortsetzt, bis alle Theile des Wassers eine gleiche Sättigung besitzen. Nur die Nähe der Küsten könnte durch die am Strande wachsenden Pflanzen einerseits und durch die Zuführung süßen Wassers durch Regenbäche und Flüsse andererseits einen Einfluß auf die Zusammensetzung des Meerwassers ausüben; dieser Einfluß wird aber immer ein lokaler, sich nur wenig in das Meer hinein erstreckender sein, wenn nicht ein Strom wie der Amazonenstrom oder Mississippi seine Wassermassen gerade in eine sich in gleicher Richtung bewegende Meeresströmung gießt, wo dann freilich oft auf große Entfernungen hin die Gegenwart des süßen Wassers noch bemerklich bleibt.

Von denjenigen Stoffen des Meeres, die für den Menschen, für seine technischen und medizinischen Zwecke ganz besondere Wichtigkeit haben, sind vor allen Dingen das Kochsalz, die Magnesiaverbindungen (Bittersalze) und die Jod- und Bromsalze hervorzuheben. Das Kochsalz nimmt unter ihnen, in Bezug auf die Massenhaftigkeit seines Vorkommens, die erste Stelle ein. Nehmen wir die durchschnittliche Tiefe des Meeres nur zu 120 Fuß an — gewiß eine Voraussetzung, die noch viel zu gering ist —, so beträgt das gesammte in Lösung befindliche Salz der Erde das ungeheure Quantum von über 7500 Billionen Centnern. Wenn man diese Masse als festes Salz abscheiden und daraus eine Kugel bilden wollte, so würde diese einen Inhalt von annähernd 33 Kubikmeilen und einen Durchmesser von 4 Meilen haben, also eben so groß sein, als manche der kleinen Planetoiden, die in selbständigen Bahnen die Sonne umkreisen und als lichtstrahlende Sterne uns am nächtlichen Himmel erscheinen. Man sieht also, daß man nicht nur an Korallen und Perlen, an Austern und Hummern denken darf, wenn vom Reichthume des Meeres die Rede ist. An einzelnen Gegenden der spanischen, französischen, sizilischen und istrischen Küsten gewinnt man Seesalz, indem man das Meerwasser in großen am Ufer ausgegrabenen Becken während des warmen Sommers verdunsten läßt. Das Kochsalz besitzt nämlich eine geringere Löslichkeit als die übrigen Verbindungen, und scheidet sich bei einem gewissen Concentrationsgrade in Form einer weißen Kruste ab, die man sammelt und in Haufen aufschichtet, damit die anhängende Mutterlauge ablaufen kann. Durch ein nochmaliges Auflösen und Krystallisirenlassen kann man es weiter reinigen; indessen unternimmt man letztere Operation nur da, wo das Seesalz als Nahrungs-

Digitized by Google

mittel genossen werden muß, weil das Land gar kein oder zu wenig Stein- oder Salinensalz produzirt. Bei Pirano in der Nähe von Triest werden jährlich 1 bis 2 Millionen Centner Seesalz in sogenannten Salzgärten gewonnen.

Eine etwas aufmerksamere Entfernung der Mutterlauge wird auch öfters bei demjenigen Salze vorgenommen, welches als Viehfutter verwendet werden soll; denn da die Lösung, aus der sich das Kochsalz abscheidet, zumeist schwefelsaure und salzsaure Bittererde enthält, diese Salze aber sich durch einen widerlich bittern Geschmack auszeichnen, so widersteht den Thieren leicht der Genuß eines unreinen Salzes.

Neben dem Kochsalze ist uns das eigentliche Bittersalz, die schwefelsaure Talkerde, ihrer medizinischen Wirkung und Anwendung wegen von besonderem Interesse. Sie läßt sich aus der Mutterlauge durch Abdampfen derselben ausscheiden; denn sie ist wiederum weniger löslich als die salzsaure Talgerde, und schießt daher schon in Krystallen an, wenn diese noch lange in Lösung bleibt. Durch wiederholtes Auflösen in heißem Wasser und Auskrystallisirenlassen aus der erkaltenden Flüssigkeit kann man dann das Bittersalz rein darstellen. Seine Abscheidung wird sich aber jetzt nur noch da als vortheilhaft erweisen, wo Arbeitskräfte, Feuerungsmaterial so wie die Transportkosten das Erzeugniß nicht sehr vertheuern. In neuerer Zeit wird nämlich durch die künstliche Mineralwasserfabrikation, bei welcher die Kohlensäure aus natürlich vorkommenden Magnesit (kohlensaurer Talkerde) und Schwefelsäure erzeugt wird, das Bittersalz in so großen Mengen als Nebenprodukt gewonnen, zudem ist auch seine Abscheidung aus manchen natürlichen Bitterwässern so wenig kostspielig, daß sein Preis im Handel ein ungemein niedriger geworden ist.

Außer auf schwefelsaure Magnesia kann man die Bitterlauge aber auch auf kohlensaure Magnesia (im Handel unter dem Namen Magnesia alba bekannt) verarbeiten. Man verdünnt zu diesem Zwecke die Lösung mit ziemlich viel Wasser, erhitzt sie und setzt zu der kochenden Flüssigkeit eine Auflösung von kohlensaurem Kali oder kohlensaurem Natron hinzu. Der sich bildende weiße Niederschlag braucht nur gesammelt, gut ausgewaschen und getrocknet zu werden.

Wenn die Natron- und Magnesiasalze in ziemlich bedeutenden Mengen im Meerwasser vorkommen, so giebt es andere Substanzen, die nur durch geringe Spuren ihr Dasein verrathen, denen aber doch nachgespürt wird, weil dieselben sich, außer im Meerwasser, nur selten noch in einigen Mineralquellen finden. Es sind dies die Brom- und Jodverbindungen, aus denen die beiden in der Photographie so wichtigen Elemente Brom und Jod dargestellt werden. — Brom und Jod sind mit Kalium und Natrium zu Brom- resp. zu Jod-Kalium oder -Natrium verbundene Salze, welche sehr leicht löslich sind, und die sich deshalb mit dem Chlormagnesium noch in der Mutterlauge vorfinden, aus denen die schwefelsaure Talkerde zum größten Theile auskrystallisirt.

Durch Zusatz einer Lösung von schwefelsaurem Kupferoxyd läßt sich aus dieser zuerst das Jod niederschlagen. Es vereinigt sich mit dem Kupfer zu einer unlöslichen Verbindung Jodkupfer. Das gleichzeitig mit entstehende Bromkupfer ist löslich, und diese Eigenschaft gestattet durch Filtriren das Brom vom Jod zu trennen. Das Brom gewinnt man aus der abfiltrirten Lösung, indem man diese mit fein zerriebenem Braunstein und Salzsäure destillirt. Es ist ein sehr flüchtiger Körper und

Digitized by Google

siedet schon bei 47° C.; es genügt also eine sehr geringe Erwärmung, um das Brom in ziemlich reinem Zustande aus der Retorte in die Vorlage zu treiben. In der Luft stößt es erstickende Dämpfe von einem abscheulichen Geruch aus und diese haben ihm auch zu dem Namen, der auf deutsch „Stänker" bedeutet, verholfen. In reinem Zustande ist es eine dunkelbraune Flüssigkeit, viel schwerer als Wasser und in diesem unlöslich. Man bewahrt es daher auch in Wasser auf, weil es unter dieser Bedeckung nicht verdampfen kann.

Um das Jod aus dem Jodkupfer darzustellen, zersetzt man den weißen, gut ausgewaschenen Niederschlag durch Aetzkali und destillirt ihn mit Braunstein und Salzsäure. Dabei geht das Jod, ebenfalls ein flüchtiges Element wie das Brom, aus der Retorte unter Bildung von wunderschönen violetten Dämpfen, die gleichfalls durch einen stickenden Geruch ausgezeichnet sind, über und verdichtet sich in der Vorlage, ja schon im Halse der Retorte zu graphitähnlich glänzenden, schuppigen Krystallen. Will man das Jod ganz rein haben, so löst man diese in Alkohol und setzt zu der Lösung Wasser, wodurch das Jod als ein braunes Pulver ausgefällt wird, das man einer nochmaligen Sublimation unterwerfen kann.

Auf solche Weise haben wir aus dem Meerwasser nach und nach Kochsalz, Bittersalz, kohlensaure Magnesia, Brom und Jod dargestellt. Sind die chemischen Prozesse, nach denen dies geschah, auch sehr einfach, so ist die praktische Ausnutzung dieser im Meere enthaltenen Schätze doch eine mühsame und nur an Orten lohnend, die an den Strahlen einer sengenden Sonne fleißige Mitarbeiter haben. — Der Gehalt an Salzen ist quantitativ zu gering, qualitativ dagegen zu groß, d. h. die Verschiedenheit der darin aufgelösten Bestandtheile ist zu groß und sie macht die Reindarstellung der einzelnen im Verhältniß zu dem Werthe derselben zu schwierig. — Zwar giebt es im Meere selbst eine Unzahl kleiner Fabriken, in denen unausgesetzt auf die Reindarstellung mancher Produkte hin gearbeitet wird. Korallen und Mollusken der verschiedensten Art extrahiren zum Beispiel die geringen Spuren kohlensauren Kalks aus dem Meerwasser und lagern denselben in wunderbar schön gestalteten Formen ab, aber leider nützt uns ihre Arbeit, so sehr sie uns erfreut, nur wenig, selbst wenn auch mancher Sonderling unter den Muscheln an einer Perle arbeitet, für deren Heraufholung der indische Taucher gern sein Leben wagt.

Eigenthümliche Pflanzengebilde dagegen, deren Stämme bei kaum einem Zoll Dicke bisweilen eine Länge von 400 bis 500 Fuß erreichen (Fucus giganteus) und die in Ausdehnung ihrer Längenaxe die größten Baumstämme aller Kontinente hinter sich lassen, Algen und Tange, saugen die Salze des Meeres auf, und so wenig sie sich auch an Schönheit mit den bunten Muscheln und den zierlichen zackigen Korallen vergleichen lassen, so sind sie doch wie umsichtige Arbeiter mehr auf die Gewinnung des Gültigen bedacht als auf die Erwerbung äußeren Putzes.

Die stille Thätigkeit jener Pflanzen hat, als die chemischen Wissenschaften noch nicht auf dem Punkte waren, Mittel und Wege angeben zu können, wie sich das Kochsalz in Soda umwandeln lasse, die Gewinnung dieses für die Industrie so höchst wichtigen Körpers ermöglicht, und wir müssen, wenn wir uns auch jetzt ihrer Hülfe nicht mehr bedienen, doch ihre frühere Unterstützung dankend anerkennen.

Auf der Insel Jersey ist die Ernte des Seetang (siehe die Anfangsvignette) ein Fest, auf das sich Jung und Alt lange vorher freut. Es ist nämlich nur zu

Digitized by Google

gewissen Zeiten gestattet, die Pflanze, welche in reichlicher Menge an den weit in das Meer hinausgehenden Felsen wächst, zu sammeln. An diesen Tagen aber, Anfang März, begiebt sich von der Insel, was mit Händen und Beinen gesegnet ist, nach dem Strande, die Fluth beim Zurückweichen verfolgend, damit keine Minute der Ebbe, während welcher die Arbeit des Erntens nur geschehen kann, ungenutzt vorüber gehe. Es wird geschnitten, gerissen, gerafft, was nur sich lösen läßt, und in einzelnen Haufen aufgethürmt, die Jeder auf guten Glauben der zurückkehrenden Fluth zum Transport nach dem Ufer überläßt. Hier suchen sich die Eigenthümer ihre Haufen heraus, und es ist merkwürdig, wie gewissenhaft die See das auf ihre Spedition gesetzte Zutrauen rechtfertigt; es soll nie ein Streit über das Eigenthumsrecht an den anschwimmenden Tanghaufen entstehen. Für die Insel Jersey ist die Seetang- (Sea-Weed) Ernte von der mannichfachsten Wichtigkeit. Ein großer Theil des Ertrags wird auf die Felder gefahren, als Düngemittel besonders geschätzt wegen seiner leichten Zersetzbarkeit und seines Gehalts an Natronsalzen, und an dem Haupttage der Sea-Weed Harvest, dem 8. März, preist der Bäcker seine Waare als solche, die von Getreide gebacken, welches auf dem mit schönstem Tang gedüngten Felde gewachsen sei. Des Fleischers Rinder haben das ganze Jahr nichts anderes gefressen als Butterblumen, die nach seiner Aussage besonders da gedeihen, wo der Tang nicht gespart wird. Milch und Käse, Bohnen, Eier, Rüben, kurz Alles wird mit dem Seetang in eine freundschaftliche Beziehung gebracht.

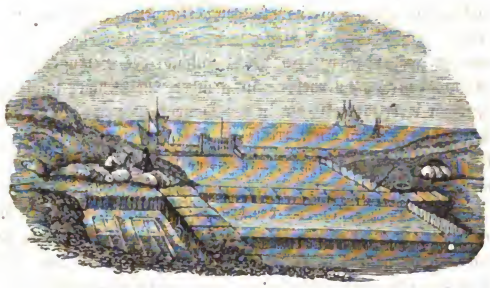
Ein anderer Theil wird für den häuslichen Bedarf aufgespart, oft auch am Strande gleich verbrannt, um seine Asche — das wünschenswertheste Objekt — zu erlangen, die man zu verschiedenen Verwendungen aufhebt. Der geschätzteste Bestandtheil derselben ist die Soda, wenn dieselbe auch in sehr geringer Menge darin enthalten ist. Es scheint uns aber hier am Platze zu sein, der Darstellung der Soda einige Aufmerksamkeit zu widmen, weil selbst bei deren fabrikmäßiger Bereitung das Kochsalz immer der Ausgangspunkt bleibt, und gerade das Seesalz eine sehr vortheilhafte Verwendung auf diesem Gebiete der Industrie noch finden kann. Allerdings kommt die Soda auch bereits fertig gebildet in der Natur vor, allein in so reinem Zustande oder in so reichlicher Menge, wie wir sie behufs der Zwecke der Färberei, Druckerei, Seifenfabrikation, der Fabrikation künstlicher Mineralwässer und tausenderlei anderer Verwendungen verlangen, nur sehr selten, und das natürliche Produkt wird deshalb dem fabrikmäßig bereiteten wahrscheinlich nie Konkurrenz machen.

In Süd-Amerika in der Gegend von Merida-Lagunilla, betreiben die Indianer einen eigenthümlichen Taucherdienst. Es befindet sich nämlich in jener Gegend ein kleiner See, dessen Boden eine wasserdichte Thonschicht bildet, unter der sich eine weiße salzartige Masse findet, das sogenannte Urao. Die Indianer gewinnen dasselbe durch Untertauchen und Ausgraben und bedienen sich seiner als Zusatz zu den Tabaksblättern, die von ihnen leidenschaftlich gern gekaut werden, entweder, daß sie auf ein besonders zubereitetes Tabaksblatt eine dünne Schicht jenes Salzes aufstreuen, wohl auch noch etwas gebrannten Kalk dazugeben und, indem sie das Blatt zusammenrollen, eine Prime bilden, die ohne weiteres in den Mund wandert, oder daß sie den frischen Tabak auspressen, den Saft durch Kochen eindicken und durch Zusatz von Urao verschärfen; der fette Teig wird dann auf ein Tabaksblatt gestrichen und ist hierauf was wir einen Hochgenuß nennen.

Digitized by Google

Das Urao besteht aus 41,22 % Natron, 39 % Kohlensäure und 18,8 % Wasser mit geringer Beimengung von Erde und Sand. — Kohlensaures Natron kommt außerdem noch in vielen Wässern, vorzüglich in heißen Quellen, vor; von letzteren wird dasselbe aus den zerklüfteten Gesteinen, die sie durchsickern, entweder gleich in dieser Form ausgelaugt oder es bildet sich innerhalb derselben auf dem Wege chemischer Zersetzung aus Verbindungen von schwefelsaurem oder kieselsaurem Natron, denen die Säuren durch Kalk, Baryt, Talkerde ꝛc. entzogen werden.

In Aegypten und auch noch an anderen Punkten des nördlichen Afrika, so wie in Ungarn bei Debreczin und in Mexiko giebt es Seen, deren Wasser kohlensaures Natron aufgelöst enthält. Die Kruste, die sich in der heißen Jahreszeit durch Verdunsten bildet, sammelt man und bringt sie in den Handel. Sie enthält neben etwa 20—25 % kohlensaurem Natron beinahe eben so viel schwefelsaures Natron und fast 40 % Kochsalz, der Rest wird von Wasser oder unlöslichen Rückständen gebildet. — Ein ziemlich reines kohlensaures Natron wird in der Provinz Sukena ungefähr zwei Tagereisen von Fessan aus der Erde gegraben. Dasselbe besteht nach Klapproth aus 37% Natron, 38% Kohlensäure, 2,5% schwefelsaurem Natron und 22,5% Wasser, und ist den Mineralogen unter dem Namen Trona bekannt. Indessen liefern alle diese Fundorte nur sehr geringe Quantitäten, wenigstens in Bezug auf den ungemein großen Bedarf, und deshalb haben die natürlich vorkommenden Sodaarten als Handelsartikel nie eine besondere Wichtigkeit erlangt. Die hauptsächlichste Bezugsquelle war für Soda in früherer Zeit das Meer.



Digitized by Google

Bank- und Börsenwesen.

Der Prozeß Nulandt.

Ein Beitrag zur Geschichte des Bank- und Kreditwesens der Gegenwart.

Von Julius Engelmann.

1.

In der ersten Hälfte des Monats Dezember 1861 wurde zu Dessau ein Prozeß verhandelt, auf dessen Ausgang nicht blos das ganze Land Anhalt, sondern die gesammte deutsche Handels- und Finanzwelt mit Spannung blickte. Die Person des Angeklagten, wie der Gegenstand der Anklage selbst hatten gleich großen Antheil an diesem Interesse. War es doch der Träger eines in der Handelswelt weit und breit bekannten Namens, noch vor Kurzem hochgeehrt und beneidet von der großen Masse, einer der Hauptbeförderer des heutigen Kredit- und Bankwesens, welcher durch seine Unternehmungen mit den ersten Finanzgrößen Europa's rivalisirt hatte, der Bankpräsident Friedrich Nulandt, welcher sich gegen eine infamirende Anschuldigung zu vertheidigen hatte, gegen die Anklage des Betrugs, begangen an dem Institute, dessen erster Leiter er seit länger als einem Jahrzehnt gewesen war.

Nach siebenzehnstündigen Verhandlungen verkündete der Vorsitzende des Gerichtshofes das Urtheil:

„Daß der Bankpräsident Friedrich Nulandt des Betrugs (im Betrage von über 80,000 Thlr.) als Urheber resp. gleicher Theilnehmer schuldig zu erachten und mit einer Arbeitshausstrafe in der Dauer von vier Jahren, sowie mit Entziehung der bürgerlichen Ehrenrechte auf fünf Jahre zu belegen sei."

Wir haben nicht nöthig zu sagen, daß dieses Urtheil einen ungeheuren Eindruck machte. Unsere Leser sind Zeugen desselben gewesen, sowie von der verschiedenartigen Aufnahme, welche der Spruch des Gerichtshofes gefunden hat. Wenn wir uns heute enthalten, eine Ansicht darüber kund zu geben, so geschieht dies hauptsächlich, weil das Urtheil selbst noch nicht rechtskräftig geworden ist, sondern auf geschehene Berufung seitens des Verurtheilten, erst noch durch das Oberlandesgericht des Herzogthums Anhalt-Dessau, sowie der juristischen Fakultät der Universität Jena bestätigt werden muß.

Indeß dürfen wir schon heute behaupten, daß es nicht genüge, die Verhandlungen des 11. Dezember zu kennen, um den Spruch des Gerichtshofes nach allen Seiten hin richtig würdigen zu können, wenigstens, daß man leicht Gefahr laufe, über diesen Prozeß und seinen Ausgang ein falsches Urtheil zu fällen, wenn man ihn nicht in seinem Zusammenhange mit der Geschichte der Anhalt-Dessauischen Landesbank, deren erster Direktor Nulandt war, und der Geschichte des Bank- und Kreditwesens

Digitized by Google

des letzten Jahrzehnts, in welcher Nulandt eine sehr tief eingreifende Rolle spielte, überhaupt betrachtet.

Wir halten deshalb eine kurze vorbereitende Mittheilung über die letzteren Verhältnisse für nothwendig, bevor wir den Leser mit dem Prozesse selbst bekannt machen; er würde diesen überhaupt nicht verstehen, ohne jene allgemeinen Rückblicke.

Die Anhalt-Dessauische Landesbank wurde im Jahre 1847 gegründet. Das Aktienkapital betrug anfangs $1^3/_4$ Million Thaler, wurde aber später auf 4 Millionen Thaler erhöht. Das Institut war eine reine Zettelbank, befugt zur Ausgabe von Noten, für welche stets der vierte Theil in Geld vorräthig zu halten vorgeschrieben war, während die übrigen die Noten deckenden Fonds „jederzeit realisirbar" sein sollten. Die Geschäftsthätigkeit war statutengemäß auf das reine Bankgeschäft beschränkt. Diskontirung von Wechseln, in der Regel auf längstens 3 Monate lautend und mit drei anerkannt guten Unterschriften versehen, Beleihung solider Staats- und Kommunalpapiere, vollbezahlter Bank- und Eisenbahn-Aktien und Prioritäten, erstere nur zu 10 bis 25 %, letztere nur zu 20 bis 25 % unter Cours, mit der ausdrücklichen Vorschrift: beim Rückgange des Werthes oder Courses der beliehenen Papiere um 5 % sofort eine verhältnißmäßige Verstärkung des Pfandes zu verlangen oder das Darlehen zu kündigen ꝛc. Der Ein- und Verkauf von Aktien für eigene Rechnung war durch § 3 der Statuten untersagt. Staats- und Kommunalpapiere, sowie Aktien der Bank selbst zu kaufen war nach § 4 der Statuten allerdings gestattet, aber „nicht zur Spekulation", sondern nur innerhalb der Grenzen eines Agiotagegeschäfts oder zur augenblicklichen Anlage. Die darin angelegten Geldsummen sollten deshalb nie 100,000 Thlr. übersteigen, und wenn der Fall eintrat, daß Schuldner der Bank solche Papiere als Zahlung gaben, so mußte nach demselben Paragraphen deren Verkauf „ungesäumt" erfolgen. Den Direktoren der Bank selbst war es ausdrücklich untersagt, weder direkt noch indirekt für eigene Rechnung Geschäfte zu machen oder Kredit bei der Bank zu nehmen.

Es waren also alle Vorkehrungen getroffen worden, um Mißbräuchen in der Geschäftsführung vorzubeugen und der Bank den Charakter einer Zettelbank streng zu bewahren. Von nennenswerthen Verlusten konnte bei Beobachtung der Statuten, auf deren pünktliche Befolgung die Direktoren verpflichtet waren, kaum die Rede sein, am wenigsten von Einbuße am Aktienkapitale selbst. Das Einzige, was zu befürchten stand, war, daß bei der Unbedeutendheit der Handels- und Verkehrsverhältnisse von Dessau, dem Sitze des Instituts und bei der Größe des Aktienkapitals die Aktionäre nur eine geringe Rente erhalten würden, da voraussichtlich in Dessau und dem ganzen Herzogthum Anhalt kaum Raum für die Cirkulation von einigen hunderttausend Thaler Noten war. Hatten sich also die Aktionäre Rechnung auf hohe Dividenden gemacht, so mußten sie der Natur der Sache nach sehr bald enttäuscht werden; nie aber stand ein Verlust an den eingeschossenen Kapitalien zu befürchten, so lange die Direktoren der Anstalt die Statuten, deren Befolgung sie angelobt hatten, zur Richtschnur ihres Handelns machten und ihre Pflicht erfüllten.

Statt dessen sehen wir im Juni 1860 eine von der Generalversammlung der Aktionäre der Anhalt-Dessauischen Landesbank ernannte Revisions-Kommission nach genauer Durchsicht und Prüfung der Bücher und der Vermögensverhältnisse der Bank folgenden Status aufstellen:

Digitized by Google

Wirkliche Aktiva.

53,060 Thlr.	3 Sgr.	2 Pf.	Kassa-Conto
4,893 „	20 „	— „	Effekten-Conto
130,114 „	17 „	— „	Pfand-Conto
118,816 „	10 „	— „	Wechsel-Conto
1,936,352 „	17 „	10 „	Contocorrent-Conto
127,250 „	— „	— „	verschiedene Aktiva
20,000 „	— „	— „	Immobilien-Conto
2,390,487 Thlr.	8 Sgr.	— Pf.	Summa der Aktiva.

Dem standen entgegen an

Passiva.

289,708 Thlr.	— Sgr.	— Pf.	Banknoten-Conto
2,859 „	17 „	— „	Aktien-Zinsen- und Dividenden-Conto
1,000,000 „	— „	— „	Anleihe-Conto
519,004 „	8 „	3 „	Contocorrent-Conto
570 „	19 „	6 „	Depositen-Zinsenconto
227,383 „	24 „	6 „	Depositen-Conto.
2,039,526 Thlr.	9 Sgr.	3 Pf.	Summa der Passiva.

Es ergab sich daher ein Plus an Aktiva

+ 2,390,487 Thlr.
— 2,039,526 „

von 350,961 Thlr.

Diese 350,961 Thlr. waren nach der Aufstellung der Revisions-Kommission Alles, was von dem Stammaktien-Kapital von 4 Millionen Thaler — abzüglich 4039 Stück Aktien, welche sich im Besitz der Bank selbst befanden — nach einer dreizehnjährigen Geschäftsführung des Herrn Rulandt übrig geblieben war, mit andern Worten, auf diese Summe reduzirte sich der wirkliche Werth der vorhandenen Aktiva, so weit er mit einiger Sicherheit bestimmt werden konnte.

Berücksichtigen wir neben diesem von der Revisions-Kommission veröffentlichten Ergebniß ihrer Prüfung die Thatsache, daß die Direktion der Bank sechs Monate vor dieser Prüfung eine Bilanz aufgestellt und den Aktionären vorgelegt hatte, in welcher sie letzteren einen Reingewinn von 103,623 Thlr. 9 Sgr. 11 Pf. vorrechnete, daß sie noch in der Generalversammlung vom 26. April 1860 den wahren Stand der Anstalt verheimlichte, so ahnt wohl auch der Vertrauensseligste, daß hierbei nicht Alles gewesen sei, wie es sein sollte, und daß er vor einer der dunkelsten Partien in der Geschichte des Bankwesens unserer Zeit stehe. Ein näherer Einblick in die Verhältnisse der Anhalt-Dessauischen Landesbank wird dies zur vollständigsten Gewißheit erheben.

Lassen wir die Thatsachen sprechen.

Die Revisions-Kommission fand im Mai 1860 einen Wechselbestand von 240,390 Thlr. 23 Sgr. vor. Nach den Statuten durfte die Direktion nur gute, d. h. mit drei anerkannt sichern Unterschriften versehene 3 Monatwechsel diskontiren. In Wirklichkeit enthielt das Wechselportefeuille äußerst wenige Papiere, welche dieser

Digitized by Google

Vorschrift genügten. Ein großer Theil bestand aus Accord- und Eigenwechseln, welche schon seit mehreren Jahren fortwährend prolongirt worden waren. Andere waren längst verfallen, ohne daß auch nur Zinsen bezahlt worden wären. Bei manchen lag die Verfallzeit weit nach 3 Monaten, bei einem sogar erst nach 2 Jahren. Eine Anzahl von Wechselschuldnern figurirte außerdem auf dem Contocorrent. Kurz, die Revisions-Kommission schätzte den auf das Wechselconto zu erwartenden Verlust auf 121,574 Thlr., also ca. 50 % des Nominalwerthes. Und doch hatte der größte Theil dieser Wechsel schon seit Jahren in der Bilanz als aktives Vermögen der Bank geglänzt, obgleich der Direktion die Faulheit der meisten derselben genau bekannt war!

Der zweite Haupttheil der Geschäfte einer Zettelbank ist der Lombard-Verkehr oder das Beleihen guter Unterpfänder. §. 3. der Statuten enthielt darüber, wie wir oben gesehen haben, ganz bestimmte, unzweideutige Vorschriften. Als beleihbare Pfänder waren danach zu betrachten, neben Juwelen, Edelmetall ꝛc., nur solide Staats- und Kommunalpapiere, sowie vollbezahlte Bank- und Eisenbahn-Aktien und Prioritäten. Auch diese durften nur, erstere 10 bis 25 %, letztere 20 bis 25 % unter dem Tagescours beliehen werden, und bei jedem Cours-Rückgang der Unterpfänder um 5 % mußte sofort Verstärkung der letzteren oder Rückzahlung des Darlehens verlangt werden. Sehen wir zu, wie die Direktion diese Bestimmung der Statuten erfüllt hatte. Unter andern fanden sich als Unterpfänder vor für ein Darlehen von 24,500 Thlr.: Neustädter Hüttenaktien im Nominalbetrage von 27000 Thlr., welche zur Zeit der Revision einen Courswerth von ca. 810 Thlr. hatten, so daß also an diesem einen Pfand ein Verlust von 23,690 Thlr. oder so ziemlich der ganzen Darlehenssumme zu erwarten war. Für ein Darlehen von 55000 Thlr. waren außer 18 Stück Grube Leopold-Aktien im Werthe von ca. 10,800 Thlr. für 90,000 Thlr. 80prozentige Quittungsbogen der Louisenthaler Spinnerei verpfändet. Letztere waren präkludirt, also werthlos. An diesem Darlehen schätzte die Kommission demgemäß den zu erwartenden Ausfall auf ca. 44000 Thlr.

Die Bank hatte dargeliehen die Summe von 15,400 Thlr. und besaß als Unterpfand 4600 Thlr. eigene Aktien (Courswerth 1380 Thlr.), 10,000 Thlr. Cosel-Oderberger Eisenbahnaktien (Courswerth 3200 Thlr.), daneben einen vom 20. November 1858 datirenden, seit dem 30. Juni 1859 verfallenen Solawechsel über 5000 Thlr. Auch bei diesen Pfändern war ein Ausfall von ca. 11000 Thlr. bevorstehend. Wir könnten diese Beispiele verzehnfachen, indeß mag es genügen zu sagen, daß sich unter den Pfändern unter andern für 191000 Thlr. Moldauer Bankaktien, 20,200 Thlr. Pennsylvanische Kohlenaktien, 122,900 Thlr. Neustädter Hüttenaktien und eine Reihe anderer ähnlicher, mehr oder weniger werthloser Papiere, ferner Lebensversicherungs-Policen, Weine, sogenannte General-Hypotheken befanden, endlich, daß bei manchen Pfändern seit Monaten, ja seit Jahren keine Pfandzinsen bezahlt worden und letztere selbst wieder zu ungedeckten Kapitalien angewachsen waren, um zu ermessen, welcher Art die Geschäftsführung in dieser Branche gewesen war, und um zu begreifen, daß die Revisions-Kommission den auf die Gesammt-Darlehen von 315,000 Thlr. zu erwartenden Verlust auf ca. 183,000 Thlr. veranschlagte.

In einem andern Zweige, dem Effekten-Conto, waren die Vorschriften der Statuten nicht gewissenhafter befolgt worden. Der Leser wird sich erinnern, daß der Direktion der An- und Verkauf von Staatspapieren, Kommunalpapieren und eigenen

Digitized by Google

Aktien ausdrücklich nur behufs augenblicklicher Anlage, nicht aber zur Spekulation gestattet worden war und das Maximum der momentan darin angelegten Gelder die Summe von 100,000 Thlr. nicht übersteigen sollte. Trotzdem besaß die Bank zu manchen Zeiten über 2000 Stück eigene Aktien (die nebenbei bemerkt zum Tagescours in der Bilanz aufgeführt waren, wenn sie über pari standen, aber zum vollen Nennwerth aufgeführt wurden, wenn sie unter pari fielen), trotzdem spekulirte die Direktion oft mit Beträgen, welche eine halbe Million überstiegen, in Dessauer Kreditaktien und Jassyer Aktien, sowie mit Kontinental-Gas-Aktien, verletzte also auch hierin die Statuten gröblich.

Doch verschwinden alle bisher aufgezählten Statutenwidrigkeiten und Pflichtverletzungen gegenüber der Art und Weise, wie die Contocorrent-Geschäfte geführt worden sind. Hier erscheinen Schuldbeträge hinter einander von 61499, 429469, 497776 und 411440 Thlr., welche die Revisions-Kommission für absolut verloren erklärt, und gleich darauf ein Posten von 641,000 Thlr., für welchen aus der betreffenden Konkursmasse kaum 240,000 Thlr. zu erwarten standen! Um hohe Dividenden zu erzielen, hatte sich die Direktion mit Geschäftsleuten und Unternehmungen eingelassen, denen ein Bankier nur gegen die vollständigste Sicherheit einen Kredit eröffnet haben würde, hatte ihnen Hunderttausende kreditirt, ihnen dann, als sie dem Bankerott nahe waren, unter eigener Bürgschaft von andern Geld-Instituten mit großen Opfern Geld verschafft und schließlich, um die Wahrheit nicht an's Tageslicht kommen zu lassen, die ganze faule Aktiv- und Passivmasse übernommen. Statt 100,000 Thlr. zu verlieren und den begangenen Fehler zu gestehen, wurden der Bank auf diese Weise Verluste von halben Millionen verursacht, so mit der Firma Schulte & Co., so mit der Moldauer Bank und der Neustädter Hütte, sowie der Louisenthaler Spinnerei. Die meisten Conti waren zudem keine Contocorrente im wahren kaufmännischen Sinne, sondern Geschäfte zur Unterstützung von Börsenspekulationen, Darlehensgeschäfte ohne Unterpfand oder Uebertragungen aus dem Lombard-Conto. Der Revisionsbericht zählt zu denjenigen Außenständen, welche nur zur Unterstützung von Börsenspekulationen gedient hatten und meist werthlos waren, unter Anderm 7 Posten im Betrage von ca. 700,000 Thlr.

Doch war selbst damit das Schlimmste nicht gesagt, dessen sich die Direktion der Anhalt-Dessauischen Landesbank schuldig gemacht hatte. Nicht blos grober Fahrlässigkeit und leichtsinniger Geschäftsführung durfte sie angeklagt werden, sondern es stellte sich als unbestreitbare Thatsache heraus, daß ein großer Theil der Verluste durch die Direktoren, die Verwaltungsräthe und die der Bank beigegebenen Regierungs-Kommissäre direkt verschuldet worden war, indem sie, die mit der Verwaltung der Gelder der Aktionäre Betrauten, das ihnen geschenkte Vertrauen so weit mißbraucht hatten, um trotz des ausdrücklichen Verbots der Statuten mit dem Gelde der Bank im eigenen Interesse zu spielen und zu spekuliren. So sind die Inhaber jener obengenannten 7 Posten, welche der Bank einen Verlust von ca. 700,000 Thlr. bereiteten, nach dem Revisionsberichte sämmtlich Verwaltungsraths-Mitglieder, Regierungs-Kommissäre und Bank-Direktoren; unter ihnen figurirt u. A. auch der Bank-Präsident Rulandt selbst mit 91,000 Thlr. Wir kämen nicht zu Ende, wollten wir alle die kleineren Pflichtversäumnisse und Statutenwidrigkeiten aufzählen, von denen der Status wimmelt. Zehnmal pro-

Digitized by Google

longirte Wechsel, verfallene Wechsel ohne Zinszahlung, Annahme von Hypotheken an Zahlungsstatt ohne Bewirkung der gerichtlichen Hypotheken-Uebertragung, baare Darlehen an Schuldner, von denen schon Jahre lang große Summen nicht beizutreiben waren, große Darlehen gegen Verpfändung von Saatlägern, ohne während dreier Jahre dieses Pfandrecht zu benutzen, so daß sich schließlich bei Ausbruch der Insolvenz die Läger geleert fanden, Aufnahme von Anleihen, Betheiligung an Geschäften Dritter, kurz, keine jener Statutenverletzungen fehlte, welche in den schlimmsten Zeiten des Börsenschwindels einzelnen Leitern von Bankanstalten vorgeworfen werden durften, nur waren sie hier sämmtlich vereinigt. Und diese Direktion hatte während dreier Jahre die Stirne, angesichts solcher, ihr vollkommen klarer Verhältnisse und Verluste, Bilanzen aufzustellen, welche mit Reingewinnen von 117,000 Thlr. (1857), 113,546 Thlr. (1858) und 103,623 Thlr. (1859) abschlossen. Diese Direktion, welche anderorts, gelegentlich der Unterhandlung wegen einer Anleihe, unverhohlen eingestand, daß die Bank insolvent sei und ohne die verlangte Unterstützung kaum nach einige Wochen zu halten wäre, wagte es, den Aktionären noch am 26. April 1860 mit einem Bericht entgegenzutreten, welcher diese in Sicherheit wiegen und die damals laut gewordenen Bedenken beschwichtigen sollte!

Wir dürfen uns nicht wundern, daß die Erbitterung, welche das Bekanntwerden dieser Thatsachen hervorrief, sich zunächst gegen den Gründer und langjährigen Leiter der Anhalt-Dessauischen Landesbank richtete, daß man ihn in erster Linie für die trostlose Lage des Instituts verantwortlich machte, durch welche Tausende von Familien um ihr Vermögen gekommen waren, und daß alle Vorwürfe und Verwünschungen der Verarmten sich über seinem Haupte entluden. Welch' tragische Wendung des Geschickes! Noch vor kaum vier Jahren waren alle Ehrenbezeugungen, welche eine Bürgerschaft und ein Magistrat zu gewähren im Stande sind, auf den Bank-Präsidenten Friedrich Nulandt gehäuft worden. Unterm 16. April 1856 wurde ihm in der feierlichsten Weise das Ehrenbürgerrecht der Stadt Dessau verliehen, und zwar, wie der einstimmig gefaßte Beschluß des Gemeinderaths lautet: „in dankbarer Anerkennung der hohen Verdienste um das Gemeindewohl hiesiger Stadt." Gleichzeitig wurde ihm ein Ehrenpokal mit der Inschrift überreicht: „Die Mitglieder des Gemeinderaths der Residenzstadt Dessau ihrem Ehrenbürger dem Bank-Präsidenten Nulandt." Auch außer seiner engern Heimat ehrte man die Verdienste Nulandt's durch Verleihung einer Reihe der höchsten Orden. Der preußische Rothe Adler-Orden, der hannöversche Guelphen-Orden, der niederländische Orden der Eichenkrone und selbstverständlich der anhaltische Gesammthaus-Orden schmückten seine Brust. Und wenige Jahre nach dieser Glanzperiode seines Lebens sehen wir Fr. Nulandt den öffentlich wiederholt erhobenen Anklagen über seine Geschäftsführung weichen und von der Direktion der Landesbank in den Verwaltungsrath zurücktreten, bald darauf ihn als den Urheber namenlosen Elends von Tausenden verwünscht, endlich am 11. Dezember 1861 wegen Betrugs zu einer Arbeitshausstrafe von 4 Jahren verurtheilt. Sic transit gloria mundi!

Dieser erschütternde Wechsel des Glückes wird bei jedem unserer Leser ein Interesse für die davon betroffene Persönlichkeit hervorrufen und den Wunsch entstehen lassen, Näheres über die Vergangenheit derselben zu erfahren.

Digitized by Google

Wir lassen deshalb nachstehend einige biographische Notizen über Fr. Nulandt folgen und werden dann zu dem eigentlichen Gegenstand dieses Aufsatzes, dem Prozesse gegen Nulandt, übergehen.

Friedrich Ludwig Nulandt wurde am 7. September 1809 zu Magdeburg geboren. Sein Vater war Großschiffer und dies bestimmte die Erziehung des Sohnes, welcher auch nach dem frühen Tode des Vaters von dem gleichgesinnten Bruder desselben zum Kaufmann herangebildet wurde, obwohl die Neigungen des jungen Nulandt ihn eher zum Studiren geführt hätten. Kommis geworden, lebte Fr. L. Nulandt kurze Zeit in Halle und Leipzig. Im Jahre 1834 verheirathete er sich und kaufte in Merseburg eine Buchhandlung. Doch behielt er diese nicht lange, sondern begründete mit seinem Bruder in Merseburg ein noch heute unter der Firma: „Gebr. Nulandt" bestehendes Bankier-Geschäft. Seine nicht gewöhnliche geistige Begabung, seine Rührigkeit und rege Theilnahme an den öffentlichen Interessen erwarben ihm bald das Vertrauen seiner Mitbürger, und nach und nach wurden ihm fast sämmtliche Ehrenämter der Stadt bis zur Abgeordnetenschaft für den Landtag übertragen. Der Aufschwung, welchen unser Handel, unsere Industrie und unsere Verkehrsmittel zu Anfang der vierziger Jahre nahmen, fand in Fr. Nulandt einen verständnißvollen, Antheil nehmenden Geist. Er wußte die hohe Bedeutung des Bank- und Kreditwesens für die materiellen Interessen unseres Vaterlandes zu würdigen und faßte den Plan, eine Privatbank zu begründen. Da die preußische Gesetzgebung die Ausführung des Projektes in Preußen selbst unmöglich machte, so wandte sich Fr. Nulandt 1846 nach Dessau. Unterstützt durch den damaligen Vorstand des Ministeriums, Geheimrath Dr. v. Morgenstern, gelang es ihm hier schon im nächsten Jahre zum Ziele zu gelangen. Trotz vielfacher Anfeindungen trat die „Anhalt-Dessauische Landesbank" im Jahre 1847 ins Leben und Nulandt wurde zum ersten Direktor derselben mit 1800 Thlr. Jahresgehalt und einem Minimum von Tantième im Betrage von 1000 Thlr. angestellt. Die ersten glänzenden Erfolge des Instituts schienen das auf Fr. Nulandt gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Dem Mangel an lebhaften und lohnenden Geschäftsverbindungen in Dessau selbst wußte er durch Anknüpfung einer Reihe auswärtiger Verbindungen, Errichtung von Kommanditen ꝛc. zu begegnen, welche, wenn auch dem Wortlaut der Statuten nach nicht eigentlich ordnungsmäßig, doch den Aktionären um so weniger anstößig erschienen, als sie anfangs reichen Gewinn brachten. Der Cours der Aktien hob sich schnell; die Dividenden flossen reichlich. Wir dürfen uns deshalb nicht zu sehr darüber wundern, daß die noch durch keine bittern Erfahrungen gewitzigten Aktionäre über die ersten kleinen Statutenüberschreitungen hinwegsahen und nur die Resultate vor Augen hatten. Hierin liegt aber auch zugleich die Erklärung, ja gewissermaßen die Rechtfertigung dafür, daß sich die Direktion später in immer kühnerem Fluge über alle Bedenklichkeiten hinwegsetzte und bei ihren Operationen nicht mehr nach den Statuten, sondern nur nach der Möglichkeit großer Gewinne fragte. Sie wurde nur nach dem Erfolg beurtheilt. Folgerichtig gab es für sie keine andere Richtschnur des Handelns als den Erfolg. Bis zu welchem Abgrunde die Bank und ihre Direktoren auf diesem Wege geführt wurden, haben wir zu Anfang dieses Aufsatzes gesehen. Zu der Zeit, von welcher wir jetzt sprechen, der ersten Hälfte der fünfziger Jahre, erschienen Gegenwart und Zukunft gleich rosenroth und Nulandt war noch nicht der fahrlässige, die Statuten mit Füßen

Digitized by Google

tretende, seine Pflicht verletzende Beamte, sondern der geniale, bewunderungswürdige Finanzmann, dessen Schöpfungen an Großartigkeit mit denen der Rothschild's und Pereire's wetteiferten. Bald beschränkte er die Thätigkeit der Bank nicht mehr auf die eigentlichen Bankiergeschäfte. Er ließ sich in eine Reihe industrieller Unternehmungen: Bergwerksanlagen, Eisenbahnbauten ꝛc. ein, gründete im Jahre 1855 die noch bestehende „Deutsche Kontinental-Gas-Gesellschaft", in dem darauf folgenden Jahre in Verbindung mit Berliner Bankhäusern die „Kreditanstalt für Handel und Industrie" in Dessau mit einem Kapital von 8 Millionen Thalern, und die Moldauische Bank in Jassy, wozu er schon im Jahre 1852 vom Fürsten Ghika die Konzession erlangt hatte. Ferner erwarb er die Louisenthaler Spinnerei und Weberei, begründete die Kohlen- und Hüttenwerke bei Neustadt in Hannover und gab in Dessau und Anhalt selbst den Impuls zur Begründung einer Anzahl kleinerer Fabrik-Etablissements.

In alle diese Unternehmungen, welche anfangs, so lange die Wogen der Papierspekulation noch hochgingen, glänzend prosperirten, d. h. deren Aktien, wie alle von großen Geldinstituten ponssirten, rasch in die Höhe gingen und den Börsenspielern unverdiente Reichthümer in den Schooß warfen, wurde die Anhalt-Dessauische Landesbank, gleich ihrer jüngern Schwester, der Dessauer Kreditanstalt, verwickelt. Ja sie war gewissermaßen das Ei, aus welchem und durch welches nach und nach alle die vorgedachten Unternehmungen geboren wurden, freilich kein Kind der Statuten, sondern ein Kuckucksei, welches der zu geniale Leiter hineingeschmuggelt hatte. Denn unläugbar verlor die Anhalt-Dessauische Landesbank in dem Maße, in welchem sie sich ihrem eigentlichen Wirkungskreise ab- und einem neuen zuwandte, immer mehr den ihr zugewiesenen Charakter als Zettelbank, und nahm den einer Kreditanstalt an, leider nicht blos in der Richtung und dem Wesen der Operationen, sondern auch in der Handhabung der geschäftlichen Disciplin, wie die im Eingang gegebenen Beispiele zur Genüge beweisen.

Auf Fr. Anlandt fiel selbstverständlich der Abglanz der von ihm begründeten Unternehmungen. Je zahlreicher diese wurden, je größere Dimensionen sie annahmen, desto heller strahlte der Nimbus, welcher sein Haupt umgab, desto reicher auch gestaltete sich sein Antheil an den Gewinnen derselben. Eins wird Niemand bestreiten: Fr. Anlandt kargte nicht mit dem, was ihm das Glück kurze Zeit verschwenderisch zuwandte. Wie er mit vollen Händen einnahm, so gab er auch mit vollen Händen, und noch heute bezeugen die von ihm mit 40,000 Thlr. dotirte „Anlandtsstiftung" in Dessau und der von ihm der Stadt Merseburg geschenkte „Anlandtsplatz", daß sein Wesen frei von einem Fehler war, der gewöhnlichen Habsucht.

Wie derselbe Fr. Anlandt trotzdem des Betrugs angeklagt und am 11. Dezbr. 1861 dieses Verbrechens halber zu 4 Jahren Arbeitshaus verurtheilt werden konnte, wird unser nächster Artikel erörtern.

Digitized by Google

Industrielle Wanderungen.

Ferienreisen eines Handelsschulmeisters.

Von Dr. Ed. Anthor.

Zweite Station.

Von Hof nach Bamberg.

7/4! — Jeder Geschäftsmann kennt die Bedeutung dieser Zahlenhieroglyphen. Auch der gewöhnliche Reisende macht, sobald er die Grenze des Bayernlandes überschreitet, die angenehme Bekanntschaft mit denselben. Und angenehm ist sie in der That, denn die Gelegenheit, aus je vier Thalern sieben Gulden machen zu können, bildet eine wahre Panacee für den Geldbeutel, von so stärkender Wirkung, wie sie nur jemals der bekannte „Boonekamp“ oder der in neuerer Zeit so schwer geprüfte „Hoff'sche Malzextrakt“ auf einen menschlichen Magen auszuüben vermag.

Es bezahlt sich so schön in den Gulden mit ihren sechzig Kreuzern à vier Pfennige, wenn man die Tasche voll Thaler hat, die man zu dreißig Groschen à zehn resp. zwölf Pfennige einzunehmen gewohnt ist. Die Wirthshausrechnungen erscheinen in Folge dessen so jugendlich bescheiden, dagegen die Suppe nebst Rindfleisch und unvermeidlicher Zulage, nachfolgendem Braten mit Zukost ꝛc. so vollwüchsig, die „Halben“ von so behaglicher Breite.

Wer den tiefen Sinn des Gleichnisses 7/4 einmal richtig begriffen, wird sich schwer entschließen, seinen Cours nach anderer Richtung zu lenken; sein Kompaß steht fortan am liebsten nach Süden, und sonderbar, je „wärtser“ man in unserm lieben Vaterlande nach Süden geht, desto eindringlicher spricht die Formel. —

„Billet nach Bamberg!“ — „Zwei Gulden und einundzwanzig Kreuzer.“ —

Gerechtigkeit kennt keine Billigkeit, sagt man. Auf den bayerischen Eisenbahnen aber findet man beide schätzbare Eigenschaften zusammen. Zwei Gulden einundzwanzig Kreuzer ist wenig Geld für die vielen Meilen bis Bamberg, fast nicht mehr als die Hälfte dessen, was man z. B. auf der thüringischen Bahn entrichten müßte. Wir finden das billig. Man hat jedoch außerdem in Bayern die lobenswerthe Gewohnheit, nicht jeden Reisenden, selbst wenn er nicht mehr wie ein Taschentuch bei sich trüge, fünfzig Pfund Gepäck bezahlen zu lassen — eine wahrhaft unerhörte, leider weit verbreitete Besteuerung der Reisewelt! — Hier bezahlt die Person für sich und exclusive zehn Pfund Handgepäck, die aber unter nicht sehen wollenden Augen der Herren Schaffner oft auf das Vierfache anwachsen, das Gepäck ebenfalls für sich, und das finden wir gerecht. Noch gerechter wäre es natürlich, wenn man die Reisenden, die ja doch überall mehr als Güter wie als Personen behandelt werden, bei Lösung der Billets wöge und sie nach festzustellender Skala abtaxirte. Wie kommt

Digitized by Google

am Ende der spindelbeinige Professor dazu, dessen gewichtigste Masse der Hirnkasten ist, und der mit seiner übrigen korporellen Existenz kaum auf dem weichsten Daunenbett einen nachhaltigen Eindruck hinterläßt, ebensoviel für sein bescheidenes Büchlein zahlen zu müssen, wie der vierschrötige Dickbauch, der mit dem Schwamm seines Leibes, der theuern Errungenschaft seiner Bestrebungen, die stärkste Patentfeder niederdrückt und für seinen fleischigen Geist, bei einfach erlegtem Fahrgeld, den Raum zweier Plätze beansprucht! Möchte doch ein hoher Bundestag, bei etwa mangelnder Beschäftigung, die Sache gelegentlich in die Hand nehmen! Er würde sich durch eine so praktische „organische" Bundesverordnung sicher das Wohlwollen aller Dürrleibigen erwerben, und bekanntlich gehören gerade zu diesen fast immer die größten Raisonneurs. —

Nachdem wir uns dem leider auch in Bayern Mode gewordenen Schachtelsystem ohne Murren gefügt haben, zufolge dessen Reisende mit gleichen Zielen in gleiche Coupés gewiesen werden, unbekümmert darum, ob die betreffenden Coupés fast überfüllt, die nachbarlichen aber gänzlich leer sind, nehmen wir Platz in einem Waggon der Süd-Nordbahn und fahren zum Thor des Hofer Bahnhofs hinaus.

In einer weiten Kurve fliegen wir um das wahrhaft idyllisch gelegene Hof herum und bemerken gern, wie sich die Zahl der hohen Schornsteine, jener Denksäulen modernen Fleißes, von Jahr zu Jahr mehrt und den Beweis liefert, daß die Stadt sich einer aufblühenden Fabrikthätigkeit erfreut.

„Cotton is king" heißt's auch hier. Die Hauptfabriken Hofs und seiner Umgebung, so wie der benachbarten Städte Schwarzenbach, Münchberg und des nördlichen und südlichen Abhanges des nahen Fichtelgebirges mit Weißenstadt, Wunsiedel, Gefrees, Berneck u. s. w. dienen durch Verspinnen und Verweben von Baumwolle, durch Anfertigung halbwollener und baumwollener Artikel, Tücher, Shawls, Hosen-, Kleiderstoffe, Strickgarn, Strumpfwaaren (letztere wenigstens in so weit, als der Hofer Bezirk an das berühmte Ascher Strumpfgebiet grenzt) dem amerikanischen Tyrannen und haben ihre durch die im Ganzen sterile Natur wenig begünstigte Existenz von den Launen desselben abhängig gemacht. So sehr wir uns über die Hebung dieser Hofer Fabrikation, die viele Hungernde sättigt, freuen müssen, so beklagenswerth scheint uns, daß man auch hier mehr und mehr auf die abschüssige Bahn des fremdländischen Gewächses ablenkt und eine gesunde, auf inländische Rohprodukte, wie Flachs, Wolle, gegründete Thätigkeit vernachlässigt. Wenn man bis jetzt auch nicht so ausschließlich wie um Chemnitz und Augsburg (über letztere Stadt berichten wir später ganz speziell) dem amerikanischen Götzen opfert, so dürften etwaige Rückschläge hier doch kaum weniger fühlbar werden. Denn die oberfränkische „Cotton-line" gewinnt jährlich an Ausdehnung. Schon hat sie ihre Vorposten bis nach Bayreuth, wo die Baumwollspinnerei in großartigem Maßstabe betrieben wird, Kulmbach, das in Plüsch, Nankin u. s. w. gute Geschäfte macht, Koburg, ja selbst bis Bamberg vorgeschoben, woselbst, in Nachahmung von Bayreuth, eine auf Aktien errichtete Baumwollspinnerei bedeutende Baumwollmassen verbraucht. Die in Erlangen thätigen 800 Strumpfwirkerstühle sind dagegen ältern Datums. —

Die Eisenbahn führt das hübsche Thal der Saale aufwärts, welche hier, unweit ihrer Quelle am Waldstein, ein gar niedliches Wässerlein bildet. Sie berührt

Digitized by Google

die oben erwähnten Baumwollstätten Schwarzenbach und Münchberg und erhebt sich unter anmuthig wechselndem Prospekt nach der im Süden sich aufthürmenden Kette des Fichtelgebirgs, in welcher namentlich der Waldstein, der Schneeberg und Ochsenkopf charakteristisch hervortreten, zur Höhe der sehr kostspielig von Schienen überbrückten Ausläufer des holz-, erz- und schieferreichen Frankenwaldes. Vor Stammbach, wo die Bahn ihren höchsten Punkt (1900 Fuß) erreicht, senkt sie sich in vielen Krümmungen, bei Marktschorgast vorüber, die berühmte schiefe Ebene herab, in das Quellgebiet des weißen Mains, dessen liebliche Thalformen einen überraschend freundlichen Eindruck machen. Der smaragdene Wiesengrund, die fruchtbare Aue, die mit üppigem Laubholz bestandenen Bergeshalden, welche sich, durch Nebenthäler unterbrochen, zu unserer Rechten in sanftem Bogen emporschwingen, alles dies steht in so starkem Gegensatze zu der bisherigen im Allgemeinen monotonen Fahrt über das sächsisch-bayerisch-voigtländische Plateau, daß einem bei dem Anblick, wie man zu sagen pflegt, das Herz im Leibe lacht.

Der Schienenweg hat uns jedoch durch den kurzen Einblick in das Mainthal die Schönheit desselben vorerst bloß ahnen lassen. Am Fuße der schiefen Ebene, bei Neuenmarkt, wo die Zweigbahn nach Bayreuth abgeht, wendet er sich, um einen großen Bogen des Mains abzuschneiden, plötzlich nach Nordosten und tritt in ein Seitenthal desselben, in das nicht weniger liebliche Steinachthal. Erst hinter der Station Untersteinach, kurz vor Kulmbach, nähert er sich dem Maingrund selbst.

Von hier ab beginnt zu beiden Seiten unsers Wegs eine Reihe von Landschaften so heiteren, frischen, wohllebigen Angesichts, daß man ihnen, je öfter man sie sieht, je lieber in das Auge schaut. Die stolze Plassenburg über Kulmbach, welche so üppig in Gärten und Alleen eingebettet und das Mainthal beherrschend vor uns liegt, eröffnet den Reigen. Es folgen die malerisch gelegenen Orte Mainleus, Burgkundstadt, Hochstadt, mit dem nahen Markt Zeuln und dem ebenso sehr historisch als landschaftlich interessanten Kronach, wohin seit Kurzem eine Zweigbahn abführt. Lichtenfels und Staffelstein schließen sich unmittelbar daran, letzteres von den fränkischen Bellevues des Klosters Vierzehnheiligen, des Staffelbergs, der Veitskapelle und dem herrlichen Banz wie mit einem Ring von Edelsteinen umschlossen. Den prachtvollen Abschluß der Mainthalfahrt endlich bildet Oberfrankens Diadem, das wunderlieblich gelegene Bamberg.

Von Untersteinach bis Zeuln haben uns zu unserer Rechten die Ausläufer des Frankenwaldes begleitet, es reihet sich daran in einer langen Kette weicher, anmuthiger Bergformen die Vorhut des thüringer Waldes und der Haßberge, welche durch Itz und Baunach die Wasserfülle des Mains ansehnlich vermehren. Auf dem linken Ufer dagegen treten von Kulmbach ab ganz eigenthümliche, wunderlich geformte Höhengebilde auf. Bald wie freistehende Mauern, bald wie Hörner und Nadeln, bald wie unheimliche Katafalke ragt es empor. Es ist der Zug des fränkischen Jura, der, am Fichtelgebirge beginnend, schroff in's Mainthal abstürzt und in den jähen Absenkungen und spaltenförmigen Durchbruchthälern der hier so plastisch zu Tage tretenden korallinischen Klippen des Urmeers so viele Schönheiten birgt. Derselbe gehört bekanntlich einem der ausgedehntesten Gebirgszüge Mitteleuropa's an und setzt sich südwestwärts in einer Länge von über hundert geographischen Meilen fort unter dem Namen: Fränkische Schweiz, Fränkischer Landrücken, Schwäbische

Digitized by Google

Alp, Schweizer und Französischer Jura. In der durch das Zusammentreffen so verschieden gebildeter Gebirgszüge bedingten Kontrastirung der beiden Thalufer des Mains liegt eben der Hauptreiz der Hof-Bamberger Tour. —

Die Fahrt von Hof nach Bamberg sollte von Reisenden, die des Weges noch nicht oder nur selten gezogen, mit Muße gemacht werden. So wenig man dieser Strecke bis jetzt Aufmerksamkeit zugewendet, so sehr verdient sie dieselbe. Naturfreund und Geschäftsmann werden bei längerem Verbleib sich reich belohnt und an verschiedenen Orten recht gute Anhaltepunkte für ihre Studien finden. Unser Notizbuch giebt uns darüber mancherlei Aufschluß. Vielleicht finden unsere Bemerkungen bei dem und jenem unserer Leser geeigneten Boden, und dann ist der Zweck dieser Zeilen erreicht.

Für das erste Drittheil der Bahn empfehlen wir Schwarzenbach, Münchberg oder Marktschorgast zu Standquartieren. Wir richten von hier aus unser Hauptaugenmerk auf das Fichtelgebirg, welches von jedem der drei Punkte in wenigen Stunden zu erreichen ist.

Das Fichtelgebirg ist rauh und nur in seltenen Fällen, wie z. B. in der Louisenburg oder bei Berneck, wirklich pittoresk. Es wird von wenig prägnanten, meist langgestreckten, oberflächlich gerundeten, fast durchweg mit gewaltigem Wuchs schlanker Tannen, Fichten und Kiefern überkleideten, von Moorstrecken durchzogenen und hier und da durch Bergwiesen und dazwischen geschobene grüne Thäler unterbrochenen Höhenzügen gebildet. Desto genußreicher aber sind die Aussichten, welche man von den mühelos zu ersteigenden höchsten Spitzen des Gebirgs genießt. Die schönste und dabei ausgedehnteste gewährt der nahe an 3000 Fuß hohe Waldstein bei Münchberg, welcher noch überdies den Vortheil bietet, daß man in dem auf ihm errichteten, freilich sehr primitiven „Hospiz" übernachten kann. Speziell den Geschäftsmann dürfte aber der in großem Maßstabe betriebene Holzschlag — ein Drittheil der Fichtelgebirger besteht aus Holz-Fällern, Flößern und Händlern — und der Eisen- und Spießglanzbergbau des Gebirgs interessiren, in dessen Gefolge sich eine neuerdings durch aufgefundene Kohlenlager gehobene Eisenindustrie an verschiedenen Orten angesiedelt hat. Auch lohnen die Marmorbrüche bei Wunsiedel und Gefrees einen kurzen Besuch, welche nicht selten Platten der feinsten carrarischen Struktur zu Tage fördern; ebenso die v. Schwarz'schen Speckſteingruben bei Göpfersgrün, deren Material vielfach zu Gasbrennern verwendet wird — die Serpentingruben bei Berneck, die Goldwäschereien im Röhrenhofthale, die Glashütten bei Bischofsgrün und Redwitz u. s. w. Etwas ganz Besonderes bietet Berneck durch die in der Oelsnitz betriebene Perlenfischerei. Der Grund dieses Baches, eines der Quellflüsse des weißen Mains, welch' letzterer unweit von hier zwischen dem Schneeberg und Ochsenkopf auf der Mainleite dem sogenannten Fürstenbrunnen entströmt, ist nämlich zwischen den Steinen mit Perlenmuscheln bedeckt. Das Ausheben derselben ist, wie Warnungstafeln andeuten, bei Strafe verboten und darf nur unter Aufsicht des in Berneck wohnenden Inspektors geschehen, der übrigens den Fremden gern an die besten Perlenplätze geleitet und ihm nähere Erläuterungen giebt. Die in den Muscheln gefundenen Perlen sind wie die unter ähnlichen Verhältnissen bei Oelsnitz in Sachsen in der Elster, der Trieb u. s. w. gefischten klein, aber rein von Farbe. Doch sollen erbsengroße nicht

Digitized by Google

eben zu den Kuriositäten gehören. Wenn aber selbst die so seltene Naturgabe der Perlen bei dem Besucher Bernecks keine besondere Theilnahme erregen sollte, so findet er gewiß an den köstlichen Forellen Geschmack, die ihm daselbst das Mittagmahl würzen können, und dem trauten Frauchen und den lieben Kinderlein zu Hause kann er sicherlich nichts Mundenderes mitbringen als eine Düte voll altersberühmter „Bernecker Pfeffernüsse", welche wenigstens die Angehörigen in der Heimat mit Vaters Reise in das Fichtelgebirge rasch versöhnen werden.

Für das zweite Drittel der Bahnfahrt wählen wir Neuenmarkt und Kulmbach zu Stationspunkten.

Neuenmarkt gewährt das Doppelinteresse, die sehenswerthe schiefe Ebene und die Stadt Bayreuth in der Nähe zu haben.

Schiefe Ebene nennt man das 18,462 Fuß lange Bahnstück, durch welches in außerordentlicher Steigung (1:40) die Hauptmasse der zwischen Neuenmarkt und Marktschorgast aufsteigenden Vorläufer des Frankenwaldes von der Süd-Nordbahn überwunden wird. In Schlangenwindungen haben sich die Schienen dem steilen Bergrücken angeschmiegt; wahre Cyklopenmauern stützen den riesigen Bau an der Thalseite. Tief aber aus dem schaurigen Schlund, der unmittelbar neben dem Bahnkörper gähnt, dunkeln Tannen empor. Die schiefe Ebene gehört zu den kühnsten und theuersten Bauten der Neuzeit und macht namentlich im Abwärtsfahren einen gewaltigen Eindruck. Und kaum geringer ist derselbe, wenn man die eigens zu diesem Zwecke in München und Mühlhausen gebauten Dampfremorqueurs pustend und keuchend einen starken Güterzug die Höhe hinaufschleppen sieht. Selbst Albions Söhne schätzen den grandiosen Bau. Haben sie ihn doch, nach Anleitung ihres rothen Piloten über Land und Meer, des von einem englischen Reise-Individuum unzertrennlichen „Handbook by Murray", unter die Sehenswürdigkeiten ihrer „großen", jedem Gentleman unerläßlichen „Tour" aufgenommen. Wie penibel diese Herren bei den vorgeschriebener Weise abzuthuenden Merkwürdigkeiten zu Wege gehen, ist bekannt. Rücksichtlich der schiefen Ebene kann ich aus eigener Erfahrung ein kleines Anekdötchen als Beleg dafür zum Besten geben.

Vor einigen Jahren befuhr ich die Linie Hof-München im Schnellzuge. Ich hatte dabei das Vergnügen, in meinem Coupé einen sehr verständigen englischen Touristen zu treffen. Wir kamen in lebhaftes Gespräch über merkantile Zustände Englands und erst kurz vor Neuenmarkt bemerkte ich, daß ich über die angenehme Unterhaltung vergessen hatte, meinen Reisegefährten auf die schiefe Ebene aufmerksam zu machen.

„Recht Schade, mein Herr; da haben wir in der Hitze des Gefechts die schiefe Ebene versäumt."

„Was? Den schief Ebne vorbei? — Nikt gesehn den schief Ebne? — Den schief Ebne müssen ik sehn; natorrlitscher Waise! — Stehen in den Händbukk — werden bleiben den nächsten Stehschenhaus und den schief Ebne fahren retour, — of förs!"

Und so geschah's. In Neuenmarkt sprang der närrische Kauz aus dem Wagen, beorderte sein Gepäck und ließ das bis München bezahlte Billet im Stich, um zu sehn „den schief Ebne." „Den schief Ebne stehen ja in den Händbukk." —

Einen recht angenehmen Abstecher kann man auf der in Neuenmarkt abgehenden Zweigbahn nach Bayreuth machen. Er ist das Werk weniger Minuten, und ein

Digitized by Google

Besuch der hübschen gewerbthätigen Stadt gehört später gewiß zu den erfreulichsten Erinnerungen. Nicht blos, daß die Residenz der frühern Markgrafen durch historische und literarische Reminiscenzen (Jean Paul u. a. m.) und ihre Schlösser in Stadt und Umgebung (Phantasie, Eremitage), ihre Gärten und trefflichen Linden- und Ulmen-Alleen einen Tag angenehm beschäftigt, auch der Geschäftsmann findet in Bayreuth reichliche Ausbeute. So kann ein Besuch der Kolb'schen Flachsgarnspinnerei, der einer Aktiengesellschaft gehörigen sehr rentabeln mechanischen Baumwollspinnerei, der trefflich eingerichteten Rosogliobrennerei des Herrn Händel, der Glasperlenfabrik des Herrn Scharrer empfohlen werden. Die Fabrikate der letztern, in verschiedenen Größen aus mit Metalloxyden gefärbten Glasflüssen hergestellt, gehen in großen Massen in überseeische Länder und finden ihren Weg selbst in das Innere Afrika's, wo sie als beliebtes Tauschmittel Handelsbedeutung erlangen.

Kein Ausflug in Oberfranken ist für Kaufleute und Fabrikanten aber interessanter als ein Gang in die Strafanstalt Bayreuths. Dieselbe hat sich unter der umsichtigen, von technischer Kenntniß und Humanität erleuchteten Leitung des Direktors derselben, Herrn Herzinger, zu einer wahren Musterkolonie der Arbeit erhoben. Sie bildet so zu sagen eine Welt für sich, durch die Thätigkeit der Sträflinge sich, so weit irgend möglich, selbst erhaltend. Unter Aufsicht von speziellen Inspektoren und Werkmeistern besorgt ein Theil der Sträflinge die Oekonomie der Anstalt, der Bäcker bäckt, der Schneider schneidert, der Schuhmacher schustert u. s. w. Drei hervorragende Leistungen zeichnen die Anstalt jedoch auch nach Außen aus, die bedeutende Leinenweberei, die Marmorarbeiten und die Strohindustrie. Die Leinenweber der Anstalt verweben zumeist das Garn der Kolb'schen Spinnerei, und das Fabrikat ist durch vollkommene Reinheit ausgezeichnet. Die Leinwand wird, um Verwechselung zu verhüten, in der Anstalt gestempelt, bevor sie in den Handel gebracht wird. Die Marmorarbeiten bestehen in Anfertigung von Tischplatten, Grabmonumenten, Kreuzen u. s. w. Der zu diesem Zwecke verarbeitete Marmor kommt größtentheils aus Wunsiedel und wird in der Anstalt allen nöthigen Operationen unterworfen; er wird gesägt, geformt, geschliffen, mit Inschriften versehen u. s. w. und liefert, da derartige Arbeiten gut bezahlt werden, ein hübsches Einkommen. Am weitesten bekannt dürften aber die Erzeugnisse der Bayreuther Sträflingsindustrie in Hinsicht der Strohfabrikate sein. Wer kennt sie nicht, die niedlichen, ebenso mühe- wie kunstvoll mit Strohmosaik und geschmackvollen Arabesken, Blumenbouquets u. d. m. belegten Cigarrentaschen, Tabaksschachteln, Chatullen u. s. w., die von Händlern und Hausirern von Land zu Land feil geboten werden? Während der Leipziger Messe z. B. durchstreifen die letztern in großer Unermüdlichkeit die Schenklokale der Stadt und bringen die in der Strafanstalt zu Bayreuth billigst eingekauften Sachen und Sächelchen möglichst theuer an den Mann. Die Herstellung dieser Stroharbeiten erfordert viele Fertigkeit. Bis das Holzkästchen in so schmuckem Kleide vor uns steht, und der rohe Strohhalm in so mannichfacher Form und Abwechslung unserm Auge entgegentritt, ist gar viel damit zu thun. Der Arbeiter hat Jahre lange Uebung und Geschmacksbildung nöthig, bis ihm die verschiedenen Manipulationen, deren sich der Rohstoff unterziehen muß, geläufig sind. Theilung der Arbeit erleichtert auch hier das Gelingen: der Eine schwefelt, der Andere färbt die meist

Digitized by Google

aus der Gegend von Nördlingen bezogenen Weizenstrohhalme, der Dritte ritzt sie auf und glättet sie, der Vierte überklebt damit das Grundpapier; Andere ordnen die Muster nach Farbe und Zeichnung u. s. w. Das zu sehen, ist alles recht instruktiv und unterhaltend, wie man es in Deutschland eben nur in Bayreuth sehen kann. Nur stört dabei immer der Gedanke, daß gerade die Schwere begangener Verbrechen es ist, welche diesen Geschäftszweig ins Leben gerufen. Da nämlich die Erlernung derartiger Arbeiten viel Zeit erfordert, so können sie auch nur in einer Strafanstalt bewerkstelligt werden, in welcher solche Verbrecher ihre Strafe absitzen, die auf lange Zeit derselben angehören.

Hat nun der Besucher Bayreuths von Durchwanderung aller der genannten gewerblichen Sehenswürdigkeiten vielleicht einen wohlerklärlichen Anfall von Zungen- und Gaumenvertrocknung, zu Deutsch Durst genannt, davon getragen, und ist er, wie das jeder Reisende im Bayernlande von Rechtswegen sein sollte, ein Freund des edlen Gerstensaftes, so findet er bei Georg Popp in St. Georgen (Vorstadt von Bayreuth) einen Stoff, wenn auch an Stärke andern bayerschen Säften nachstehend, doch von so außerordentlich lieblichem Geschmack, daß er zu effektvollem Schluß seiner Entdeckungsreise gewiß gern — und er kann dies hier gefahrloser als irgendwo — dem verführerischen Gambrinus ein reichliches Opfer darbringen wird. Der gemüthliche Wirth wird ihm, zumal wenn er den Namen des Verfassers dieser Skizze nennt, sicherlich eines sogar von seinem Mutterfäßlein abzapfen. Wohl bekomm's! —

Wir kommen zu dem oben empfohlenen zweiten Stationspunkte des zweiten Drittheils der Hof-Bamberger Tour, nach Kulmbach. Kulmbach bietet an und für sich, die schöne Lage ausgenommen, nicht viel Bemerkenswerthes. In nächster Nähe gewährt nur ein Ausflug auf die Plassenburg, den frühern Markgrafensitz, jetzt Strafarbeitshaus, einiges Interesse. Aehnlich wie in Bayreuth beschäftigen sich die hiesigen Sträflinge mit verschiedenen Handarbeiten. Im Auslande bekannt sind besonders die netten Strohteller für Tischgedecke, die Strohuntersetzer für Gläser, welche hier fabrizirt werden. — Eine nähere Berücksichtigung verdient dagegen das sich in der weitern Umgebung Kulmbachs, oberhalb und unterhalb der Stadt, in den Orten Untersteinach, Burgkundstadt, Markt Zeuln, Kronach, Hochstadt concentrirende Holzgeschäft, welchem die benachbarten Thäler der Steinach und Rodach in ihren Holzstämmen, Bretern u. s. w. die Unterlage geben. Schneidemühlen, Flößergesellschaften, Holzhändler sind hier in Menge thätig. Die Flößerei hat zwar in neuerer Zeit durch die Eisenbahn stark gelitten, doch kann man dies vom Holzhandel nicht sagen. Nicht unbeträchtlich sind auch die in und um Burgkundstadt bis jenseit der koburger Grenze fabrizirten Böttcherwaaren, hier Büttnerwaaren genannt, als da sind: Kübel, Ständer, Gelten, Stützen, Kannen u. s. w. Vor zwanzig Jahren noch war die Abfahrt der Büttner auf dem Main, die ihre Waaren main- und rheinabwärts selbst bis Holland verflößten, alle Mal ein Ereigniß. Eine kirchliche Feier ging, wie sich Verfasser aus seinen Jugendjahren noch recht wohl erinnert, demselben voran und, so lange die Büttner mit den Resultaten ihres Fleißes auf dem Wasser schwammen, wurde allsonntäglich zur Abwendung der Gefahr und für glückliche Heimkehr selbst von den Kanzeln gebetet. Die für die Büttnergebete zu errichtenden Gebühren bildeten ganz ansehnliche Accidenzien der betreffenden geistlichen Herren. — Das mehrmals genannte Kronach spricht außerdem noch durch seinen

Digitized by Google

Handel mit Bausteinen, Dachschiefer aus Ludwigstadt und Lehesten, sowie als Speditionsplatz der so wichtig gewordenen Steinkohlen aus den Swaine'schen Gruben bei Stockheim eine gewisse merkantile Wichtigkeit an.

Wie überall in Bayern, dessen Landeswappen mit Fug und Recht ein Bierseidel in sich aufnehmen sollte, ist es natürlich auch in Kulmbach gerathen, schließlich dem Cerevisbrüglein einige Freundschaftsküsse zu geben, und um so mehr, als Kulmbach eben Kulmbach ist. Geht es dem verehrten Leser freilich, wie dem Verfasser zu wiederholten Malen, so wird ihm das ächte, das genuine, das veritable, das wirkliche Kulmbacher „Kulmbacher" weit weniger behagen als das, was er unter demselben Namen etwa in Berlin oder Leipzig getrunken hat. Ja, es könnte sich sogar der Fall ereignen, daß ihm in Kulmbach ein Gebräu unter die Nase gesetzt würde, das weder mit Hopfen noch mit Malz eine allzu innige Seelenverwandtschaft eingegangen und volles Recht hat, sich „Plämpel" zu nennen. Sollte sich der unglückliche Schicksalsgefährte aber durch ein so herbes Geschick etwa allzu angegriffen fühlen, so kann er sich wenigstens auf dem Bahnhofe durch einen „vernünftigen Tropfen" die Grillen verjagen. Eine tüchtige Schüssel „Leberknödel" dazu macht viel wieder gut. Und diese sind dort in der That, wie der Bayer sagt, „delegat is niks dagege." —

Das letzte Drittel der Hof-Bamberger Eisenbahn, von Lichtenfels bis Bamberg, durchschneidet ein Terrain hervorragend agrikoler Bedeutung. Das Thal liegt tief, ist gegen Nord und Ost von Bergen geschützt, erfreut sich in Folge dessen eines sehr milden Klima's und bietet, da überdies der Boden äußerst fruchtbar ist, vorzugsweise dem Landmann eine günstige Gelegenheit zur Entfaltung segensreicher Thätigkeit. Fast das Gleiche läßt sich von den Seitenthälern der Itz und Baumach sagen, wenigstens was den ihrer Ausmündung nahe gelegenen Theil betrifft. So hat sich denn hier ein recht lohnender Anbau von Cerealien ausgebildet, die in diesem Theile des obern Mainlaufs fast drei Wochen früher reifen, als in den weiter nach dem Fichtelgebirge zu von uns kennen gelernten. Während dort nur Hafer, etwas Roggen, Flachs, Kartoffeln die Feldfrüchte bilden, herrscht hier übrigens der Weizen vor, der reiche Erträge liefert. Auch geben die üppigen, oft dreischürigen Wiesen Veranlassung zu einer Milchwirthschaft, deren Produkte, Butter (die bekannte Bamberger Schmelzbutter) und Backsteinkäse, gern gekaufte Handelsartikel bilden. Letztere werden besonders im Itzgrund bereitet, wo man sich selbst bis zur Bereitung von Schweizerkäsen versteigt, und geben den berühmteren allgäuer Fabrikaten an Güte nicht viel nach. Es verlohnt sich schon der Mühe für den Geschäftsmann, dies Käseland einer nähern Erforschung, vielleicht behufs Anknüpfung nachhaltiger Handelsverbindungen, zu unterziehen. So große Meiereien, wie sie die Holsteiner Marschen haben, darf man hier freilich nicht suchen; auch fehlen hier die sogenannten „Käseherren", wie man in der Schweiz die großen Käsehändler z. B. in Langnau und Burgdorf nennt, deren Käselager man oft eine Viertelstunde voraus riechen kann. Um so mehr wird aber die gemüthliche Biederkeit und Einfachheit der hiesigen Landleute das Wohlgefallen des Fremden erregen.

Daß wir uns in dem jetzt unserer Schilderung unterworfenen Theile des oberen Mainthales unter recht mildem Himmelsstriche bewegen, geht daraus hervor, daß man auf Karolinenhöhe unweit Lichtenfels schon seit Jahren Seidenzucht treibt und die dafür nothwendigen Maulbeerblätter selbst erbaut. Die am Südwestabhang

Digitized by Google

des hohen Staffelberges in der Nähe von Staffelstein angelegten und, wie wir an Ort und Stelle hörten, rentabeln Weinberge dürften ebenfalls dem hiesigen Klima ein gutes Zeugniß ausstellen. Dieselben sind handelsgeographisch von Interesse, insofern sie die nördlichsten Vorposten der Mainweinberge bilden. Liefern ihre Trauben, um sie mit andern weiter nach Westen gebauten Mainweinen zu vergleichen, auch gerade nicht einen Volkacher oder Sommeracher, Escherndorfer, Rödelseer, Randersackerer, Thüngersheimer und noch viel weniger einen Klingenberger, Kalmuther, Stein oder Leisten, das Sprichwort sagt ja ganz richtig: „Bei Klingenberg am Main, bei Würzburg am Stein, da wächst der beste Wein", nämlich der beste Mainwein, so soll das am Staffelberg erzeugte Naß doch in guten Jahren recht wohl trinkbar sein und dem Meißner oder Naumburger Produkte kühn an die Seite gestellt werden können, das übrigens im Ganzen auch besser ist als sein Ruf und besonders dann recht süß schmeckt und viel Aroma entwickelt, wenn man viel Zucker hinein thut und ein Rosenbouquet daneben legt.

Landwirthschaft treibende Länder sind wenig industriell oder doch nur so weit gewerbthätig, als die betreffenden Gewerbe mit den Bodenerzeugnissen in unmittelbarer Verbindung stehen. Von diesem Satz macht auch das Mainthal zwischen Lichtenfels und Bamberg keine Ausnahme. Lichtenfels besitzt zwar hübsche Industrie in Korbwaaren, die recht praktische Artikel zu Markte bringt, auch eine bedeutende Aktienbierbrauerei (Schier & Co.), welche dem bekannteren Kitzinger und Erlanger im deutschen Ausland bereits Konkurrenz macht und ihre braungelben und würzereichen Fluthen selbst bis in den Leipziger Universitätskeller ergießt, um daselbst Studio und Philister für zwei Silbergroschen per Töpfchen in einmüthigster Harmonie zu entzücken. Von einem Bürger Staffelsteins, Herrn Schönauer, wird sogar eine Kunstspezialität mit Erfolg betrieben, nämlich die Anfertigung von Holzziergegenständen, welche durchweg von feinem Geschmack in Erfindung und Zeichnung zeugen und von dem Künstler dabei mit einer ins Kleinste gehenden Sorgfalt ausgeführt werden. Namentlich bewunderten wir eine Etagère, in deren Mitte ein Teich angebracht war, welchen aus Ahornholz mittelst Säge geschnittene zarte Gräser und Schilfpflanzen umgaben, sowie die an andern Gegenständen befindlichen Blätter mit hervorragenden Blattrippen, die in den zartesten Biegungen der Natur nachgebildet erschienen. Indeß sind alle diese industriellen und künstlerischen Thätigkeiten im Grunde von keiner großen geschäftlichen Bedeutung und können höchstens als Anfänge einer höhern Regsamkeit betrachtet werden. —

Desto mehr verdient Lichtenfels und Umgebung in landschaftlicher Beziehung hervorgehoben zu werden und aus diesem Grunde sollte jeder Reisende, auch der Geschäftsmann, wenn er nicht etwa, wofür ihn der Himmel behüte, in „business" und „making money" allen Sinnes für Gottes schöne Natur verlustig gegangen, wenigstens ein Mal in seinem Leben dem an und für sich unbedeutenden Städtchen einen Tag widmen. Es giebt in Mitteldeutschland kaum einen zweiten Punkt von ähnlichem Reiz, nur muß man den Reiz nicht im Thale, sondern auf den nächstgelegenen Höhen suchen. Die Lokomotive braust gefühllos vorüber und mit ihr Tausende, die keine Ahnung von den naheliegenden Schönheiten haben. Ich spreche hier als Praktiker, worauf man in der Geschäftswelt ja so großes Gewicht legt, ich habe die gerühmten Punkte viele, viele Male gesehen und auf meinen Reisen, die ganz

Digitized by Google

Mitteleuropa umfassen, so manchmal Gelegenheit gehabt, im Geiste Parallelen mit ihnen zu ziehen. Immer und immer aber ruhte das Auge gerade auf dieser Gegend gern. Möchten die geehrten Leser, bei Gelegenheit, meinem Winke folgen: sie werden sicher nicht bereuen, es gethan zu haben.

Wir wandern vor allem nach dem kaum eine Stunde entfernt in der Mitte des Höhenzugs am linken Thalufer gelegenen berühmten Wallfahrtsort Vierzehnheiligen. Schon wenn man am Portal der mächtigen Kirche steht, schweift das Auge über ein köstliches Landschaftsbild, und man kann sich recht wohl erklären, warum gerade hierher so viele Tausende von Büßern Jahr aus Jahr ein ihre Schritte lenken. Die katholische Geistlichkeit weiß überall den Geist durch die Sinne zu fesseln; sie weiß das Schöne zu benutzen, um den Glauben zu fördern. Auch hier, wie anderwärts, hat sie bei Anlage der frommen Stätte wohl verstanden, durch das Auge auf das Gemüth zu wirken. Nur eins stört uns in der Umgebung der Kirche: es sind die profanen Buden, welche dieselbe umstehen. Und doch geben gerade sie den besten Beweis für die Unzertrennlichkeit von Kommerz und Religion. Es ist eine alte, in frühern Verhältnissen wohl begründete Sitte, an Hauptfesttagen, wo viele Gläubige herzuströmen, die natürlich auch menschliche Bedürfnisse haben, neben den Kirchen Markt zu halten. Der Name der heiligen Handlung: Messe, welche die Veranlassung zu solchen Versammlungen gewesen, hat sich in Folge davon bekanntlich auf die Märkte selbst übertragen.

Doch wir müssen höher steigen, um ein großartiges Gesammtbild zu bekommen. Wir schreiten an des Berges Rand und unter prachtvoll wechselnder Scenerie auf- und vorwärts auf jene sargähnlichen Felsgebilde zu, die uns als eine der sonderbarsten Formationen des fränkischen Jura, und mit weiß leuchtender Kapelle gekrönt, von da drüben entgegen starren. Nach abermals einer Stunde stehen wir am Fuße der Felsen. Wenige Schritte bringen uns zur Höhe des Staffelberges. Wir finden ganz unerwartet ein geräumiges, sogar mit Getreide bestandenes Plateau. Ein Gang zur Kapelle, neben welcher wir ein Breterhäuschen erblicken, zeigt uns, daß wir nicht allein sind. Ein Mann in härenem Gewand mit Rosenkranz und Skapulier tritt uns entgegen. Es ist ein frommer Pater, der als Eremit seine Wohnung hier aufgeschlagen und den Dienst der Kapelle zu versehen hat. — Nicht immer ist es so einsam hier, wie heute. An hohen Festtagen, zumal an der Kirmeß, wird der Gottesdienst von vielen Hunderten der Thalbewohner besucht und auch an Lustbarkeit und Handel und Wandel fehlt es dann nicht. — Der Eremit geleitet uns in seine einfache Wohnung und reicht auf unser Begehr den durstigen Lippen ein Glas frischen köstlichen Wassers. Etwas anderes besitzt er nicht. Nachdem wir uns abgekühlt und einige Kreuzer in den Opferstock gelegt, wohl auch ein Trinkgeld dem armen, nur von der Mildthätigkeit lebenden Manne, welcher Sommer und Winter, im Sonnenschein und Sturm hier aushalten muß, gegeben haben, treten wir wieder ins Freie. — Nun vor an den Rand der thurmhohen Felsnadeln! Wir stehen auf einem der großartigsten und schönsten, wenn nicht dem schönsten Aussichtspunkte Mitteldeutschlands. Ein ungemein reiches Panorama entfaltet sich vor unsern staunenden Blicken. Vom Fichtelgebirge, dem Franken- und Thüringer-Walde, dem Rhöngebirge, den Haßbergen, dem Steigerwalde in ungeheurer Runde begrenzt, liegt ein gutes Stück Deutschland, wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns. Dazwischen alle die mannich-

Digitized by Google

faltigen Höhen und Tiefen, die Schlösser, Burgen, Kapellen des gesegneten Frankenlandes, die Veste Koburg, die Veste Heldburg, der Strauthain, die Veitskapelle und gerade gegenüber das herrliche Banz. Tief unter uns aber entrollt sich — ein Bild seltener Pracht — das Mainthal, bis weit über Lichtenfels hinauf und bis Bamberg herab, dessen Babenburg, Michelsberg und vierthürmiger Dom von unserm Blick deutlich erkannt wurden. Eine unbeschreibliche Lieblichkeit und Farbenmischung liegt über dem Grunde, Flecken an Flecken, Aue an Aue, dazwischen das glitzernde Band des Mainstroms und die eisernen Stränge des modernen Dampfriesen.

Nachdem wir unser Auge gesättigt und die Erklärungen des gefälligen Eremiten entgegengenommen, klettern wir an der Vorderseite, die ziemlich steil ist, hinab nach Staffelstein, durchkreuzen vom Bahnhof aus, wo wir ein treffliches Glas Bier finden, das Mainthal und steigen über angenehme Halden und durch kräftigen Laubwald zum Schloß Banz empor. In zwei leichten Stündchen, von der Spitze des Staffelberges an gerechnet, erreichen wir das kolossale Gebäude mit seinem majestätischen Klosterhof. Früher ein Benediktinerkloster, und zwar das reichste in Franken, ist es gegenwärtig Domäne des Herzogs Max in Bayern. Der Kastellan zeigt uns die leider leerstehenden Räume des Schlosses, die weltberühmte Petrefaktensammlung; der Küster führt uns in die von Gold strotzende Kirche. Zuletzt treten wir auf die vor dem Schlosse über dem Maingrunde liegende Terrasse. Wir ersparen uns die Beschreibung dieser oft besungenen Stelle klassischer Schönheit, welche ein Gemälde so wohliger Ueppigkeit in so glänzendem Rahmen enthüllt, daß wir uns in südlichere Regionen versetzt glauben. Wir beneiden Alle, die Schöneres gesehen; im Frankenlande aber ist die Banzer Terrasse wohl das Schönste, was man sehen kann.

In $1^1/_2$ Stunde gelangen wir von Banz nach Lichtenfels zurück und freuen uns des Tags, der uns die wenige Mühe so reichlich belohnt hat. —

Noch so viel wäre zu erwähnen über das interessante und doch so wenig nach Gebühr gewürdigte Stück Erde, das man den oberen Main nennt! Aber die Stunde hat geschlagen, der für Station 2. zugemessene Zeit- und Papierraum ist mehr als gefüllt und schon lange pfeift die Lokomotive, um uns das Nahen des im Abenddunkel verschwommenen und nur an den zeitweilig durch die Dämmerung aufleuchtenden Fenstern kenntlichen Bamberg zu verkünden.

Eine Minute noch, wir sind am Ziel! Die Droschke bringt uns zum Gasthof. Ein trefflicher, mit dem obligaten Wirthswunsch „Beesten Apptit" begleiteter Imbiß beschließt mit verschiedenen „Halben" ebenbürtig das Tagewerk, das wir in der Heimat begonnen.

„Angenehme Ruh' wünsch ich Ihne!" ruft die Kellnerin. Gute Nacht auch Dir, lieber Leser! Gute Nacht, liebes Bamberg! Morgen, so Gott will, sehen wir uns wieder!

Fortsetzung: Dritte Station — Bamberg-Nürnberg. —

Digitized by Google

Aus dem Comptoir.

Das Contocorrent.

Von **Jos. Odenthal,**

Professor an der höheren Handelslehranstalt in Prag.

III.

Zur Darstellung einer dritten Art des gewöhnlichen Zinsen-Contocorrentes, der sogenannten Staffelrechnung oder Stufenleiter übergehend, schicke ich zunächst voraus, dass diese Art meist nur in den Hansestädten üblich ist, weil daselbst in der Regel die Verzinsung der Kapitalien in laufender Rechnung auf Grund der Bankdiscontverhältnisse nach zwei verschiedenen Zinsfüssen vorgenommen wird.

Die Zinsberechnung nach der Stufenleiter erklärt sich am besten damit, dass man feststellt, was und wie viel die Haben- oder die Soll-Seite von einer Geschäftsveränderung bis zur anderen von der einen oder der andern Seite an Kapital und an Zinsen dafür zu fordern haben. — Wir haben nämlich in unserem vorstehenden Beispiele (s. Heft 2.) ein Contocorrent, nach welchem *Haben* am 1. Januar an *Soll* fl. 500 Kapital verschuldet; diese fl. 500 bleibt Haben auf so lange verzinslich schuldig, bis sich die Schuld durch einen Zuwachs vermehrt oder durch eine Forderung an Soll verringert. Der Zeitpunkt, wann letzteres erfolgt, ist in unserem Conto der 6. Februar und hat für diese Zeit aus der genannten Summe Haben an Soll auch die Zinsen zu bezahlen. Da nun aber die Forderung von Haben an Soll am 6. Februar fl. 900 beträgt, so schuldet Soll an Haben am 6. Februar nur mehr den Unterschied zwischen beiden Kapital-Summen = 400 fl., den Soll an Haben in ganz gleicher Weise wiederum verzinsen muss für diejenige Zeit, als sich der Betrag dieser Schuld nicht wieder durch eine neue Forderung von Soll an Haben vermindert, oder durch eine neue Schuld an Haben vermehrt u. s. f. — Es ist demnach die Form des Staffel-Contocorrentes die einzige, welche von einem Geschäftsvorfalle zum andern stets in genauer Summe den Rechnungsstand zweier Geschäftsfreunde darstellt und gerade deshalb auch die einzig *richtige* Form, um ein Contocorrent mit zwei verschiedenen Zinsfüssen verzinslich abzuschliessen. Freilich kann das Staffelzins-Contocorrent nicht wie jedes andere gleich von vornherein in die Bücher eingetragen werden, da es theils gegen die gesetzliche Vorschrift, theils gegen die kaufmännischen Prinzipien, welche die Darstellung des Umsatzes mit dem Geschäftsfreunde wünschenswerth erscheinen lassen, verstossen möchte, anstatt mit Soll und Haben zweispaltig zu buchen, den einen Betrag von dem andern abzuziehen, und kann die Verzinsung nach der Staffelmethode demnach auch nur in der Eigenschaft als Zins-Beilage zu einem ordnungsmässig ausgezogenen Contocorrente erfolgen, so dass das Staffel-Contocorrent denn auch kein eigentliches Contocorrent, sondern nur eine Zinsliste darstellt.

Digitized by Google

Praktisch ausgeführt, würde die Staffelzins-Nota zu unserem Contocorrente sonach folgendermassen lauten:

	Kapitalien fl.	kr.		Zinstage	Zinsprodukte Soll	Haben
Soll	500	—	vom 1. Januar — 6. Februar	36	180	
Haben	900	—				
Haben	400	—	„ 6. Februar — 15. März	39	—	156
Soll	600	—				
Soll	200	—	„ 15. März — 20. „	5	10	
Haben	1100	—				
Haben	900	—	„ 20. „ — 20. April	30	—	270
Soll	400	—				
Haben	500	—	„ 20. April — 30. Mai	39	—	195
Soll	800	—				
Soll	300	—	„ 30. Mai — 30. Juni	31	93	
			Saldo der Produkte		338	
Haben	5	63	Zinsen aus 338 Produkte à 6 %			
Soll	294	37	Kapitalsaldo		621	621

Man hat aber durch diese, successive vorgenommene Vermehrung oder Verminderung der einzelnen Kapitalien und deren Verzinsung abermals einen neuen Beweis für die Richtigkeit des mehrfach angezogenen Satzes, dass nämlich durch die Ermittelung des Saldo's aus zwei oder mehreren Buchungsposten eines Conto's die Posten selbst *in dem Saldo*, worin sie aufgehen, gezahlt werden, und dass dieser Saldo auch an demjenigen Tage, auf den er durch die Verzinsung der einzelnen Posten fällig gemacht worden, gezahlt, oder im Falle der Nichtzahlung weiter verzinst werden muss bis zu demjenigen Tage, an dem er entweder thatsächlich gezahlt, oder wiederum in den Saldo einbezogen wird und so fort.

Ich glaube nach dem, was ich über diese Form der Zinsberechnung bereits gesagt, nicht mehr nöthig zu haben, nochmals eine Erläuterung zu der schliesslichen Entwickelung des mit den anderen Contocorrentarten übereinstimmenden Saldo's geben zu müssen, und beschränke mich nur darauf hinzuweisen, dass die Leichtigkeit, mit welcher man durch die Staffelmethode stets mit dem Rechnungsstande eines Schuldners au courant sein kann, wesentlich auch dem Nichtkaufmanne zu Statten kömmt, und von demselben Anwendung findet.

Was nun die Verzinsung mit doppeltem Zinsfusse anbelangt, so ist schon gesagt worden, dass die Ursache dazu in den Geldverhältnissen einzelner Staaten zu suchen ist. — Ist viel Geld am Platze angehäuft, ohne genügende Aussicht auf Plazirung und Verwerthung desselben, so kann billigerweise der im Vorschuss befindliche auswärtige Gläubiger nicht verlangen, sein Geld höher verzinst zu erhalten, als zu einem Nominalzinsfusse oder zur Höhe des Bankdisconts, während auf der anderen Seite Vorschüsse der inländischen Banken selbstredend zu keinem billigeren Zinsfusse gewährt werden können, als zu 6 oder 5 %. Daraus folgt, dass z. B. der Hamburger Bankier seinem auswärtigen Kunden dessen zeitweise Forderungen an ihn meist immer zu einem niedrigeren Zinsfusse verzinst, während es seine zeitweisen Forderungen an den Kunden im Gegensatze dazu fast immer zu einem meist doppelt so hohen Zinsfusse aufrechnet.

Die Zinsberechnung mit verschiedenen Zinsfüssen kann nun entweder durch alsogleich ausgerechnete Zinsen erfolgen, oder durch Zinsprodukte, welche letztere dann am Schlusse zu den beiden festgesetzten Prozentsätzen ermittelt, saldirt und kapitalisirt werden.

Geben wir beide Formen:

Digitized by Google

1. Mit ausgerechneten Zinsen.

	Kapitalien fl.	kr.		Tage	Soll 6 % fl.	kr.	Haben 3 % fl.	kr.
Soll	500	—	vom 1. Januar — 6. Februar	36	3	—	—	—
Haben	900	—						
Haben	400	—	„ 6. Februar — 15. März	39	—	—	1	30
Soll	600	—						
Soll	200	—	„ 15. März — 20. „	5	—	17	—	—
Haben	1100	—						
Haben	900	—	„ 20. „ — 20. April	30	—	—	2	25
Soll	400	—						
Haben	500	—	„ 20. April — 30. Mai	39	—	—	1	63
Soll	800	—						
Soll	300	—	„ 30. Mai — 30. Juni	31	1	55	—	—
Haben	—	46	Zinsen Saldo der Zinsen		—	46	—	—
Soll	299	54	Saldo		5	18	5	18

2. Mit Zinsprodukten.

	fl.	kr.					
Soll	500	—	vom 1. Januar — 6. Februar	36	180	—	
Haben	900	—					
Haben	400	—	„ 6. Februar — 15. März	39	—	156	
Soll	600	—					
Soll	200	—	„ 15. März — 20. „	5	10	—	
Haben	1100	—					
Haben	900	—	„ 20. „ — 20. April	30	—	270	
Soll	400	—					
Haben	500	—	„ 20. April — 30. Mai	39	—	195	
Soll	800	—					
Soll	300	—	„ 30. Mai — 30. Juni	31	93	—	
					283	621	
Haben	—	46	Zinsen à 6 % und 3 %		4 „ 72	5 „ 18	
Soll	299	54	Saldo Saldo der Zinsen		— „ 46	— „ —	
					5 „ 18	5 „ 18	

Es erübrigt uns nur noch, durch einige praktische Beispiele die Zinsberechnung in den vorangehenden Contocorrentarten für solche Posten darzustellen, welche man unter den Namen von „später verfallenen Posten" kennen lernt.

Bekanntlich verlangt das Gesetz und der gesunde Menschenverstand vom Kaufmann, dass er die wirklich abgeschlossenen Geschäfte, welche zu Buchungen Veranlassung bieten, an demselben Tage journalisire, an dem der Abschluss erfolgte. Mag das Geschäft nun auf längere oder kürzere Zahlungsfrist abgemacht worden sein, mag der darüber lautende Buchungsposten vermöge der Verfallzeit seines Betrages noch in alter oder in neuer Rechnung zahlbar sein; halten wir an dem Satze fest: „Jeder Geschäftsvorfall muss an demselben Tage gebucht werden, an dem er entstanden ist." Dann aber haben wir bezüglich der Zins-Contocorrente Folgendes zu berücksichtigen. Setzen wir den Fall, es befinde sich auf der Haben-Seite unseres oft schon benutzten Contocorrentes unter dem 15. Juni noch ein Posten im Betrage von fl. 700 — Valuta pr. 25. August, also an einem Tage fällig, welcher hinter dem Abschlusstage des Contocorrentes (30. Juni) gelegen ist. Soll nun dieser Posten mit in den Saldo pr. 30. Juni einbezogen und beziehungsweise der Posten selbst ebenfalls am Abschlusstage in dem Saldo mit gezahlt werden; so folgt daraus, dass die schuldende Soll-Seite

Digitized by Google

diesen Posten um diejenige Zeit zu frühe bezahlt, welche zwischen dem wirklichen Verfalltage (25. August) und dem Abschlusstage gelegen ist, dass sie demnach eine Zahlung leistet, zu der sie nicht verpflichtet ist, und deshalb Anspruch auf eine Entschädigung durch Discont für 55 Tage hat. Demnach haben wir es hier ähnlich wie bei der Darstellung der Durchschnittsvaluten, mit verschiedenen Werthen sowohl, als mit verschiedenen Verfallzeiten zu thun, welche auf eine und dieselbe Verfallzeit zahlbar gemacht werden sollen, sonach mit Plus- und Minus-Zinsen (30. Juni). Die Minus-Zinsen, nämlich diejenigen, welche für das erst am 25. August zahlbare Kapital von fl. 700. — der Soll-Seite zu gute kommen, pflegt man nun in der Regel mit rother Tinte auszuwerfen, zum Zeichen, dass sie nicht wirkliche Zinsen zu Gunsten derjenigen Seite sind, auf der sie ausgeworfen wurden, sondern Disconte zu Gunsten der gegenüber stehenden Seite, welche den Kapitalposten zu zahlen hat. Um nun dieser auch thatsächlich Vergütung zu leisten, fügt man ihr diese Disconte in ihre eigene Zinsrubrik (im gegenwärtigen Falle 385 Produkte) mit schwarzer Tinte bei und findet schliesslich das Resultat der Zinsen für jede einzelne Seite, beziehungsweise den Zinsensaldo. Es versteht sich von selbst, dass die auf irgend einer Seite stehenden rothen Zinsen auf dieser nämlichen Seite nicht mit addirt werden dürfen.

Beispielsweise dürfte sich nach allem diesem unser vorwärts gerechnetes Zinsen-Conto wie folgt gestalten:

			ℳ		fl.	kr.						fl.	kr.
Jan.	1		180	900	500	—	Febr.	6		144	1296	900	—
März	15		105	630	600	—	März	20		100	1100	1100	—
April	20		70	280	400	—	Juni	15		55	385	700	—
Mai	30		31	248	800	—	Aug.	25			*)		
Juni	„	rothe Zahlen (Discont) im Haben . . .		385			Juni	30	Zahlensaldo		47		
		Zinsenüberschuss à 6 %			—	78							
	„	AnSaldovortrag			399	22							
				2443	2700	—					2443	2700	—

Zum Ueberfluss füge ich dem vorstehenden Contocorrente auch noch einen später verfallenen Posten zu Gunsten der Soll-Seite im Betrage von fl. 1000. — fällig am 12. September bei. In diesem Falle hätten beide Seiten, sowohl die Soll- als auch die Haben-Seite, für auf die zu früh geleistete Zahlung der beiden letzten Contocorrentposten gegenseitig Disconte von sich zu beanspruchen (im vorliegenden Falle die Haben-Seite für den letzten Posten von fl. 1000. — für 72 Tage = 720 Produkte und die Soll-Seite für den obigen Posten von fl. 700 = 385 Produkte [in roth]).

Man könnte nun auf die beiden, rothe Disconte zu fordern habenden Seiten gegenseitig dieselben Disconte in schwarz vergüten, oder aber den Saldo aus den beiden rothen Zinsenprodukten derjenigen Seite in schwarz vergüten, welche die geringste Summe rother Zinsprodukte nachweist. — Denn wenn hier auf der Soll-Seite bei dem am 12. September fälligen Kapitale 720 rothe Produkte, die der Haben-Seite zu gut kommen, eingetragen sind, und bei dem am 25. August fälligen Habenkapital 385 zu Gunsten der Soll-Seite, so folgt daraus, dass aus der Compensation beider rothen Produkte ein Ueberschuss von 335 rothen Produkten entsteht, welcher auf der kleineren Haben-Seite bilanzirt, natürlich auch ein schwarz auszuwerfender Produktensaldo zu Gunsten dieser Seite sein muss, was

*) Die sogenannten rothen Zinsenzahlen sind zur Vereinfachung des Druckes nur hervorragend schwarz gedruckt.

Digitized by Google

sich übrigens auch noch dadurch beweist, wenn man die rothen Produkte gegenseitig von der einen auf die andere Seite überträgt.

Das so ausgestellte Contocorrent hätte demnach die nachstehende Form:

				fl.	kr.						fl.	kr.
Jan.	1		180	900	500 —	Febr.	6		144	1296	900	—
März	15		105	630	600 —	März	20		100	1100	1100	—
April	20		70	280	400 —	Aug.	25		**55**	**385**	700	—
Mai	30		31	248	800 —			Uebertrag der				
Sept.	12		**72**	**720**	1000 —			rothen Zahlen				
Juni	30	Zahlensaldo .		673				aus Soll in				
								schwarz 720				
								minus rothe				
								Zahlen zu				
								Gunsten Soll				
								in Haben **385**		**335**		
								also ein schwar-				
								zer Zahlen-				
								saldo zu Gun-				
								sten von Haben		335		
								Pr. Zinsenüber-				
								schuss à 6%			11	22
								„ Kapitalsaldo			588	78
				2731	3300 —					2731	3300	—

Bei Anwendung der retrograden Zinsberechnung üben die später nach dem Abschlusstage verfallenen Posten insofern keinen sonderlichen Einfluss aus, als neue Formen zur Darstellung der Zinsberechnung nicht erforderlich sind.

Denn, da bei der retrograden Zinsermittelung von dem Grundsatze ausgegangen wird, die sämmtlichen Kapitalien auf eine und dieselbe früheste Verfallzeit zahlbar zu stellen; so kann es ganz einerlei sein, wann die Posten — ob vor oder nach dem projektirten Abschlusstage — fällig sind; die Hauptsache ist und bleibt die Fälligmachung auf eben jene früheste Verfallzeit. Zum Beweise dessen und um gleichzeitig zu zeigen, dass auch die fragliche „früheste Verfallzeit" ganz nach Belieben gewählt werden kann, *wenn sie nur vor dem ersten Posten des Contocorrentes gelegen ist*, berechne ich in dem nachstehenden Formular das zuletzt vorgeführte progressive Zinsen-Contocorrent „mit den gegenseitigen rothen Zahlen" auf retrograde Art dargestellt, und zwar, statt zum Ausgangstage den 1. Januar (wie beim erstgezeigten retrograden Contocorrent geschehen), als früheste Verfallzeit den ersten Dezember voriger Rechnung annehmend:

Früheste Verfallzeit 1. Dezember letzthin; Abschlusstag 30. Juni laufend.

				fl.	kr.						fl.	kr.
Jan.	1		30	150	500 —	Febr.	6		66	594	900	—
März	15		105	630	600 —	März	20		110	1210	1100	—
April	20		140	560	400 —	Aug.	25		265	1855	700	—
Mai	30		179	1432	800 —	Juni	30	Roher Kapital-				
Sept.	12		282	2820	1000 —			Saldo fl. 600	210	1260		
								Saldo der Pro-				
								dukte		673		
								Zinsenüber-				
								schuss 673/6			11	22
								Kapital-Saldo			588	78
				5592	3300 —					5592	3300	—

Digitized by Google

Noch einfacher erscheint die Verzinsung von nach dem Abschlusstage fälligen Posten mittelst Anwendung des Staffel-Contocorrentes, indem die dafür zu ermittelnden Disconte nur der kapitalzahlpflichtigen Seite in deren Zinsrubrik beizuschreiben sind.

Freilich muss die eigentliche Verzinsung mit der Discontirung nicht verwechselt und wohl berücksichtigt werden, dass, da die am Tage der einzelnen Geschäftsabschlüsse thatsächlich zahlbaren Kapitalien, beziehungsweise der aus denselben resultirende jeweilige Rechnungstand bis zum Abschlusstage *verzinst* werden müssen, die *Disconte* der später fälligen Summen von dem *vollen* Betrage derselben trotzdem diese auf den Kapital-Saldo durch Vermehrung oder Verminderung desselben einen Einfluss ausüben, zu berechnen sind.

Ich gebe nunmehr zum Schlusse zu dem zuletzt gezeigten Contocorrent mit zwei später verfallenen Posten die Staffelzinsnota:

	Kapitalien fl.	kr.		Tage	Sollzahlen	Habenzahlen
Soll	500	—	vom 1. Januar — 1. Februar	36	180	
Haben	900	—				
Haben	400	—	„ 6. Februar — 15. März	39		156
Soll	600	—				
Soll	200	—	„ 15. März — 20. März	5	10	
Haben	1100	—				
Haben	900	—	„ 20. März — 20. April	30		270
Soll	400	—				
Haben	500	—	„ 20. April — 30. Mai	39		195
Soll	800	—				
Soll	300	—	„ 30. Mai — 30. Juni	31	93	
Haben	700	—	Discont vom $^{25}/_{3}$ — $^{30}/_{6}$ ($^{1}/_{7}$)	55	385	
Haben	400	—				
Soll	1000	—	Discont vom $^{12}/_{9}$ — $^{30}/_{6}$ ($^{1}/_{7}$)	72		720
Soll	600	—	Saldo der Produkte		673	
Haben	11	22	Zinsenüberschuss $673/_{6}$			
Soll	588	78	Saldo der Rechnung zu Gunsten von Soll		1311	1341

Ich habe mich, wie ich gleich Eingangs erwähnte, in vorstehender Besprechung des kaufmännischen Zinsen-Contocorrentes an die gewöhnlich gebräuchlichen Formen desselben gehalten, will damit aber nicht gesagt haben, dass es nicht auch noch andere künstliche Darstellungen desselben gebe, deren Erklärung ich jedoch um so weniger hier Raum geben kann, als dieselben kaum irgendwo praktisch in Anwendung sein dürften.

Digitized by Google

Aus allen Zonen.

Briefliche Mittheilungen von unsern auswärtigen Korrespondenten und Freunden.

Brienz (Schweiz). Unser Brienz hat einen weiten Ruf erlangt als Sitz der besten Holzschnitzer des Berner Oberlandes. Die hier wohl am reichhaltigsten versehenen Lager weisen in der That nicht nur höchst geschmackvolle, sondern wirklich künstliche Arbeiten auf, besonders in Chatoullen und Blumenbouquets, von denen einige selbst in den Hallen von Hydepark angestaunt wurden. Dieser Industrieartikel bringt dem Ländchen ansehnliche Summen ein und beschäftigt besonders im Winter viele Hände. Es geht in der genannten Jahreszeit überhaupt eine große Metamorphose unter der hiesigen Bevölkerung vor. Was im Sommer als Führer, als Naturalienhändler, als Träger figurirte, wird im Herbste Gemsjäger oder Bauer, und im Winter Holzschnitzer. Ebenso kommen die zahlreichen Pferde, die im Sommer als treffliche Bergrosse dienen, im Herbst an die Mistkarre und im Winter an die Holzschlitten u. s. w. Freilich ist aber die Holzschnitzerei fast die einzige Industrie der Oberländer; nur hier in Brienz existirt außerdem noch eine kleine Anstalt zur Verfertigung der Spitzenhauben, die den Frauen des Berner Oberlandes so hübsch zu Gesicht stehen. Sonst giebt es keine Gewerbthätigkeit in unserm Gebirge, und ohne die bedeutenden Summen, die der Fremdenverkehr einbringt, hätte ein großer Theil der Einwohner nichts zu leben. L. F.

Drontheim. Die Stadt Drontheim ist eine Handelsstadt, aber der kaufmännische Geist hat hier den vaterländischen noch nicht verdrängt. Es ist nicht überall so in Europa. Den Kaufleuten in Bergen und Christiania wirft man schon einen mehr kosmopolitischen Sinn vor, den Drontheimern dagegen übertriebenen Stolz auf das Alter ihrer Stadt; sie halten sich, sagt man, ganz allein für die ächten Norweger. Bei Gelegenheit der streitigen Frage, welche von den drei Handelsstädten zur Hauptstadt ernannt werden müsse, soll sich diese ihre Ansicht besonders hervorgethan haben. Der Handel Drontheims beschränkt sich auf die Ausfuhr von Bretern und von Kupfer aus den Minen von Röraas: beides allerdings bedeutende Artikel, zumal letzteres aus seiner Grube am Fuß des Kiölen keinen anderen Weg zu Handelsplätzen nehmen kann, als über Drontheim, welche daher die beschränkte Anzahl der dortigen Kaufleute lohnend und sicher beschäftigen. Auch die Einfuhr fremder Artikel, meist von Hamburg her, hat ihren ziemlich regelmäßigen Gang, so daß hierin ebenfalls die eigentliche Spekulation — überhaupt dem norwegischen Charakter fremd — wenig um sich greift. Der Wechselhandel findet in der Nähe des Nordpols keinen ausgiebigen Markt, weil die Verbindungen mit den europäischen Börsenplätzen zu langsam und ungenügend sind. Aber eben diese Abgelegenheit, sowie die Ruhe und Sicherheit im Handel mögen dazu beitragen, daß auch die reicheren Häuser in Drontheim sich nicht zu sehr von patriarchalischer Einfachheit entfernen. — — K. R.

Digitized by Google

Genua.... Ich hatte immer gemeint, daß ein Handelsvolk wie die Genueser auch für eine prächtige Börse gesorgt haben müßten, und fand mich sehr enttäuscht, als ich dieses Gebäude zuerst erblickte. Es liegt mitten in dem ältesten Stadttheile an einem engen Platze unweit vom Hafen. Zwei Seiten sind an andere Häuser gelehnt, die beiden anderen sind frei. Die Börse ist eine große Halle mit Glasfenstern von oben bis unten, die ihr ein laternenhaftes, treibhausartiges Ansehen geben, obgleich man die Konstruktion des Dachstuhls, der aus lauter Schiffsmasten besteht, sehr bewundert. Das Gebäude ist von außen und innen schmucklos; eine Reihe Bänke zieht sich an den Wänden hin, einige schwere alte Tische stehen davor. Nachts hängt eine brennende Lampe von der Decke herab. So oft ich am Tage vorbeikomme, zu den verschiedensten Stunden, sehe ich Menschen darin, aber dennoch scheint das eigentliche Geschäftstreiben mehr auf der schmalen Straße vor sich zu gehen, die von der Börse hinabführt nach dem Freihafen, und in der sich Figuren, Gruppen und Scenen darbieten, welche es sichtlich machen, daß man sich in einer Handelsstadt befindet. Ernste, gewichtige, fundamentale Kaufleute bilden die Mittelpunkte; geschäftige, schwatzende Mäkler laufen zwischen ihnen umher; heitere Schiffskapitäne geben ihren Handschlag dem Kaufmanne, der sie für seine Ladung engagirt, und ihre Befehle dem wartenden Matrosen. Jeder hofft auf Gewinn, Jeder spekulirt und der Vortheil des Einzelnen kommt Allen zu Gute. — — M.

Nürnberg. Nürnberg hat neben seinem wohlbekannten Petersiliengericht noch etwas, das sich in anderen Städten des südlichen Theils unseres Vaterlandes nicht finden dürfte. Es ist dies ein gebratener Häring oder das sogenannte „Häringsbraten". Dicht hinter der Frauenkirche am grünen Markt befindet sich das Quartier der Salzfischer, und Fremde, welche das Gänsemännchen von Pankraz Labenwolf betrachteten, mögen vielleicht gesehen haben, wie das Wasser dieses Brunnens zum Wässern des Stockfisches verwendet wird, oder auch ihre Geruchsorgane mögen ihnen die Gewißheit verschafft haben, daß sie sich nicht weit von einer Häringstonne befinden. Und wirklich dicht daneben wird man eine Reihe hölzerner Hütten finden, vor welchen je ein großer Tisch und nach der Jahreszeit 3—5 Häringstonnen stehen. Jeder Salzfischer nun ist Besitzer einer solchen Hütte, vor der er gewöhnlich sein Zeichen, wie z. B. eine Sonne, ein Lamm ꝛc., aufgehängt hat. Zur Sommerszeit ist wenig Leben dort; der Obstmarkt, der ganz in der Nähe ist, nimmt alle Käufer in Anspruch, und die Landleute mit ihren Obstzäunen verdecken in reichen Obstjahren, wenn der Markt sich weiter ausdehnt, die einsamen Tische der Salzfischer. Desto regeres Treiben entwickelt sich, wenn im September und November die neuen Häringe eintreffen. Das Häringsbraten beginnt dann gemeiniglich Mitte November, und die Abendstunden von 5—9 Uhr sind es besonders, welche Werktage wie Feiertage das Geschäft im besten Gange sehen. Da brennen auf den Tischen in Kohlenbecken etwa 8—10 Feuer, bestimmt, sowohl Licht als auch glühende Kohlen zu liefern. Kommt man vom grünen Markt her und sieht hinter der Frauenkirche den rothen Feuerschein, so wird man unwillkürlich von dem Gedanken eines Brandunglücks erfaßt. Doch belehren der Geruch und der ganze Anblick bald eines Besseren. Geschäftig steht am Tische, etwas höher als ihre Untergebenen, wozu bei diesem Gewerbe auch die Ehemänner gehören, die Salzfischerin. Bei ihr werden die Bestellungen gemacht, sie nimmt den vorher gewässerten Häring von der Traufe oder den Stangen, an denen er mit seines Gleichen unter dem vorspringenden Dache der Hütte hing, spießt ihn an und giebt ihn ihren Leuten zum Braten. Dies geschieht auf Kohlenbecken, welche vermittelst eines Wedels oder Federwisches in beständiger Gluth erhalten werden. Ist der Häring gar geworden, so wird er dem darauf Harrenden übergeben oder auf einem Teller mit einem „Wecklein" in dem Hüttchen servirt. Hauptsache ist, den gebratenen Häring so warm als möglich zum Verspeisen zu bekommen, und zu diesem Ende ist es wohl am besten, ihn gleich an Ort und Stelle zu essen. Die Hüttchen bieten Raum für 6—7 Personen, oft aber warten eben so viele außen, bis die gerade drinnen Sitzenden fertig geworden. Ein solches Lokal wird alle Jahre in der stillen Zeit, meist vom Besitzer selbst, neu austapeziert und die Decke frisch geweißt,

Digitized by Google

allein kaum ist der erste Häring in dem kleinen Raum verzehrt worden, so hängt auch schon die erste Häringsseele an der Decke, so daß am 31. Dezember, dem letzten Tage, an welchem Häringe gebraten werden dürfen, kein weißes Fleckchen mehr zu sehen ist. Das ist nun einmal so hergebracht, freilich ein Herkommen eigener Art. Nicht selten, wenn gerade eine lustige Gesellschaft beisammen ist, wird eine papierne Scheibe an der Decke befestigt, nach welcher dann die Häringsseelen geschleudert werden. Wirft einer nebenhin, so zahlt er zur Strafe eine Maaß Bier. Um 5 Uhr Abends stellen sich die ersten Kunden in den Hüttchen ein. Meist sind es Bummler, die aus Jux einen Häring essen, gegen 7—8 Uhr kommen dann die Mägde, Köchinnen und dergleichen mit oder ohne ihren Schatz (Liebhaber) und holen die Häringe frisch weg vom Feuer für ihre Herrschaft nach Hause. „Wie viel kriegt denn die Jungfer?" „Drei Milchner zu an Sechser, Fra Probst!" ist wohl ein häufig vorkommender Dialog. Herauskommt dann aus dem Armkorb ein zinnener oder porzellanener Bratwursttiegel, der einstweilen an das Feuer gelehnt wird, um ein wenig warm zu werden. In 10—15 Minuten ist er gefüllt und seiner Eigenthümerin zurückgegeben, deren Schatz inzwischen zarte Worte an seine Liebste verschwendet. Wehe jedoch, wenn in seiner Begleitung der Heimweg auch dem Herwege gleicht, denn dann wird der kalt gewordene gebratene Leichnam eines Härings zum Verräther der Liebe. Gegen 9 Uhr nimmt das Braten mehr und mehr ab. Einige Lehrlinge schlüpfen noch schnell in die Häuschen, bis endlich mit dem 9 Uhr-Läuten ein Feuer nach dem andern erlischt und die Nacht Ruhe in diese Gegend bringt zur oft nicht geringen Befriedigung der umwohnenden Bürger.

Die alte Frau.

Sebenico (Dalmatien).... In dem sonderbar zusammengesetzten Waarenmagazine unseres Kaufhauses fallen besonders drei Waaren auf: der Honig, die Pferdegeschirre und die Waffen; Gegenstände, die alle drei hauptsächlich aus der Türkei bezogen werden. Der Honig ist in Schläuche wie der Wein gefüllt, und solcher Honigschläuche liegen eine ganze Menge da, wie Mehlsäcke über einander. Die Pferdegeschirre sind alle recht zierlich ausgenäht und mit allerlei rothwollenen Troddeln und Quasten behängt. Hier bei den Morlachen versteht man sie nicht so zierlich zu machen; weshalb man sie, wenn man etwas Hübsches haben will, aus der Türkei bezieht, sowie auch die guten Pferde selber. Pistolen würde man in Deutschland wohl schwerlich in einem Kramladen neben Syrup und Oel, neben Pfeffer, Salz und Mehl einkaufen können. Hier zu Lande, wo die Kunden ihren Syrup, ihr Oel, ihren Pfeffer, ihr Salz und Mehl nur sicher nach Hause bringen können, wenn sie auch ein Paar ordentliche Pistolen im Sack haben, ist dies natürlich. — J. N.

Handelsschul-Nachrichten.

Prag. Dem Jahresbericht über die „höhere Handelslehranstalt" für 1860/61 sind zwei lesenswerthe Abhandlungen, die eine von E. Tonner „Die Wissenschaft und das praktische Leben", die zweite von J. Odenthal „Das Contocorrent"*) vorausgeschickt. Die Anstalt wurde von 223 „ordentlichen" Schülern besucht, nämlich die Vorbereitungsklasse von 24, die Unterklasse von 82, die Mittelklasse von 69, die Oberklasse von 48. Darunter befanden sich 203 aus Böhmen, 5 aus Mähren, 2 aus Schlesien, 3 aus Nieder-, 7 aus Oberösterreich, 2 aus Steiermark, 2 aus Salzburg, 1 aus Italien, 3 aus Ungarn, 5 aus Galizien, 2 aus Bulgarien, 2 aus dem Küstenland, 4 aus Preußen, 1 aus Baden. Lehrerkollegium: Dir. C. Arenz, für Nationalökonomie; Dr. Emanuel Schoebel, für katholische Religion; Dr. J. S. Kämpf, für israelitische Religion; Joseph Bayer, für deutsche Sprache, Geographie, Geschichte und Encyklopädie; S. Bleyer, für Stenographie; Theodor Böhme, für Arithmetik und Handelswissenschaft; Alois Bubak, für Zeichnen; Joseph Erben, für böhmische Sprache; A. Fischel, für Kalligraphie; Dr. Joseph Virgil Grohmann, für deutsche Sprache; Dr. Joseph Holzamer, für englische Sprache; Dr. Ernst Kaulich, für Arithmetik und Physik; Dr. Augustin Krell, für Naturgeschichte, Chemie und Waarenkunde; Dr. Anton Majer, für Geometrie und mechanische Technologie; Dr. Anton Mezník, für Handelsgesetzgebung; Joseph Odenthal, für Handelswissenschaft und das Mustercomptoir; Dr. Anselme Ricard, für französische Sprache; Luigi Tonelli, für italienische Sprache; Emanuel Tonner, für Geographie und Geschichte.

*) Abgedruckt im III. Bande unserer Zeitschrift, Heft 1—3.

Digitized by Google

Handelskalender.

Die Handelsconsulate der Schweiz.

a. Die im Ausland residirenden schweizerischen Handelsconsuln.

(G. C. = Generalconsul, C. = Consul, V. C. = Viceconsul.)

Amerika (Ver. St. von), Charleston: H. Meyer, C. (für Süd- und Nordkarolina, Georgia, Florida).
„ „ Detroit: Ch. Dominé, C. (für Michigan, Wisconsin, Iowa, Minnesota).
„ „ Galveston: J. C. Kuhn, C.
„ „ New-Orleans: A. Piaget, C. (für Louisiana, Alabama, Mississippi, Tennessee, Arkansas).
„ „ New-York: L. Ph. de Luze, C. (für New-York, Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode-Island, Connecticut).
„ „ Philadelphia: A. Koradi, C. (für Pennsylvania und New-Jersey).
„ „ San Franzisko: H. Hentsch, C.
„ „ St. Louis: C. Rilliet, C. (für Missouri und Illinois).
„ „ Washington: Joh. Hitz, G. C. (für Distr. Columbia, Virginia, Maryland, Delaware).

Argentinische Republik, Buenos Ayres: A. Demarchi, C.
Belgien, Antwerpen: Michael Tschander, C.
„ Brüssel: Franz Borel, C.
Brasilien, Bahia: Rudolf Stephen, C.
„ Para: Louis Brélaz, C.
„ Pernambuco: A. Schlappritz, C.
„ Rio de Janeiro: E. E. Raffard, G. C.
„ Rio Grande do Sul: Rudolf Luchsinger, C.
Bremen: Ed. v. Heyman, C.
Chile, Valparaiso: J. T. Hagnauer, C.
Frankreich, Bastia: Salvat. Feretti, C.
„ Bordeaux: Paul Mestrezat, C.
„ Le Hâvre: Fr. Wanner, C.
„ Lyon: Rud. Dobler, C.
„ Marseille: Jul. Robert, C.
„ Algier: Rud. Bieler, C.
Großbritannien, Liverpool: Em. Zwilchenbart, C.
„ London: John Rapp, G. C.
„ Melbourne: Sam. Rentsch, C.
Hamburg: Joh. Pet. Ruch, C.

Digitized by Google

Italien, Genua: Jul. Schlatter, C.
„ Livorno: P. N. Fehr-Schmoele, G. C.
„ Mailand: Joh. Kasp. Schennis, C.
„ Neapel: Oskar Meuricoffre, G. C.
„ Messina: Vict. Gonzenbach, C.
„ Palermo: Conr. Hirzel, C.
„ Pallanza: Wilh. Müller, C.
„ Turin: Ulrich Geisser, G. C.
Mexikanische Republik, Veracruz: Ferdinand Formento, C.
Niederlande, Amsterdam: Jean Theophile Liotard, C.
„ Rotterdam: Ferd. Koch, C.
Oesterreich, Triest: Franz Falkner, C.
Päpstliche Staaten, Rom: Martin Hoz, G. C.
Rußland, Moskau: Jos. Heer, C.
„ Odessa: Otto Tritten, C.
„ St. Petersburg: L. F. Loubier, G. C.
Schweden und Norwegen, Christiania: Joh. Thomas Hefti, C.
Spanien, Barcelona: Heinr. Braendlin, C.
Uruguay, s. Argentinische Republik.
Zollverein: Dr. Kaspar Hirzel-Lampe, G. C., Leipzig.

b. Die im Inland residirenden Handelsconsuln.

Argentinische Republik: Achilles Herzog Berri, C., Basel.
Bayern: J. H. Frhr. v. Sulzer-Warth, G. C., Winterthur.
Belgien: Leon Renoz de Fromenteau, C., Basel; R. Levieux, C., Genf; de Meiß-Muralt, C., Zürich.
Braunschweig: Dr. Paul Elisée Lullin, G. C., Genf.
Bremen: Salomon Volkart, C., Winterthur.
Buenos Ayres: Albert de Dax, G. C., Bern.
Dänemark: Ludwig Friedrich Schmidt, C., Bern.
Frankreich: de Villoutreys, V. C., Basel; B. A. Bellaigue de Bughaz, V. C., Chaux de Fonds; Martial Emile Simon Chevalier, C., Genf.
Großbritannien: Arundel Mackenzie, C., Genf.
Italien: Giovanni Capello, C., Genf.
Niederlande: Heinrich Faesy, G. C., Bern; Carl Ed. Lullin, C., Genf; J. C. v. Orelli, C., Zürich.
Nordamerika: Joh. Endlich, C., Basel; William Fell-Giles, C., Genf; Georg Goundie, C., Zürich.
Oesterreich: A. Schäck, C., Genf.
Portugal: J. J. de Proença Vieira, G. C., Genf.
Sachsen (Königr.): wie Dänemark.
Sachsen (Großherzogthum und Herzogthümer): C. E. Lullin, C., Genf.
Spanien: J. Urech, V. C., Genf.
Uruguay: wie Buenos Ayres.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Handelsverträge, Zoll- und Steuerwesen.

— Das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch wird nach offiziellen Bekanntmachungen der betreffenden Staatsregierungen in Sachsen am 1. März, in Bayern am 1. Juli d. J. und zwar ungeändert in Kraft treten.

— Der bleibende Ausschuß des Deutschen Handelstages hat über seine Thätigkeit vom 1. Juli bis 15. November v. J. an die beigetretenen Handelsvorstände Bericht erstattet. Hiernach sind es 11 Hauptbetreffe, mit welchen sich der Ausschuß seither beschäftigte, nämlich: 1) Die Konstituirung des Allgemeinen Deutschen Handelstages; 2) die Einführung eines einheitlichen Maßes und Gewichts; 3) Herstellung einer Münzeinheit; 4) Organisation des Zollvereins; 5) Einführung des Handelsgesetzbuches und Organisation von Handelsgerichten; 6) die differentiellen Tarife der Eisenbahntransporte; 7) Handels- und Schifffahrtsverhältnisse (im Allgemeinen); 8) Aufhebung der Elbzölle und der außerhalb des Zollvereins noch bestehenden Transitzölle; 9) Allgemeingültigkeit der Gewerbscheine für Handlungsreisende; 10) Marken- und Musterschutz und 11) Veranstaltung einer einheitlichen Deutschen Industrie-Ausstellung bei der 1862 in London bevorstehenden Weltausstellung. Davon befinden sich jedoch die Gegenstände 7, 9 und 10 erst im Stadium der Vorarbeiten und hinsichtlich des einheitlichen Auftretens der Deutschen Industrie in London (11) hat der Ausschuß bei dem gleichzeitigen Vorgeben der Regierungen sich keinen Erfolg von besondern Schritten versprochen und daher nichts weiteres in der Sache gethan. Bemerkenswerth ist der theilweise erfolgte Antrag, die niedrigste Beitragsquote (5. Klasse) auf 5 Thaler herabzusetzen, nach einer Bemerkung des Ausschusses dadurch hervorgerufen, daß viele Handelsvorstände ein so geringes Einkommen haben, daß sie davon nicht gut 10 Thlr. zu allgemeinen Zwecken abgeben können. Ganz besonderes Interesse bietet aber die Mittheilung über den Erfolg der von dem Ausschuß an sämmtliche deutschen Staatsregierungen gerichteten Gesuche um Schutz und Förderung der Vereinsbestrebungen. Bei 15 derselben fanden die Gesuche Beantwortung, und zwar von Seiten Braunschweig-Lüneburgs unter Zusage der erbetenen Forderung und Unterstützung mit Dank für die mitgetheilten Verhandlungen ꝛc.; Sachsen-Altenburg, Bremen, Lippe-Detmold, Baden, Schwarzburg-Sondershausen, Preußen und Oldenburg erwiderten in gleich verbindlicher, anerkennender Weise; Hannover, Hamburg und Schwarzburg-Rudolstadt dankten einfach für die gemachten Mittheilungen; Sachsen-Meiningen und Hessen-Homburg gaben ihr Interesse an der Vereinigung, welche sie, so weit thunlich, fördern werden, zu erkennen, was auch von Oesterreich geschah, das den Handels- und Gewerbekammern seiner zum Deutschen Bunde gehörigen Kronländer den Beitritt gestattete. Die von dem Sekretariat des Großherzoglich Schwerin'schen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten gegebene Antwort ist bekannt. Bremen antwortete auf die (an sämmtliche Regierungen ergangene) Eingabe des Ausschusses wegen Herstellung einer Münzeinheit: „daß es den ihm vorgeschlagenen Weg für ungeeignet erkenne, vielmehr von einer freien Berathung sämmtlicher deutschen Staaten die Wiederaufnahme der Frage wegen allgemeiner Annahme der Goldwährung erwarte." Auch die Kommerzdeputation Hamburgs hat ausweichend geantwortet. Dagegen sind von mehreren Ministerien anerkennende und zusagende Antworten eingelaufen.

— Durch Beschluß des Nordamerikanischen Kongresses ist das Patentgesetz der Union geändert worden. Nach dem edirten Gesetze können jetzt Ausländer unter denselben Bedingungen, wie Inländer, Patente erhalten. Die Dauer der Patente ist auf 17 Jahre ausgedehnt (anstatt 14), und die Taxe ist beträchtlich vermindert. Man zahlt jetzt mit der Einreichung des Patentgesuchs 15 Dollars für Prüfungskosten und, wenn das Patent zuerkannt ist, wieder 20 Dollars, so daß die gesammten Gebühren die fixe Taxe von 35 Dollars erreichen.

— Seit dem 1. Januar d. J. sind in Hamburg preußische, resp. deutsche Spirituosen von der bisherigen Accise von 6 Thlr. per Ohm befreit.

Präjudizien aus dem Wechselrecht.

— Der Wechsel-Aussteller kann sich selbst als Remittenten und zugleich als Bezogenen bezeichnen, sofern nur die Zahlung an einem andern Orte als dem der Ausstellung geschehen soll und der entsprechende Domizilvermerk noch zur Zeit der ersten Begebung des Wechsels sich auf demselben befunden hat.

— Der Inhaber eines mit einem Blankogiro versehenen Wechsels ist zur Liquidation im Konkurse legitimirt.

Verkehrswesen.

— Eröffnete Eisenbahnen: Die Strecke von Rüdesheim nach Lahnstein am

Digitized by Google

15. Januar (Rheinlahnbahn), von Bremen nach Bremerhafen am 23. Januar; von Wilna nach Dünaburg am 13. Januar; von Rom nach Caprano, von Bologna nach Ferrara am 26. Januar; die zweite und dritte Sektion der Bahia-San-Franzis kobahn (Brasilien) am 9. September.

— Konzessionirung. Die Konzessionsurkunde zur Erbauung der Eisenbahn von Schwandorf nach Bayreuth und nach Eger hat die Genehmigung erhalten.

— Nach einer in der Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen mitgetheilten statistischen Uebersicht der deutschen Eisenbahnen waren am Schluß des Jahres 1859 im deutschen Eisenbahnverein 1906,41 Meilen Bahn im Betriebe und es besaßen die zum Verein gehörigen Bahnen: 3626 Lokomotiven, 7079 Personenwagen mit 296,028 Plätzen, 61,736 Lastwagen mit 8,670,578 Ctr. Ladefähigkeit. Auf sämmtlichen dem Verbande angehörigen Bahnen wurden befördert: 61,115,765 Personen mit 400,920,222 Personenmeilen, 523,487,199 Ctr. Frachtgüter mit 5595,413,676 Centnermeilen, excl. des Transports von Thieren, Fahrzeugen sowie Bau- und Unterhaltungsmaterialien. Es kamen daher im ganzen Jahr auf jeden Platz der Personenwagen 210 Personen und auf jeden Centner Ladefähigkeit der Lastwagen 60,4 Centner Frachtgüter.

— In der ganzen Türkei bestehen bis jetzt drei Bahnen und zwar von Alexandrien über Kairo nach Snez und dann die kurzen Strecken von Smyrna bis nach Aidin und von Rassowa bis Kustentsche. Dem Sultan wurden bereits mehrere von englischen und deutschen Ingenieuren ausgearbeitete Bahnprojekte vorgelegt. Leitender Gedanke dieser Projekte ist vor Allem die Flüssigmachung der verborgenen Reichthümer Vorderasiens und die möglichst schnelle Verbindung zwischen Ostindien und England; denn obwohl dies Letztere der Hauptzweck der englischen Projekte ist, so entsteht hiermit dennoch zugleich ein Vortheil für die übrigen zwischen England und Ostindien liegenden Handelsvölker. Am meisten Erfolg dürfte jenes Projekt erlangen, nach welchem Salonik unter allen europäischen Häfen für den anglo-indischen Verkehr als der vortheilhafteste Ausgangspunkt der europäischen Bahnen anerkannt wird.

— Auf der nun weit vorgeschrittenen unterirdischen Eisenbahn Londons, die eine der westlichen Vorstädte mit dem projektirten Centralbahnhofe der City verbinden wird, ist die erste Probefahrt vorgenommen worden, die nach Wunsch ausgefallen ist. Die meilenlangen Tunnels sind hell mit Gas erleuchtet und trocken, die Wagen auf's bequemste eingerichtet, die Lüftung entspricht allen Anforderungen, die Lokomotiven sind so eingerichtet, daß sie in dem unterirdischen Raume keinen Rauch und Dampf von sich geben, und die Preise sollen so niedrig angesetzt werden, daß die neue Bahn mit dem Omnibus in Konkurrenz treten kann. Anfangs Mai wird die ganze Strecke dem Verkehre eröffnet werden.

— In Rochester fuhr kürzlich ein Mstr. Aveling mit einer von ihm konstruirten Straßen-Lokomotive durch die belebtesten Hauptstraßen. Die Maschine hat einen einzigen Cylinder von 10" Durchmesser, 14" Hub, und wiegt circa 9 Tons. Mit Dampf von 40—60 Pfd. Pressung wurde eine Geschwindigkeit von 3—5 englischen Meilen per Stunde erreicht. Die Maschine läßt sich sehr leicht regiren und kann in einem Kreise von 30" Durchmesser drehen und vollständig umdrehen. Eine Bremse regulirt die Geschwindigkeit auf etwaigen Neigungen des Weges. Dieselbe Maschine zieht eine Ladung von 12 Tons Brutto auf einer Steigung 1:6.

— Im Königreich Preußen sind seit dem 1. Jan. d. J. die Telegraphengebühren im internen Verkehr für die einfache Depesche in der I. Zone von 10 auf 8 Sgr., in der II. Zone von 20 auf 16 Sgr. und in der III. Zone von 1 Thlr. auf 24 Sgr. herabgesetzt.

— Das Telegraphennetz in Indien hat bereits eine solche Ausdehnung erfahren, daß es nicht uninteressant sein dürfte, darüber einige Notizen zu erhalten. Dr. O. Saughnessy, der Vorstand des indischen Telegraphendepartements, giebt in seinem Rechenschaftsbericht die Ausdehnung der elektrischen Telegraphenleitung in Indien im Jahre 1859—1860 auf 2383 geographische Meilen an; es sind daselbst überall jetzt aus Walzblech oder aus Gußröhren hergestellte eiserne Telegraphenstangen und die Morse'schen Lautapparate eingeführt, bei welchen bekanntlich die Zeichen nicht wie bei den Schreibapparaten auf einen Papierstreifen übertragen, sondern die zu befördernden Buchstaben durch ein längeres oder kürzeres Tönen einer Glocke dem empfangenden Beamten kund gegeben werden. Der Telegraphenbeamte muß die ihm durch das bald längere, bald kürzere Anschlagen der Glocken übermittelten Buchstaben erst aufschreiben und in Wörter zusammen setzen, was der Morse'sche Schreibapparat bekanntlich selbst thut; während bei letzterem also der Telegraphist die Depesche vom Papierstreifen nur abzulesen hat, muß er bei den Sound- (Laut-) Apparaten die Telegramme nach dem Gehör niederschreiben. Es ist wohl einleuchtend, daß durch unrichtiges Hören zuweilen ebenso eine Depesche irrthümlich aufgefaßt werden kann, wie bei den sogenannten Zeiger-Apparaten durch falsches Sehen des rasch umlaufenden Zeigers; auf der andern Seite haben aber die Laut-Apparate den Vortheil, daß man mit ihnen auf größere Entfernungen direkt und sicherer telegraphiren kann, als mit den Schreib-Apparaten; so gehen z. B. Depeschen zwischen Bombay und Kalkutta mit 347 geographischen Meilen Entfernung ohne Einschaltung von Uebertragungs-Apparaten. Dr. Saughnessy klagt in seinem Berichte, daß die Telegraphenbeamten es mit dem Amtsgeheimnisse nicht genau nehmen, und durch Bestechung die Depeschen nicht selten verrathen werden. Obwohl der Depeschenverkehr sehr bedeutend genannt werden muß — in Indien, Pegu und Ceylon stieg die Zahl der beförderten Telegramme von 101,160 im Jahre 1858—59 auf 170,560 im Jahre

Digitized by Google

1859—60 — so deckt deren Ertrag doch noch lange nicht die Anlage- und Betriebskosten der Telegraphenanstalt. (Magd. Ztg.)

— Sueзkanal. Nach dem Imp. sind gegenwärtig 12,000 Arbeiter am Kanal beschäftigt, der bald für kleine Barken befahrbar sein wird. Der Süßwasserkanal ist fertig

Schifffahrt und Seewesen.

— Die jüngst erschienene Liste über die Entwickelung der Bremer Rhederei im ablaufenden Jahre 1861 weist eine Vermehrung der Bremer Handelsflotte um 493 Lasten auf, während sich die Zahl der Schiffe um vier gemindert hat. Es fuhren nämlich am 1. Januar 1861 unter Bremer Flagge 257 Schiffe mit 82,375½ Last, dagegen am 31. Dezember 1861 253 Schiffe mit 82,868½ Last. Im Ganzen sind 21 neu gebaute Schiffe mit 7710 Last und vier angekaufte Schiffe mit 1063 Last zu unserer Flotte hinzu gekommen, während 6 Schiffe gestrandet oder verloren, 1 verschollen und 22 nach auswärts verkauft sind. Im Jahre 1855 hatte die Bremische Handelsflotte 251 Schiffe mit 63,267½ Lasten und einem Durchschnittslastengehalt von 252 Lasten. Am Schluß dieses Jahres hat sich zwar die Zahl der Schiffe gegen das Jahr 1855 nur um 2 vermehrt, die Lastenzahl aber beinahe um 20,000, so daß jetzt jedes Bremer Schiff einen Durchschnittslastengehalt von 328 Lasten hat — ein Beweis von der Tendenz des Bremischen Handels, immer größere Schiffe zu beschäftigen, was mit dem ganzen transatlantischen Charakter des Bremer Geschäfts aufs engste zusammen hängt. — Die Oldenburgische Rhederei zählte am 1. Januar 1861 197 Schiffe mit 25,992 Last und hatte am 31. Dezbr. 1861 nur noch 192 Schiffe mit 25,459 Last, da 8 Oldenburgische Schiffe verloren gegangen und 11 nach auswärts verkauft wurden, während nur 14 Schiffe im Laufe des Jahres 1861 hinzu kamen. Der durchschnittliche Lastengehalt eines Oldenburger Schiffes war am Ende des Jahres 132 Last. — Die Hannöversche Rhederei zählte am 31. Dezember 1861 38 Schiffe mit 5202 Last und hat sich um 3 Schiffe vermehrt. Die Gesammtrhederei an der Weser umfaßt 483 Seeschiffe mit 113,132½ Last (à 4000 Pfd); mit den Flußschiffen zählt sie 848 Fahrzeuge mit 125,496½ Last. — In dem Hafen Rostocks, Warnemünde, sind im Jahre 1861 671 Schiffe von einer Gesammtgröße von 32,095 Last ausgegangen und 699 angekommen. Unter den letzteren sind: 136 Mecklenburger und 98 Rostocker, 157 Dänische, 97 Schwedische, 83 Preußische, 38 Hannöversche, 29 Holländische, 23 Englische, 20 Norwegische, 9 Russische, 3 Französische, 3 Hamburger, 2 Oldenburger, 1 Lübecker. — Die Verluste der Rostocker Handelsmarine im Jahre 1861 sind sehr bedeutend; dagegen hat die Wismarsche Rhederei, die freilich nur ungefähr den 7. Theil der Rostocker beträgt, im Jahre 1861 nicht ein einziges Schiff verloren.

— Die englische Admiralität veröffentlicht ihren Jahresbericht über Stand und gegenwärtige Vertheilung der Flotte. Es ist der großartigste, den England noch besessen. Er zählt 856 Kriegsschiffe aller Art auf und außerdem 150 Linien- und andere Segelschiffe, welche zu Hafendiensten verwendet werden, so daß die Zahl der Kriegsschiffe sich in runder Summe auf 1000 beläuft. Von den 856 Schiffen, welche entweder im Bau vorgeschritten oder sich im wirklichen aktiven Dienste befinden, sind blos 154 Segelschiffe, alle andern führen Dampfmaschinen. Es werden aufgezählt: 81 Linienschiffe von je 74—131 Kanonen, 22 kleinere Linienschiffe oder größere Fregatten mit je 60—70 Kanonen, 33 Schraubenfregatten von je 51 und 10 Segelfregatten von je 51 Kanonen, 57 andere Kriegsfahrzeuge, die je 22—50 Geschütze führen und von denen die meisten an Tonnengehalt den Linienschiffen gleich kommen, und 20 Schraubenkorvetten oder Fregatten von je 22 Kanonen, 317 Schrauben- oder Raddampfer, deren jeder weniger als 22 Geschütze führt und 185 Schrauben-Dampfkanonenboote, von denen jedes mit 2 Armstrong-Kanonen bewaffnet ist.

Konsulatswesen.

— Preußen. An Stelle der verstorbenen Vicekonsuln J. Wake in Goole und C. H. Stonehouse in Newport sind die dortigen Kaufleute W. Wake und R. W. Stonehouse zu Vicekonsuln daselbst bestellt worden.

— Bayern. Der amerikanische Oberst Einstein ist vom Präsidenten Lincoln zum amerikanischen Konsul in Nürnberg ernannt worden.

— Frankfurt a/M. Im Konsulat traten folgende Veränderungen ein: an Stelle des amerikanischen Konsuls Ricker kam Herr Murphy; die argentinische Konföderation vertritt Herr Nathan Strauß (früher Herr Fr. Osterrieth) hier, die Niederlande Herr v. Guaita (früher Herr J. Rigaud) hier.

Handelsgeographie und Waarenkunde.

— Zanzibar ist jetzt der ergiebigste Markt der Welt für Elfenbein, Gummikopal und Gewürznelken. Im Jahre 1859 belief sich die Ausfuhr von Elfenbein auf 488,600 Pfd. (Werth 146,666 Pfd. Sterl 18 Sh.), die von Gummikopal auf 875,875 Pfd. (Werth 37,166 Pfd. St. 18 Sh.) und die von Gewürznelken auf 4,860,100 Pfd. (Werth 55,666 Pfd. St.). Alles Elfenbein wird aus dem Innern von Afrika herbeigebracht zum Austausch gegen amerikanische Baumwollenstoffe, venetianische Perlen und Messingdraht. Der Gummikopal wird einige Meilen landeinwärts von der afrikanischen Küste aus der Erde gegraben; eine geringere Sorte findet sich auch auf der Insel Zanzibar; man hält den Vorrath für unerschöpflich und die Produktion nur durch die Trägheit der Neger beschränkt, welche nur so viel graben, als sie zur Befriedigung ihrer täglichen Bedürfnisse nöthig haben. Der Kopal findet sich in baumlosen Ebenen auf der Insel Zanzibar hauptsächlich an kahlen, sandigen Stellen, wo nichts wächst. Die Eingebornen und ebenso die Banianen, welche den Kopal von den Gräbern kaufen, halten ihn für eine harzige Ablagerung der Erde,

Digitized by Google

da er niemals in der Nähe von Bäumen gefunden wird. Die Gewürznelken sind ausschließlich das Produkt der Inseln Zanzibar und Pemba. Die ersten Gewürznelkenbäume wurden vor etwa 30 Jahren von Mauritius eingeführt; da man sie gedeihen sah, wurden sie weit und breit angepflanzt und sind nun zum werthvollsten Produkt dieser Inseln geworden. Die durchschnittliche jährliche Ernte an Gewürznelken beträgt ungefähr 200,000 Faraslahs oder 7,000,000 Pfd. im Werth von etwa 85,000 Pfd. St. Da eine so große Quantität gewonnen wird, ist der Preis innerhalb der letzten paar Jahre um ca. 70 pCt. gesunken. — Im Jahre 1859 wurden 8,016,000 Pfd. Kauris zum Werth von 51,444 Pfd. St. 9 Sh. nach der Westküste von Afrika ausgeführt.

Die übrigen Haupt-Ausfuhrartikel sind: Sesam, rother Pfeffer, Kokosnüsse, Sparren, Kokosnußöl und Kopra (getrocknete Kokosnuß).

Der Sesam wird sämmtlich auf dem Festland bei Lamu, nördlich von Zanzibar, gezogen; sein Anbau begann erst vor wenigen Jahren, als Nachfrage danach für den Export nach Frankreich entstand. Von Zanzibar wurden im Jahre 1859 8,338,360 Pfd. im Werth von 20,800 Pfd. St. ausgeführt; außerdem wird eine beträchtliche Quantität direkt von der Küste aus versandt.

Die Haupt-Einfuhrartikel aus fremden Ländern sind: amerikanische und englische Baumwollenstoffe, indisches gefärbtes Baumwollenzeug, Maskatseide und baumwollene Lungis und Turbane, venetianische Perlen, Messingdraht, Flinten, Schießpulver, Reis, Weizen, Jowarri und Ghee (eine Art Butter aus Indien). Im Jahre 1859 wurden von diesen Artikeln importirt:

		Pfd. St.	Sh.
Amerikan. Baumwollenzeuge	6,950 Ballen	93,744	9
Engl. Baumwollenzeuge	150,300 Stück	37,711	3
Indische „	204,500 Stück	53,777	18
Lungis und Turbane von Maskat	200 Ballen	11,888	18
Venetianische Perlen	868 Faß	21,879	17
Messingdraht	2,000 Faß	7,555	12
Flinten	22,780 Stück	18,840	5
Schießpulver	11,912 Faß	8,874	15
Reis	18,640,000 Pfd.	38,444	17
Weizen und Jowarri	3,831,000 Pfd.	7,022	5
Ghee	175,000 Pfd.	7,778	2

(Preuß. Handelsarchiv.)

— Von Seiten der kommerziellen Mitglieder der nach Ostasien abgegangenen Preußischen handelspolitischen Expedition sind schon einige Detailberichte erschienen und diverse Sammlungen von Mustern chinesischer und japanischer Rohstoffe und Waaren beim königlichen Handelsministerium in Berlin eingetroffen. Die Aufgabe der Berichterstatter war hauptsächlich, über den Bezug von Rohstoffen aus China und Japan und den deutschen Absatz von Wollen-, Baumwollen- und Seidenwaaren, so wie von Metallartikeln Erkundigungen einzuziehen, damit durch wahrheitsgetreue, an Ort und Stelle gesammelte Daten der deutsche Industrielle über die bisher wenig gekannten Geschäftsverhältnisse in China und Japan orientirt und in Folge dessen Verkehrsbeziehungen zwischen Deutschland und den ostasiatischen Staaten angebahnt werden können. Die Rohstoffe und Waarenmustersendungen aus China und Japan sind vorerst der kaufmännischen Korporation in Berlin übergeben, damit Interessenten von denselben dort Ansicht nehmen können; das königl. Handelsministerium hat sich indeß bereit erklärt, diese Sammlung getheilt oder ungetheilt nach andern Orten versenden zu lassen, falls hierzu eine besondere Veranlassung vorliegt. Aus den schon erschienenen Berichten geht hervor, daß der Absatz der deutschen Manufakturwaaren nach Asien besonders deshalb oft ohne die gewünschten Erfolge versucht worden ist, weil die in Asien ortsübliche Emballirung und Signirung nicht streng beobachtet, fortgesetzte Waarensendungen nicht immer völlig gleichmäßig effektuirt und hinsichtlich des Maßes, Gewichts und der Qualität nicht immer das englische Fabrikat, das in den meisten Fällen in Asien dem Handel als Norm zu Grunde liegt, getreu nachgeahmt wurde. Durch die Stabilität in dem Maße, Gewichte und der Qualität der Waaren genießen die englischen Fabrikate in Asien des besten Rufes und die Konkurrenz ist dort mit denselben nur durch eine ebenbürtige, solide Handlungsweise anzunehmen. Fast dasselbe ist in Südamerika der Fall. Friedr. Gerstäcker sagt z. B. in seinem vom 15. Oktbr. v. J. datirten Reiseberichte über Chili und Brasilien: „Man glaubt überhaupt in Deutschland gar nicht, wie ungemein viel in fremden Welttheilen auf die praktische Verpackung irgend eines Artikels ankommt, und nicht immer die Güte der Waaren entscheidet, ob dieselben verkäuflich sind oder nicht.“ Viele französische Waaren behaupten hauptsächlich nur durch ihre praktische Verpackung und nette Emballirung einen Vorrang im Absatze. Auch verdient noch hervorgehoben zu werden, daß die preußischen Konsularberichte aus den südamerikanischen Staaten wiederholt darauf hingewiesen haben, wie in diesen Ländern die französischen Bijouterien den deutschen Fabrikaten dieser Art vorgezogen werden, weil der Feingehalt jener konstant und ein angemessen hoher ist, während von den deutschen Bijouterien grade das Gegentheil gesagt werden muß.

— Der Handel von Peru ist, trotz der bürgerlichen Zerrüttung dieses immer unruhigen Landes, nicht unbedeutend. Im Jahre 1859 betrug der Werth der eingeführten Waaren, so weit dieselben an den Zollhäusern kontrolirt werden konnten, 76,596,111 Franks, wovon für 13½ Millionen Baumwollenwaaren, für beinahe 6 Millionen fertige Kleidungsstücke waren. Kurzwaaren 18 Millionen, Tuche mehr als 8½ Millionen; dazu kommt aber noch der sehr beträchtliche Schleichhandel. Die Ausfuhr betrug 83,583,286 Fr. oder 16,716,657 Silberpiaster. Es fand statt aus den Häfen Callao, Iquique Aricar, Islay, Huanchaco, San José, Payta und den Chincha-Inseln. Diese letzteren lieferten für 8,535,720 Piaster Guano. Deutschland (Hamburg) war bei der Einfuhr mit nur 503,495 Piastern betheiligt. (Globus.)

— Die Tabakskonsumtion in Frankreich bringt folgende Uebersichten. Frank-

Digitized by Google

reich konsumirt jährlich ca. 20 Millionen Kilogr. Tabak. Der Verkauf desselben ist 89,000 Tabaksbureaux anvertraut, welche eine Kaution von 50 bis 1500 Frcs. zu stellen haben. Der Staat berechnet ihnen ein Guthaben von 20 Millionen Frcs., so daß jedes Bureau durchschnittlich 510 Frcs. verdient. Es werden in Frankreich nur Cigarren für 5 und 10 Centim. fabrizirt, die übrigen feinern Sorten kommen aus der Havannah. In letzterer Zeit beschäftigt sich die Regie auch mit der Anfertigung von Cigaretten. Aus einem Kilogr. Levantischen oder Maryland-Tabak à 12 Frcs. werden 750 Cigaretten gemacht, die, zu $2^1/_2$ Cent. das Stück verkauft, 17 Frcs. 75 Cent. einbringen, was ein ganz ansehnlicher Gewinn ist. Der Tabaksvorrath in den verschiedenen Etablissements der Regie hat einen Werth von 80 Mill. Frcs. Die 60 höhern Beamten der Tabaksmannfakturen rekrutiren sich aus den Zöglingen der polytechnischen Schule.

— Einiges über die Linnenproduktion in Irland. Im Journal of the Society of Arts vom August 1861 macht Herr Charley einige Mittheilungen über die Linnenproduktion in Irland, wovon wir hier das Wichtigste wiedergeben. Nach den Angaben von Tremenheere beträgt die Anzahl der in irländischen Linnenbleicherein beschäftigten Personen 4183, worunter sich 1100 Mädchen und 271 Knaben befinden, der Rest von 2812 bestände aus erwachsenen männlichen Arbeitern. Angenommen, daß ein erwachsener Arbeiter 1000 Stück jährlich gebleichten Linnens repräsentirt, so würde sich hieraus eine jährliche Produktion von gebleichten Stücken im Betrage von etwa $2^3/_4$ Mill. und mit einem wahrscheinlichen Werthe von 4 Mill. Pfd. St. ergeben.

Viele der wohlfeileren Linnensorten werden in ungebleichtem Zustande, wie sie vom Webstuhle kommen, exportirt, andern giebt man eine leichte gelbe Färbung, indem man sie mit verdünnten Lösungen von salzsaurem Zinn und Catechu behandelt und dann auf gewöhnliche Weise glättet oder ihnen mittelst des bekannten Stampfprozesses eine Art von Glasur ertheilt. Die ersteren, welche im Handel die Bezeichnung „roh braun" (rough brown) erhalten, werden, wie der Verfasser glaubt, zu Blousen verwendet. Die letzteren, „Holländer" (hollands) genannt, sind für Fenster-Rouleaux stark im Gebrauch; außer den gelben Holländern hört man noch überdies „schiefergraue"(state hollands), „graue" (drab) und „schwarze" nennen. Von diesen roben und gefärbten Linnensorten bringt ohne Zweifel die Firma W. Kirk u. Sohn in Keady, Armagh, die allein gegen 180 bis 200 Stampfmaschinen in Thätigkeit setzt, die größten Quantitäten in den Handel. Ueberhaupt ist die Umgegend von Armagh für diese Klasse von Linnen bekannt und es werden auf den wöchentlichen Linnenmärkten in Armagh von den Appretirern, welche diese Waaren für den englischen und ausländischen Handel zurichten, immer große Mengen aufgekauft. Neben der obengenannten Firma machen auch die Herren Kid in Keady ausgedehnte Geschäfte in diesem Artikel und mehrere andere bedeutende Etablissements sind in der Gegend von Ballyhymena in der Grafschaft Antrim. In den letzten 20 Jahren ist das Bedrucken von Linnen aus kleinen Anfängen ein wichtiger Industriezweig geworden, obschon dasselbe größere Schwierigkeiten darbietet und auch kostspieliger ist, als der Kattundruck. Die gegenwärtigen Fabrikationskosten von 2—3 d. (6—9 Kr.) per englische Elle erscheinen hoch im Verhältniß zum Werthe des verwendeten Linnens, doch werden dieselben vermindert werden können, wenn der Absatz eine größere Ausdehnung gewinnt und größere Aufträge für einzelne Muster gegeben werden. Uebrigens haben die höheren Fabrikationskosten des Druckleinuens im Vergleich zu denen der Druckkattune besonders auch ihren Grund in dem kostspieligeren Bleichprozesse, sowie in dem Umstande, daß die Flachsfaser die Krappfarben nicht so leicht annimmt, als die Baumwolle und daß das Glätten mittelst des Stampfapparates oder der neuerdings für diesen Zweck patentirten Maschinen höher zu stehen kommt als das mittelst des Kalanders. In Folge ihres höheren Werthes werden die Linnenstoffe fast ausschließlich mit dauerhaften Farben bedruckt und diese behalten beim Waschen ihre ursprüngliche Lebhaftigkeit, wie auch die unbedruckten Theile ihr reines Weiß, während die weißen Partieen der Druckkattune mit der Zeit einen Stich ins Gelbliche annehmen. Trotz dieser Vorzüge, trotz ihrer größeren Dauerhaftigkeit, wodurch ihr höherer Preis sich wieder ausgleicht, und trotz des weiteren Vortheils, daß ein Linnenanzug im Vergleich zu Mousselinkleidern nur schwierig Feuer fängt, kommt nur wenig von dem in Irland bedruckten Linnen in britischen Konsum, sondern das meiste ist für den Export nach dem europäischen Kontinent, den Vereinigten Staaten, Mexiko und Westindien bestimmt. Die zwei bedeutendsten Linnendruckereien sind die in Klonard und Oldpark bei Belfast, und da beide in letzter Zeit ausgedehntere Einrichtungen erhalten haben, so darf man annehmen, daß sich die Nachfrage nach gedruckten Linnen steigert. Einige Belfaster Kaufleute senden ihre Waare zum Bedrucken nach Glasgow, es ist jedoch wahrscheinlich, daß die günstigeren Lokalverhältnisse, welche den irischen Druckereien zu Gute kommen, den letzteren diesen Fabrikzweig in der Folge sichern werden.

(Polyt. C.)

— Ueber Verfertigung des Tokajer Ausbruchs. — Die Tokajer Weine gehören unter die berühmten und beliebten Weinsorten. Man gewinnt sie in Oberungarn am letzten südlichen Abhange der Karpathen, welcher den Namen Hegyalla führt. Die Fläche Landes ist ungefähr 16 ungar. Meilen lang und 18 □ Meilen groß, sie liegt längs den Flüssen Bodrogh und Theiß. Tokaj ist der merkwürdigste Marktflecken der Gegend, aber keineswegs der einzige Ort, wo der Tokajer gewonnen wird, ja der da gewonnene Wein ist eigentlich der am wenigsten gute, da Tokaj am höchsten liegt. Nur von den edlern Weinen des Landes werden die sogenannten Ausbrüche gemacht. Bei den unedlern lohnt es sich nicht der

Digitized by Google

Mühe. Man hat daher Tokajer, Menescher, Ruster und Ofener Ausbruch. Es werden zur Verfertigung des Ausbruchs die minder schönen und minder reifen und gelbgrünen Tranben zuerst zu dem gewöhnlichen Weine ausgelesen. Die schöneren, süßeren und reiferen Tranben läßt man noch an dem Stocke, um sie völlig nachreifen und etwas trocken werden zu lassen. Man nennt diese trockenen Beeren dann auch Cibeben oder Rosinen, weil sie beinahe so trocken werden wie diese. Und von ihnen wird der Ausbruch gemacht. Der Name kommt, glaube ich, von dem Ausbrechen oder Auslesen der schlechten und der guten Tranben her. Bei Tokaj und überhaupt in Oberungarn nennt man denselben richtiger: „Trockenbeerwein." Die Tranben für den Ausbruch bleiben nun noch einige Zeit, oft bis in den November hinein, am Stocke hängen; dann werden auch sie geerntet. In sehr nassen und kalten Jahren, wo die Weinbeeren nicht zu großer Reife gelangen können, wird daher auch kein Ausbruch gemacht, und man schneidet, wenn man nicht mehr auf guten Wein hoffen darf, dann alle Tranben für die ordinären Weine ab. Da natürlich der schönen und trockenen Tranben immer nicht so viele sind, so lohnt es sich nicht für jeden Weinbergsbesitzer, Ausbruch zu machen. Viele lassen daher ihre Trockenbeeren nur für Andere stehen, welche erklärt haben, daß sie Ausbruch machen wollen und welche dann die Cibeben von jenen zusammenkaufen. Zu Zeiten werden diese ausgesuchten trockenen Beeren zu sehr hohen Preisen verkauft (z. B. in Tokaj im Jahre 1807 das Faß zu 100 Gulden, im Jahre 1818 gar zu 100 Thlrn.) Es wird nun auf die trockenen Tranben anderer guter Wein ausgeschüttet. Sie werden dadurch erweicht und sodann zerstoßen. Der Saft der Cibeben vermischt sich mit dem Weine, dieser wird abgelassen und das giebt nach der Gährung und den andern gewöhnlichen Prozessen den ersten Ausbruch. Auf den Rest der Trockenbeeren gießt man dann noch einmal Wein auf und dies giebt den zweiten Ausbruch, den sogen. „Maschlasch". Oft macht man sogar noch einen dritten Ausbruch. Einige aber nehmen noch vor dem ersten Ausbruch die sogen. „Essenz" vorweg. Diese entsteht dadurch, daß man die trockenen Tranben, ohne Wein aufzuschütten, ein wenig preßt und den dicken ausfließenden Saft ohne Hülfe eines andern Weines die Gährungsprozesse durchmachen läßt. Diese Weinessenzen sind natürlich noch kostbarer und seltener und in der Regel trinkt man sie nur, indem man sie anderen Weinen beimischt, da bei jedem Grade der Pressung der Traube auch ganz andere Regionen und Theile jener kleinen Beere zur Quetschung kommen, und bei jeder Pressung also eine andere Art von Saft ausfließt, bei dem einen Grade blos der innere süße Saft, bei dem anderen auch der äußerste der Schale, so hat natürlich der Ausbruch von einem jeden Grade solcher Pressung seinen ganz eigenthümlichen, dem Kuntigen erkennbaren Geschmack.

(Ill. Gew.)

— Eine schweizerische Maschinenbauanstalt. Unter den zum Theil nicht unbedeutenden Maschinenfabriken der Schweiz nimmt unbezweifelt das Etablissement der Herren Escher, Wyß & Comp. den ersten Rang ein und zwar nicht nur hinsichtlich seines Umfangs, sondern auch hinsichtlich der Mannichfaltigkeit seiner Erzeugnisse. Ursprünglich eine Baumwollenspinnerei, wurde mit dieser zuerst die Fabrikation von Spinnmaschinen verbunden und gleichzeitig die von Werkzeugmaschinen begonnen; hieran schloß sich später der Mühlenbau und die Herstellung hydraulischer Motore, ein Geschäftszweig, der für die Schweiz von besonderer Wichtigkeit ist; endlich ergriff man auch den Dampfmaschinen- und Dampfschiffbau und stellte eine Eisen- und Metallgießerei her, die auch den größten Anforderungen entspricht. 1100 bis 1200 Arbeiter sind allein in diesen drei Abtheilungen beschäftigt. Außer diesen Etablissements im Kanton Zürich wurden dann in Beerdorf bei Baden (in der Nähe von Wien) und in Ravensburg, im Königreich Württemberg, Filialwerkstätten, und endlich noch in der Nähe der Mutteranstalt eine Lokomotivenwerkstätte angelegt, die sich alle der zweckmäßigsten Leitung und verdienten Blüte erfreuen. (Pol. C.)

Industrie-Ausstellungen.

— Das Londoner Ausstellungs-Gebäude. Nachstehende, Dingl. Polyt. Journ entlehnte Schilderung der Masse des Baumaterials giebt einen ungefähren Begriff von der Großartigkeit des Londoner-Ausstellungs-Gebäudes. Die Gußeisenwaaren dazu werden in der Staveley-Eisenhütte in Derbyshire ausgeführt und die bereits abgelieferten Gußstücke haben sich nach dem Ausspruche Sachverständiger ausgezeichnet gelungen bewährt. Es giebt da 166 runde Säulen für das Haupt- und die Querschiffe, 12″ Zoll im Durchmesser, mit einer gleichen Anzahl viereckiger Unterlagspfeiler verbunden, 312 runde 8zöllige und 149 viereckige 12zöllige Säulen für die Gallerien, 158 8zöllige und 160 10zöllige Säulen für die Gemäldegallerie und 62 Säulen, um das Dach zu tragen, welches die Lichthöfe bedeckt. Mit den übrigen gegossenen Eisentheilen erhält man ein Gewicht von 50,000 Ctr. — Die Theile aus Schmiede-Eisen werden von der Thames-Eisengesellschaft geliefert, die auch den „Warner" gebaut hat. Besonders bei den beiden großen Kuppeln und zu den Dächern wird Schmiede-Eisen verwendet, dessen Gewicht etwa 25,000 Ctr. beträgt. Die Ziegel werden zu Sittingburne in Kent angefertigt, ihre Zahl steigt auf 10 Millionen. Zum Zimmerwerk werden 17,000 Ladungen Holz verbraucht. Unterhalb der Gemäldegallerie befinden sich 32 Fenster, 16 Fuß hoch, 13 F. breit und 68 Fenster von derselben Höhe, aber nur 7 F. breit. Zur Beleuchtung von oben sind 45,000 □ Fuß Glasfenster bestimmt, für die Seitenbeleuchtung des Schiffes und der Querbaue werden in einer Länge von 1 engl Meile Rahmen angefertigt. Die Gemäldegallerie wird mit Schiefer, die übrigen Gebäude mit Dachfilz gedeckt werden, mit Ausnahme derjenigen Theile, wo man ornamentale Dachdeckungs-Methoden in ihrer Anwendung zeigen will. Auf dem aus einer starken Kieslage und

Digitized by Google

einer Betonschicht bestehenden Grunde stehen Ziegelpfeiler, mit Steinplatten abgedeckt, welche als Träger der eisernen Säulen dienen. Die großen Steinplatten für die Pfeiler der Kuppeln wiegen über 20 Centner. Noch ist zu bemerken, daß für die Aussteller, besonders die Fremden, ein besonderes Clubhaus, sowie von einer großen Londoner Firma eine internationale Ausstellungs-Agentur errichtet werden soll. Dabei möchten die vom Kontinent zur Ausstellung nach London Reisenden im Voraus zu warnen sein, den zahllosen Schwindlern aus dem Wege zu gehen, die schon jetzt auf mannichfache Weise ihre Netze auswerfen, um seiner Zeit Beute zu machen.

Nützliche Rezepte.

— Seekrankheit. Nach Dr. Charles Pellarin rührt die Seekrankheit nicht, wie fast allgemein bisher angenommen worden ist, von einer Hirnkongestion oder von den Stößen her, welche durch die Bewegung des Schiffes den Unterleibsorganen mitgetheilt werden. Dieselbe entsteht vielmehr aus den Störungen, welche der Blutumlauf theils durch das seitliche, theils durch das in der Richtung der Längenaxe stattfindende Schwanken des Schiffes erleidet. In Folge dieser Störung tritt aber nicht eine Gehirnkongestion, sondern vielmehr ein solcher Mangel an Zufluß von Blut nach dem Gehirn ein, daß dieses Nervencentrum nicht mehr in dem erforderlichen Grade gereizt wird. Aehnliches beobachtet man zuweilen gegen Ende der Operation bei Personen, denen man stehend oder sitzend zur Ader läßt. Beachtet man eine Person, die von der Seekrankheit ergriffen wird, so wird man wahrnehmen, wie sie erblaßt, wie die Extremitäten erkalten, die Nägel blau werden, wie dieses beim Eintreten eines Frostanfalles des Wechselfiebers der Fall ist. Es widerstehen deshalb diejenigen der Seekrankheit am kräftigsten, bei welchen die Cirkulation des Blutes vorzüglich thätig ist, welche dieselbe durch Leibesbewegung und körperliche Arbeit unterstützen. Ganz kleine Kinder, bei denen das Herz ein verhältnißmäßig sehr kleines Volumen hat, werden von der Seekrankheit nicht oder nur in sehr geringem Grade ergriffen. Thiere, namentlich Vierfüßler, leiden daran weniger als der Mensch, weil sich bei ihnen das Hirn ziemlich in derselben horizontalen Lage befindet, wie das Herz. Unter den Passagieren leiden diejenigen, welche sich am ruhigsten verhalten, welche sich am wenigsten auf das Verdeck an die freie Luft begeben, am längsten und schwersten, und unter der eigentlichen Schiffsmannschaft bekommen diejenigen am häufigsten Anwandlungen von der Seekrankheit, welche die leichtesten Dienste verrichten; deshalb Offiziere öfter als die kräftig arbeitenden Matrosen. Kummer und Langeweile prädisponiren zur Seekrankheit, während Alles, was auf Belebung und Erheiterung hinwirkt, derselben entgegen arbeitet. Durch schnelles und kräftiges Athmen kann man sich eine Zeitlang vor der Seekrankheit schützen, jedoch werden die Respirationsmittel bald dadurch erschöpft. Zur Beseitigung oder Vermeidung der Seekrankheit schlägt Pellarin vor, daß man in einem in geschmeidigen Gelenken hängenden Bette liegen bleiben möge, da hierdurch das Schwanken des Schiffes bedeutend gebrochen wird. Dieses eignet sich nur zu kurzen Ueberfahrten. Sodann räth er, den Blutumlauf möglichst thätig zu erhalten und lebhaft zu machen. Dazu dienen warme, aufregende Getränke. Auch ein Gürtel ist zweckmäßig, weil er dadurch, daß er den Eingeweiden eine feste Lage giebt, das Blut nach dem Kopfe treibt. Ist Uebelkeit bereits eingetreten, so verschaffen Citronensäure oder aromatische Reizmittel einige Erleichterung, am meisten aber die horizontale Lage im Hängebett. (Handwerker-Zeitung.)

— Rostflecke aus Weißzeug zu entfernen. Eines der besten Mittel zur Vertilgung der Rostflecke aus Weißzeug ist eine schwache Auflösung von salzsaurem Zinnoxydul (Zinnsalz); die fleckige Wäsche wird augenblicklich darin entfärbt. Jedenfalls muß sie nachher mit vielem Wasser ausgespült werden, um das löslich gewordene Eisensalz zu entfernen, welches durch die Einwirkung des Zinnsalzes auf das basisch-schwefelsaure Eisenoxydul entstand.

Warnungen und Winke.

— Als Schwindlerfirmen werden bezeichnet die Firmen: Lyon und Co. und Saul und Co. in Dublin, sowie die Foreign Monetary Agency Office, 2 Agar Street, Strand in London.

Miszellen und Kuriosa.

— In Apolda erscheint nun noch eine „Deutsche Strumpfwirkerzeitung", herausgegeben von Adelb. Kühn. Dieselbe wird unter Anderm auch volkswirthschaftliche Mittheilungen über die Zahl der Arbeiter und Maschinen, den Gang des Geschäftes und Fabrikeinrichtungen bringen. — Mit dem neuen Jahre ist in München ein landwirthschaftliches Wochenblatt, „Die Schranne", erschienen.

— Einem Fabrikanten ist Pesth ist ein Privilegium auf die Erfindung von eigenthümlichen Spielkarten mit Inseraten, Adressen und Geschäftempfehlungen verliehen worden.

— Neues Mittel die Course zu steigern. Wie dem „Temps" aus Konstantinopel berichtet wird, haben die Imams der Moscheen Befehl erhalten, Tag für Tag Gebete zum Propheten emporsteigen zu lassen, damit — die Course in Konstantinopel sich bessern.

— Berliner Aktien-Schwindel. In einem kürzlich zu Berlin abgehaltenen Termine zur Versteigerung der bisher nicht realisirbar gewesenen Außenstände einer Konkursmasse wurde für die hiezu gehörigen Aktien der norddeutschen Gesellschaft für Tabaksbau, der Goldlauterer Gewerkschaft, der Berliner Gesellschaft für Tabakhandel und der Berliner Waarenkreditgesellschaft, im Nominalwerthe von 19,000 Thlr. ein Meistgebot von — 5 Thalern gethan!!!

Digitized by Google

Briefkasten.

Korrespondenz

mit unsern

Freunden und Abnehmern.

Beantwortung

an uns

gerichteter Anfragen.

Herrn **M.** in **Z.** „Verein junger Kaufleute in Zürich" erhalten. Im nächsten Heft spezielle Erwähnung.

K. K. Mu. i. Th. Wegen der „Waschmethode wollener Waaren" hoffen wir in einem der nächsten Hefte Mittheilungen machen zu können. Sie begreifen, daß man dabei Zeit und Gelegenheit abwarten muß. — Zur Erlernung der Stenographie empfehlen wir Ihnen das Gabelsbergische System und hierzu vor Allem: „R. Fischer's brieflicher Unterricht", in Glauchau bei Moritz erschienen. — Uebrigens besten Dank!

Herrn **G.** in **L.** Die Kritik des Herrn Dr. Sch. über die Amthor'sche „Quintessenz" in einem verwandten Blatt ist uns wohlbekannt. Ein Sachverständiger schreibt uns darüber: „Ich habe dieselbe mit Entrüstung gelesen. Dr. Sch. schwätzt in den Tag hinein, ohne auch nur im geringsten Kenntniß von der Geschäftspraxis zu besitzen. Wenn die junge Handelswelt in Deutschland nach den Theorien und Ansichten des Dr. Sch. gebildet würde, so würde es in der Zukunft mit der deutschen Geschäftspraxis nicht zum Besten aussehen."

Herrn **G. S. K.** in **Soran.** Es thut uns leid, Ihnen weder auf dem einen noch auf dem andern der genannten Plätze einen zuverlässigen Mann bezeichnen zu können.

Herrn **A. K.** in **K.** Schicken Sie uns Ihren „buchhalterischen" Aufsatz immer ein. Für Stil u. s. w. wird gesorgt, sofern nur der Stoff interessant ist. — Der „kaufmännische Korrespondent" und „Musercomptoirist" sind noch nicht vollendet. — Hoffentlich gehen Ihnen die Hefte jetzt pünktlicher zu.

Herrn **C. F.** in **C.** Zum Bezug geräucherter Fleischwaaren können Ihnen die Firmen: Johann David Kestner jun., Valentin August Kestner sen., Johann David Christ in Waltershausen bei Gotha anempfohlen werden.

Herrn **G. F.** in **N.** Ueber den Verlauf der „ostasiatischen Expedition" ist Ihnen wie jedem Interessenten das Röthige aus den Tagesblättern bekannt geworden. Dergleichen Notizen konnten nicht in unserer Absicht liegen. Was uns aber von unserm Korrespondenten speziell über merkantile Verhältnisse Ostasiens zugekommen, haben wir im „Vorwärts" niedergelegt und sollten wir meinen, daß dasselbe erschöpfend genug gewesen. Spezielleres gehört jedenfalls in Spezialberichte über die Expedition. Vielleicht kommen wir, nach Herrn Spieß's Rückkehr, auf die Sache nochmals zurück.

Herrn **C. B.** in **Fr. b. C.** Ihre recht wohl gelungene Arbeit über die „Friedrichshütte" wird im nächsten Heft unter Rubrik: „Aus allen Zonen" zum Abdruck kommen. Dank!

Herrn **C. W.** in **C.** Durchschnittspreise? Welche Waaren würden Sie unter der ungeheuren Masse als die wichtigsten bezeichnen? Welche Handelsstädte als die größten? Bedenken Sie dabei, daß unsere Abonnenten über Deutschland, Oesterreich, die Schweiz, Holland, Belgien, England, Frankreich, Skandinavien, Rußland, Italien u. s. w. verbreitet sind. Wie dann allen Lesern gerecht werden? Wir sehen nähern Vorschlägen gern entgegen.

Herrn **B. C.** in **N.** Sie finden Ihre hübsche „alte Frau" in diesem Hefte abgedruckt. Erfreuen Sie uns recht bald wieder mit einem Beitrage.

Herrn **R. R.** in **Bresl.** Ihre Notizen waren uns angenehm und werden sämmtlich benutzt. Senden Sie uns baldmöglichst den versprochenen Artikel.

Herrn **O. Sch.** in **Dr.** Pfuscher hießen ursprünglich die unzünftigen Handwerker. Das Wort kommt von Pfusch d. i. Verstecken, her, weil der Unzünftige sich vor dem Zünftigen zu verstecken hatte, gleich dem Bönhasen, der, um seine Arbeit zu fertigen, von einer Ecke zur andern, von einem Boden, einer Kammer, einer Bön zur andern gejagt wurde.

Herrn **L. Z.** in **G.** Wir würden längst unsere Stimme im „Kaufmann" erhoben haben gegen die Dr. Sch.'sche ureigne Art von Beurtheilungskunst, wenn wir nicht bereits aus Erfahrung wüßten, daß Dr. Sch. dort eben allein spricht. Vielleicht gewähren Ihnen in Betreff dieses Meisterstücks von Selbstgefälligkeit, Splitterrichterei, Verdrehung und Perfidie die auf dem Umschlag dieses Heftes mitgetheilten Urtheile von Fachmännern u. s. w. die nöthige Beruhigung. Die Motive des Herrn Dr. Sch. sind jedem Leser des „Magazins" durchsichtig genug.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von J. G. Chr. Fr. Otto Spamer.

Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Zur Geographie des Welthandels.

Tatarenschiffe auf der Wolga unterhalb Kasan.

Die Messe von Nischni-Nowgorod.

Von **Rudolph Ludwig.**

Illustrirt nach Originalzeichnungen des Verfassers.

II.

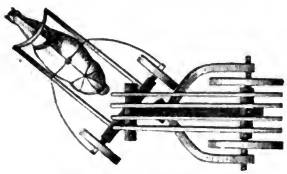
Zur Zeit der Messe ist auch der Verkehr auf den nach dem Meßplatze führenden Landstraßen sehr bedeutend. Lange Züge von Frachtfuhrwerken, untermischt mit zahlreichen Reisewagen, rühren den Staub der elenden, zum Theil aus Knüppeln und Grand konstruirten Wege auf. Chausseen nach unserm Begriffe sind in Rußland kaum zu erbauen, sie können nur in der nächsten Nähe großer Städte unterhalten werden. Die Landstraße von Moskau nach Nischni-Nowgorod gehört zu den besten des Landes; sie hat viele feste, über die Kliasma und sumpfige Strecken zum Theil Bock- und Floß-Brücken. Sie führt durch ein volkreiches, gutbebautes Land, dem es an den durch Ströme aus dem hohen Norden herbeigeführten Granit- und Syenitgeschieben nicht fehlt; deshalb konnte hier die Straße großentheils makadamisirt werden. Mehrmals aber geht sie meilenweit durch steinarmes, kalkig-mergeliges Hügelland, wo der Weg, mit geklopften Kalksteinen bestreut, durch die Fuhrwerke rasch in eine Schlamm- oder Staubmasse umgewandelt wird. Wenn während der Meßzeit tiefe Geleise oder andere Schäden in diesem Wege entstehen, so bessern die Fuhrleute dieselben schnell mit in der Nähe gefällten jungen Birken- oder Tannenstämmchen aus und verwandeln so das schadhafte Wegstück in einen Knüppeldamm.

Von Osten und Süden führen nur solche Knüppelwege nach Nischni-Nowgorod. Auf einen beiderseits durch Gräben so gut als möglich trocken gelegten Erddamm

Digitized by Google

werden dicht an einander schließend 6—7 Zoll starke Birken- und Tannenstämme gelegt, darauf Kies und Grand oder in deren Ermangelung Erde geschüttet. Ist ein solcher Weg neu und das Wetter trocken, so läßt er sich mit leichtbefrachteten Wägen leidlich gut befahren; sobald aber nasses Wetter den Boden durchweicht hat, die Knüppel zu faulen anfangen und der Kies fehlt, giebt es kaum eine elendere Fahrbahn als diese. Der lange Weg von Sibirien bis Nischni-Nowgorod ist auf diese Weise konstruirt, stellenweise sehr vernachlässigt und kaum passirbar.

Deshalb bedarf der russische Frachtfuhrmann auch ganz anderer Einrichtungen als der westeuropäische. Anstatt der bei uns üblichen sechs- und achtspännigen Lastwagen sieht man in Rußland nur leichte, mit wenigen Centnern Fracht beladene Fuhrwerke. Alle Wagen sind vierräderig und ganz von Holz in einer Weise gebaut, wie die nachstehende Vignette anschaulich macht. In der, an der Vorderaxe befestigten Scheere geht das Pferd. Das Kummet ist an diese Scheere mittelst eines hoch über den Kopf des Pferdes hinausstehenden, federnden Bügels befestigt, so daß das Thier mit der Schulter zieht. An dem Bügel wird des Pferdes Halfterriemen befestigt, er ist wenigstens beim ersten des Zuges mit einigen Schellen, dem Geläute, versehen. Von der Scheere gehen zu beiden Seiten Stränge oder Riemen nach den Spitzen der Vorderaxe, so daß jedes der Räder zwischen je zwei Angriffspunkten des Zuges in der Mitte liegt. Die Vorderaxe dreht sich in einem Nagel unter einem Stück Holz, welches mittelst einer starken Langwed mit der Hinteraxe verbunden ist. Auf dieses Stück und die Hinteraxe werden starke Stangen zur Aufnahme der Last gelegt. Die Hinteraxe ragt rechts und links weit aus den Naben der Räder hervor und trägt daselbst in Winkel gebogene durchbohrte Holzstücke, welche an der Langwed befestigt werden, wodurch auch jedes der Hinterräder zwischen je zwei Angriffspunkte des Zuges zu liegen kommt. Der Wagen wird nun mit den Waarenballen belastet. Man ladet auf der Straße von Moskau nach Nischni-Nowgorod 20 bis 25 Centner, auf den andern 8 bis 12 Centner hinter jedes Pferd und erhält deshalb bei beträchtlichern Waarenquantitäten sehr lange Wagenreihen. Nicht selten besteht eine solche Karawane aus 150, 300 und mehr Wagen. Die Thiere gehen am liebsten hinter einander; man bindet deshalb auf den Rücken jedes Wagens eine Krippe oder einen Sack mit Hafer und Heu und knüpft den Halfterriemen des nächsten Pferdes daran. Gehend verzehrt dann das Thier sein Futter. Der erste Wagen eines Zuges dient dem Fuhrunternehmer zur Wohnung. Er ist in der Regel mit 2 bis 3 Pferden bespannt, mit einem Tuche bedeckt und für die Lebensmittel und andere Reisebedürfnisse bestimmt; denn die Karawane kehrt in keinem Gasthofe ein. Die auf die folgenden Wagen geladenen Güter sind in Kisten oder in Felle gepackt und werden durch Matten von Lindenbast gegen die Nässe geschützt. An manchem Wagen hängt eine Laterne, ein Eimer, eine Hacke, eine Gabel, jeder aber hat seine Schmierbüchse. Je sechs Pferde bedient ein bärtiger Mann, bekleidet mit kurzem Rock, rothem Hemd, langen Lederstiefeln und kurzen Beinkleidern, welcher im Gürtel ein Beil, in der Hand einen langen starken Stab und



Frachtwagen im Grundriß.

Digitized by Google

auf dem Haupte einen schmalkrempigen, mit vielen glänzenden Schnällchen gezierten runden Hut trägt.

Tatarenroß und Frachtwagen-Züge im Hintergrunde.

Mittagsrast wird wo möglich in einem bewohnten Orte gehalten, die Nacht aber werden die Wagen im Walde oder auf der Steppe zusammengeschoben, die Pferde zum Grasen ausgespannt, während die Fuhrleute ein Feuer anmachen, kochen und sich gütlich thun. Ausgestellte Wachen hüten die kurze Sommernacht über das Gut und die Pferde. Die aus den Steppen Rußlands kommenden Wagen sind meistens ohne jeden Eisenbeschlag. Die aus einem Birkenstamm gebogenen Radfelgen werden

Digitized by Google

durch einige seitlich daran genagelte Blechstücke zusammengehalten. Solche Wagen sieht man zu Nischni-Nowgorod viele Tausende in Wagenburgen zusammengeschoben Im Winter werden die aus dem Osten Sibiriens kommenden Waaren auf Schlitten transportirt, der großen Kälte wegen ruht aber oft die Beförderung Wochen lang.

Die Kaufleute reisen in der Neuzeit entweder mit den Dampfbooten oder über Land in ihren eigenen Wagen, denen sie Postpferde vorlegen. Postpferde kann man durch das ganze russische Reich billig haben; in der Regel kostet das Postgeld für das Pferd und die Werst 3 Kopeken, auf vielen Strecken sogar nur 2 oder $1^1/_2$ Kopeken; dem Imschick oder Postillon giebt man für die Station ein kleines Trinkgeld von 15 bis 20 Kopeken. Die Berechtigung zum Vorspannen von Postpferden wird in der Gouvernementshauptstadt gegen Erlegung weniger Rubel erlangt und durch eine Anweisung bestätigt, gegen deren Vorzeigung die Postbeamten für die nöthigen Pferde zu sorgen haben.

Der kaiserliche Postdienst ist im Innern des Reiches bis nach Sibirien hin sehr gut geordnet. Die Posthäuser sind reinlich und sauber aus Holz gebaut, mitunter mit Schnitzereien bedeckt, wie das neue schöne Posthaus zu Orlowsk, die letzte Poststation vor Nischni-Nowgorod von Moskau her, wovon wir auf Seite 213 eine Abbildung geben. In diesen Häusern sind immer mehrere wohnlich eingerichtete Zimmer mit reinlichen gepolsterten Ruhebetten. Der Reisende ist berechtigt, sich 2 Tage lang nach seiner Ankunft darin aufzuhalten. Gewöhnlich kann man im Posthause zu essen bekommen, immer aber wird daselbst das Samowar, die große Theemaschine, welche in keinem russischen Hause fehlt, die selbst der ärmste Bauer besitzt, mit kochendem Wasser dem Gaste vorgestellt werden. Theegeschirr, Kanne, Gläser, Löffel, Messer und lackirtes Bret, Thee, Zucker und Wodka oder Rum bringt der Reisende in einem besondern Bestecke mit; Wein, feines Brod oder Zwieback, Kaviar, Käse, geräuchertes Fleisch, Fische u. s. w. holt er aus seinem Vorrathskasten; aber Milch, Eier kann er zuweilen, Salzgurken und Tschisuppe immer bekommen, je nach der Jahreszeit auch gute Früchte und mitunter vortreffliches Federwild, woran es in Rußland nirgends fehlt. So kann man sich schon gemüthlich ausstrecken und nach gestilltem Hunger bei einem Glase Thee (aus Tassen trinken in Rußland nur die Damen) seine Papiercigarre rauchen.

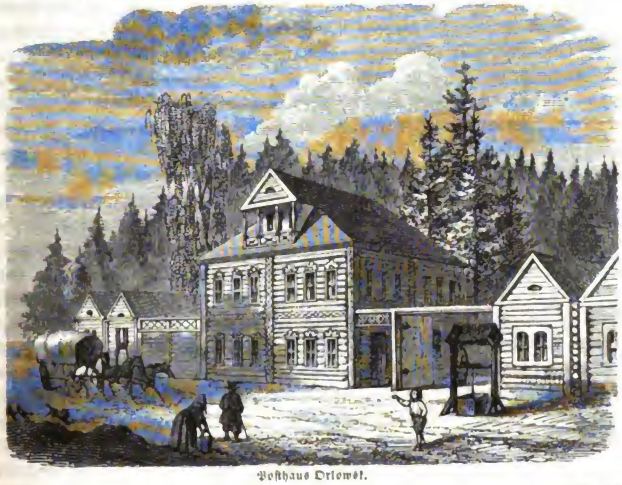
Die Wagen, deren man sich zur Reise bedient, sind die Tarantasse oder die Delega. Auf letztere — einen gewöhnlichen mit einem Kasten versehenen Bauerwagen — befestigt man sein Gepäck, breitet Stroh darüber aus, und legt sich hinein. Die Reise geht darin sehr rasch, weshalb sich die Kouriere und Feldjäger solcher einfacher Vorrichtungen bedienen.

Die Tarantasse ist unsern Bauerwagen ähnlich. Vorder- und Hintergestell sind jedoch nicht durch eine Langwed, sondern durch sechs je 10 bis 12 Fuß lange, dicht neben einander befestigte birkene Stangen verbunden, auf deren Mitte ein Gestell mit Verdeck angebracht ist. In diesen Kasten stauen die Reisenden ihr Gepäck, bedecken es mit etwas Heu, einigen ledernen mit Federn ausgefüllten Kissen, einer Matratze mit Decken und Pelzen und strecken endlich sich selbst wohlbewaffnet oben darauf. Waffen führt der Reisende zur Jagd mit sich, denn Raubanfälle sind selten zu befürchten.

In die Scheere, am Vorderwagen, welche als Deichsel dient, gehört ein starkes Pferd, ihm zur Seite werden zwei schwächere mit den Köpfen nach außen gewendet

Digitized by Google

angespannt. Das mittlere Pferd ist ganz so wie die am Frachtfuhrwerke angeschirrt. Die beiden Seitenpferde werden aber mit langen Strängen an Hinter- und Vorderaxe befestigt, und wenn man mit vieren oder sechsen fahren will, so werden auch diese alle neben einander angehängt. Der bärtige Imschick, öfters aber auch ein Knabe von kaum 15 Jahren, beschaut noch einmal das Geschirr, spricht mit seinen wilden kleinen Pferden ein paar freundliche Worte, dann schlägt er, wenn er kein weißhütiger Tatar ist, fromm sein Kreuz, schwingt sich auf seinen Sitz und im Karriere sanft das Dreigespann dahin, daß Schmutz und Staub dem Reisenden um die Ohren fliegen und die über dem mittlern Pferde aufgehängten Schellen schrillend läuten.



Posthaus Orlowsk.

Die Postpferde werden in der Regel von russischen Bauern entnommen. Manchen dürfte es interessiren, die Einrichtung eines Bauernhofes in Rußland kennen zu lernen.

Alle russischen Bauernwohnungen, sogar noch viele städtische in Petersburg und allen anderen Städten des Reiches, sind aus Balken zusammengesetzt. Den Bauplatz gräbt man einige Fuß tief und füllt ihn mit Steinen oder, wo solche fehlen, mit gebrannten Lehmsteinen aus, wodurch ein Fundament für den Bau und zugleich ein trockner Boden gewonnen wird. Die äußern und innern Wände werden dann durch starke entrindete Balken, welche an ihren etwas nach außen überstehenden Enden in einander gezahnt sind, vorgelegt und, die nach oben gerichtete Seite der Balken wird mit dem Beile flach ausgewirkt, so daß die Stammrundung des darauf zu legenden Balkens hineinpaßt. Zum Verstopfen der Fugen zwischen je zwei Balkenlagen dient getrocknetes Moos. So legt man Balken auf Balken, bis das Haus die verlangte Höhe hat, gewöhnlich $10^1/_2$ englische Fuß oder $1^1/_2$ Sachen russisch. Alsdann wird das Gebälk quer darüber hin befestigt, und insofern das Haus ein zweites Stockwerk bekommen soll, dieses aufgesetzt, abermals Gebälk gelegt, und die Dachsparren sammt den etwaigen Giebeln angebracht.

Digitized by Google

Das Dach ist von Bretern gebildet, die seltener mit dünnem, im Ural von ausgezeichneter Güte fabrizirten Eisenblech überzogen werden. Ein Anstrich von grüner Oelfarbe schützt das Blechdach gegen den Rost. Blechdächer findet man vorzugsweise in den Städten; sie sind sämmtlich flach und werden im Winter möglichst vom Schnee freigehalten.

Sind die Wände vollendet, so werden Oeffnungen für Thüren und Fenster mit dem Beile hineingehauen, mit der Flachsäge nachgeschnitten, Thür- und Fensterbekleidungen von Bohlen eingenagelt und die aus bestehenden Fabriken bezogenen Fenster an der Außenseite dicht befestigt, die Thüren, denen in der Regel das Schloß fehlt, in die Angeln gehängt. Keine Wohnung bleibt ohne den Schutz doppelter Fenster gegen die Winterkälte. Die inneren Räume des Hauses sind gedohlt; in die Mitte desselben kommt der große aus gebranntem Thon gemauerte Ofen zu stehen, so daß er alle Räume heizt. Dieser in Form eines Backofens gebaute Ofen dient im Winter als Herd und Wärme-Erzeuger; in kälteren Gegenden wird er auch im Sommer jeden Morgen geheizt, um Brod zu backen und das Frühstück zu bereiten. In einem andern Zimmer des Hauses hat man für die wärmere Jahreszeit einen besondern kleinern Kochherd von Stein, seltener von Gußeisen.

Zu dem Hauseingange führt eine kurze Treppe, welche außen angebracht ist; man gelangt durch die Thüre auf einen Vorplatz, auf welchen die Eingänge in die Zimmer münden. Betritt man ein Zimmer, so ist es gerathen, sich alsbald tief zu bücken, weil über der Thüre das der Stubendecke und dem Ofen naheliegende Bettgerüste beginnt. Durch dieses Verbeugen begrüßt der Russe zugleich den der Thüre gegenüber angebrachten, oft reich geschmückten Heiligen des Hauses. Die Heiligen sind in Messingblech gedrückte Reliefs; Gesicht, Hände und Füße sind durchgeschlagen und hinten mit gemalten Lithographien verklebt. In reicheren Häusern sind sie aus Silber- oder vergoldetem Silberblech; Gesicht, Hände und Füße emaillirt. Im Tula'schen und in einigen Klöstern bestehen große Fabriken für solche Heiligenbilder, die einen wichtigen Handelsartikel zu Nischni-Nowgorod bilden. Bei Brandunglück rettet, wie ich selbst gesehen habe, der Russe zuerst seine Hausheiligen und dann seine andere Habe.

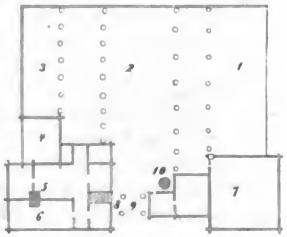
Nach der Begrüßung des Allgegenwärtigen folgt die des Hausbewohners. Die Russen sind unter einander sehr förmlich; es fällt dem Fremden auf, wenn sich zwei rothhemdige, langbärtige, mit Bastschuhen bekleidete Männer oder die sich entgegen kommenden Bauern entfernter Orte durch Abnahme des Hutes und tiefe Verbeugung begrüßen. Die Frauen grüßen durch eine Neigung des Hauptes; der Fremde wird ohne Ausnahme von allen ihm Begegnenden durch Gruß geehrt.

Die Vertheilung der Räume des Hauses ist aus dem nebenstehenden Grundrisse zu ersehen. Die Frau des Hauses hat ihr Zimmer für sich; es ist ein schöner Zug des russischen Volkes, daß die Hausfrau von allen hochgeehrt wird. Sie ist in der Regel gegen Fremde sehr schüchtern und es hält oft schwer sie zu sehen, doch überwindet man ihre Scheu durch Geschenke oder andere kleine Aufmerksamkeiten, welche man ihren Kindern zu Theil werden läßt.

An das Wohnhaus grenzt ein weites überdecktes Thor, neben welchem in der Regel noch eine nach der Hausthür führende Pforte befindlich ist. Neben dem Thore stehen auf der andern Seite das Bad- und ein Vorrathshaus. Das Badhaus,

Digitized by Google

zwei Zimmer mit eisernem Plattofen und einem treppenartigen Gestelle, wird zu den beliebten russischen Dampfbädern, die auch für den Fremden ein die Gesundheit erhaltendes Bedürfniß werden, benutzt. Der Russe badet oft und ist meistens am Körper und in seiner Wohnung sehr reinlich, so daß ich mich oft über die Sauberkeit der ärmlich eingerichteten Zimmer gewundert habe; natürlich fehlt es auch nicht an Ausnahmen. Im Vorrathhause lagern Getreide, Wolle, Hanf und andere aufgespeicherte Lebensbedürfnisse oder zum Handel bestimmte Gegenstände. Von diesem Gebäude nach hinten zieht sich eine Palissadenwand oder auch eine aus Holzbalken aufgeschichtete Mauer, welche einen weiten langen Hof begrenzt. Dieser Hof ist vollständig überdacht, um ihn gegen den winterlichen Schneefall zu schützen. Da seine große Breite eine Unterstützung des Dachgebälkes verlangt, so stehen in ihm mehrere Säulenreihen, welche aus tannenen Baumstämmen, an denen die horizontal ablaufenden Wurzelquirle belassen sind, gebildet werden. Die Tragsäulen stehen auf der Oberfläche flach auf und sind an ihren Spitzen durch Gebälk verbunden. Der ganze Hofraum ist gebohlt; er dient als Schuppen, Stallung und zu mancherlei anderm Gebrauche. Eigentliche Scheunen kennt der russische Bauer nicht; die neben dem Hause stehenden, mit Zweigen und Stroh bedeckten Schuppen sind das Scheunenthum, welches durch die nothdürftige Bedachung gegen Nässe geschützt wird. Auf diesem Platze läßt der Bauer durch Pferde das Korn austreten; er reinigt es dann und birgt es im Vorrathshause. Das Stroh bansst er auf, um es als Futter und zur Streu zu benutzen. Den Dünger wirft er fort oder verbrennt ihn, denn der tiefgrundige schwarze Boden des Landes (Tschornozem genannt) bedarf der Nachhülfe durch Dünger noch nicht.



Grundriß einer russischen Bauernwohnung.
1. Schuppen. 2. Mit einem Dache bedeckter Hof. 3. Stall. 4. Küche. 5. Ofen. 6. Wohnung. 7. Vorrathshaus. 8. Pforte. 9. Fahrthor. 10. Brunnen.

Die russischen Dörfer bestehen aus solchen Bauernhöfen, welche regelmäßig durch Zwischenräume getrennt auf beiden Seiten sehr breiter Straßen aufgestellt sind, um die Gefahren der Feuersbrünste zu vermindern. Die Ortschaften dies- und jenseits des Ural sind ganz gleich in Bauart und Einrichtung. Selten sieht man neben den Häusern Bäume oder Blumengärtchen, dagegen fehlt ein Gemüsegarten zur Zucht des Weißkrautes, der Gurken, Rüben, Erbsen und anderer Gemüse selbst im höheren Norden nicht. In solchen Gärten stehen dann auch wohl einige Birken, ein Zirbelkieferbaum (Pinus cembra), eine Eibe u. dergl. In der Nähe der meisten Dörfer befinden sich Windmühlen, weil nur wenige russische Flüsse des ungleichen Wasserstandes und der großen Winterkälte wegen sich zur Anlage von Wassermühlen eignen.

Die den Nischni-Nowgoroder Jahrmarkt besuchenden Kaufleute bringen sämmtlich Waaren zum Tausche; sie bewohnen die über den Waarenmagazinen eingerichteten kleinen Zimmer und sind dadurch zugleich in der Lage, ihr Eigenthum bewachen zu können. Andere Fremde miethen sich in der alten Bergstadt ein; sie finden in den daselbst eingerichteten Logirhäusern (Gostiniza) ganz erträgliche Unterkunft. Ueberhaupt bietet diese Stadt, wie alle Handelsorte, dem Fremden jede Bequemlichkeit.

Digitized by Google

Nur wer an den Gebrauch eines Bettes gewöhnt ist, der thut wohl, sich ein solches mitzubringen, denn diesen Luxus kennt der Russe nicht; er schläft in ein Fell oder einen Teppich gewickelt ganz gut auf einer Bank oder dem Zimmerfußboden. In den auf beiden Seiten der Handelsstadt provisorisch aus Bretern zusammengebauten Vergnügungsorten und Speisehäusern findet man zu jeder Zeit alle Genüsse des Lebens. Es ist erklärlich, daß die hier auf kurze Zeit zusammengedrängte große Menschenmenge nach gethaner Arbeit (d. h. gegen 8—9 Uhr Abends) die Marktstadt dem Schutze des Militärs, der Polizei und der Kosaken, sowie dem wirksamern der eigenen Diener überläßt, um sich in der Nachbarschaft je nach Geschmack und Bildungsgrad auf feinere oder sinnlichere Weise zu erholen. Zigeunersänger, Tyroler, böhmische Musikanten, tatarische Tänzerinnen, Harfenistinnen und Orgelleute aus dem Nassauischen, donische Kosaken, englische Possenreißer, Neger im Nationalkostüm, Taschenspieler, Seiltänzer, Kunstreiter, Theater, Tanzmusik, Hazardspiel, alles winkt und spekulirt auf die Taschen der reichen glücklichen Kaufherren, auf deren Diener, Arbeiter, Kutscher, Lastträger, Schiffzieher u. s. w. Man kann hier die theuersten rheinländischen, spanischen und französischen Weine, wie den elendesten Schnaps bekommen; neben den mit reichen Stoffen in orientalischem Geschmacke dekorirten, geräumigen Theehäusern stehen die elendesten Baracken, worin sich der verachtete Lastträger seinen Wodkarausch holt.

In der Kaufstadt selbst sind inzwischen die Waaren ausgestellt worden. Im tatarischen Quartier werden die Pelze Sibiriens, namentlich von Füchsen, vom grauen Eichhorn, vom Bären, vom weißen Tiger des Altai, von Elenn, Rena, Schaf und den jungen Ziegen, seltener von Biber, Otter, Hermelin und Zobel, ausgepackt, geklopft, gereinigt und ausgelegt. Die eleganten Lederstickereien der Kasan'schen Fabriken, Halbstiefeln, Schuhe, Pantoffeln, Röcke, Mützen, Riemer- und Sattlerarbeiten aller Art, die feinen glänzenden Safiane, Leder und das derbe Juchten, welche so unübertrefflich in Kasan bereitet werden, sind, ein ganzes Quartier einnehmend, zusammengehäuft.

Anderwärts liegen die rohen Felle von allen Thieren des Waldes und Stalles in ungeheuern Haufen, Wildhäute, Hasen-, Pferde-, Ochsen-, Schaf- und Ziegenfelle, für Gerber, Hutfabrikanten und Roßhaarbereiter eine erwünschte Waare. Wir finden große Magazine mit der schönsten persischen Baumwolle, mit Rohseide, mit Wollenvließen von ausgezeichneter Qualität aus den großen Schafzüchtereien des Südens gefüllt. Hanf und Flachs fehlen nicht und alle Fabrikanten des Moskauischen Gouvernements können sich hier mit dem Rohstoff für ihre Spinn- und Webstühle versehen. Sie füllen dann aber zum Tausche auch mehrere Quartiere der Kaufstadt mit Geweben aller Art, vom feinsten Tuche, prächtigem Seidendamaste, buntem Kattun bis zum schlechtesten Loden und groben Segeltuche, mit Band und Posamentierwaaren, mit Stickereien, mit fertigen Kleidern, mit Hüten und Filzwaaren, Handschuhen und Strümpfen, bunten Hemden und anderen Kleidungsgegenständen.

Am Flußufer und auf einer der Oka-Inseln sind Gußwaaren und Stabeisen, Ambose, Anker, Bandeisen, Blech, Weißblech, Kupferblech in schweren Massen aufgeschichtet. Daneben findet man eiserne Nägel von allen Größen, Draht, Waffen, Werkzeuge, Sägen, Ketten, Schnallen, Messer, Scheeren, sowie alle aus Stahl und Eisen darzustellende Gegenstände, mitunter von äußerster Eleganz und einer Güte, wie sie kaum anderswo erzeugt werden. Die schönsten Gewehre und besten damaszirten Waffen und Schneidewerkzeuge werden indessen neben den Arbeiten der Gold- und Silberschmiede in einer besondern

Digitized by Google

Abtheilung der Stadt feilgeboten; ferner Kupferblech, Messingblech, ganze Magazine voll messingener Theemaschinen, Heiligenbilder, kupferne Kessel, fein lackirte Blechwaaren, welche in hoher Vollendung in den sibirischen Städten Newjansk und Nischni-Tagilsk von den Bauern (leibeigenen Fabrikanten) gefertigt und zu hohen Preisen verkauft werden.

Reisbender, Tataren und Volk in Nischne-Nowgorod.

Glocken von allen Größen hängen in langen Reihen; es ist dem Gehör gefahrbringend sich dieser Stelle zu nahen, denn die eine Erneuerung ihres Geläutes wünschenden Popen probiren zu Dutzenden gleichzeitig und prüfen den Klang der

Digitized by Google

Waare, ehe sie kaufen. Der Russe liebt das Glockenspiel, und wo eine Kirche keinen Glockenthurm hat, da findet man die Glocken groß und klein in einer luftigen Hütte daneben angebracht und kann oft den die Klöppel der ruhig hängenden Glocken bewegenden Küster stundenlang mit Händen und Füßen arbeiten sehen.

Blecharbeiten (Weißblech), namentlich auch die für Reisen im Innern nothwendigen Kästchen zum Theegeschirr sind in Menge und solid gearbeitet ausgestellt, so auch Glas, Porzellan, Steingut. Edle und geschliffene Steine, Mosaiken aus Jekaterinburg und dem Altai, Marmorarbeiten fehlen nicht, sie bilden aber mit schweren orientalischen Seidenstoffen, Goldstickereien, Meerschaum, Bernstein und Pariser Modewaaren Artikel für den Kleinverkauf, welcher in dem Gouvernementsgebäude selbst in einem kleinen Bazar betrieben wird. Mühlsteine, steinerne Grabmonumente liegen in Schiffen auf dem Strome oder sind am Ufer aufgestellt, Schleif- und Wetzsteine aus dem Petschoralande und dem Ural oder vom obern Laufe der Oka bilden einen wichtigen Handelsartikel.

Es kommen dann die Holzwaaren: unzählige bemalte Koffer und Kisten mit und ohne Blechbeschlag, welche in Sibirien gefertigt und in ganzen Schiffsladungen zum Verkaufe gebracht werden, geschnitzte Löffel, Geschirre, Rechen, Axt- und Hammerstiele, Wagnerarbeiten von der schlechten Delega bis zur eleganten Droschke und Tarantasse, Möbel, Schreiner- und Dreherarbeiten. Am Flußufer liegen unabsehbare Massen von Bauholz, Masten, Dielen und Bohlen, Matten und Lindenbast in ungeheuren Haufen, unzählige zum Zirkel gebogene Birkenstämmchen für Wagenradreife, Faßdauben und fertige Fässer, alles für die holzarmen südlichen Gouvernements bestimmt. Sogar das verbrannte Holz, die Asche, wird in großen Quantitäten zum Verkaufe gebracht; es ist die, aus einer in den Salzsteppen wachsenden Pflanze gebrannte weiße, natronreiche Asche, Schadrik genannt, welche in Glashütten und Bleichereien anstatt der Soda Anwendung findet. In kolossalen reihenweise und mauerartig geschichteten Hanfwerken liegen die in Felle gepackten Ballen chinesischen Thee's sowohl am Ufer der Wolga, als im Innern der Kaiserstadt. Er ist die werthvollste Waare und kommt von Kiachta über Perm hierher. Auch andere Produkte China's, als Nanking, lackirte und geschnitzte Waaren, Krepp u. s. w., werden feil geboten, aber sie sind mehr Gegenstand des Kleinhandels, denn für sie ist Kiachta der Marktplatz. Eine größere Freiheit im Handel mit China, als seither gestattet war, wird die Tauschartikel aus jenem produktenreichen Lande rasch vermehren, und ein Absatzgebiet für Rußlands Industrie, namentlich für die Wollspinnereien und Tuchfabriken, von großer Bedeutung schaffen. Wein, Oel, geräucherte und gesalzene Fische, Gewürze, Honig, Käse und andere derartige Lebensbedürfnisse werden ebenfalls auf der Nischnier Messe angeboten und ausgetauscht, doch bilden sie keine hervorragenden Artikel. Auffallend waren mir einige Magazine, gefüllt mit offenbar aus der Mode gekommenen Damenhüten, Hauben und dergleichen Gegenständen, welche nun, nachdem sie zu Moskau und Petersburg nicht mehr angebracht werden können, wie es scheint in dem fernen Osten ihr Glück machen sollen. Auch einige bedeutende Magazine mit Nürnberger oder Sonneberger Spielwaaren aller Art, Puppen und Puppenköpfen fehlten nicht. Dagegen fand ich nur zwei ganz ärmlich ausgestattete Buch- und Kartenhandlungen, deren Eigenthümer, in den benachbarten Städten Nischni-Nowgorod und Kasan ansässig, hier ihre Waaren ausgelegt hatten, um den

Digitized by Google

Bewohnern des platten Landes Gelegenheit zur Befriedigung ihrer geistigen Bedürfnisse zu gewähren.

Die meisten und bedeutendsten Geschäfte werden in der Regel schon in den ersten Tagen der Messe abgeschlossen und beendigt, aber bis die Abrechnung und Ausgleichung der bei dem Tausche etwa gebliebenen Restbeträge in Geld oder Wechseln erfolgt ist, gehen noch weitere 3 bis 4 Wochen hin, besonders weil sich die aus dem Südosten und Osten gekommenen Händler nicht so schnell von dem lustigen Leben trennen mögen. Zur Aushülfe bei diesen Geldgeschäften dienen armenische, israelitische, tatarische und russische Wechsler; letztere gehören meist einer eigenen religiösen Sekte von Eunuchen an. Der Werth der jährlich umgesetzten Waaren soll sich auf etwa 60 bis 80 Millionen Rubel Silber belaufen. Zur Meßzeit drängen sich natürlich sehr viele Menschen an diesem Platze zusammen. Namentlich sind, weil am Flußufer auch nicht die mindeste Vorrichtung zum Aus- und Einladen schwerer Colli existirt, viele Lastträger und Handarbeiter anwesend, die meistens dem Militärstande angehören und in Urlaub sind. Dazu kommen die Schiffer, Fuhrleute, die für alle diese Menschen sorgenden Handwerker, Garköche, Quas- und Schnapsverkäufer, Obst- und Gemüsehändler, endlich ein Heer von Bettlern. Die Straßen sind deshalb während der Messe sehr belebt. Kleinhändler aller Art versperren die Trottoirs, im Staub und Schmutz lagern ihr frugales Mahl genießende Arbeiter, theils Russen, theils weißhütige Tataren. Ernste Armenier in ihrer kleidsamen Tracht, Kurden mit litzenbesetzten Pelzröcken und breitkonischen Mützen, immer mit Dolch und Pistole im Gürtel, pantoffeltragende in lange Talare gekleidete Perser mit ihren hohen spitzen Schaffellmützen, bärtige Baschkiren, Permier in pelzverbrämten ausgenähten Lederröcken mit Beil und rothbebändertem Hute, Tataren aus Kasan mit grauer Krimmermütze, buntseidenem Gewand und gelben buntausgenähten Stiefeln, tatarische Fuhrleute im Pelz oder buntgenähten Lederrocke mit weißen spitzen Mützen, halbverschleierte Tatarinnen in bunten Gewändern, Russen im rothen Hemde, mit plumpen Fußbekleidungen und zottigem Bart und Haar, deren Frauen in ihren eigenthümlichen buntfarbigen Nationaltrachten, langhaarige langbärtige langröckige Popen, Soldaten, Feuerlöschmannschaft, Kosaken zu Pferd und zu Fuß, schreiende Droschkenkutscher, Fuhrleute aller Art, Orgelspieler, Bettler, Gesindel treiben sich in buntem Gewühle auf den Plätzen und Straßen umher. Am Flußufer das Singen der aus- und einladenden Arbeiter, denn kein Russe kann ohne Musik Lasten bewegen, das Wiehern der Pferde, Knarren der Wagen. In der Kaufstadt das Drängen, Schreien und Rufen der Arbeitenden; in den Seitenstädten Musik jeder Art, Lärmen und Toben, dazu Staub und Schmutz auf den ungepflasterten Straßen.

Zur Wahrung der Ordnung und Handhabung der Polizei befindet sich der Gouverneur von Nischni-Nowgorod, ein russischer General, in seinem Palais am Platze, umgeben von einer Abtheilung Militär, mehreren hundert Kosaken und andern Polizeisoldaten. Ein Korps Feuerleute mit Spritzen und Apparaten steht stets gerüstet, um etwaige Brände zu löschen. Es sind gut geübte, kräftige Menschen in engem weißen Kleide mit glänzenden gelben Helmen, welche, wie ich bei großen Bränden in Perm und Moskau gesehen habe, einem über das ganze Reich vertheilten Korps muthiger und tüchtiger Menschen angehören. Am Handelsplatze ist während der Messe ein Postbureau; Malleposten gehen täglich nach dem Westen, Briefposten

Digitized by Google

mehrmals nach allen Richtungen. Mehrere Aerzte, Chirurgen und Apotheker haben während der Messe ihre Wohnung in der Handelsstadt aufgeschlagen; an öffentlichen Bädern ist Ueberfluß.

Aber bei dem Zusammenfluß so vieler Menschen, welche theilweise im Freien übernachten, kaum gekochte Speisen bekommen und nur das durch alle möglichen Abfälle verunreinigte Flußwasser genießen; bei der oft unmäßigen Lebensweise so vieler dieser Halbwilden müssen schließlich epidemische Krankheiten ausbrechen, und fast jede Messe endigt mit Cholera oder Ruhr. So auch die im Jahre 1860. Mehrere tausend Menschen aus allen Ständen erlagen dieser asiatischen Seuche. Natürlich beginnt alsdann die allgemeine Flucht, denn die eigentlichen Meßgeschäfte sind schon längst beendigt. Nun wird der Abbruch der Häuser und Buden jenseits der Kanäle vorgenommen und dem im nächsten Herbste oder Frühjahr aus seinen Ufern tretenden Strome die Wegfegung des zurückgelassenen Unrathes überlassen. Spät im Herbst, als schon Schnee zu fallen begann, sah ich auf der Rückreise die Stadt nochmals; öde und leer war dieselbe, im Sande und Schlamme der Straßen versank mein Wagen bis an die Axen und es kostete Mühe, das Ende derselben, wo die große Landstraße beginnt, zu erreichen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Jahrmarkt zu Nischni-Nowgorod nach Vollendung der Moskau-Nischnier Eisenbahn sehr an Bedeutung verlieren. Die alte Stadt wird ein Mittelpunkt des beständigen Handels werden, Agenten und Reisende der in ihr sich ansässig machenden Großhandlungshäuser werden den Südosten und Westen besuchen und den Waarenaustausch zu jeder Jahreszeit vermitteln. Vielleicht wird dann Perm oder Irbit oder Orenburg oder eine andere östliche Stadt des Reiches an die Stelle von Nischni-Nowgorod treten, aber an keinem Punkte wird die Messe den Umfang erlangen, welchen sie ehemals an dieser Stelle hatte, denn seit Einführung der Dampfboote auf der Wolga, seit etwa 6 bis 8 Jahren hat Nischni-Nowgorod schon viel als Meßplatz verloren, dagegen als ein Punkt des festen Handels und der Spedition ungemein gewonnen. Auch hier ändert die Dampfmaschine und der durch sie erleichterte Verkehr die Sitten und die Weise der Völker.

Russische Bauernwohnung zwischen Moskau und Wladimir.

Digitized by Google

Sagopalmen.

Die
Expedition der Novara und die merkantilen Ergebnisse derselben.

III.

Im weitern Verfolg richtete die Novara-Expedition ein Hauptaugenmerk auf die Gruppe der Nikobaren, die in jeder Beziehung einer genauern Durchforschung unterzogen wurden.

Sind auch die Handelsverbindungen, welche mit dem Nikobaren-Archipel unterhalten werden, bis jetzt nur höchst untergeordneter Art, so ist doch nicht zu verkennen, daß sie einer größern Ausdehnung fähig sind. Als Hauptausfuhrartikel werden Kokosnüsse bezeichnet, von denen viele Millionen in den Handel gebracht werden können. Dieselben sind hier sechs Mal so billig wie an den Küsten Bengalens und an der Malakkastraße, und es vermehrt sich daher auch der Besuch englischer und malayischer Schiffe, namentlich aus Pulo Pinang. Der Handel geschieht mittelst Tausch, nicht durch Baarzahlung, und zwar tauscht man z. B. gegen eine Art Hirschfängerklinge (cutlass) im Werthe von ungefähr $1^1/_2$ Dollars 300 Paar reife Kokosnüsse, eine kleine Messerklinge bezahlt man mit 100, sechs Tischmesserklingen mit 300, ein amerikanisches Messer mit 50, eine Hacke mit 300, eine Muskete mit 500, eine Doppelflinte mit 2500, einen Löffel mit 150, einen dreißig Schuh langen Silberdraht mit 2500, ein Faß Rum mit 2500, eine Flasche Arak mit 10, drei Stangen (sticks) Tabak mit 100, ein Fläschchen Kastoröl mit 50, eine Cabin-Lampe mit 500, einen Sack Reis mit 300, ein Stück blauen Kalliko (circa 6—8 Ellen) mit 100, ein Halstuch mit 100 Paar reifen Kokosnüssen. Außer Kokosnüssen liefert der Archipel unbedeutende Quantitäten von Trepang, eßbaren Vogelnestern, Schildpatt, Ambra u. s. w.

Die Expedition hatte bei den Nikobaren vorzüglich die Frage zu erörtern, ob sich dieselben zur Anlage einer Kolonie eignen würden, und ist zu dem Resultat gekommen, daß sie durch ihre geographische Lage auf dem größten Handelswege der Welt u. s. w. für eine kommerzielle und merkantile Macht Anziehungspunkte genug böten, um sich um ihren Besitz zu bewerben. Es erhob sich diese Frage für die Novara gleichsam von selbst, indem sich an die Nikobaren für die österreichische Marine eine Erinnerung historischen In-

teresses knüpfte. War ja schon ein Mal, am 1. April 1778, ein kaiserlich österreichisches Schiff daselbst gelandet, um Pflanzorte und Handelsplätze anzulegen. Der Versuch, den vaterländischen Handel mit Indien u. s. w. durch Gründung von Kolonien zu beleben, war damals fehlgeschlagen.

Ueber die so merkwürdige Expedition ist bisher wenig oder gar nichts bekannt geworden; um so dankenswerther sind die in dem Reisebericht niedergelegten Notizen, da sie einen für die Entwickelungsgeschichte des deutschen Handels sehr interessanten Gegenstand behandeln. Wir theilen dieselben hier aus diesem Grunde ganz vollständig mit.

„Ein Holländer, Namens Wilhelm Bolts," erzählt der Bericht, „früher in den Diensten der britisch-ostindischen Kompagnie, machte im Jahre 1774 dem damaligen Gesandten der großen Kaiserin in London, dem Grafen Belgiojoso, Vorschläge zu einer direkten Handelsverbindung der Niederlande und Triests mit Persien, Ostindien, China und Afrika, um die österreichischen Häfen ohne die kostspielige Vermittelung anderer Länder mit den wichtigen Produkten Indiens und China's zu versehen. Diese Vorschläge, zur Kenntniß des Hof- und Staatskanzler Fürsten Kaunitz in Wien gebracht, fanden bei demselben eine so wohlwollende Aufnahme, daß Bolts die Einladung erhielt, an das kaiserliche Hoflager zu kommen, um daselbst seine Pläne persönlich ausführlicher zu entwickeln. Bolts traf im April 1775 in Wien ein und erhielt kurze Zeit darauf von der Kaiserin zur leichtern Ausführung seiner großartigen Projekte umfassende Privilegien zugestanden. Die kaiserliche Verwaltung in Triest wurde mit der Armirung seiner Schiffe beauftragt, der Hofkriegsrath mußte die nöthige Anzahl Soldaten und Unteroffiziere zur Verfügung stellen, und in einem besonderen Dokumente wurde Bolts förmlich ermächtigt, im Namen der Kaiserin und Königin sowie in jenem ihrer Nachfolger auf dem Throne von allen den Ländereien Besitz zu ergreifen, die er von indischen Fürsten zu Gunsten jener Unterthanen der Kaiserin, welche mit Indien in Handelsverkehr zu treten beabsichtigten, überlassen erhalten sollte. Es war der Wunsch der Regierung, daß die erste Expedition von Triest ausgehen möchte; allein Bolts wendete dagegen ein, daß sein Schiff einen Theil der Ladung in London einnehmen müsse, erklärte sich jedoch bereit, Anstrengungen machen zu wollen, um in Triest ein Handelshaus zu gründen und dafür zu sorgen, daß jedenfalls das zweite Schiff des Unternehmens sowie alle künftigen Expeditionen direkt von Triest absegelten. Bolts verfügte sich hierauf mit seinen vortheilhaften Privilegien zuerst nach Amsterdam, sodann nach London, ohne jedoch in Bezug auf die beabsichtigte Gründung einer Handelsgesellschaft in dem einen Orte glücklicher zu sein als in dem anderen. Erst in den Niederlanden, in Antwerpen gelang es ihm, einen gewissen Baron von Proli und zwei Kaufleute, Namens Borrekens und Nägeles, für sein Projekt zu interessiren und mit diesen Männern am 20. September 1775 einen Gesellschaftsvertrag zu schließen. Man kam überein, zur Ausrüstung zweier Handelsschiffe nach Ostindien und China einen Fond von 900,000 Gulden zu bilden und auf gemeinschaftliche Kosten ein Handelscomptoir in Triest zu etabliren. Welche große Erwartungen die österreichische Regierung an dieses Unternehmen knüpfte, geht daraus hervor, daß die Kaiserin nach den Stipulationen des Privilegiums vom 5. Juni 1775 aus den Vorräthen des Staates Gegenstände im Werthe von 360,000 Gulden der Gesellschaft zu liefern befahl. Im Besitze von 25,000 Pfund Sterling, welche Bolts von seinen Gesellschaftern erhielt, verfügte sich derselbe nach London, kaufte daselbst ein Schiff, das er „Joseph und Theresia" nannte, versah es mit einem Theil der Ladung und segelte hierauf am 14. März 1776 nach Livorno. Hier sollten jene Artikel eingenommen werden, welche die Regierung zu liefern versprach, und die in Kupfer, Eisen, Stahl und Waffen bestanden. Noch ehe Bolts den Hafen verließ, um nach Indien zu segeln, wurde derselbe von der Kaiserin mit dem Range eines Oberstlieutenants in ihren Diensten bekleidet und ihm zur bessern Erreichung seiner Zwecke von der Staatskanzlei mehrere umfassende Vollmachten und ein Paß für die Berberei, ein sogenannter Scontrino übersendet. Zugleich versah die Kaiserin den kühnen Unternehmer mit von ihrer eigenen Hand unterschriebenen Empfehlungsbriefen an den Kaiser von China, den „König" von Persien und die indischen

Digitized by Google

Fürsten, deren Staaten er besuchen dürfte. Baron von Proli, einer der Hauptbetheiligten, verfügte sich zuerst nach Wien, dann nach Livorno und traf mit Bolts das Uebereinkommen, in den Jahren 1777, 1778 und 1779 jedes Jahr ein Schiff nach Indien zu expediren, deren Ladung mindestens einen Werth von 30,000 Pfund Sterling erreichen sollte, während Bolts seiner Seits sich verpflichtete, drei und ein halbes Jahr vom Tage seiner Ankunft daselbst in Indien zu verbleiben, um Faktoreien zu gründen und den Verkauf der gesandten Waaren auf die vortheilhafteste Weise zu besorgen. Die Kaiserin Maria Theresia, um Proli für die bereits geleisteten Dienste sowohl, wie für jene zu belohnen, welche derselbe durch die Errichtung von Handelscomptoirs in Triest und Brügge zur Belebung des überseeischen Handels in den österreichischen und belgischen Provinzen noch zu erweisen sich bestrebte, erhob denselben in den Grafenstand. Das Schiff „Joseph und Theresia", nach der Ostküste Afrika's, sowie nach der Küste von Malabar, Koromandel und Bengalen bestimmt, segelte im September 1776 mit 155 Mann von Livorno ab. Ungünstige Winde zwangen Bolts, die brasilianische Küste zu berühren, um frische Lebensmittel einzunehmen. Hierauf setzte er die Fahrt nach Delagoa, an der Ostküste Afrika's, gegenüber der Insel Madagaskar, fort, und hatte das Unglück, am 30. März 1777 daselbst zu stranden und einen Theil seiner Ladung einzubüßen. Bolts benutzte gleichwohl seinen Aufenthalt an dieser Küste, um von zwei afrikanischen Königen, Namens Mohar Kapell und Chibauraan Matola, an beiden Seiten des Flusses Mafoümo Grundstücke anzukaufen und mit einem Kostenaufwande von 126,267 Gulden (einschließlich der Ankaufskosten der benöthigten Fahrzeuge) eine Faktorei zu gründen, zu deren Vertheidigung sogar zwei kleine Forts errichtet wurden, die Bolts mit Kanonen versah, und denen er die Namen seiner beiden erlauchten Beschützer Joseph und Theresia beilegte. Nach einem längeren Aufenthalte an der Küste von Malabar, wo Bolts vom Nabob Hyder Ali Khan in der Nähe von Mangalore, Carwar und Balliapatam, dem Mittelpunkte des Pfefferhandels, gleichfalls eine Anzahl Grundstücke kaufte und mit einer Summe von 28,074 Gulden eine Faktorei errichtete, segelte der unternehmende Mann nach der Koromandelküste und dem Meerbusen von Bengalen, und besuchte zu Anfang des Jahres 1778 die nikobarischen Inseln, um daselbst ebenfalls eine Faktorei anzulegen. Leider finden sich über diesen Versuch nirgends nähere Angaben, und das einzig vorhandene Dokument von Bolts' Hand, welches darüber einigen Aufschluß giebt, ist ein Ausweis der durch die Errichtung einer Faktorei auf den Nikobaren verursachten Kosten, welche sich nebst dem Ankauf einer Goelette und einer Schnaue oder zweimastigen Fahrzeuges für den Küstenverkehr zwischen Madras, Pegu und der Inselgruppe auf 47,659 Gulden 48 Kreuzer beliefen. Zu Ende des Jahres 1780 kehrte Bolts nach Europa zurück und ankerte im Mai 1781 im Hafen von Livorno. Seine Bemühungen und Spekulationen waren nicht von dem erwarteten Erfolge begleitet gewesen und trotz neuer Zugeständnisse von Seiten der österreichischen Regierung an die Gesellschaft, welche anfänglich dem Unternehmen eine günstigere Wendung zu geben versprachen, zogen doch die inzwischen eingetretenen politischen Verhältnisse und namentlich der plötzliche, völlig unerwartete Friedensschluß zwischen Frankreich, England und Holland bald darauf den gänzlichen Ruin der Handelsgesellschaft nach sich, so daß dieselbe im Jahre 1785 ihre Zahlungen einstellen mußte. Bolts starb in großer Armuth in Paris im April 1808, und Michaud widmete dem mehr kühn unternehmenden als scharfsichtig besonnenen Manne einen Artikel in seiner Biographie universelle". —

Die Novara berührte hierauf die Stadt Singapore. Ist auch über diese Kolonie, eine der drei sogenannten Strait settlements (Malakka, Pulo Pinang, Wellesley), in neuerer Zeit, zumal in Folge der preußischen Expedition nach Ostasien, in allen Zeitungen viel Interessantes geschrieben worden, so verdienen doch die in dem Bericht über die Novara-Expedition mitgetheilten Data unsere Beachtung in erhöhtem Grade. Namentlich zieht eine kurze historische Skizze über den Ursprung und das fast einzig dastehende Wachsthum der Stadt Singapore, der sich in dem Reisebericht findet, mit Recht die Aufmerksamkeit der merkantilen Welt auf sich.

„Bis zum Jahre 1819," heißt es darin, „war Singapora eine öde Waldwüste und die einzige Ansiedelung auf derselben bestand aus ein paar armseligen malayischen

Digitized by Google

Fischerhütten, der Schlupfwinkel von Piraten, welche zu jener Zeit die Schifffahrt in diesen Gewässern so gefährlich machten. Da wurde nach der Zurückgabe der holländischen Kolonien im indischen Archipel, welche bekanntlich während des ganzen europäischen Kontinentalkrieges bis zum Jahre 1814 im Besitze Englands geblieben waren, der frühere britische Gouverneur von Java, Sir Stamford Raffles, damit beauftragt, den geeignetsten Punkt in den malayischen Gewässern zur Gründung eines freien Emporiums namhaft zu machen, wo sich der allgemeine Verkehr aller handeltreibenden Völker concentriren und entwickeln könnte. England verband damit die Absicht, die seinen Interessen feindlichen Holländer in diesen Gewässern keinen festen Fuß fassen zu lassen, ein Depot zur Ansammlung für die zum Austausch gegen Thee und Seide in China so wichtigen Produkte des Archipels zu gewinnen, und endlich einen geeigneten Hafen zur Aufnahme und Ausbesserung seiner Kriegsschiffe und Kauffahrer zu besitzen, welcher, in der Nähe von Teakholz liefernden Ländern gelegen, zugleich den Vortheil bieten sollte, seine Kriegsschiffe zu einer Zeit mit Baumaterial zu versorgen, wo an Eichenholz in England bereits Mangel eintrat. Nachdem anfänglich die Aufmerksamkeit Sir Stamford's auf verschiedene andere Lokalitäten gerichtet war, fiel endlich seine Wahl auf Singapore, und bereits am 6. Februar 1819 wehte die englische Flagge von der einsamen Insel, weithin der seefahrenden Welt den Beginn einer neuen Aera verkündend! Indeß kam erst im Jahre 1824 der Konzessionsvertrag zu Stande, wonach Holland seine Ansprüche an England abtrat und Singapore, bisher das Besitzthum des Sultans von Djehore, gegen eine Summe von 60,000 spanischen Dollars und eine jährliche Leibrente von 24,000 Dollars völlig in den Besitz Englands überging. Die Sklaven auf der Insel erhielten die Freiheit, alle Monopole wurden abgeschafft, und Singapore zum Freihafen erklärt. Vor der Ankunft der Europäer in Indien um das Kap der guten Hoffnung, zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, lag der Handel dieser Länder ausschließlich in den Händen von Arabern und Hindus, welche als Vermittler dienten zwischen dem weiten Osten und Europa. Jede Insel im Archipel hatte im Verhältniß zum Reichthume ihrer Produkte und der Ausdehnung des fremden Verkehres einen oder mehrere Seehäfen, in welchen die Bodenerzeugnisse der sie umgebenden Distrikte und Inseln aufgehäuft wurden, bis der Monsun die Ankunft der Kaufleute aus dem Westen gestattete. In der günstigen Jahreszeit liefen nur Araber und Indier mit ihren Schiffen in diese Häfen ein und brachten indische und andere Artikel und Waaren mit, welche sie gegen Gold, Gummi, Gewürze, Schildplatt, Harze, Juwelen und sonstige Produkte vertauschten. Acheen im Norden von Sumatra, Bantam auf Java, Goa auf Celebes, Bruni auf Borneo und Malakka auf der malayischen Halbinsel waren die ansehnlichsten dieser Waarendepots und Handelspunkte. Gegenwärtig ist die Bedeutung aller dieser Häfen nur mehr eine historische, während Singapore durch seine außerordentlich günstige geographische Lage und den liberalen Geist seiner politischen Institutionen einen Aufschwung genommen hat, welcher völlig beispiellos dasteht in der Geschichte des Welthandels. Von einem wüsten, dem Verkehr feindlichen Versteck beutegieriger Seeräuber hat sich die Insel in ein blühendes Emporium verwandelt; an 1000 fremde Schiffe und über 3000 malayische Prahus und chinesische Dschunken laufen jährlich mit Waaren und Produkten aller Art beladen ein und aus, und 110 Millionen österreichische Gulden beträgt der Gesammtwerth der jährlich daselbst getauschten Güter! Das hat eine klug berechnete freisinnige Handelspolitik aus einem öden, ungesunden malayischen Piratennest zu Stande gebracht! Wenn noch ein Zweifel über die glänzenden Resultate eines möglichst freien und ungehinderten Verkehres zwischen handeltreibenden Nationen bestehen könnte, so müßte er durch das Schauspiel gehoben werden, welches sich dem Auge des erstaunten Besuchers im Hafen von Singapore, dem Alexandrien des neunzehnten Jahrhunderts, darbietet."—

Recht instruktiv sind auch die Notizen des Reiseberichts über verschiedene Fabrikations- und Handelszweige Singapores. In erster Reihe stehen die berühmten Sagofabriken und die Opium-Fabrik der Stadt. Wir erwähnen hier nur die Sago-Fabriken spezieller, da wir später bei China Gelegenheit finden werden, auf das Opium genauer einzugehen.

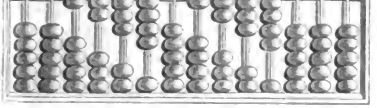
Digitized by Google

Singapore.
(Original-Holzschnitt aus dem Werke: „Die Reise der Novara".)

Digitized by Google

Fast der ganze Perlsago, der im Handel vorkommt, wird in Singapore bereitet, wohin das Rohprodukt von der Nordwestküste der Insel Borneo und der Nordostküste Sumatra's gebracht wird. „Man gewinnt ihn", sagt der Bericht, „aus dem Marke mehrerer Palmenarten, namentlich aber aus dem Sagus Rumphii und Sagus laevis, welche eine ziemlich beschränkte Verbreitungssphäre haben. Der Stamm der Sagopalme, wenn umgehauen, ist ein Cylinder von ungefähr 20 Zoll im Durchmesser und 15 bis 20 Fuß Länge, der, von der holzigen Faser getrennt, beiläufig 700 Pfund Stärkemehl enthält. Man mag sich eine Vorstellung von dem außerordentlichen Reichthume des Ertrags machen, wenn wir beifügen, daß drei Sagopalmen eben so viel Nahrungsstoff liefern, wie eine mit Weizen bebaute Acre Landes. Der Sago wird in den Fabriken gewaschen, geröstet und in sogenannten Perlsago verwandelt. Die Quantität des auf diese Weise in Singapore bereiteten Palmenmarkes beträgt 100,000 Centner."

Einen bedeutenden Handelszweig bildet in Singapore auch der Schiffsproviant, es beschäftigen sich damit mehrere großartige sogenannte „ship-chandler Etablissements". Ungeheure Vorräthe an Lebensmitteln und Schiffsbedürfnissen sind in diesen Magazinen aufgehäuft. Einen Begriff davon bekommt man durch das in dem Reiseberichte mitgetheilte Faktum, daß der Ship-chandler Wampoa, ein Chinese, binnen zwei Tagen die Fregatte Novara für die Dauer von sechs Monaten vollständig mit Lebensmitteln bester Qualität versehen und ihr außerdem noch 100 Tonnen Trinkwasser liefern konnte.



Chinesisches Rechnenbret.

Bei Gelegenheit des Besuchs des letztgenannten Etablissements fanden die Mitglieder der Expedition auch Veranlassung sich mit der Einrichtung des chinesischen Rechnenbrets, durch welches daselbst alle Additionen und Subtraktionen ausgeführt wurden, bekannt zu machen. Der Bericht beschreibt dasselbe und wir theilen die Beschreibung wegen ihres allgemeinen Interesses hier mit.

„Das chinesische Rechnenbret besteht aus einem länglichen Rahmen, der Länge nach durch eine Scheidewand in zwei ungleiche Abtheilungen zerlegt, in deren größerer auf metallenen Querstäben je fünf, in der kleineren je zwei Kugeln aufgereiht hängen. Jeder Stab bildet mit den auf ihn gereihten sieben Kugeln eine einzige Reihe, und in jeder Reihe ist eine Kugel der kleinern Abtheilung an Zahlenwerth den fünf ihr entsprechenden Kugeln der größeren Abtheilung gleich, während überhaupt, ganz so wie auf dem russischen Rechnenbrete, jede Reihe einen zehnmal größeren oder geringeren Werth vorstellt, als die beiden ihr zunächst stehenden. Die Anzahl der Stäbe ist auf dem chinesischen Rechnenbrete nicht immer die nämliche, sondern richtet sich nach dem Umfange der auf demselben vorzunehmenden Berechnungen. Wenn nun der Chinese eine Rechnung auf seinem Rechnenbrete ausführen will, so legt er es quer vor sich, indem er die größere Abtheilung gegen sich kehrt, stößt die Kugeln beider Abtheilungen an die Ränder des Rahmens und schiebt sie darauf, je nachdem der Gang der Rechnung es fordert, in die Mitte gegen die Scheidewand, oder zieht sie wieder zurück. Jenes heißt: „auf das Rechnenbret legen", dieses „vom Rechnenbret werfen". Demnach muß man also, um 1, 2, 3 und 4 zu „legen", die entsprechende Anzahl Kugeln in der größern Abtheilung von sich schieben; um 5 auszudrücken, eine Kugel der kleineren Abtheilung an sich ziehen; und da 6, 7, 8 und 9 aus der Verbindung von 5 mit 1, 2, 3 und 4 entstehen, sobald man sie legen will, zu einer Kugel der kleineren Abtheilung die entsprechende Kugelzahl der größeren Abtheilung heranrücken. Die Zehner werden durch die Kugeln des nächstfolgenden Stabes zur Linken vorgestellt; nach ihnen die Hunderter u. s. w."

(Fortsetzung im nächsten Hefte.)

Digitized by Google

Bank- und Börsenwesen.

Der Prozeß Nulandt.

Ein Beitrag zur Geschichte des Bank- und Kreditwesens der Gegenwart.

Von Julius Engelmann.

II.

Dem in unserm ersten Artikel gegebenen kurzen Abriß der Geschichte der Dessauer Landesbank lassen wir heute eine Darstellung des Prozesses gegen den Gründer und langjährigen Leiter derselben folgen. — Die Veranlassung zu diesem Prozeß gab weder die allgemeine Lage des Instituts, noch eine der unzähligen Statutenüberschreitungen, welche wir an der Hand des Berichtes der Revisions-Kommission nachgewiesen haben; denn die Verantwortlichkeit dafür hätte nicht die Direktion allein, sondern auch, und zwar in erster Linie, den Verwaltungsrath getroffen, welchem vor allem die Verpflichtung oblag, darüber zu wachen, daß die Geschäftsführung der Bank den Statuten entsprechend sei. Die Anklage bezog sich auf ein Uebereinkommen, welches Fr. Nulandt nebst einem andern Direktor der Dessauer Landesbank, ohne Vorwissen des Verwaltungsrathes, mit zwei Kommanditen der Anstalt getroffen hatte, wonach ihnen ein Theil des Reingewinns jener Kommanditen zufloß. Nach dem Anklageakt war das Sachverhältniß folgendes:

Im Jahre 1848 faßte der Verwaltungsrath der Anhalt-Dessauischen Landesbank den Beschluß, in Magdeburg eine Kommandite zu errichten, und schloß zu diesem Behufe mit den Herren Dingel & Bandelow in Magdeburg folgenden Vertrag. Die genannten Herren etablirten ein Bankgeschäft, wozu die Dessauische Landesbank den Fonds mit 150,000 Thlr. hergab. Später wurde der Einschuß der Bank auf 400,000 Thlr. erhöht. Die Inhaber der Kommandite hatten den Fonds mit 4 % zu verzinsen und erhielten jeder 1000 Thlr. Gehalt, fungirten also gewissermaßen als Beamte der Bank. Von dem Reingewinn des Geschäfts wurden außerdem jedem 20 % bewilligt. Die verbleibenden 60 % bezog die Bank. Neben diesem von der Direktion und Verwaltung der Bank mit den Herren Dingel & Bandelow geschlossenen Vertrage bestand jedoch noch ein besonderes Uebereinkommen zwischen den Direktoren Fr. Nulandt und Lieberoth einerseits und den Kommanditären andererseits. Nach der Anklage war dieses von dem jetzt verstorbenen Bankdirektor Eichel in Magdeburg vermittelt worden. Derselbe habe nämlich von den Herren Dingel & Bandelow vor dem Abschluß des offiziellen Vertrags verlangt, daß sie die Hälfte der ihnen darin zugesprochenen 20 % des Reingewinnes den Direktoren Nulandt und Lieberoth zukommen lassen müßten. Die genannten Herren waren darauf eingegangen, erhielten also von dem der Bank übermachten jährlichen Reingewinn nicht 20 %,

Digitized by Google

sondern nur 10 %. Die von den Direktoren Nulandt und Lieberoth auf diese Weise privatim bezogenen Prozente beliefen sich im Jahre 1850 auf 9600 Thlr., 1851 auf 12,000 Thlr., 1853 auf 8000 Thlr., 1854 auf 7200 Thlr., 1855 auf 8000 Thlr., 1856 auf 9500 Thlr., 1857 auf 8000 Thlr., 1858 auf 7000 Thlr., 1859 auf 6000 Thlr. und 1860 auf 8000 Thlr.

Dem Verwaltungsrath war von diesem Uebereinkommen amtlich nichts bekannt. Demselben wurde erst im Jahre 1858 in einem Promemoria des Regierungs-Kommissars von Morgenstern Mittheilung davon gemacht. Auch die anderen Bankdirektoren erhielten erst zu dieser Zeit durch den Kommissar Kenntniß davon.

Nach der Darstellung des Angeklagten in der Voruntersuchung wollte er in den ihm und seinem Kollegen zugeflossenen Beträgen nur ein „anständiges Geschenk" gesehen haben, welches die Herren Dingel & Bandelow ihnen freiwillig gemacht hätten, weil sie es nicht für passend gefunden, besser gestellt zu sein, als die Direktoren. Die Anklage bestritt dieses. Das Zugeständniß der Magdeburger Kommanditäre sei nur auf Verlangen Eichel's erfolgt, der, weil nicht selbst dabei interessirt, dieses nur auf Veranlassen Nulandt's und seines Kollegen gethan haben könne. In dieser Aneignung von 10 % des Reingewinns der Kommandite, welche eigentlich der Bank gehört hätten, da diese nur zu dem Irrthum verleitet worden sei, die Kommanditäre nähmen 20 % in Anspruch, liege aber eine Veruntreuung und ein Betrug, dessen Höhe sich bis zur Zeit des Austritts beider Direktoren aus ihrem Amte auf mindestens 63,400 Thlr. belaufe.

Der zweite Fall ist ähnlicher Art. Die Anhalt-Dessauische Landesbank errichtete auch in Berlin eine Kommandite und schloß dort mit dem Bankier Bendix einen Gesellschaftsvertrag. Die Bank schoß 100,000 Thlr. in das Geschäft von Bendix ein, und behielt sich dafür $^1/_4$ des Reingewinns vor, Bendix sollte $^3/_4$ des Gewinns erhalten. Nach der Anklage legte aber Fr. Nulandt Herrn Bendix zwei Kontrakte zur Unterschrift vor: einen von der Bank und dem Verwaltungsraths-Vorsitzenden Ackermann unterzeichneten, und einen andern, nur von Nulandt und Lieberoth gezeichneten. In dem letzteren war bestimmt, daß Bendix nicht $^3/_4$, sondern nur die Hälfte des Reingewinns erhalten sollte. Das letzte Viertel sollte an Nulandt und Liebereth fallen, wogegen sie sich verbindlich machten, bei etwaigen Verlusten die Hälfte seines Theils, also $^3/_8$ tragen zu wollen. Der Inhaber der Berliner Kommandite unterzeichnete beide Kontrakte und bezog auch stets nur 50 % des Reingewinns, während Nulandt und Lieberoth 25 % erhielten. Die Anklage nimmt als geringsten Betrag dessen, was Nulandt aus diesem Geschäft erhielt, 17,000 Thlr. an; nämlich 1853: 3313 Thlr.; 1854: 2539 Thlr.; 1855: 4270 Thlr. und 1856: 8655 Thlr. Auch dieses Uebereinkommen hat Eichel vermittelt, und es ist, wie jenes mit Dingel & Bandelow, erst 1858 zur Kenntniß der Bank gekommen. Nachdem der Verwaltungsrath Kunde davon erhalten hatte, unterhandelten zwei Bankdirektoren mit dem unterdeß ausgetretenen Herrn Lieberoth, welcher mit einem von der Bank dargeliehenen Kapitale in Leipzig ein Geschäft erworben hatte. Derselbe erbot sich, seinen mit der Bank abgeschlossenen Kontrakt in einer für diese günstiger als bisher lautenden Weise abzuändern, wogegen die Bank ihre Ansprüche an Nulandt und ihn wegen der genossenen Privatvortheile aufgeben sollte. Die Anklage erkennt in dieser Abänderung des Lieberoth'schen Vertrags höchstens einen Milderungsgrund für Lieberoth. Auf

Digitized by Google

Rulandt dagegen bleibe die volle Verantwortlichkeit für die geheimen Bezüge von Dingel & Bandelow sowie von Bendix im Betrag von 83,258 Thlr. haften.

Bei der Vernehmung des Angeklagten bezüglich des Verhältnisses zur Magdeburger Kommandite wiederholte derselbe, daß er das Geld, welches er durch Lieberoth oder Eichel bekam, als ein Geschenk betrachtet habe. Eichel sei von selbst zu ihm gekommen und habe ihm gesagt, Dingel & Bandelow wollten ihm jährlich ein anständiges Geschenk machen. Als ein Recht habe er dasselbe nicht in Anspruch genommen. Auf eine Frage des Präsidenten, ob er sich für dieses fürstliche Geschenk nie bedankt habe, erklärte er: Nein! Gedankt habe er ihnen nicht dafür.

Zeuge Dingel sagte aus, daß ihm und seinem Associé durch Eichel zu verstehen gegeben worden sei, es wäre „in der Billigkeit", wenn sie sich den Direktoren gleichstellten, und sie hätten geglaubt es nicht abschlagen zu können. Die Bezeichnung „freiwilliges jährliches Geschenk" ließ er nicht gelten. Seine Tantième habe er immer durch Eichel baar bekommen und zwar stets nach Abzug des auf Rulandt und Lieberoth fallenden Theils. Von einem Danke derselben weiß er nichts. Sein Associé Bandelow war nicht erschienen. Doch wurde eine beeidigte Aussage desselben verlesen, worin das Wort „Bedingung" gelegentlich der Erhöhung des Einschusses der Bank auf 400,000 Thlr. gebraucht ist.

Ueber das zweite Verhältniß zu der Kommandite in Berlin sprach sich der Angeklagte folgendermaßen aus: Die Unterhandlungen mit Herrn Bendix seien im März 1852 so weit gewesen, daß derselbe zum Abschluß nach Dessau kam. Er machte jedoch Schwierigkeiten gegen die ihm angesonnene Uebernahme der Geschäftsverbindungen der Bank in Berlin, da dieselben „oberfaul" gewesen seien, und wollte deshalb zurücktreten. Aus diesem Grunde hätte man auf Abhülfe denken müssen und er habe den Abschluß dadurch möglich gemacht, daß Herrn Bendix bei der Hälfte Nutzen nur $^3/_8$ der etwaigen Verluste zugemuthet worden wären. Durch diesen Vertrag seien der Bank $^5/_8$ der Verluste abgenommen worden, die sich möglicher Weise auf Hunderttausende belaufen konnten. Auch sei in der That von den sämmtlichen Verbindungen, welche die Bank auf diese Weise los geworden wäre, nicht eine einzige stehen geblieben. Es sei also kein eigennütziger Vertrag gewesen, sondern eher das Gegentheil; dem Verwaltungsrath hätten Lieberoth und er deshalb nichts von diesem Separatabkommen gesagt, weil die Verwaltung sonst auch erfahren hätte, welche Verluste der Bank durch die Berliner Verbindungen drohten. Dadurch hätten sie sich aber selbst diskreditirt und deshalb lieber die Chance des Verlustes getragen. Der Angeklagte behauptet, daß auch Eichel dabei betheiligt gewesen sei, obgleich weder in dem Vertrage mit Bendix dessen Name erwähnt ist, noch auch Bendix selbst etwas davon weiß.

Im Jahre 1857 hatten Rulandt und Lieberoth jeder 800 Thlr. zu den Verlusten beizutragen, die übrigens der Erstere, wie er selbst angiebt, noch schuldet, da ein von ihm über diesen Betrag eingesandter Wechsel nicht honorirt wurde.

Zeuge Bendix erklärte hierauf, daß er nicht von dem ganzen Vertrage habe zurücktreten wollen, sondern nur von den lästigen und gefährlichen Discontirungen. Die beiden Kontrakte habe er unbefangen unterschrieben, da ihm damals noch die Erfahrungen gefehlt hätten, die in den letzten zehn Jahren bei der Gründung von Banken u. dergl. gemacht worden wären. Uebrigens habe er geglaubt, daß der Verwaltungsrath auch zu dem zweiten Vertrag seine Zustimmung gegeben habe. Einen

Digitized by Google

Wunsch, daß die Direktoren sich persönlich ihm gegenüber zur Uebernahme eines Theils der Verluste verpflichten sollten, habe er nicht ausgesprochen. Die Vortheile für die Bank seien immerhin erheblich gewesen. — Ein zweiter als Sachverständiger gehörter Zeuge aus Berlin stimmt der Erklärung von Bendix bei, daß die von Letzterm übernommenen Wechsel fast alle schlecht waren und große Verluste hätten bringen können, wenn nicht Bendix sich rechtzeitig von diesen Kunden losgemacht hätte. Die weiteren Zeugenaussagen bestätigten zum Theil die obigen Punkte. Von Interesse ist nur noch die des Kassirers der Landesbank, welcher erklärte, daß im Februar oder März jeden Jahres, meist von Lieberoth veranlaßt, ein Packet von 20,000 — 40,000 Thlr. und mehr in Banknoten postfähig ins Comptoir gegeben worden und von dort weiter gegangen sei. Er habe wohl geahnt, daß dies der Antheil von Dingel & Bandelow am Reingewinn des letzten Jahres gewesen sei, und sich dabei gedacht, man wolle ihn nicht in die Karten sehen lassen ꝛc. Nach dem Schluß der Zeugenvernehmung ergriff der Staatsanwalt das Wort. Er erklärte für unglaublich, daß die Zahlungen der Herren Dingel & Bandelow ein Geschenk gewesen wären; ebenso daß Eichel aus eigenem Antriebe diese Bedingung zu Gunsten Nulandt's und Lieberoth's gestellt habe. Derselbe habe zudem diese Abtretung geradezu vorgeschrieben und die Kommanditäre hätten sich nicht weigern können. Hätte die Bankverwaltung gewußt, daß sich Dingel & Bandelow mit einem Zehntel des Reingewinns begnügen würden, sie hätte ihnen gewiß nicht das Doppelte bewilligt. Da nun aber Nulandt diesen Irrthum, wenn nicht geradezu erregt, doch im eigenen Interesse benutzt habe, so sei darauf die betreffende Bestimmung des Strafgesetzbuchs anwendbar:

„Wer den Irrthum eines Andern rechtswidrig veranlaßt oder benutzt, um ihm einen Vermögensnachtheil zuzufügen, und diesen Zweck erreicht, ist des Betrugs schuldig."

Bezüglich der Berliner Kommandite verdiene die noch dazu erst ganz zuletzt von Nulandt vorgebrachte Entschuldigung, er habe der Gefährlichkeit der Berliner Verbindungen halber, in die er die Bank gebracht, einen Theil des Risiko selbst tragen wollen, nicht mehr Glauben. Jedenfalls hätten Nulandt und Lieberoth mehr den Gewinn im Auge gehabt als den Verlust, sonst würden sie, nachdem die Gefahr vorüber war, dem Verwaltungsrath die Wahrheit gesagt haben. Uebrigens bezeuge schon der Nachtrag zu dem Kontrakt mit Lieberoth das Schuldbewußtsein der Angeklagten. Für ein „Geschenk" brauche man keinen Ersatz zu leisten ꝛc.

Die Vertheidigung betonte zuerst, daß kein direktes Moment wahrzunehmen sei, aus welchem die böse Absicht des Angeklagten gefolgert werden könne. Den einzigen Anhaltepunkt zu solch einer Folgerung könne die Persönlichkeit des Betreffenden gewähren, gerade diese aber spreche entschieden dagegen. Eine allzu große Offenheit und einen gewissen Leichtsinn müsse man Nulandt zur Last legen, aber nie seien Eigenschaften an demselben bemerkbar gewesen, welche einen Betrug indicirten. Seine ganze Vergangenheit sei Zeuge, wie wenig Nulandt am Geld gehangen habe. Mit vollen Händen habe derselbe Gaben an Bedürftige, an öffentliche Anstalten und die Stadtcommunen ausgetheilt, er habe freigebig über bedeutende Summen verfügt; wie sei es denkbar, daß sich derselbe Mann einen für seine früheren Verhältnisse unbedeutenden Gewinn durch Betrug zu verschaffen gesucht habe! Man dürfe den Angeklagten nicht mit dem Maße gewöhnlicher Menschen messen. Auch müsse man sich

Digitized by Google

die Zeit vergegenwärtigen, in welche die Unternehmungen desselben fielen, um ein gerechtes Urtheil über seine Handlungsweise fällen zu können. — Hinsichtlich des Verhältnisses zu Dingel & Bandelow sei erwiesen, daß die Bankverwaltung nicht zu einem Irrthum verleitet worden sei. Sie habe gar nicht daran gedacht, größere Vortheile von der Kommandite zu ziehen, als der Vertrag ihr zuwies, und wenn Dingel & Bandelow einen Theil ihrer Tantième freiwillig abgetreten hätten, so seien nur sie dadurch benachtheiligt worden, nicht aber die Bank. Zudem könne durch nichts erwiesen werden, daß Nulandt dabei mitgewirkt habe; der (verstorbene) Eichel habe die Verantwortlichkeit dafür zu tragen, und wie dieser dazu gekommen sei, lasse sich recht wohl daraus erklären, daß auch er einen Vortheil davon gehabt habe (400 Thlr. jährlich). Das Abtreten der Tantième erscheine immer nur als ein Geschenk, das nicht aus dem Vermögen der Bank floß. Sie habe auf dessen Betrag gar kein Recht gehabt. Ein Betrug aber in Bezug auf Etwas, was ein Anderer noch gar nicht erworben habe, sei undenkbar. — Was das Berliner Geschäft betrifft, so sei eher Bendix der Getäuschte gewesen als die Bank. Das Abkommen zwischen den beiden Direktoren und ihm sei nur nutzenbringend für die Bank gewesen, da der Vertrag ohne das von Nulandt und Lieberoth übernommene Risiko gar nicht zu Stande gekommen sein würde. Habe sich dabei statt eines anfangs wahrscheinlichen Verlustes später ein unvorhergesehener Gewinn ergeben, so könne Niemand verlangen, daß die Genannten diesen Gewinn der Bank überweisen sollten. Das Aeußerste, was sich sagen ließe, sei, daß Nulandt selbst Geschäfte gemacht habe, die er für die Bank hätte machen sollen; das sei aber kein Verbrechen, sondern nur eine Ordnungswidrigkeit. Zudem habe auch hier der Gewinn Nulandt's nur aus einem Theil der Tantième des Bendix bestanden, folglich sei höchstens dieser betrogen worden, nicht aber die Bank. Aus dem Kontrakt-Nachtrag mit Lieberoth sei noch nicht ein Schuldbewußtsein zu folgern. Die allerdings vorgekommene Ordnungs- und Amtswidrigkeit habe die Verwaltung dazu benutzt, um sich günstigere Bedingungen bei der Betheiligung am Lieberoth'schen Geschäfte zu verschaffen. Damit sei aber jeder Nachtheil der Bank ausgeglichen worden und voller Ersatz geleistet. In keinem Falle lasse sich annehmen, daß Nulandt das Bewußtsein gehabt habe, etwas Strafbares zu begehen.

Nulandt selbst ergriff hierauf das Wort und betheuerte, daß er nie aus Eigennutz gehandelt habe, sonst würde er wohl in den Tagen seines Glückes besser für seine Familie gesorgt haben. Er sei heute stolz darauf sagen zu können: „Ich habe nichts." Nachdem er die Reihe von Gaben aufgezählt, welche er nach verschiedenen Seiten gemacht habe und die sich für Dessau allein auf mehr als eine Viertelmillion belaufen, schloß er mit folgenden Worten: „Solche Handlungen werden mich wenigstens vor dem Gedanken sichern, das ich eines Betrugs gegen das Institut fähig gewesen wäre, das ich mit meinem Herzblut genährt habe. Wie soll man den Charakter und den Geist eines Mannes deuten, der für ein Institut Hunderttausende hingiebt und es dann hinterdrein um Summen brächte, die verhältnißmäßig als klein erscheinen, damit er dann zuletzt als Betrüger hier an dieser Stelle stehe!"

Nach einer Replik des Staatsanwalts, welcher bei seinen Anklagen stehen blieb, sowie nach einigen Schlußbemerkungen des Vertheidigers zog sich der Gerichtshof zurück, und nach zweistündiger Berathung wurde das schon in unserm ersten Artikel mitgetheilte Urtheil verkündigt.

Digitized by Google

Ob dasselbe durch das Anhalt-Dessauische Ober-Appellationsgericht, dessen Spruch in aller Kürze zu erwarten ist, aufrecht erhalten werden wird, und wenn dies der Fall, ob auch die Juristen-Fakultät in Jena, welche die letzte Instanz bildet, keine Modifikation eintreten lassen wird: darüber lassen sich heute kaum Vermuthungen aufstellen. Wir werden seiner Zeit das Nähere darüber mittheilen. Heute bleibt uns nur noch übrig, einen Blick auf die dermalige Lage des Instituts zu werfen, welches wir nach dem Bericht der Revisions-Kommission in so zerrütteten Verhältnissen fanden. Glücklicher Weise haben sich dieselben, Dank der energischen Säuberung der neueingesetzten Verwaltung, zum Besseren gewandt. Konnten auch große Verluste nicht vermieden werden, so sind an die Stelle der Ungewißheit und Unordnung wenigstens Klarheit und Ordnung getreten, auch wurde es möglich, manche im Depot befindliche Papiere zu besseren Coursen zu verwerthen, als es vor zwei Jahren möglich schien. In Folge dessen haben die Aktien eine bedeutende Besserung erfahren und stehen heute nahezu 30 %. Freilich werden die wenigsten noch in denselben Händen sein, welche sie zur schlimmsten Zeit des Instituts besaßen.

Dagegen hat das zweite von Fr. Nulandt gegründete Institut, die Dessauer Kredit-Anstalt, ein trauriges Ende genommen. In alle die seifenblasenartigen Schöpfungen verflochten, welche ihr Gründer in der Zeit der Spekulationstollheit ins Leben rief, theilte sie das Loos derselben und ist in diesem Augenblick noch mit einer Klage der Darmstädter Bank bedroht, welcher sie über eine halbe Million Gulden schuldet, ohne die Mittel zu deren Befriedigung zu besitzen. Dem Ausbruche des Konkurses wird vielseitig entgegengesehen, und die Notirung der Dessauer Kredit-Aktien an den Börsen ist der treueste Ausdruck der Befürchtungen, welche sich an eine Liquidation knüpfen. Die Aktien wurden Ende Februar mit 5—7 Thlr. pr. Stück verkauft. Möchten ihre Aktionäre die letzten Opfer einer Periode sein, welche in der Geschichte des Bank- und Kreditwesens ihre Stelle hart neben der berüchtigten Zeit Jean Law's einnehmen wird.

Digitized by Google

Natronsee in Fessan.

Die Ausbeutung des Meerwassers mit besonderer Berücksichtigung der Sodabereitung.

Von Julius Zöllner.

II. (Schluß).

Wie wir gesehen haben, liefert das Meerwasser zwar direkt kein kohlensaures Natron, aber die darin wachsenden Pflanzen ziehen zu ihrer Nahrung, zum Bau ihres Gerippes einzelne Bestandtheile des Seewassers an sich, so daß manche der Letzteren, wie das Jod, viel reichlicher aus diesen, gewissermaßen Sammelbüchsen vorstellenden Organen gewonnen werden können. — Solche Seepflanzen, unter denen gewisse Fucus- und Tangarten namentlich hervorzuheben sind, verarbeiten denn auch die im Meerwasser gelösten Natronverbindungen, vorzüglich das Kochsalz, indem sie die Salzsäure abscheiden und dafür eine organische oder Pflanzensäure an das Natron abgeben. Wenn man daher, wie die Bewohner von Jersey thun, derartige Meerpflanzen verbrennt, so findet man in der zurückbleibenden Asche eine Quantität kohlensauren Natrons, denn bei der Verbrennung hat sich die leichtzerstörbare Pflanzensäure in Kohlensäure umgewandelt. Freilich ist der Gehalt der Asche an kohlensaurem Natron ein sehr verschiedener (meist auch ein sehr geringer) und wechselt sehr mit der Art der Pflanze. Während die Salsola soda, die an der spanischen Küste bei

Digitized by Google

Alicante, Malaga, Carthagena häufig vorkommt und sogar wegen des Sodagehaltes ihrer Asche in großen durch Schleußen von dem Meere abzusperrenden Feldern angebaut wird, gegen 17, sogar bis 20 % kohlensaures Natron in der Asche enthält, giebt es unter den wildwachsenden Meerpflanzen, Salsola tragus, Salicornia europaea, Salsola kali, Atriplea portulacoides etc. solche, die in ihrer Asche kaum 4 % kohlensaures Natron hinterlassen. Ja manche Sodasorten, die von Schottland, Irland, den Orkney-Inseln und England aus in den Handel kommen, scheinen ihren Namen, wie lucus a non lucendo, davon erhalten zu haben, daß ihr Gehalt an kohlensaurem Natron höchstens zwei Prozent beträgt, oft ein solcher gänzlich fehlt. Was das Bessere ist, wage ich nicht zu entscheiden; jedenfalls halte ich für ehrlicher, gar kein kohlensaures Natron zu besitzen und auf den Namen Soda von vornherein keinen Anspruch zu machen, als mit lumpigen 2 Prozenten sich einen immerhin geachteten Namen erschwindeln zu wollen.

Damit aber diese „Soda"-Sorten (die Jersey-Soda, um welche am 8. März eine ganze Bevölkerung toll zu werden scheint, gehört auch darunter) gebührend gewürdigt werden können, seien auch ihre Namen der öffentlichen Achtung hiermit noch besonders empfohlen: Varec und Kelp — erstere mit gar keinem kohlensauren Natron aus Frankreich, letzterer aus England stammend. — Varec und Kelp, diese Namen werden Manchem unserer Leser bereits vorgekommen sein, und vielleicht sind sie ihm ehrender genannt worden als eben jetzt. Es ist wohl möglich; denn man wollte, als plötzlich Jemand die eigentliche Natur dieser beiden Produkte enthüllte, nicht glauben, daß man sich an den Küsten der Nordsee, der Normandie, Großbritanniens und Frankreichs Jahrhunderte lang bemüht habe, den Seetang aus dem Meerwasser ans Ufer zu ziehen, um dann bei seiner Einäscherung nichts weiter als ein Gemenge von Kochsalz, Bittersalz, Kalk und Kohle zu erhalten, und es gab gute Menschen, die als Ehrenretter des Paares Varec und Kelp auftreten wollten, indem sie dasselbe chemisch beleuchteten. Bei dieser Gelegenheit wurde das Jod entdeckt, ohne welches die photographischen Visitenkarten nicht möglich geworden wären. Verunglückte Maler, Söhne in der Ferne, hübsche Schauspielerinnen und alle die verschiedenen Abschiednehmer können daher der Varec und dem Kelp gerührt die Hände drücken, — ohne sich bei uns lächerlich zu machen. Der Sodawasserfabrikant, wenn er, wie wir mit Recht glauben von ihm annehmen zu dürfen, verheirathet oder wenigstens über das heftigste Aufbrausen der ersten Liebe hinweg ist, darf sich zu einer solchen Verleugnung seiner geschäftlichen Würde nicht hinreißen lassen.

Man gewinnt aus den Seepflanzen, an den schon genannten und noch anderen Küstengegenden, die sogenannte Soda auf eine sehr primitive Weise, indem man in Gruben von etwa 3 Fuß Tiefe und 4 Fuß im Quadrat ein Feuer von Reisholz anmacht und auf dieses die getrockneten Pflanzen wirft, wodurch die Flamme unterhalten wird. Die Asche sintert auf dem Boden der Grube zu einer schlackigen, mit mancherlei Unreinigkeiten, Kohle, Sand ꝛc. erfüllten Masse zusammen und wird ohne weitere Reinigung, gewöhnlich gleich in dieser Form in den Handel gebracht.

Die aus dem südlichen Frankreich kommende Soda heißt Blanquette, sie besteht wie der Kelp zum größten Theile aus Kochsalz und enthält nur etwa 4 Prozent kohlensaures Natron. Die Soude douce, Soude mélangée und Soude bourde sind die drei Sodasorten, in welche man die an der südlichen spanischen Küste bei

Digitized by Google

Alicante, Carthagena, Malaga gewonnene Soda — im Handel unter dem Gesammtnamen Barilla bekannt — in Frankreich eintheilt. Mit dem Namen Barilla bezeichnet man zwar die beste Sorte Soude douce auch allein; sie enthält bisweilen an 20 Prozent kohlensaures Natron, als eigentlicher Körper aber ein Gemisch von schwefelsaurem Natron, etwas kohlensaurem Kalk, Kohle ꝛc., und vor allen Dingen viel Kochsalz. Dieser Kochsalzgehalt ist es, der auch der schlechtesten Soda in Frankreich einen ziemlich hohen Werth giebt. Es ist bekannt, daß in der Seifensiederei sehr viel Kochsalz zum Aussalzen der Seifenlaugen verbraucht wird; denn als die alkalische Grundlage jeder Seife, wenn auch Fett und Oel zunächst mit Pottasche verseift wird, tritt zuletzt immer das Natron ein, indem die beim ersten Kochen gebildete Kaliseife, mit Kochsalz behandelt, das Kali an die Salzsäure des Kochsalzes übergehen läßt und dafür das Natron mit den Fettsäuren in Verbindung bringt. In Frankreich nun unterliegt das Kochsalz einer sehr hohen Besteuerung, welche eine Massenanwendung in der Seifenfabrikation sehr erschwert; die Soda dagegen ist wenig oder gar nicht besteuert, und die Seifensieder kaufen in der Blanquette daher in der That nicht das kohlensaure Natron, sondern sind sehr froh, wenn die ganze Masse aus Kochsalz besteht.

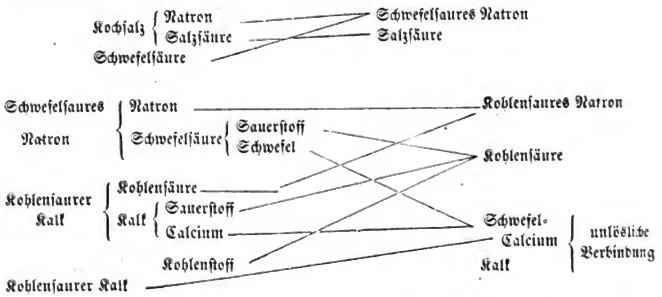
Es möchte schwierig sein, mit der durch Einäscherung von Seepflanzen gewonnenen oder mit der natürlich vorkommenden Soda den Bedarf der neuern Industrie zu decken, und schon früher scheint das auf diese Weise gewonnene Quantum nicht hingereicht zu haben; denn als in Frankreich während der Revolution die Einführung fremder Soda verboten war, mußte die inländische Sodaproduktion durch einen besonderen Regierungserlaß aufgemuntert werden.

Unter den Versuchen, die damals gemacht wurden, auf künstlichem Wege Soda aus Kochsalz, der billigsten Natronverbindung, darzustellen, waren die von Leblanc angestellten die glücklichsten. Es sind späterhin noch mancherlei Vorschläge von Fabrikanten und Gelehrten veröffentlicht worden, aber so geistreich und scharfsinnig auch einige darunter sind, so wird doch die Leblanc'sche Verfahrungsweise von keiner andern übertroffen.

Sie besteht im Wesentlichen darin, daß das Kochsalz zuerst mit Schwefelsäure erwärmt wird; die Salzsäure wird dadurch ausgetrieben und es bildet sich schwefelsaures Natron. Dieses wird weiterhin mit kohlensaurem Kalk und Kohle geglüht, es erfolgt ein Austausch, indem die Schwefelsäure an den Kalk, die Kohlensäure dafür an das Natron geht. In Folge der Einwirkung der Hitze und der Gegenwart der Kohlen aber zersetzt sich der schwefelsaure Kalk (Gyps) in Schwefelcalcium, welches mit dem Ueberschuß von kohlensaurem Kalk eine Verbindung eingeht, die im Wasser völlig unlöslich ist und auch der Einwirkung des kohlensauren Natrons widersteht. Man erlangt dadurch den Vortheil einer leichten Auslaugung der Soda. Die Kohle hat auch noch den weiteren Zweck, durch ihre Verbrennung einem Mangel an Kohlensäure vorzubeugen, der leicht dadurch hervorgerufen werden könnte, daß ein Theil des Kalkes seinen Gehalt an Kohlensäure in der Hitze entweichen ließe, ehe er von dem Natron aufgenommen wäre. Es zeigt sich selbst bei Anwendung großer Vorsicht noch oft genug, daß ein Theil des Natrons als Aetznatron aus dem Prozeß hervorgeht, und der Fabrikant sich gezwungen sieht, seine Soda den Einwirkungen der atmosphärischen Luft auszusetzen, aus welcher sie sich vollends mit Kohlensäure sättigt.

Digitized by Google

So einfach nun aber hiernach der chemische Vorgang erscheint, der sich in seinen beiden Stadien durch beistehende Schemata versinnlichen läßt:



so ist das Verfahren doch mit mancherlei technischen Schwierigkeiten verknüpft. Vor allen Dingen macht die Wegschaffung der aus dem Kochsalze entweichenden Salzsäure viel zu schaffen. Da dieselbe nicht hoch im Preise steht, so läßt man sie, um sich die mühselige Concentrirung zu ersparen, wo es irgend thunlich ist, mit den Verbrennungsprodukten aus dem Schornstein entweichen. Indessen legt, und das mit gutem Grunde, in sehr bevölkerten Gegenden die Sanitätspolizei diesem einfachen Unternehmen ein Hemmniß in den Weg. Die Salzsäure ist nämlich ein Gift, welches eingeathmet auf den thierischen und pflanzlichen Organismus sehr schädlich wirkt. Man muß daher entweder die Essen sehr hoch bauen, so daß die Salzsäuredämpfe gleich in Luftschichten gelangen, von denen sie weit weggeführt werden und innerhalb deren sie sich mit großen Massen atmosphärischer Luft vermischen und verdünnen, ehe sie in den Kreislauf des organischen Lebens wieder eintreten; oder man muß aus den entweichenden Gasarten durch Wasser förmlich die Salzsäure auswaschen. Wasser löst Salzsäuredämpfe sehr leicht auf, und wo neben der Sodafabrikation noch die Darstellung von Chlorpräparaten betrieben wird, wo sich also für die Salzsäure eine vortheilhafte Verwendung findet, kann sogar ein guter Nebengewinn erzielt werden, obwohl es schwierig ist, die ungeheuren Quantitäten, welche produzirt werden, zu verarbeiten. Für gewöhnlich sind die Sodafabrikanten sehr froh, wenn ihnen ihre Fabrikanlage gestattet, die Salzsäuredämpfe in die Luft entweichen zu lassen oder wenigstens die rohe verdünnte Säure, wie sie zunächst sich in der Vorlage bildet, ohne weiteres weggießen zu können, denn die Concentration und Reinigung der Salzsäure bis zu dem Punkte, wo sie verkäuflich wird, ist eine sehr mißliche Arbeit, welche kaum die Kosten deckt.

Um die Salzsäure den aus dem Ofen entweichenden Dämpfen zu entziehen, verfährt man auf verschiedene Art. Kommt es nicht darauf an, sehr starke Säure zu erhalten, so läßt man die Dämpfe durch eine Anzahl mit Wasser zum Theil angefüllte Vorlagen streichen, welche man entleert, wenn sie eine Zeit lang in Gebrauch gewesen sind. Will man aber eine verkäufliche, möglichst concentrirte Säure bereiten, so giebt man reines Wasser nur in die letzte dieser Vorlagen, und wechselt nach einiger Zeit, indem man den Inhalt der ersten Vorlage, in welche die Dämpfe direkt aus dem

Digitized by Google

Ofen kommen, ausgießt und dafür die Flüssigkeit der zweiten Vorlage jetzt in die erste, die der dritten in die zweite, die der letzten in die vorletzte versetzt und an das letzte Gefäß frisches Wasser vorschlägt. Auf diese Weise bleibt die Flüssigkeit lange Zeit mit den Dämpfen in Berührung und sättigt sich, mit immer gehaltreicheren Dämpfen zusammenkommend, allmälig immer mehr, während auf der andern Seite die Gase, durch immer schwächere Lösungen streichend, sich der sauern Dämpfe auf diese Weise am vollständigsten entledigen. Früher wandte man eigenthümliche Condensatoren an. Es waren dies hohe mit Koaksstücken oder Kieselsteinen angefüllte Behälter, welche von oben her in einem fortwährenden Strahle mit reinem Wasser benetzt wurden. Dasselbe verbreitete sich auf den einzelnen Stücken und bot so den durchströmenden Ofengasen eine große Oberfläche dar, so daß die unten ausfließende Flüssigkeit einen ziemlich hohen Grad der Concentration besaß.

Die Darstellung des schwefelsauren Natrons (Glaubersalz) aus dem Kochsalz geschieht im Fabrikbetrieb in Flammöfen, deren Herd aus zwei Abtheilungen besteht. Der hintere Raum ist der eigentliche Zersetzungsraum des Gemisches von Kochsalz und Schwefelsäure, der vordere aber dient zum Ausglühen und zum Verjagen der Salzsäuredämpfe. Er heißt deshalb auch der Kalcinirraum. Das Kochsalz wird in eine eiserne Pfanne, welche den Zersetzungsraum ausfüllt und von unten erwärmt werden kann, gebracht, auf den Boden derselben ausgebreitet und die Schwefelsäure, nachdem alle Oeffnungen verschlossen worden sind, mittelst eines durch die Decke geführten Trichters darauf geleitet. Ist das Aufbrausen vorüber und die ganze Masse nach mehrmaligem Umrühren zersetzt, so daß nur noch mechanisch anhaftende Salzsäure das Glaubersalz zu einer klümperigen Masse zusammenballt, so wird das Salz aus der Pfanne in den vorderen, der Hitze der direkten Flamme geradezu ausgesetzten Raum gebracht und hier unter fleißigem Umrühren und Durchstechen so lange der bis zum Glühen gesteigerten Erhitzung ausgesetzt, als noch Salzsäure entweicht. Das auf solche Weise dargestellte Glaubersalz wird nun auf 100 Theile mit 110 bis 120 Theilen Steinkohle zusammengekleint und gut gemischt, wieder in einen Flammofen gegeben, dessen Herd gewöhnlich in der Weise unterbrochen ist, daß der vordere, der Feuerung zunächst befindliche Theil um eine Mauersteindicke tiefer liegt als der Hinterherd. Während des Glühens, das auf dem Vorderherde viel intensiver stattfindet als in den nur von der ausgehenden Flamme getroffenen Räumen, verbrennt die Kohle und aus der teigartigen Masse, die oft durchfurcht und umgestochen werden muß, brechen aller Orten kleine blaue Flämmchen hervor, die zuerst sich mit großer Lebhaftigkeit zeigen, nach und nach aber immer seltener werden und bei Beendigung des Prozesses ganz verschwinden.

Ist die Masse durch oftmaliges Durchstechen und durch öfteres Wechseln der auf dem Herde zu hinterst liegenden Partien mit den vorderen, der heftigsten Flammenhitze ausgesetzten Partien gleichmäßig durchglüht, wozu ein geübter Arbeiter bei 20 bis 25 Centner Beschickung etwa eine Stunde Zeit gebraucht, so wird das Gemisch, welches nun kohlensaures Natron, Schwefelkalcium und kohlensauren Kalk enthält, von dem Arbeitsherde entfernt und vom Hinterherde die einstweilen vorgewärmte Masse an seine Stelle gebracht. Früher brachte man diese rohe Soda, die gewöhnlich noch einen Rest unzersetzten Kochsalzes und etwa nur 33 Prozent kohlensaures, dafür aber eine nicht unbeträchtliche Menge kaustisches Natron enthielt, bisweilen ohne

Digitized by Google

weiteres in den Handel; jetzt dagegen unterwirft man sie gleich in den Fabriken einer Raffinirung, entweder auf krystallisirte oder auf kalcinirte Soda. Man löst sie zu diesem Zwecke in Wasser auf, setzt sie aber vorher in feuchten Räumen einige Zeit der Einwirkung der Luft aus. Das kaustische Natron zieht währenddem Kohlensäure an und die vorher schlackige Masse wird zugleich durch Anziehung von Wasser mürbe und locker. In diesem Zustande löst sie sich leichter und läßt sich mit weniger Mühe und in kürzerer Zeit vollständig erschöpfen. Man verfolgt bei dem Auslaugen, der Trennung der löslichen Soda von den unlöslichen Beimengungen, ein ähnliches Prinzip, wie bei der Auffangung der Salzsäuredämpfe in Wasser. Man bringt nämlich die auszulaugende Substanz in eine Anzahl Auslaugegefäße, je mehr um so besser, und läßt das aus dem ersten Gefäß auslaufende Wasser den Inhalt des zweiten, hierauf den des dritten Gefäßes und so fort bis zum letzten erschöpfen. Die aus dem letzten Behälter fließende Lauge ist von genügender Concentration, um abgedampft zu werden.

Hätten wir z. B. bloß drei Auslaugegefäße 1, 2 und 3, so würde, nachdem der Behälter 1 zum ersten Male ausgelaugt worden ist, auf diesen wieder frisches Wasser gegeben werden, das von da auf den Behälter 2 und endlich auf den Behälter 3 kommt. Während dem wird das Gefäß 1 zum dritten Male mit frischem Wasser ausgelaugt, wodurch sein Inhalt vollständig erschöpft wird. Der unlösliche Rückstand wird entfernt und frische Substanz aufgegeben. Diese neue Füllung in 1 wird nun mit der von 3 abgelaufenen, schon ziemlich concentrirten Flüssigkeit übergossen und diese letztere sättigt sich dadurch vollends, so daß sie von 1 nicht nach 2, sondern direkt in die Siedepfanne wandert. Auf 2 kommt frisches Wasser, welches den letzten Rest löslicher Substanz auszieht. Das Gefäß 2 wird daher jetzt entleert, frisch gefüllt und mit der zunächst von 1 ablaufenden Flüssigkeit ausgelaugt. Auf diese Weise setzt sich das Spiel fort. Es wird dabei jedesmal das frischgefüllte Gefäß mit der Lauge begossen, welche schon durch die beiden andern Behälter gegangen ist; zugleich aber kommt jede Füllung dreimal, das erste Mal mit ziemlich concentrirter, das zweite Mal mit schwächerer Lauge und das dritte Mal mit frischem Wasser in Berührung, und dadurch wird auf der einen Seite eine möglichst vollständige Erschöpfung der Masse, auf der andern eine möglichst vollständige Concentration der Lösung erreicht. Die gesättigte Lauge kommt nun in große eiserne Pfannen, und wird in diesen entweder von unten oder, wie in einem Flammofen, von oben durch die darüber wegziehende Feuerluft erhitzt.

Das Wasser verdampft dabei und das kohlensaure Natron fällt aus der Lösung als ein körniges krystallinisches Pulver heraus, das mit Schaufeln herausgerafft und behufs der Darstellung der reinen, krystallisirten Soda auf's Neue in einer geringen Menge heißen Wassers aufgelöst wird. Diese Lösung kommt in eiserne Kasten, in denen beim Erkalten das Salz in großen Krystallen anschießt. Die Mutterlauge der ursprünglichen Sodalösung wird im Flammofen weiter eingedampft, so daß sie einen klümperigen Teig bildet; diesen bringt man auf den Herd des Kalcinirofens und setzt ihn hier einem schwachen Glühen aus. Dadurch wird die Soda noch in soweit verbessert, als der Rest des etwa vorhanden gewesenen kaustischen Natrons sich durch Aufnahme von Kohlensäure aus den Ofengasen in kohlensaures Natron verwandelt. Die kalcinirte Soda, wie sie im Handel vorkommt, enthält aber trotzdem gewöhnlich

Digitized by Google

nicht mehr als 85 Prozent reines kohlensaures Natron; die übrigen 15 Prozent werden von schwefelsaurem Natron, Kochsalz, Schwefelnatrium zusammengesetzt.

Eine stärkere Soda erhält man durch Kalciniren des krystallisirten Salzes, und in chemischen Fabriken wird dieselbe wohl bisweilen dargestellt, weil die krystallisirte Soda in 100 Theilen 62,75 Theile Wasser, sogenanntes Krystallwasser, und nur 37,25 Theile kohlensaures Natron enthält, und also bei Versendungen der größte Theil der Fracht für eine Substanz bezahlt wird, welche man überall umsonst haben kann.

Trotzdem aber ist die krystallisirte Soda im Handel beliebter. Der Grund davon ist, daß man jede Unreinheit viel leichter in den wasserhellen Krystallen entdecken kann, als in dem emailartigen geschmolzenen Produkt, und daß man also bei jener vor Verfälschung mehr geschützt ist.

In einigen Fabriken hat man in neuerer Zeit das Leblanc'sche Verfahren der Sodabereitung verlassen und verfolgt andere Methoden, unter denen eine der geistreichsten die von Dyar und Hemmings ist. Nach ihr erfolgt die Umwandlung des Kochsalzes in kohlensaures Natron direkt dadurch, daß man in eine gesättigte Kochsalzlösung pulverisirtes, doppelt kohlensaures Ammoniak einträgt und unter öfterem Umrühren eine längere Zeit die Mischung stehen läßt. Es bilden sich dann, indem die Salzsäure des Kochsalzes an das Ammoniak, die Kohlensäure aber an das Natron geht, Salmiak und doppelt kohlensaures Natron, von denen der erstere in Lösung bleibt, das letztere aber als ein Salzpulver zu Boden fällt.

Das weitere Verfahren, welches man nun einschlägt, um aus dem Salmiak wieder verwendbares doppelt kohlensaures Ammoniak und aus dem doppelt kohlensauren Natron Soda zu machen und dabei alle Bestandtheile in der günstigsten Weise zu verwerthen, ist mit ungemeinem Scharfsinn erdacht und vor allen Dingen geeignet, dem Laien einen Einblick zu geben in die wunderbare Wahlverwandtschaft und in die Gesetzmäßigkeit, mit der sich immer dieselben Mengen der Stoffe mit einander verbinden. Das doppelt kohlensaure Natron hat nämlich die Eigenschaft, in der Hitze die Hälfte seiner Kohlensäure abzugeben und sich in einfach kohlensaures Natron zu verwandeln. Glüht man auf der andern Seite kohlensauren Kalk mit Salmiak, so bildet sich einfach kohlensaures Ammoniak und Chlorkalcium. Das erstere ist flüchtig, das letztere nicht.

Außerdem aber hat das kohlensaure Ammoniak die Fähigkeit, noch einmal so viel Kohlensäure aufzunehmen, wenn seine Dämpfe mit Kohlensäuredämpfen zusammengebracht werden; und wenn man daher in einer Retorte das zweifach kohlensaure Natron glüht, in einer andern den bei der Darstellung desselben gewonnenen Salmiak mit kohlensaurem Kalk erhitzt, die dabei sich entwickelnden Dämpfe aber zusammen in eine Kammer leitet: so reicht die sich entwickelnde Kohlensäure gerade hin, die ganze Menge des kohlensauren Ammoniaks in zweifach kohlensaures Ammoniak umzuwandeln. Die Quantität des schließlich erhaltenen doppelt kohlensauren Ammoniaks ist bei aufmerksamem Betriebe genau derjenigen gleich, welche man zu der ursprünglichen Zersetzung des Kochsalzes angewandt hat, und man kann also, da nichts hindert, denselben Kreislauf aufs Neue einzuleiten, mit einem, ein für allemal gleich bleibenden Quantum zweifach kohlensauren Ammoniaks nach und nach ganz ungeheure Mengen Kochsalz in kohlensaures Natron verwandeln. Die eigentlich

Digitized by Google

zum Austausch ihrer Bestandtheile kommenden Substanzen sind: das Kochsalz und der kohlensaure Kalk, und die Endprodukte des ganzen Prozesses: kohlensaures Natron und Chlorkalcium. Das Ammoniaksalz spielt nur die Rolle eines Uebertragers, eines Wechslers, der an einem Orte Kohlensäure für Salzsäure giebt, an dem andern aber die Salzsäure wieder gegen den ursprünglichen Werth Kohlensäure verkauft und, gutmüthig genug, sich mit der Hälfte baarer Zahlung begnügt, für die andere Hälfte aber einen Wechsel annimmt, der erst in der Kammer, in welcher sich die Dämpfe aus den beiden Retorten vereinigen, honorirt wird. Für seine ganze Mühe hat er nichts als das gute Bewußtsein, ein Geschäft ermöglicht zu haben; und wir bewundern mit Recht den Chemiker, welcher den Charakter eines bescheidenen Salzes so weit durchschaut, um von dem scheinbar fühllosen Krystalle Dienste sich zu erbitten, die der eifrigste Christenthumsprediger seinem bedürftigsten Freunde mit solcher Bereitwilligkeit nimmer leisten würde.

Die Anwendungen der Soda sind bekannt. Zu manchen derselben ist es nöthig, daß das Salz besonders gereinigt ist; bei andern, wie z. B. in der Seifensiederei, genügt ein roheres Präparat. Reine Soda löst sich in heißem Regenwasser ohne Rückstand und Trübung auf, und schießt aus der verdunstenden Lösung in schönen wasserhellen Krystallen an. Sie hat einen eigenthümlichen alkalischen Geschmack, darf aber nicht ätzend schmecken.

Den Gehalt roher Sodasorten an kohlensaurem Natron bestimmt man, indem man die Kohlensäure durch die stärkere Schwefelsäure austreibt, und sie, indem man den Verlust bestimmt oder sie besonders wieder auffängt, wiegt.

Doppelt kohlensaures Natron, vorzüglich zu medizinischem Gebrauch und für die Fabrikation künstlicher Mineralwässer, bereitet man dadurch, daß man Kohlensäure durch eine concentrirte Sodalösung streichen läßt unter fortwährendem Umrühren und Schütteln der letzteren. Sehr zweckmäßig kann man sich dazu derjenigen Kohlensäure bedienen, welche aus manchen Mineralquellen in großer Menge sich entwickelt, oder derjenigen, die als ein Produkt der alkoholischen Gährung entsteht und für gewöhnlich frei in die Kellerräume entweicht.

Digitized by Google

Feierstunden.

Silhouetten aus der Handelswelt.

Von Ferdinand Hahn.

Der Lehrling.

III.

„Ich bin der Geist, der stets verneint!"

Wenn irgendwo im Bau des Universums die Verschiedenheit im Kreise der einzelnen Gattungen an's Wunderbare grenzt, so ist dies gewiß bei der Schöpfungsspezies der Fall, die als Menschengeschlecht auf unserm Erdball umher läuft und rennt und handelt und herrscht und sonst wie sich Geltung zu verschaffen sucht.

Jedes einzelne Individuum dieses Geschlechts ist seinen tausend Millionen Brüdern und Schwestern gegenüber nach Art und innerem Wesen ein vollständig anderes. Nicht eines gleicht dem andern und es wird hundertmal eher das Perpetuum mobile in höchster Potenz aufgefunden werden, als ein vollständig gleiches Menschenpaar.

An scharfen Denkern, dieses Wunder zu erklären, hat es von jeher nicht gefehlt. Schon Mancher dachte sein Leben lang darüber nach und alle seine scharfsinnigen Forschungen sind resultatlos geblieben.

Der Eine sucht den Grund dieser Verschiedenheit in den Regeln der Er- und Verziehung des Menschen und meint, je nachdem der eine oder der andere dieser beiden Faktoren seinen Einfluß übe, müsse der „Homunculus" sich entfalten. Die Schaaren der hellen Geister, die von jeher aus den Massen hervorgegangen, an die man gleich generationenweise die Zucht der Verdummung gelegt, bilden dann wahrscheinlich die Ausnahmen von der Regel.

Der Andere findet den Grund von Haus aus im abweichenden Schädelbau des Menschen und bringt die verschiedenen Neigungen, Fähigkeiten und Leidenschaften in den verschiedenen Winkeln und Fugen des Hirnkastens unter, so daß der Mensch, bei dem nun einmal ein gewisses Organ vorzugsweise ausgebildet ist, entweder zeitlebens der Sklave desselben bleibt, oder, wenn ihm das betreffende Organ nicht in's „Geschäft" paßt, in lebenslänglichem Kampfe mit demselben liegt.

Ein Dritter weiß die geistigen Verschiedenheiten außerordentlich faßlich zu erklären, durch die Totalität der Wesenheit, die im spezifischen Ich-Sein des Individuums sich zum übersinnlich Idealen empor realisirt.

Und das halten wir für's Allerrichtigste, weil's Niemand versteht und die Erklärung somit dem eigentlichen Sachverhalt am nächsten kommt.

Auch hier sind wir dem Sachverhalt näher gekommen, indem wir auf beliebtem Umwege nur sagen wollten, daß die Menschen im Allgemeinen und die Handlungs-

Digitized by Google

lehrlinge im Besonderen außerordentlich verschieden geeigenschaftet sind. Ueber jeden Einzelnen könnte man ein Buch schreiben, das gewiß oft sehr uninteressant werden würde.

Wie unendlich sind die Nuancen von dem sogenannten „guten Jungen" an, der allen Mitgenossen, ja der Frau Prinzipalin sogar, jeden Wunsch vom Auge lesen und ihn erfüllen möchte, bis zu jenem „Schlingel" hinab, der grundsätzlich keinem Menschen etwas zu Liebe thut; wie unendlich verschieden von dem „gewandten Kerlchen", dem vom ersten Tage der Lehre an Alles spielend zufliegt, bis zu jenem „Gimpel", der nach überstandener Lehrzeit wo möglich noch dümmer ist, als er beim Antritt derselben gewesen; wie unendlich verschieden von jenem „armen Teufel", der bei jeder, auch der leisesten Berührung gleich der Mimose schüchtern zusammen zittert, bis zu dem „Ausbund", der dem Dornenstrauch gleich Alles sticht und verletzt, was ihm zu nahe kommt!

Ja, zahllos verschieden, unendlich unendlich sind die Abstufungen von einem der genannten Pole zum andern; jedes einzelne Individuum ist ein Glied in der großen Lehrlingkette, die sich hinauf und hinab durch alle Regionen der schaffenden Menschenwelt zieht. Doch halten wir von Allen uns nur an die beiden „Studienköpfe", die uns einmal vorschweben und die wir immerhin als Repräsentanten der letztgenannten Extreme betrachten können.

Gustav, den einen derselben, haben wir in seiner Eigenschaft als „schüchterne, leicht erregbare Mimose" bereits kennen gelernt; wir wollen es nun mit dem „Dornenstrauch" Moritz versuchen.

Bei ihm bedarf es indeß einer ernsteren, eingehenderen Erwägung. Gustav's Natur liegt sofort offen wie ein aufgeschlagenes Buch vor uns, während Moritz, seinem Naturell entsprechend, mehr verschlossenen Wesens ist, das erst erkannt, studirt sein will.

Der Grundgedanke seines Wesens ist: — „der Mensch darf sich nichts gefallen lassen!"

Wir kennen einen früheren Ausspruch unsers Moritz, nach welchem er, wenn sich auch offen nichts sagen läßt, doch stets Mittel zu finden weiß, seiner Neigung im Geheimen Genüge zu leisten.

Bei ihm können wir, eben weil dieser Charakter näheren Studiums bedarf, nicht gleich, wie es bei Gustav geschehen, so ohne Weiteres in's Geschäft hinein treten und das erste beste Begegniß als Beispiel herausgreifen, sondern müssen um Einiges in die Vergangenheit zurückgehen, um erst ein Motiv für solche Existenz zu gewinnen.

Das Geschäft, in welchem Moritz als Lehrling fungirt, ist zwar ebenfalls eine Materialwaaren-Handlung, steht aber in Bezug auf Persönlichkeiten in ganz anderem Verhältniß als jenes, in welchem Gustav lebt und leidet. Hier, bei Moritz, ist der Prinzipal schon seit einigen Jahren todt und die Wittwe führt, unter Mitwirkung eines in den frischesten zwanziger Jahren stehenden Sohnes, das Geschäft des verstorbenen Gatten fort.

Vor einer Reihe von Jahren, als dieser noch lebte, stand Moritzens Vater in demselben Hause als Lehrling, und in alter patriarchalischer Weise hatte er eine große Vorliebe für dasselbe bewahrt. Fortuna war ihm günstig gewesen; er hatte in der

Digitized by Google

Heimat selbst eine Materialhandlung etablirt und später sogar sich einem große Fabrikgeschäft als Compagnon angeschlossen.

Moritz, als Erstgeborner, war nicht nur in der Wiege schon zum Kaufmann bestimmt, sondern noch ehe er laufen- und sprechen gelernt, im Geiste auch bereits dem alten Prinzipal des Vaters als Lehrling zugedacht worden.

Bevor Moritz noch die Jahre erreicht, wo er den Schullehrer nicht mehr zu ärgern brauchte, war jener Prinzipal gestorben, der Gedanke hatte sich aber wie ein Schicksalsspruch im Gemüth des Vaters festgesetzt, und so blieb die Lehrbestimmung für Moritz unabänderlich.

Glücklicher Weise hielt der Vater indeß für gut, den Sohn erst ein Jahr lang im eignen Geschäft zu behalten, ihn namentlich da im Comptoir tüchtig zu verwenden und zwar in allen den Fächern, die ihm, wie er aus eigner Erfahrung wußte, in der praktischen Lehre nicht zugänglich wurden. Jüngling Moritz entwickelte aber nach Verlauf des ersten Jahres so entschiedene Anlagen zur Selbständigkeit, daß dem Vater der Zeitpunkt gekommen schien, wo der Eintritt in fremde Lehre für den lieben Sprossen zweckmäßig sei.

Eines schönen Augustmorgens finden wir ihn am neuen Bestimmungsorte. Mit Koffer und Bett hat er die ihm angewiesene Lehrlingskammer bereits bezogen und steht jetzt unten im Lokal, um sich „das Geschäft anzusehen". Auf seinem Gesicht prägte sich damals eine gewisse Geringschätzung aus, weil ihm die ganze Einrichtung untergeordneter und kleiner erschien, als er sie vom Vaterhause her gewöhnt war.

Die Prinzipalin hatte ebenfalls keinen besonders erhebenden Eindruck auf ihn gemacht und auch in dem Sohne, dem nächsten männlichen Gebieter, vermochte er das rechte imponirende Wesen nicht aufzufinden. Im Geschäft befand sich noch ein zweiter, oder vielmehr erster Lehrling, sowie ein blutjunger Commis, der vor wenigen Wochen erst des „Lebens Mai", die Lehrzeit, beschlossen und nun sich die redlichste Mühe gab, das nothwendige Air des Commis zu entwickeln.

Fehlgriffe bleiben in solchen Fällen nie aus und so suchte auch Herr Pole, wie wir ihn nennen wollen, den Hauptschwerpunkt des neuen Standes darin, die Lehrlinge fortan fühlen zu lassen, daß er nicht mehr ihres Gleichen sei.

Zu Moritzens Ansichten stimmte das wie Thürangel-Harmonie, und der Bund der Feindschaft ward schon in der ersten Stunde geschlossen.

Pole war der Ansicht, daß er dem Neuling gegenüber sich gleich anfangs in die Brust werfen müsse; er wies ihm deshalb bald nach seinem Eintritt in den Laden in gebieterischem Tone eine Arbeit an.

Moritz sah dem jungen Manne einen Augenblick lang mit unbeschreiblicher Malice in's Gesicht und ging dann, ohne ihn und sein Gebot weiter zu beachten, in das anstoßende Comptoir, um dort den jungen Herrn des Hauses um einen Auftrag zu bitten.

Diese kurze, stumme und doch inhaltschwere Szene hatte die Situation zwischen Moritz und Pole sofort geklärt und das hier aufgestellte Programm ward für die ganze Dauer ihres Beisammenseins treulich festgehalten.

Am zweiten Tage meldete Moritz seine Ankunft nach der Heimat, indem er dem Vater zugleich vorstellte, daß er in diesem Hause nichts lernen und deshalb auch nicht

Digitized by Google

in demselben bleiben könne; der Vater schrieb ihm darauf, daß er unter allen Umständen bleiben müsse, und so war auch das abgemacht.

Es giebt Charaktere, die es in gewissen Fällen unter ihrer Würde halten, einem Anderen zu opponiren. Moritz war ein solcher Charakter und der Befehl des Vaters war ein solcher Fall. Ersterer wußte, daß er in diesem Geschäft wirklich nichts profitiren könne und daß er jedenfalls ein sehr unnützes Leben hier führen werde; ein weiteres Widerstreben seinerseits aber hätte den Vater auf den Gedanken bringen können, daß er sich nur scheue, überhaupt etwas Unangenehmes zu erdulden und daß sein Widerwille eine Folge gewisser Kleinmüthigkeit sei. Darum schwieg er, selbst gegen seine bessere Ueberzeugung, und blieb nun auf dem oktroyirten Posten, in der Meinung, daß die nutzlos vergeudeten drei Jahre seines Lebens doch nur das Schuldbuch seines Vaters belasten könnten: ein Grundsatz, der an den berühmten Ausspruch jenes Jungen erinnert: „Es ist meinem Vater schon recht, wenn ich die Hände erfriere, warum kauft er mir keine Handschuhe!"

Naturen, wie die unsers Moritz, wissen sich überall zurecht zu finden und auch den mißlichsten Verhältnissen irgend eine Seite abzugewinnen, die ein gewisses Interesse als Entschädigung bietet. Bei seinem Widerwillen gegen die angewiesene Stellung wäre es ihm ein Leichtes gewesen, möglichst bald den Akt der Fortjagung herbeizuführen; das war ihm jedoch zu ehrenrührig, zu ordinär. Dagegen sah er nicht den mindesten Grund, weshalb er unter solchen Umständen zeitweisen Lieblingsneigungen Zwang anthun solle. Diese „Lieblingsneigungen" waren bei ihm nicht so stereotyp, wie etwa sogenannte Steckenpferde anderer Menschen, sondern richteten sich ganz nach den Eingebungen der Zeit. Hier z. B. war es der erste Gedanke, den er mit vieler Leidenschaft ergriff und rasch zur „Lieblingsneigung" ausbildete: den jungen Commis nach Kräften zu ärgern, und zwar so lange, bis dieser ein höflicheres Betragen gegen ihn annähme.

Zum Unglück für Pole fand Moritz sehr bald heraus, daß er Jenem in den nothwendigsten Comptoir-Wissenschaften, wie Buchführung und Correspondenz, stark überlegen sei, und die schwache Anwandlung von Respekt war nun vollends dahin.

Pole wählte, wie es in solchen Fällen immer geschieht, das verfängliche Mittel, seine Schwäche hinter brutaler Aufgeblasenheit zu verbergen, und war seinem Geschick daher unabwendbar verfallen.

Der junge Herr hatte ebenfalls bald erkannt, daß Moritz in seinen Comptoir-Kenntnissen Herrn Pole weit überlegen sei, und freute sich im Stillen über die vortheilhafte Verwendbarkeit des Burschen. Er sah ihm in Folge dessen gern Manches nach, oder vielmehr sah gar nicht, was zwischen diesem und Pole vorging.

Letzterer fand sich fortan ungefähr in der Lage eines Menschen, dem ein böser Dämon in's Haus gerückt ist. Allerlei kleine Tücken und Ränke, gegen die er nicht aufkommen konnte, bildeten die Tagesordnung. Entweder waren es Fragen über geschäftliche Angelegenheiten, zu deren Beantwortung er wegen Unkenntniß nicht fähig war, oder „unausgesprochene Bemerkungen", die durch irgend ein höhnendes „Hm!", in Verbindung mit einem entsprechenden Gesichtsausdruck, beißende Kritik übten, wenn sich Pole in Comptoirsachen nicht gleich zu helfen wußte oder sonst Etwas ungeschickt angefangen hatte, abgesehen von all' den Zwischenfällen im Laden-

Digitized by Google

leben, die sich während der ersten fünf oder sechs Monate seit Moritzens Eintritt wie eine ununterbrochene Kette von Distelköpfen an einander reihten.

Der junge Commis war zu schwach, um das hindern zu können, und zu eingebildet, um den Teufelsjungen sich zum Freunde zu machen. Dabei war er außer Stande, eigentlich Klage gegen ihn zu erheben, weil alle die tausend und abertausend Fälle so angelegt waren, daß sie nicht Halt zu einer Anklage boten, und der Kläger bei allem Schmerz sich noch lächerlich gemacht haben würde. Seine einzige und unglücklichste Revanche war: dem der Stellung nach untergordneten Gegner Alles in möglichst barschem, gebieterischem Tone zuzuherrschen.

Wir haben bisher vermieden, die angedeutete Situation durch Beispiele zu belegen und fügen nur schließlich einige an, durch welche das Verhältniß endlich zum Bruche kam.

An einem Sonntage, an welchem Moritz und sein Lehrkollege die „Schur", der Commis aber seinen freien Ausgehetag hatte, rief Letzterer von seinem Zimmerchen aus nach dem Comptoir hinunter, daß Moritz sofort zu ihm herauf kommen solle.

Der Gerufene leistete mit einer fast unheimlichen Eile augenblicklich Folge.

Als er oben angekommen, warf ihm Jener von der Thür aus ein Paar Stiefel entgegen, mit der Aufforderung, dieselben zu reinigen und ihm vorher ein Glas Wasser zu bringen.

Moritz entgegnete, er wolle dem Markthelfer davon sagen, daß es hier Stiefel zu wichsen gebe, der dann wohl auch den Wasserauftrag mit übernehmen werde.

Mit rothglühendem Gesicht rief Pole, er verlange es jetzt gerade von ihm und nicht vom Markthelfer.

„Es kommt mir nicht darauf an, einmal Stiefel zu putzen", erwiderte Moritz, „aber befehlen, von Ihnen befehlen lasse ich mir's nicht!"

Pole kündigte als weiteres Zugmittel ein paar Ohrfeigen an, was er bisher in Rücksicht auf die bedenkliche Muskelkraft des Gegners noch nie gethan.

Moritz erklärte sich zu Empfangnahme der Ohrfeigen bereit und sicherte auch sofortige Umwechslung derselben zu.

Jetzt folgte eine Szene, die viel schneller ausgeführt war, als sie zu beschreiben möglich wäre. Pole verabreichte die Ohrfeigen wirklich, oder wenigstens eine derselben, denn ehe er zur zweiten Zeit gewann, hatte er die erste bereits zurück empfangen und fühlte sich zugleich so fest von dem kräftigen Lehrlinge gefaßt, daß er ins Wanken, dabei aber der Treppe zu nahe kam und aufenthaltslos dieselbe hinunter donnerte.

Aufgeschreckt durch das Geräusch, trat ihm unten die Prinzipalin entgegen. Pole scheute sich, seine Niederlage einzugestehen; er entschuldigte sich stotternd, während Moritz, die Treppe herabkommend, mit Theilnahme hinzufügte: „Es liegt oben Sand auf den Stufen, und da ist Herr Pole ausgerutscht."

„Ich werde gleich das Mädchen hinauf schicken", sagte die Frau Prinzipalin, „damit der Sand fortgeschafft wird!"

„O bitte, Madame Scheller!" wandte Pole ein, mit einem vernichtenden Blicke nach Moritz; „bitte, lassen Sie das nur! Ich werde mich ein ander Mal schon in Acht nehmen."

Digitized by Google

„Ach ja, Herr Pole wird sich ein ander Mal schon in Acht nehmen," bemerkte Moritz in dem frühern theilnehmenden Tone und wünschte, indem er nach dem Laden hinunter ging, dem vor Wuth fast erstickenden Pole viel Vergnügen für den Nachmittag.

Eine Stunde später ging der Commis, ohne für heute weitere Rache nehmen zu können, aus dem Hause. —

Am folgenden Tage hatte Moritz den Laden zum größten Theil allein zu besorgen. Der andere Lehrling war in einem an den Hof stoßenden kleinen Gewölbe beschäftigt, dem jungen Herrn den damals „viel gefragten" Doppel-Pomeranzen fabriziren zu helfen, und Pole arbeitete im Comptoir. Im Laden war eben sehr „stilles Geschäft" und Moritz einen Augenblick nach dem Hofe hinter gegangen, um dort das göttliche Aroma des Doppel-Pomeranzen zu athmen.

Eben im Begriff nach dem Laden zurück zu gehen, hörte er von dorther ein kräftiges „Hollah!" erschallen.

Mit zwei beschleunigten Sätzen war er zur Stelle und fand hier einen Bauersmann, der für einen Sechser sein Gelüst nach Kümmel zu befriedigen strebte und sich, als er keine Bedienung gesehen, durch das allzeit wirksame „Hollah!" zu helfen suchte.

Moritz wollte eben nach der Flasche greifen, als Pole vom Comptoir her auf ihn zustürzte und ihm als Strafmaß für sein „Weglaufen" eine so kolossale Ohrfeige applizirte, daß der Getroffene um einige Schritte vom Standpunkte der Empfängniß hinwegwankte und dann zu Boden fiel.

Die Genugthuung der Pole'schen Reminiszenz war indeß nur von kurzer Dauer, denn der Geschlagene hielt in solchen Fällen vor Allem auf Gegenseitigkeit. Wie von einem Wirbel erfaßt, sprang er vom Boden auf und rannte mit dem Kopfe in solcher Vehemenz gegen Pole, daß dieser rücklings zur Ladenthür hinausflog und dort seine Niederlage auf dem Straßenpflaster fand.

Beim Umdrehen bemerkte Moritz auf einen Blick das Gesicht des jungen Herrn, wie dasselbe durch ein Fensterchen vom Hausflur nach dem Laden hereinsah; flugs wandte er sich von Neuem nach der Kümmelflasche, um den sprachlos dreinschauenden Bauer zu befriedigen, der eben nach seinem Sechser griff und sich ohne Kümmel entfernen wollte, weil ihm solcher Umgang mit Menschen wohl selbst über seine ländlichen Gewohnheiten ging.

Moritz merkte dies und sagte, ihm das gefüllte Glas vorsetzend: „Bleiben Sie nur da! Das ist einfache Privatsache. Wir Beiden erklären uns zuweilen etwas."

Der Landmann erlangte indeß das Sprachvermögen nicht wieder, trank das Glas mit einem Zuge leer, gab seinen Sechser und verließ, sich noch einmal scheu umblickend, den Laden.

Pole hatte sich währenddem gleichfalls schweigend von der Straße aufgerafft und war ohne Verzug nach seinem Zimmer hinauf gegangen.

Bald nachher ward Moritz zu Tische gerufen, während sein Kollege, wie dies stets abwechselnd geschah, den Laden besorgte.

„Wo ist Herr Pole?" fragte der junge Herr.

„Ich weiß es nicht."

„Ruf' ihn zu Tische!"

Digitized by Google

Moritz that, wie ihm geheißen, ging nach dem eine Treppe höher gelegenen Zimmer des Commis und rief, als sei nichts vorgefallen, zur Thür hinein: „Herr Pole, Sie möchten zu Tisch kommen!“

Der Genannte antwortete nicht. Er lag auf dem Bett und weinte.

„Hast Du's ihm gesagt?“ fragte unten der junge Herr.

„Ja.“

„Und wo ist Herr Pole?“

„In seinem Zimmer.“

„Was macht er dort?“

„Er heult.“

„Warum?“

„Das weiß ich nicht.“

„So will ich ihn selbst fragen.“

Nach diesen Worten ging der junge Herr hinauf und Moritz verzehrte indessen die vorgesetzte Suppe.

Er war eben fertig, als Jener zurückkam und ihn mit Vorwürfen wegen seines Benehmens gegen den Commis überschütten wollte.

„Sie haben's ja vom Hausfenster aus selbst mit angesehen“, unterbrach ihn Moritz trotzig, „warum haben Sie's dann nicht gleich gesagt, wenn's Ihnen als unrecht erschien! Ich lasse mir von diesem Menschen nun einmal nichts gefallen. Schreiben Sie's meinem Vater, wenn's Ihnen nicht recht ist, damit er mich von hier weg nimmt.“

Es erfolgte keine weitere Antwort, und der Bursche ging, nachdem er gegessen, wieder in's Geschäft.

Das Resultat einer Berathung, welche der junge Herr mit seiner Mutter über diese Frage gehalten, war, daß Moritz im Hause blieb und Pole entlassen wurde. — Man kalkulirte dabei so: Letzterer erhielt das ungeheure Salär von jährlich fünfzig Thalern, jener aber bekam gar nichts und zahlte noch fünfzig Thaler Lehrgeld pro Jahr; das war ein Unterschied von hundert Thalern, während auch noch die bessere und brauchbarere Arbeitskraft auf Moritzens Wagschale lag.

„Auf seinen eignen Wunsch“ verließ der Besiegte schon nach wenigen Tagen das Haus und hatte bald ein anderes Engagement gefunden.

Ihr Gutes hatten die letzten Erfahrungen doch auch für ihn gehabt; die zweite Lehre, die er unter Moritzens liebendem Einfluß durchgemacht, nützte ihm für seine künftige Stellung fast mehr als die erste: er war bescheidener geworden und suchte das, was an reellen Kenntnissen ihm fehlte, durch nachholenden Fleiß sich zu erwerben.

Wir haben unsern Mann bisher von einer Seite kennen gelernt, welche er dem dünkelhaften Commis zugewandt; betrachten wir ihn nun von einer andern, wie er sie den musterhaft ökonomischen Eigenschaften der Frau Prinzipalin zukehrte.

Der Sinn für Sparsamkeit hatte in manchen Dingen schon von jeher bei Madame Scheller eine außerordentlich energische Richtung angenommen. Unter dem Einfluß dieses Sinnes stand besonders das Frühstück der Lehrlinge.

Nach eigner Erklärung hatte sie in diesem Falle weniger das Prinzip der Sparsamkeit als das der mütterlichen Sorgfalt im Auge.

Digitized by Google

„Junge Leute dürfen nicht zu viel essen, sonst bekommen sie dicke Knöchel.“ — Gewöhnlich wendet man dies nur auf Kinder an, sie war aber vorsichtig und schob das goldene Sanitätsgesetz etwas weiter in's Leben. Zudem wußte sie aus eigner Anschauung, daß die Hände junger Kaufleute ohnehin oft die üblichen Schönheitslinien überschreiten und wollte nun wenigstens nicht noch ihrerseits den Anlaß zu einer Knochenverstärkung geben. Dazu war sie zu gewissenhaft.

Moritz hatte bald nach seinem Antritt den Durchmesser der Frühstücksbemmen als ungenügend erkannt, und das Studium, wie dem kubischen Inhalte derselben aufzuhelfen sei, bildete von den ersten Wochen an eine zweite „Lieblingsneigung“ bei ihm.

Von seinem Kollegen, der damals schon seit zwei Jahren im Geschäft stand, hörte er im Vertrauen stiller Nächte so manch anderen Zug aus vergangener Zeit, welcher der Wirthschaftlichkeit der Frau Prinzipalin alle Ehre machte. So z. B. hatte jener in den ersten Wochen seiner eignen Lehre einmal das Unglück gehabt, rückwärts in eine frisch aufgeschlagene offene Honigtonne zu fallen. Madame Scheller war außer sich gewesen darüber, hatte sich aber auf sinnige Weise zu helfen gewußt. Der Verunglückte ward vorsichtig auf eine Wage gebracht, und nachdem so das Bruttogewicht ermittelt und hierauf der massenhaft anklebende Honig von den Kleidern entfernt worden war, wurde der Junge zur Feststellung des Nettogewichts auf's Neue gewogen und die Tara ihm dann zur Last geschrieben.

Der Sohn war während dieses Ereignisses verreist gewesen und hätte viel darum gegeben, wenn dieses Geschäfts-Manöver ungeschehen zu machen gewesen wäre, von dem ihm lange nachher noch oft mit Bewunderung in Gesellschaft erzählt wurde.

Unter Moritzens Leitung wurden fortan auch dem Kollegen, mit dem er, als dem „Genossen gleicher Rechte“, bald auf vertrautem Fuße lebte, mancherlei kleine Errungenschaften zu Theil.

So durften die Lehrlinge, der Feuergefährlichkeit halber, wie Madame Scheller sagte, Abends in ihrer Kammer keine Lampe brennen.

Folgsam, wie Moritz von Haus aus war, fiel es ihm auch nicht ein, die verbotene Lampe anzuzünden; im Geschäft aber gab es Wachskerzen, auf die sich das Verbot nicht erstreckte, und so waren bald die geeigneten Einrichtungen getroffen, die Lehrlingskammer durch Wachslicht beleuchten zu können.

Um die Prinzipalin wegen der Feuersgefahr nicht unnütz zu ängstigen, fand sich eine auf starke Pappe aufgezogene große Landkarte, die genau in das Fenster der Kammer paßte und den Lichtschein in seine gesetzlichen Grenzen verwies.

Beim Scheine des Wachses las man hier, zum Studium höherer linguistischer Wissenschaft, Nordhäuser Ritter- und Geisterromane in der Ursprache, bereitete durch Hülfe einer alten Kaffeemaschine ein Glas Grog dazu und suchte sich überhaupt durch Probiren auch verschiedener anderer Waaren dem Geschäft nützlich zu machen und nebenbei die eigene Waarenkenntniß zu bereichern.

Dies Alles war unseres Moritz geniale Erfindung; der Kollege hatte trotz manchfachem Bedürfniß nie daran gedacht, fühlte sich aber bei der neuen Einrichtung höchst behaglich. Moritz selbst würde sie ebenfalls nicht getroffen haben, wenn ihm das Volumen der Frühstückschnitte nicht den Anstoß dazu gegeben. Er sah sich durch solche Einrichtung in seinen Magenrechten gekränkt und handelte nun nach dem alten Grundsatze: „Der Mensch darf sich nichts gefallen lassen!“

Digitized by Google

Während der ersten beiden Monate gab es regelmäßig sogenannte Butterbemmen zum Frühstück. Sie bestanden aus einem dünnen Brodschnitt mit leisem Anflug einer Butter-Ahnung auf der oberen Seite.

Die Butter war damals zwar sehr billig; Madame Scheller aber, vorsichtig wie immer, reflektirte, daß durch zu unsinnigen Verbrauch derselben die Preise nothwendig steigen müßten.

Dies währte bis zu Michaelis, dann trat eine „neue Aera" ein.

Nebst manch anderen Gaben hatte jener Herbst der Menschheit auch einen fast überschwenglichen Pflaumensegen gebracht. Hunderttausende von Scheffeln wurden gebacken und gedörrt, andere Hunderttausende zu Mus verarbeitet.

Auch an das Herz der Madame Scheller war dieser Mahnruf der Natur gedrungen. Pflaumenmus kam unter allen Umständen nicht so hoch als die billigste Butter, und es ließ sich dadurch die Lehrlingsfütterung also um Vieles weniger kostspielig herstellen. Das Sieden begann, und wurde so lange fortgesetzt, als noch ein nur halbweg taugliches Gefäß zur Aufnahme des Fabrikats in der Wirthschaft aufzutreiben war.

Jetzt trat, und zwar gleich nach Füllung des ersten Topfes, das Pflaumenmus in die Rechte der Butter. Während der ersten Tage war der Ueberzug leidlich dick und der Geschmack überhaupt etwas Neues, so daß die Lehrlinge sich gedrungen fühlten, im Geiste die Pflaumenmus-Aera zu segnen. Bald aber entwickelte auch hier sich ein Reduzirungssystem, das den entschiedensten Einfluß auf die Mächtigkeit der braunen Decke übte. Und als nach ungefähr vierzehn Tagen der erste Topf seinen Ausgang gezeigt, ward Madame Scheller von förmlicher Angst vor dem Ende aller Dinge überfallen. Mit Schrecken erkannte sie, daß ein Jahr gewaltig lang, ein Topf Pflaumenmus dagegen unter täglichem und wenn auch behutsamstem Gebrauch noch lange nicht von ewiger Dauer sei.

Die Lehrlingszungen aber hatten sich nach einigen Wochen so sehr des neuen Geschmacks überwöhnt, daß sie gleich den Kindern Israel ausriefen: „Uns ekelt vor dieser Speise!"

Die Hülfe blieb jedoch nicht aus. Man fand Mittel, die Musbemmen zu beseitigen und sich einfach trockenes Brod zu verschaffen, und sowie früher zum Verdecken der Butter Schweizerkäse, Sardellen und Aehnliches verwendet worden war, mußten jetzt dieselben Surrogate zum Brodbelag dienen.

Einen völlig unerwarteten Zuwächs für den Frühstück-Speisezettel lieferte die Prinzipalin, wenn auch nicht mit Absicht, noch dadurch, daß sie eine Anzahl Speckseiten und Schinken in einem dämmernden Raume des Ladens aufhängen ließ, der zum Aufbewahren der für den Verkauf bestimmten Cervelatwürste diente.

Der Speck und rohe Schinken mundete vortrefflich und erhielt sich lange Zeit auf dem Programm.

In Madame Scheller stieg zwar hin und wieder ein Bedenken auf, wenn die leere Schwarte einer angeschnittenen Speckseite sich schneller verlängerte, als sie berechnet hatte; um aber Niemandem Unrecht zu thun, bezeichnete sie fortan die Schnittfläche durch drei Kreuze.

Moritz wurde die Hieroglyphen sofort gewahr und schnitt sie, nachdem er den gewöhnten Streifen entnommen, stets mit möglichster Treue nach, wobei es ja doch

Digitized by Google

nicht, wie etwa bei einem falschen Kassenscheine, auf die Linie ankam. Indeß ward ihm die Sache doch langweilig und er entnahm später den Bedarf immer gleich auf mehrere Tage. Die drei Kreuze machten deshalb nicht größere Mühe.

Eines Tages gelang es ihm auf ziemlich drastische Weise der Frau Prinzipalin das ewige Frühstücks-Einerlei abzugewöhnen.

In vielen Handlungen war es damals noch gebräuchlich, die zum Verkauf nöthige Tafelchokolade selbst zu fabriziren. Wer jemals diese Handarbeit verrichtet hat, wird sich der Annehmlichkeiten derselben erinnern. Große Fabriken wie heut gab es in diesem Zweige noch nicht und so blieb nichts Anderes übrig, als sich der ermüdenden, anstrengenden Beschäftigung von Zeit zu Zeit zu unterziehen.

Moritz hatte wiederholt dabei geholfen und Stunden lang am heißen Kessel gestanden, um mittelst einer großen Keule die Masse fein zu reiben. In der Regel wurde früh fünf Uhr damit begonnen, um Nachts darauf fertig zu sein.

Auch diesmal war Moritz vor Tagesanbruch zu diesem Zwecke geweckt worden und hatte, weil der nur zeitweis in der Handlung beschäftigte Markthelfer an jenem Tage erst Vormittag neun Uhr kommen konnte, Feuer angemacht, und die „Rührung" eingeleitet. Nachdem dies geschehen, war der junge Herr wieder schlafen gegangen, und Moritz löschte nun auch das Kesselfeuer wieder aus, um gleichfalls noch eine Stunde zu ruhen. Gegen sieben Uhr brachte er die Arbeit aufs Neue in Stand und setzte sie von da ab rüstig fort, weil die Masse des Anbrennens halber keine Pause gestattete.

Trotzdem war ihm bis neun Uhr weder Kaffee noch sonstiges Frühstück gereicht worden. Heute wäre ihm der erstere erwünscht gewesen, wenn ihn auch für gewöhnlich nicht besonders darnach verlangte. Das einzige Reelle an dem Lehrlingskaffee der Frau Scheller war die Hitze. Heiß genug war er stets, sonst aber hatten seine Ingredienzien vom Safte des Kaffeebaums sich niemals genährt, während er in Farbe und Gehalt dem berühmten sächsischen „Blümchens-" oder „Freundschaftskaffee" glich; bekanntlich so genannt, weil jede auf dem Boden der Tasse angebrachte Dekoration oder Devise hell und ohne Anstrengung hindurch scheint.

Erwähnt muß hier noch werden, daß zur Schonung der Wachstuchdecke des Tisches stets ein Stück mit grünem Papier überzogener Pappe unter die heiße Kanne gelegt wurde. Dasselbe Pappstück hatte außerdem noch andere Berufszweige, indem es beim Schlagen und Packen des Zuckers ohne Wissen der Prinzipalin als Fliegenklatsche gegen die zudringlichen kleinen Näscher und beim Frühstück dann von ihr als Präsentirteller der Lehrlingsbemmen gebraucht wurde.

Um neun Uhr brachte Madame Scheller dem längst im Stillen erzürnten Moritz das Frühstück heute eigenhändig an den Chokoladenkessel und sagte, indem sie ihm das vielseitig benutzte Pappstück mit den Pflaumenmusbemmen darreichte, freundlichen Gesichts, daß sie es ihm, weil er heute so fleißig gearbeitet, auch reichlicher gestrichen habe.

Moritz fühlte sich im Innersten vernichtet, als er auch heute nur die alte Speise und das widerliche Service erkannte. Zunächst warf er dasselbe nebst Auflage vor der Prinzipalin nieder und rief dann, daß er bei solcher Arbeit und nach solchem Warten endlich etwas Anderes verlange und auch die Unsläthere mit dem Pappdeckel, der zur Fliegenklatsche und allem Möglichen gebraucht werde, satt habe.

Digitized by Google

Madame Scheller war einer Ohnmacht nahe. Als sie sich vom ersten Schrecken erholt, eilte sie scheltend in den Laden und erzählte das Vorgefallene dem im Comptoir anwesenden Sohne. Durch die offen gebliebene Thür vernahm Moritz nur so viel, daß der Sohn erwiderte, er könne es den Jungen nicht verdenken, wenn sie das ewige Mus nicht mehr möchten, er würde es selbst nicht essen.

Nach einiger Zeit kam die Prinzipalin abermals zu Moritz. Auf fein gemaltem Meißner Teller brachte sie jetzt einige Sardellensemmeln nebst einem Glas Wein und fragte, ob ihm das Frühstück so vielleicht recht sei.

„Ja wohl", entgegnete Moritz, „so ist es ganz gut; der Teller braucht jedoch nur aus Steingut und nicht aus Meißner Porzellan zu bestehen; auch dürfen Sie sich nicht geniren, wenn Sie zuweilen eine Sardellensemmel mehr auflegen, oder einmal mit Kalbsbraten abwechseln wollen."

Die weitere Folge war, daß trotz aller Ungebühr des Benehmens fortan Abwechslung in die Frühstücksgaben kam und auch die Portionen nicht mehr jene Besorgniß vor „dicken Knöcheln" zur Schau trugen. Man verzieh dem Burschen theils aus alter Freundschaft für dessen Vater, theils seiner eigenen Brauchbarkeit halber, hauptsächlich aber, weil man sich gewissermaßen vor ihm fürchtete. —

Der Raum, der im Weltall wohl als unendlich gilt, im „Magazin für Kaufleute" dagegen sehr bestimmt begrenzt und abgemessen ist, gebietet uns, hier zu schließen, obgleich wir die Blumenlese vom „Dornenstrauch" Moritz noch um Vieles weiter entfalten könnten. Wir sehen ihn ja im nächsten Kapitel wieder, und dürfen vielleicht annehmen, daß sich im bisher Gesagten schon der Geist der Verneinung charakterisirt und sich herausgestellt habe, daß Moritz, wenn auch nicht zu den Revolutionären, doch mindestens zur entschiedensten Fortschrittspartei gehöre.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Miszellen aus der Kaufmannswelt in Nah und Fern.

Der Handel der Kimbunda-Völker.

Die Kimbunda-Völker im Südwesten Afrika's kennen kein gemünztes Geld; statt dessen bedienen sie sich der europäischen Erzeugnisse als da sind: Zeuge, Branntwein, Flinten, Schießpulver, verschiedene Porzellan- und Glasperlen u. s. w., und einiger einheimischen Produkte, als: der Mabala (große Gewebe), Hacken, feiner Matten und des Salzes. Eigentlich haben sie blos ein Maß, womit sie alle Waaren, selbst die Flüssigkeit messen, oder vielmehr sie bestimmen den Preis aller Waaren mit einem diesem Maße entsprechenden Werthe. Dieses Maß bezieht sich blos auf die Länge; seine Theile sind: das Nandu, das Bekka und das Kirana. Das Nandu ist ungefähr so viel wie eine Elle, zwei Nandu machen ein Bekka aus und vier Bekka ein Kirana. Das Nandu wird auch noch in $^1/_4$, $^2/_4$ und $^3/_4$ Nandu abgetheilt.

Weil nun aber der Preis der europäischen Erzeugnisse nicht nur von der Länge oder Quantität, sondern auch von der Qualität abhängt, so ist es zum bessern Verständniß der Sache nöthig, die bei den südafrikanischen Völkern des Innern am meisten vorkommenden Kaufartikel aufzuzählen und ihren verschiedenen Preis dem angegebenen Maße gemäß zu bestimmen, so wie auch den Preis der theilbaren oder untheilbaren Gegenstände, die keine Zeuge sind, im Verhältniß zu den Zeugen festzusetzen.

Folgendes sind die für den Binnenhandel in Südafrika geeignetsten Zeuge:

In portugiesischer Sprache.	In der Sprache der Eingebornen.
Baeta.	Baeta.
Panno da Costa.	Lumbongo.
Pietado.	Pietado.
Chita.	Chita.
Zuarte.	Noroti.

Diese sind werthvollere und feinere Stoffe und werden von den Eingebornen mit der gemeinschaftlichen Benennung Kitakava bezeichnet.

Lanços.	Balessu.
Garraz.	Bindscha.

Vielerlei Facenda da ley, nämlich:

Kaluko.	Kaluko.
Koromandel.	Ovátua.
Tufulim.	Otyipoke oder Kissondi.
Mabala.	Mabala.

Diese werden von den Eingebornen gemeinschaftlich Viera genannt.

Andere Zeuge, wie z. B. feine französische Sacktücher, Shawls, Tücher, gut gearbeitete Schmucksachen von Metall und Glas dienen in den entfernten Ländern des Innern blos zu Geschenken für die Fürsten und haben im Handel keinen Absatz, da die rohen Völker dieselben nicht zu schätzen wissen und wegen des hohen Preises nicht kaufen. Der Preis der Baeta- und Lumbongo-Zeuge ist um hundert Prozent höher als der der Zuarte-, Pietado- und Chita-Zeuge. Zwei Bekka Baeta oder Lumbongo kommen gleich einem ganzen Kirana von den letztern Stoffen. Der Preis dieser Zeuge ist nun wieder um hundert Prozent höher als der der Lanços, Garraz und Fazenda da ley-Zeuge, und ein Bekka von jenen kostet so viel als zwei Bekka von diesem. Die feinern, hier nicht erwähnten Gewebe

Digitized by Google

kommen wenig und selten in den Handel und der Werth derselben läßt sich leicht nach dem Preis der gewöhnlichen Stoffe bestimmen. Aus dem Gesagten geht nun hervor, daß der Kaufmann unter diesen Völkern, die immer eine größere Quantität Zeuge für ihre Produkte fordern, besonders darauf bedacht sein müsse, daß er je weniger Kitakava-Zeuge zu geben gezwungen sei. Hier zu Lande wird auch nicht so sehr über das Maß der Zeuge, als vielmehr über die Qualität und Benennung derselben gefeilscht.

Der Branntwein wird nach Flaschen (Ongalaffa) berechnet; acht Ladungen werden auf eine Elle Viera-Zeug gerechnet. Bei größern Einkäufen bedient man sich eines gewissen Maßes, welches 30—50 Ladungen faßt.

Eine Flinte entspricht vier Karana, von welchen die Hälfte Kitakava-, die andere Hälfte Viera-Zeuge sind. Fünf Feuersteine werden auf ein Nandu Viera-Zeug gerechnet, und zehn Bogen Papier auf eben so viel.

Die Perlen werden in größeren oder kleineren Schnüren verkauft und eine Schnur wird je nach der Qualität für ein Nandu bis zu einem Kirana von Kitakava oder Viera-Zeugen gegeben. Von den Kauri- oder Busir-Muscheln werden je nach der Entfernung vom Gestade 25—50 Stück auf ein Nandu von Viera- oder Kitakava-Zeugen gerechnet.

Von den langen Messern mit weißem Beingriff wird das Stück auf vier Bekka oder ein Kirana, ein Messer mit hölzernem Griff aber gewöhnlich auf ein Nandu Viera-Zeug geschätzt.

Von den kupfernen Klingeln werden die größern, die im Durchmesser etwa 3 Zoll haben, für drei Karana Viera-, ja oft für eben so viel Kitakava-Zeuge verkauft, die Schelle aber kostet ein Bekka Viera-Zeug.

Von den Gläsern werden die ordinären für zwei Bekka Viera-Zeuge verkauft, während diejenigen, die mit vergoldeten Blumen geziert sind, oft mehrere Kirana kosten.

Der Preis des Salzes ist nach Umständen sehr verschieden, je nachdem nämlich das Land in größerer oder geringerer Entfernung von den Salzgruben ist. In Bisé entspricht das Pfund Salz gewöhnlich dem Werthe von einem Nandu Viera-Zeug, was etwa 18 Kr. C.-M. beträgt. Aber in den Zambuella-Ländern können wir das Pfund Salz leicht auf 2 Gulden C.-M. schätzen, wenn wir nämlich die Quantität Wachs oder Elfenbein, die für ein Pfund Salz eingetauscht werden kann, nach unserm Gelde berechnen. Das Salz wird nach den entfernteren Ländern in Taschen von Baumrinde transportirt; eine solche Tasche umfaßt 1—5 Pfund.

Der Binnenhandel der Kimbunda-Völker ist im Vergleich mit ihrem auswärtigen Handel sehr gering; die Gegenstände desselben sind: Sklaven, Rindvieh, Schafe, inländische Hacken. Elfenbein und Nashorn-Hörner giebt es nicht in den Kimbunda-Ländern, auch Wachs giebt es wenig; was die Einwohner also von diesen Artikeln nach den europäischen Faktoreien bringen, das tauschen sie im Auslande ein.

Der Preis der Sklaven ist gegenwärtig sehr gering; seitdem ihre Verschiffung gehindert wird, ist der Preis derselben bis auf ein Drittel herabgesunken. Einen erwachsenen jungen Sklaven oder eine junge Sklavin kann man für 35—40 Ellen verschiedener europäischer Zeuge kaufen. Ein tüchtiger Ochse kostet fast eben so viel, nur daß für den Ochsen gewöhnlich nur Viera-Zeuge gegeben werden. Der Preis einer Ziege ist doppelt so groß als der eines Schafes, weil die Ziege zum Opfer gebraucht wird, das Schaf aber nicht. Oft giebt man für eine Ziege ein ganzes Kirana, zur Hälfte Kitakava- und zur Hälfte Viera-Zeuge. Das übrige Vieh, Schweine und Hühner sind sehr billig.

Die bei diesen Völkern gebräuchliche Hacke ist oval und konkav, handbreit und eine Spanne lang. In den Eisenwerken von Omballe werden sehr viele solcher Hacken gemacht, und von dort ins Ausland ausgeführt. Zehn Stück werden in ein Pack zusammen gebunden und ein solches Pack wird zu drei Bekka Viera-Zeuge berechnet; aber die entfernteren Völker geben dafür auch sechsmal so viel.

Der auswärtige Handel ist viel bedeutender als der inländische. Die Kimbunda treiben ohne Zweifel den ausgebreitetsten Handel in Süd-Afrika; ihre Karawanen gehen von den westlichen Küsten bis in die Nähe des Indischen Oceans, ja sogar manchmal bis an die östlichen Gestade, von Norden nach Süden aber dringen sie, von dem Moropu-

Digitized by Google

Reiche angefangen, innerhalb zwanzig Breitegraden bis zu den Mucimba-Wüsten, mit europäischen Waaren beladen oder Elephanten jagend. Ich brauche es nicht zu sagen, daß so große Reisen nur von zahlreichen Karawanen ausgeführt werden können.

Die vorzüglichsten Gegenstände des auswärtigen Handels der Kimbunda sind jetzt, da der Sklavenhandel abgeschafft ist, folgende: Elfenbein, Rhinocerushörner und Wachs. Diese Artikel tauschen sie von den Völkern des Innern für europäische Waaren ein, und zwar das Wachs direkt und nur für europäische Waaren, das Elfenbein und die Rhinocerushörner theils für europäische Erzeugnisse, theils für Sklaven oder Rinder, je nach den verschiedenen Bedürfnissen der betreffenden Völker. Denn es giebt Völker, die keine europäischen Erzeugnisse benützen, weder zur Bekleidung noch zu andern Bedürfnissen; von solchen Völkern können sie also das Elfenbein und die Rhinocerushörner blos für Sklaven oder Rinder eintauschen.

(Ladislas Magyar, Reisen in Südafrika 1849—1857.)

Der Kaffee auf Java.

Der Kaffee wird, wie er vom Baume kommt, in Wasserbehältnisse geschüttet und so lange darinnen gelassen, bis die Schale oder Kapsel, in welcher die Bohnen sitzen, so weich ist, daß man sie leicht mit den Händen zerdrücken kann. In diesem Zustande schafft man ihn auf lange Bretterkisten, deren obere Theile mit kleinen Löchern versehen sind, durch welche die Bohnen gerade durchfallen können. Hier wird er so lange mit den Händen gedrückt, gewendet und verarbeitet, bis sich die Bohnen gänzlich aus den Kapseln gelöst haben. Die Bohnen kommen hierauf auf die Trockenplätze und von da in eine große Maschine (die Mühle), wo sie von den sie umgebenden feinen Häutchen befreit werden. Nun erst sondert man die guten Bohnen von den minder guten ab und verpackt sie endlich. In Brasilien wird der Kaffee nicht in Wasser erweicht, sondern gleich wie er von den Bäumen kömmt, an der Sonne getrocknet, dann leicht gestampft, wodurch sich die Kapsel zu gleicher Zeit mit dem Häutchen von der Bohne löst, hierauf ausgesucht, auf Kupferplatten über leichter Feuerhitze getrocknet und verpackt.

Die Kaffeemühle zu Lembang ist die größte auf Java; sie soll jährlich gegen 25,000 Pikul reinen Kaffee liefern. Der Kaffee ist gleich dem Thee, Zucker u. s. w. Monopol der Regierung, nur die Residentschaft Batavia ist hiervon ausgenommen; da kann Jedermann nicht nur Kaffee, sondern alles bauen, was ihm beliebt, und verkaufen an wen er will. In den übrigen Residenzschaften bebaut die Regierung die ihr angehörigen Ländereien entweder selbst mit Zucker, Kaffee, Thee, oder sie verpachtet sie mit der Bedingung, diese Artikel zu kultiviren und zu festgesetzten Preisen an sie abzuliefern. Den Kaffeebaum baut sie jedoch vorzugsweise selbst an. In Gegenden, die zum Kaffeebau geeignet sind, muß von den im Umkreise wohnenden Hüttenbesitzern oder Bauern jeder 300 Bäume pflanzen und stets in voller Zahl erhalten. In den ersten drei Jahren bringt der Baum nichts, und der Bauer erhält auch keine Entschädigung für seine Arbeit. In den folgenden Jahren bekommt er per Pikul, wie er den Kaffee in der Kapsel nach der Mühle liefert, achtzig bis hundert Deut. Der Inhaber der Kaffeemühle wird für die Bearbeitung ebenfalls von der Regierung bezahlt; er erhält für jeden Pikul reinen Kaffee zwei Kupfergulden, wobei er, gleich dem Theepflanzer, hundert Prozent gewinnen soll. Man rechnet auf einen Pikul reinen Kaffee sechs Pikul in Kapseln. In Gegenden, wo es keine Kaffeemühlen giebt und der Bauer selbst den Kaffee reinigen muß, bezahlt ihm die Regierung per Pikul gereinigten Kaffee sechs bis sieben Kupfergulden. Drückend für die Bauern ist es, daß sie mitunter fünfzehn bis zwanzig Paal von den Kaffeegärten entfernt wohnen, und des Jahres hindurch drei auch vier Mal auf einen Monat dahin zur Arbeit zu gehen haben. Sie finden wohl Hütten, wo sie schlafen können; aber verpflegen müssen sie sich selbst. Die Residentschaft Preanger, überhaupt eine der fruchtbarsten Java's, ist die reichste an Kaffee. Ihr hügeliger, hochgelegener Boden (sie besteht aus einer ausgedehnten Hochebene, 2200 Fuß über der Meeresfläche) ist dieser

Digitized by Google

Kultur besonders günstig. Man rechnet auf sie sechzig Millionen Kaffeebäume, von welchen fünf und dreißig Millionen unter der Aufsicht des Assistent-Residenten von Badoug stehen. Drei Bäume geben zwei Pfund reinen Kaffee. Nirgends sah ich die Kaffeegärten so rein, schön gehalten und geordnet wie hier. (Ida Pfeiffer, Weltreise.)

Die Art zu reisen in Brasilien.

Burmeister macht in seiner Reise nach Brasilien über die zweckmäßigste Art daselbst zu reisen folgende Bemerkungen.

„In Rio de Janeiro lebt man völlig wie in Europa, auch nicht theurer als in unsern Hauptstädten; das von mir bewohnte Hotel de l'Europe ist in jeder Beziehung empfehlenswerth. Mein Aufenthalt in Neu-Freiburg kostete täglich für jede Person $1^1/_2$ Milreis, wofür nicht blos die Wohnung, sondern auch die vollständigste Beköstigung mit Wein über Tisch geliefert wurde. Will man weiter ins Innere gehen, so thut man am besten, Thiere zu kaufen und einen erfahrenen Tropeiro in Dienst zu nehmen, daneben je nach Bedürfniß der Tropa noch Sklaven haltend. Ein guter Sklave kostet 600—800 Milreis, ein gutes Reit- oder Lastthier 120—150 Milreis; der Tropeiro würde täglich 1 Milreis fordern, im Innern aber vielleicht mit 2 Pataccas zufrieden sein. Ich miethete zur Reise nach Minas auf 3 Monate 3 Thiere und einen weißen Begleiter, wofür ich täglich 4 Milreis bezahlte; besser hätte ich gethan, die Thiere zu kaufen und hernach wieder zu verkaufen, obgleich man selten mehr als 30—35 Milreis für das Stück in Rio de Janeiro erhält. Meine tägliche Ausgabe für mich, meine Begleiter und die Thiere belief sich durchschnittlich nur auf 5 Milreis; wobei ich für mich und meinen Begleiter jede Nacht ein Bette hatte und beständig Wein trank, so lange er noch zu haben war. Der portugiesische Wein (vinhó de Lisboa) kostet in Rio nur 1 Pataca (8 Sgr.) die Flasche, steigt aber, je weiter man in's Innere kommt, im Preise vermöge des schwierigen Transports bis auf 800 Reis (20 Sgr.). Die gewöhnliche Kost für uns bestand in einem Huhn (gallina oder frango, junges Hühnchen) mit Reis (arroz) gekocht, was mir die angenehmste Nahrung gewesen ist, die man so ziemlich überall im Innern haben kann; Bananen und Orangen bildeten den Nachtisch, außerdem waren beständig schwarze Bohnen (feijoes) mit Speck (tonzinha) und farinha für die Liebhaber auf der Tafel. Zum Frühstück pflegte ich gesottene oder Setzeier (oves frigidas) mit Reis zu wählen, während die Anderen wieder Bohnen mit Speck und Farinha verzehrten. Wir nahmen das Frühstück, nachdem uns zuvörderst eine Tasse überall sehr guten Kaffee's gereicht war, die des Morgens auch mit Milch (café com leite) zu haben ist, vor der Abreise zu uns, und genossen die Hauptmahlzeit nach dem Tagesritt an dem Orte, wo wir übernachteten, wohl immer eine Venda, deren Besitzer eine Gaststube mit Betten in Bereitschaft hält; unterwegs erquickten uns Früchte und ein Schluck Wein oder Branntwein (cachaça) aus der Korbflasche. War das Bett (cama) auch nur ein Strohsack (colchao) oder mitunter gar eine Schilfmatte (esteira) und das Kopfkissen ein rundes, mit wohlriechenden Samen und Kräutern gefülltes Polster (travesseiro), so schliefen wir doch auf den stets reinen, elegant besetzten Laken (panno) und dem höchst elastischen Maisstroh unter wollenen Decken vortrefflich, und verlangten nicht nach Pferdehaarmatratzen oder gar Federbetten, deren Hitze unerträglich sein würde. Die größte Verlegenheit bereitete an den meisten Orten unser Verlangen nach einer Waschschale und einem Handtuch; Dinge, welche viele Brasilianer des Mittelstandes nur dem Namen nach kennen. Daß man Seife (sabao) nirgends bekommen würde, wußte ich und führte sie mit mir. — Die üblichen Nahrungsmittel der Schwarzen bestehen in feijoes, tonzinha, und farinha, letztere gewöhnlich zu einem dicken Brei gekocht. Maismehl wird nur besseren Leuten vorgesetzt und daraus ein ähnlicher Brei gemacht (angú de fuba); Weizenmehl gilt als Leckerbissen, besonders eine davon mit Zucker und Milch gekochte Suppe mingau; man bezieht das Mehl aus Nordamerika. — Bei dieser Lebensweise, die ich täglich ohne Abwechselung beibehielt, habe ich mich stets sehr wohl befunden.

Digitized by Google

Szegedin und die Theiß.

Die Theiß ist ein schöner, breiter, schiffbarer Strom, der in seiner unteren Hälfte in gerader Linie von Norden nach Süden geht. Er hat rund umher Ebene. Die letzten Ausläufer der siebenbürgischen Gebirge bleiben alle ungefähr in einer Entfernung von 15 Meilen von der Theiß stehen und verlieren sich hier in einer Linie, welche ebenfalls in der Richtung von Norden nach Süden geht. Hauptsächlich öffnen sich die Gebirge, welche Siebenbürgen von Ungarn scheiden, zu drei großen Thoren und lassen aus diesen Thoren drei große Flüsse heraus, nämlich die Körös, die Maros und die Temes mit der Bega, letztere beide dicht neben einander und durch gemeinschaftlichen Parallellauf, wie auch durch mehrere Arme, mit einander zu einem und demselben Flußsysteme verbunden.

Alle diese drei Flüsse strömen von Osten nach Westen, die Körös und Maros ganz direkt, die Bega und Temes etwas südlich gerichtet der Theiß zu und bilden mit ihr rechte Winkel. An dem Eingange zu den siebenbürgischen Thoren, da, wo die Berge aufhören und die Ebene und mit ihr die Schiffbarkeit der Flüsse sich völlig herstellt, haben sich die ersten bedeutenden Städte an den Ufern dieser Flüsse gebildet, und zwar an der Temes-Bega: Temeswar, an der Maros: Arad, und an der Körös: Großwardein.

Diese Städte sind weit und breit die wichtigsten Stapelplätze für die Waaren der umliegenden Provinzen, die sie auf ihren Flüssen weiter spediren, und zugleich sind sie auch alle drei große Festungen zwischen Ungarn und Siebenbürgen, zwischen dem Gebirgslande und dem Lande der Ebene.

An den Mündungen der Flüsse in die Theiß, 15 Meilen abwärts, ist dann ein zweites Trio von Städten abgesetzt, die als Mündungs-Kapitalen den Dienst bei dem ferneren Verkehre auf der Theiß leiten, so bei Körös: Tsongrad, bei der Temes: Bega-Tittel und Pantschowa und bei der Maros, dem größten der genannten Flüsse, Szegedin, die größte der genannten Städte.

So ungefähr ist die Gestaltung des Bodens und der Lauf der Flüsse in diesen Weltgegenden, und dies ungefähr sind die Verhältnisse, welche der Stadt Szegedin ihre Wichtigkeit geben. Sie ist das Produkt der rechtwinkeligen Vereinigung der Maros mit der Theiß. Die Waaren der Maros (es sind die Waaren der Hälfte Siebenbürgens) werden von Szegedin theils auf der Theiß, theils per Fracht zu Lande nach den oberen Donauplätzen, für welche sie vornehmlich bestimmt sind, weiter spedirt. Der Weg auf der Theiß nach Süden und dann wiederum auf der Donau nach Osten und Norden ist des Laufes der Flüsse wegen mit großen Umwegen verknüpft und beträgt bis Pesth, die unzähligen Krümmungen der Flüsse mit gerechnet, über 80 Meilen, während man zu Lande den vornehmsten Donauhafen, Pesth, auf einer kurzen Linie von 24 Meilen erreicht. Man hat daher den Plan längst besprochen, das Mesopotamien zwischen der Donau und Theiß von Pesth nach Szegedin mit einem Kanale zu durchstechen. Durch diesen Kanal würde man von Pesth, Wien und Regensburg aus eine beinahe ganz gerade Schifffahrtsstraße in südöstlicher Richtung durch ganz Ungarn bis nach Siebenbürgen hinein herstellen. Doch ist man bisher noch immer nicht über das Projekt und den guten Willen hinausgekommen.

Auf der Maros sollen in Szegedin allein jährlich 300 Schiffe mit Salz anlangen, ebenso eine bedeutende Anzahl, mit Holz und Holzwaaren beladen. Die zweite für Szegedin wichtigste Straße ist der Landweg, welcher der Stadt aus der Türkei die Baumwolle und das Hornvieh zuführt. An Getreide aus den umliegenden fetten Aeckern der Maros-Provinzen sollen hierher jetzt jährlich 60,000 Preßburger Metzen*) Getreide, 60,000 Ctr. Tabak, 40,000 Centner Baumwolle und 17,000 Centner Wolle verkauft werden, wahrlich keine unbedeutenden Quantitäten, besonders wenn man bedenkt, wie die Landwege, auf denen ein großer Theil dieser Waaren zugeführt wird, beschaffen sind. Wenn jener Kanal erst fertig wäre und man jene unausweichlichen Moräste in Chausseen verwandelt hätte, was könnte dann die Stadt Szegedin, die jetzt schon nahe an 40,000 Einwohner zählt, werden?

*) Die Preßburger Metze ist das in ganz Ungarn gewöhnliche Maß trockener Sachen = zwei Kubikfuß Wiener Maß.

Digitized by Google

Aus dem Comptoir.

Die Spiritusrechnung*).

Von Dr. Ed. Amthor.

Um den käuflichen Spiritus auf seinen wirklichen Gehalt zu prüfen, bedient man sich mehrerer verschieden konstruirter Aräometer, die man in diesem Fall Alkoholometer oder Branntweinwagen nennt. Diese zeigen, genau genommen, das spezifische Gewicht des zu prüfenden Spiritus an; da aber das spezifische Gewicht des letzteren mit seinem Gehalt an reinem Spiritus (Alkohol) in Zusammenhang steht, indem derselbe um so leichter, je reicher er an Alkohol, so hat man der Bequemlichkeit des Gebrauchs wegen an der Skala der betreffenden Instrumente nicht das spezifische Gewicht, sondern die diesem entsprechenden Alkohol-Prozente angeschrieben, so daß man an der Stelle, bis zu welcher das Alkoholometer in den zu prüfenden Spiritus einsinkt, den Prozentgehalt des letzteren ablesen kann.

Die verschiedenen gebräuchlichen Alkoholometer sind in dieser Beziehung verschieden eingerichtet, indem die einen angeben, wie viel Maßtheile (Volumenprozente) absoluten Alkohols in einem gegebenen Maße, die anderen, wie viel Gewichtstheile absoluten Alkohols in einem gegebenen Gewicht von mit Wasser gemischtem Alkohol enthalten sind.

Von Alkoholometern sind in Deutschland gegenwärtig die von Tralles (Tr.), Beck (hier und da noch in Bayern), Richter und Stoppani (R.), in Oesterreich die von Rummler und Baumé, in Frankreich die von Gay-Lussac, Baumé (B.) und Cartier, in England das von Sykes gebräuchlich. Die größte Verbreitung in Deutschland hat das Alkoholometer von Tralles gefunden: dasselbe giebt auf seiner Skala direkt die Volumenprozente absoluten Alkohols an für die Normaltemperatur $12^4/_9$ ° R. (Réaumur). Die Korrektur der Volumenprozente bei anderer Temperatur, als die Normaltemperatur, erfolgt unter Zugrundelegung der letztern: man benutzt dazu jetzt meistens die auf Grund eines Gesetzes vom 24. April 1860 von dem königlich preußischen Herrn Minister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten vorgeschriebenen „Reduktionstabellen zur Bestimmung der wahren Spiritusstärke", herausgegeben von der königlichen Normal-Aichungskommission (Berlin, 1860). Sehr ähnlich ist die Einrichtung des in Frankreich gebräuchlichen Centesimal-Alkoholometers von Gay-Lussac, welches gleichfalls

*) Als Probe abgedruckt aus dem im Verlage von Otto Spamer (1862) erschienenen Werke: „Quintessenz des kaufmännischen Rechnens. Kurzgefaßter Lehrgang zur Erlernung und Anwendung praktischer merkantiler Rechnungsmethoden ꝛc. Von Dr. Ed. Amthor."

Digitized by Google

die Volumenprozente, aber für die Normaltemperatur 12 ° R. angiebt. Das Alkoholometer von Richter und Stoppani giebt auf seiner Skala direkt die Gewichtsprozente reinen Alkohols für die Temperatur $12^1/_2$ ° R. an, ist jedoch, wegen seiner Ungenauigkeit, wenig mehr in praxi zu finden. Spiritus von 60 % Tr. z. B. bedeutet also, daß in 100 Maßtheilen Spiritus bei $12^4/_9$ ° R. 60 Maßtheile reinen Alkohols enthalten; Alkohol von 30 % R., daß je 100 Gewichtstheile desselben 30 Gewichtstheile reinen Alkohols in sich haben.

Die verschiedenen Skalen verhalten sich zu einander:

Tralles.		Richter.		Beck.	Baumé.		Stoppani.
54 %	=	40 %	=	14 Gr.	21 Gr.	=	41 Gr.
80 „	=	69 „	=	27 „	32 „	=	70 „
90 „	=	82 „	=	34 „	38 „	=	82 „

100 % Rummler = 40 ° Baumé
36 ° Cartier = 90 % Tralles.

Die Preise des Spiritus auf den Börsenplätzen verstehen sich nach verschiedenen Prozentquantitäten:

Berlin, Stettin, Magdeburg, Leipzig, Köln, Danzig, Königsberg, Elbing, Breslau, Posen notiren in ℛ. Pr. W. pr. 100 Quart à 80 % Tr. = 8000 %, ohne Faß (Faßtage wird mit $1^1/_3$ ℛ. für eisenbändige, mit $^3/_4$ ℛ. für holzbändige pro 100 Quart Inhalt berechnet).

Bremen, in Ld'or. ℛ. pr. Oxhoft à 30 Viertel à 80 % Tr. = 2400 %.

Halle, Braunschweig, in ℛ. Pr. W. pr. 180 Quart à 80 % Tr. = 14400 %.

Hamburg, in ℛ. Cour., 27 % gegen Banko, pr. Oxhoft = $^{30}/_4$ (= 190 Quart) à 80 % Tr. für rohen Spiritus = 2400 %, à 90 % für gereinigten Sprit = 2700 %.

Nordhausen, in ℛ. Pr. W., Kornbranntwein, pr. 180 Quart à 50 % Tr. = 9000 %.

Mainz, in Fl. S. W. pr. Ohm à 80 Quart à 50 % = 4000 %.

Frankfurt a/M., in Fl. S. W. pr. Ohm à 80 Quart à 48 % Tr. für rohen Spiritus = 3840 %, à 90 % Tr. für rektifizirten = 7200 %, beides ohne Faß.

Karlsruhe, in Fl. S. W. pr. Ohm à 100 Maß, rohen à 80 % Tr. = 8000 %, rektifizirten à 90 % Tr. = 9000 %.

Nürnberg (Bayern), in Fl. S. W. pr. Eimer à 64 Maß, rohen à 80 % Tr. = 5120 %, rektifizirten à 90 % Tr. = 5760 %.

Wien, Pesth, Triest, in Neukreuzern für 1 Grad der 40theiligen Skala von Baumé oder $2^1/_2$ % der Rummler'schen Skala für 1 Eimer (= 40 Maß), d. i. so viel Mal der in Neukreuzern notirte Preis, als 1 Grad Baumé oder $2^1/_2$ % Rummler angegeben sind für 1 Eimer. Für die Fässer berechnet man 1 Fl. Ö. W. pro Eimer.

Beispiele der Berechnung.

Die auf die oben aufgeführten Verhältnisse gegründeten Berechnungen sind höchst einfacher Art. Wir wollen die hauptsächlichsten Fälle durch einige Beispiele erläutern:

Digitized by Google

1) Wie viel kosten 10 Oxhoft 25 Quart 80prozentiger Spiritus à 21 Rtl. 10 Sgr.? (1 Oxhoft — 180 Quart.)

10 Oxhoft 25 Quart = 1825 Quart.

Da 1 Quart 80 % reinen Alkohol enthält, so enthalten 1825 Quart

$$1825 \times 80\ \% = 146000\ \%.$$

Der Preis in Berlin versteht sich aber für 8000 %, folglich ist der Spiritus werth

$$\frac{146000}{8000} \times 21^1/_3\ \text{Rtl.} = \text{Rtl.}\ 389.\ 10\ \text{Sgr.}$$

2) Wie viel betragen in Magdeburg 5 Oxhoft 12 Quart Spiritus à 70 %, 6 Oxhoft 24 Quart à 75 %, 10 Oxhoft 12 Quart à 80 % zum Preise von Rtl. 24. 20 Sgr.?

5	Oxhoft	12	Quart	à 70 %	=	912	Quart	= 63840 %
6	„	24	„	„ 75	„ =	1104	„	= 82800 „
10	„	12	„	„ 80	„ =	1812	„	= 144960 „
								291600 %.

$$\frac{291600}{8000} \times 24^2/_3\ \text{Rtl.} = \text{Rtl.}\ 899.\ 3\ \text{Sgr.}$$

3) Wie viel kosten 25 Eimer 10 Maß 35gradiger Spiritus in Wien à 60 Neukreuzer? (1 Eimer = 40 Maß.)

Ein Eimer in Wien kostet so viele Neukreuzer, als das Produkt aus der notirten Gradigkeit und dem Preise beträgt, folglich 1 Eimer 35gradiger Spiritus à 60 Neukr.

$$35 \times 60 = 2100\ \text{Neukreuzer} = 21\ \text{Fl.};$$

daher

$$25\ \text{E.}\ 10\ \text{M.} \times 21\ \text{Fl.} = \text{Fl.}\ 530.\ 25\ \text{Nkr.}$$

4) Danzig notirt den Spiritus mit 24 Rtl., wie hoch müßten zu gleichem Werthe die Notirungen in Halle und Mainz sein?

Da in Danzig, Halle und Mainz zwar nach gleicher Skala, aber nicht nach denselben Quantitäten notirt wird, so hat man die Quantitäten zu einander in Verhältniß zu bringen und daraus den Preis zu suchen

Halle		Mainz	
? = 14400 % (Halle)		? = 4000 % (Mainz)	
(Danzig) 8000 % =	24 Rtl.	(Danzig) 8000 % =	24 Rtl.
43 Rtl. 6 Sgr.		Rtl. 12 = Fl. 21.	

5) Wien notirt 33gradigen Spiritus mit 55 Neukreuzern, welchen Preis giebt dies in Magdeburg?

Wien und Magdeburg notiren nach verschiedenen Stärkegraden und verschiedenen Quantitäten. Man hat dieselben daher vor Allem unter gleiche Benennung zu bringen.

Der Preis in Magdeburg versteht sich per 100 Quart; 32 Grad Baumé in Wien sind (s. oben) = 80 % Tralles in Magdeburg; 100 per Quart = 80,93 Wiener Maß. Wir berechnen zuerst, wie viel ein Eimer in Wien kostet;

1 Eimer = 33 Grad × 55 Neukreuzer = 18 Fl. 15 Neukr.;

verwandeln hierauf das Eimermaß à 40 Maß in Berliner Quart:

Digitized by Google

? Ort. = 40 Maß
M. 80,93 = 100 Quart
49,42 Quart;

untersuchen alsdann, wie viel 33 Grad Baumé Prozent nach Tralles sind:

? % Tr. = 33 ° B.
32 ° B. = 80 % Tr.
$82^1/_2$ % Tr.

Es entwickelt sich daraus die Schlußfrage: Wenn 49,42 Quart à $82^1/_2$ % 18 Fl. 15 Neukreuzer kosten, was kosten 100 Quart à 80 % (3 Fl. = 2 Rℭ) in Magdeburg?

? = 100 × 80
49,42 × $82^1/_2$ = 18,15
3 = 2
Rℭ. 23. $22^1/_5$ Sgr.

Man hätte den Rechnungsgang auch vereinfachen können, indem man bloß den Preis des Eimers in Wien, das Verhältniß der Grad Baumé zu Tralles berechnete und alsdann folgende Kette aufstellte:

? Rℭ. = 100 Quart in Magdeburg
80 %
100 Ort. = 80,93 Wien. M.
40 Wien. M.
$82^1/_2$ % = 18,15 Fl.
3 = 2 Rℭ.
Rℭ. 23. $22^1/_5$ Sgr., wie oben.

Anmerkung. Ueber die in die Vermischungsrechnung einschlagenden Fälle der Spiritus-Rechnung (Spiritus und Wasservermischung) s. Quintessenz des kaufmännischen Rechnens S. 87, 91, 93, 95.

Digitized by Google

Handelskalender.

Die deutschen Handelsconsulate.

Königreich Preußen.

a. Die im Auslande angestellten Consularbeamten.

(G. C. = General-Consul, C. = Consul, V. C. = Vice-Consul, C. A. = Consular-Agent.)

Argentinische Konföderation, s. Plata-Staaten.

Belgien.

Antwerpen: O. Günther, C.
Brüssel: W. E. Neuhaus, C.
Gent: Joh. Pauli, C.
Ostende: Wilh. Ad. Bach, C.

Brasilien.

Bahia: C. A. Kleinschmidt, C.
Para: W. Tappenbeck, C.
Pernambuco: G. H. Praeger, C.
Porte-Alegre: F. Foelzer, C.
Rio Grande do Sul: L. v. Loeßl, C.

Bremen.

Bremen: L. Delius, C. (zugleich für das Hannoversche und Oldenburgische Gebiet an der Wesermündung).
Ressort:
Brake a. d. Weser: J. Müller, V. C.
Bremerhafen: J. G. Claußen jun., V. C.
Geestemünde: E. J. H. Wieting, V. C.
Begesack: Joh. Lange, C. A.

Buenos-Ayres, s. Plata-Staaten.

Central-Amerika und Neu-Granada.

Costa rica, Puntarenas: Joh. Knöhr, C.
Guatemala: G. St. Klee, C.
S. Miguel de S. Salvador: Dr. Bernhard, C.
Neu-Granada:
Cartagena: Juan Capela, V. C. ad int.
Honda: J. R. Treffry, V. C. ad int.
Sabanilla: A. Hasselbrinck, V. C. ad int.

Chile.

Levenhagen, G. C.
Ressort:
Santiago: Georg Wachowski, C.
Valparaiso: J. G. Fehrmann, C.
Ressort:
Puerto Monte: Ed. Rochelle, C. A.
Valdivia: H Schülcke, C. A.

China.

Kanton: Richard v. Carlowitz, C.
Ressort:
Amoy: Pasedag, C. A.
Hongkong: G. Overbeck, C. A.
Schanghai: C. W. Overweg, C. A.

Dänemark,
nebst den Herzogthümern Schleswig und Holstein.

Aalborg: Jorgen Basse Faerch, C.
Aarhuus: J. M. Mörk, C.
Altona: J. Fr. Wiechers, V. C. (s. Hamburg).
Bornholm (Insel): P. Siemsen in Svaneke, C. und Thor Hansen Rönne in Rönne, C.
Fanoe (Insel): J. K. Bork, C.
Flensburg: C. P. A. Koch, C.
Föhr (Insel): L. Heymann in Wyk, C.
Friedrichshafen: Peter Julius Kall, C.
Glückstadt: H. C. Höger, V. C. (s. Hamburg).
Helsingoer: Carl Prytz, C.
Horsens: A. Crome, C.
Kiel: Ad. Wegener, C.
Kopenhagen: Dr. Quehl, G. C.
Ad. Quehl, V. C.
Randers: F. Westermann, C.
Rendsburg: P. W. Paap, V. C.
Ringkjöbing: A. C. Hufsted, C.
Thisted: Jens Nyeborg, C.
Tönningen und Friedrichstadt: C. M. Lexow, C.

In den Dänischen Besitzungen.

St. Thomas (Antillen): E. Eberbach, C.

St. Domingo.

Porto Plata: C. A. Neumann, C.

Ecuador.

Guayaquil: C. Reiß, C.

Frankfurt a. M.

Frankfurt a. M.: Moritz v. Bethmann, G. C.

Frankreich.

Bordeaux: J. Michaelsen, C.
Ressort:
Bayonne: Fr. Roth jun., V. C.
Dünkirchen: Constant Bourdon, C.
Ressort:
Boulogne sur mer: P. A. J. Lonquéty, V. C.
Calais: H. Dupont, V. C.
Hâvre de Grace: F. Langer, C.
Ressort:
Fécamp: Aug. le Borgne, C. A.
Granville: F. L. Chapron, C. A.
Honfleur: Thiis, C. A.
St. Malo: A. Pagelet, V. C.
Marseille: U. Schnell, C.
Montpellier: Castelnan, C.
Ressort:
Cette: L. Cazalis-Garonne, V. C.
Nantes: Hippolyte Pellontier, C.
Ressort:
Brest: J. M. Kerros, V. C.
Lorient: E. J. A. Dufilhol, V. C.

Digitized by Google

Noirmoutier: Franz Pineau, **V. C.**
St. Nazaire nebſt Paimboeuf: G. Bourcard, **C. A.**
Paris: Baron Alphonſe de Rothſchild, **G. C.**
La Rochelle: Frz. Ant. Gttfr. v. Heimbach, **C.**
Reſſort:
Inſel Rhé: A. Rivaille, **V. C.**
Rochefort: André Charles Camille Guerin des Eſſards, **V. C.**
Rouen: J. Rondeaux, **C.**
Reſſort:
Caen: J. Holzmann, **V. C.**
Cherbourg: Eugène Liais, **V. C.**
Dieppe: C. Sellier, **V. C.**
Toulon: Marius Barnéoud, **C.**
St. Valéry ſur Somme: Rouſſelin-Michault, **C.** und Hippolyte Caſſen, **C. A.**

In den franzöſiſchen Beſitzungen.

Algier: Hans Hoskiar, **C.**
Reſſort:
Bona: C. Broude, **C. A.**
Oran: E. Liepmann, **C. A.**

Griechenland.

Nauplia: Beliſarius Paulides, **C.**
Patras: Th. Hamburger, **C.**
Syra: C. J. A. Klöbe, **C.**

Großbritannien und Irland.

London: B. Hebeler, Geh. Kommerzienrath, **G. C.** für das vereinigte Königreich Großbritannien und Irland, zugleich **C.** für London.
Es reſſortiren von demſelben folgende **V. C.**

[Die Buchſtaben (E.) (J.) (S.) vor den nachfolgenden Ortſchaften bedeuten England, Irland, Schottland.]

(S.) Aberdeen: Arthur Thomſon.
Arbroath: J. Weir.
(J.) Belfaſt: Guſtav Heyn.
(S.) Berwick upon Tweed: B. G. Sinclair.
(E.) Birmingham: G. R. Collis.
„ Briſtol: Harman Visger.
„ Cardiff: R. W. Parry.
(J.) Cork: George Newenham Harvey.
(E.) Cowes: William Stuart Day.
„ Dartmouth: Rich. Hingſton.
„ Deal: George Hammond.
„ Dover: Samuel Metcalfe Latham.
(J.) Drogheda: James Carty.
„ Dublin: R. Martin.
„ Dundalk: J. Farrel.
(S.) Dundee: J. Gordon.
(E.) Falmouth: A. L. Fox.
„ Fleetwood: F. Kemp.
(S.) Glasgow: John Robert Lamb.
(E.) Glouceſter: W. H. Price.
„ Goole: W. Wake.
(S.) Grangemouth: Joh. Theod. Salveſon.
(E.) Great Grimsby: W. Marſhall.
„ Inſel Guernſey: J. Collings.
„ Hartle Pool: Georg Geipel.
„ Harwich: Oliver John Williams.
„ Hull: H. J. Atkinſon.
„ Inſel Jerſey: Philipp de St. Croix.
(S.) Kirkwall: R. Scarth.
Lerwik: Andrew Sutherland.
(J.) Limerick: James Spaight.
Londonderry: Abr. Stewart.
(E.) Loweſtoff: J. Rounce.
„ Lynn und Wisbeach: William Garland.
(E.) Middlesbro: Heinrich Bolkow.
„ Milford: Th. Roberts.
(S.) Montroſe: Robert Millar.
(E.) Newcaſtle upon Tyne: G. Schmalz.
„ Newport und Chepſtow: R. W. Stonehouſe.
„ Padſtow: Fr. H. Thomas.
„ Penzance, Mountsbay und St. Ives: Richard Pearce.
(S.) Perth und Newbury: John Lowe.
„ Peterhead: Alex. Robertſon.
(E.) Plymouth, Exeter und Fowey: William Luskombe.
„ Portsmouth und Gosport: L. A. van den Bergh.
„ Ramsgate: Victor Weber.
„ Inſel Scilly: Fr. Barrfield.
„ Sheerneß, Rochester und Faversham: W. W. Bentham.
(S.) Shields: John Fawkus.
(E.) Shoreham u. Brighton: John Brown.
„ Southampton: Th. Hill.
„ Stockton: Chriſt. Martin.
„ Sunderland: Georg Robert Booth.
„ Swanſea: Robert Dunkin.
(J.) Waterford: Will. Marchant Ardagh.
(E.) Weymouth: W. Roberts.
(S.) Wick: D. Coghill.
(E.) Yarmouth: E. H. L. Preſton.
Edinburgh u. Leith: J. G. Thomſon, **C.**
Für Leith beſonders: A. W. Beda, **C. A.**
Liverpool: Otto Burchardt, **C.**

In den Britiſchen Beſitzungen.

Adelaide: Fr. Dutton, **C.**
Akyab: F. W. Gerber, **C.**
Calcutta: Ed. Dunbar Kilburn, **C.**
Capſtadt: James King, **C.**
Ceylon: Colombo: Alfr. Wiſe, **C.**
Point de Galle: H. Sonnenkalb, **C.**
Corfu: Martin Fels, **C.**
Reſſort:
Cephalonien: E. A. Toole, **C. A.**
Zante: C. Ulmer, **C. A.**
Gibraltar: G. Wortmann, **C.**
Halifax: Thomas Ritchie Graſſie, **C.**
St. Helena: N. Solomon, **C.**
Jamaika: F. A. Ebbeke, **C.**
St. Johns in Neu-Braunſchweig: A. C. D. Trentowski, **C.**
Reſſort:
Shediac: Ch. S. Thael, **C. A.**
St. Johns in New-Foundland: R. Prowſe, **C.**
Kurrachee: Th. Lidbetter, **C.**
La Valette auf der Inſel Malta: Raphael Ferro, **C.** und C. H. Ferro, **V. C.**
Mauritius, Port Louis: R. Stein, **C.**
Melbourne: Ad. Boyd, **C.**
Miramichi: William J. Fraſer, **C.**
Montréal: Henry Chapman, **C.**
Neuſeeland: F. Dillon Bell, **C.**
Penang: Joh. Knus, **C.**
Quebec: George Pemberton, **C.**
Rangoon: Fr. W. Niebuhr, **C.**
Singapore: Albert Schreiber, **C.**
St. Vincent: Robert Cunning, **C.**

Hamburg.

C. A. Staegemann, **G. C.** für die Stadt Ham-

Digitized by Google

burg und deren Gebiet, und für die Hannoverschen und Holsteinischen Gebietstheile an dem Ausfluß der Elbe.

Ressort:

Altona und Glückstadt, s. Dänemark.

Cuxhafen: J. C. N. Kroeger, V. C.

Hannover.

Emden: Joh. Th. Rodewyk, C.

Geestemünde, s. Bremen.

Harburg: E. F. Heins, C.

Leer: Anton Schoelwinck, C.

Hayti.

Aux Cayes: Henry Jackson, C.

Cap Hayti: L. Pagenstecher, C.

Portau prince: Hartmann, C.

Kirchenstaat.

Ancona: Caspar Stienen, C.

Civita Becchia: Pietro de Filippi, C.

Rom: A. Marstaller, C.

Lübeck.

Lübeck: J. F. v. Brocken, C.

Mecklenburg.

Rostock: A. Koffel, C.

Wismar: B. C. Frenty, C.

Mexiko.

v. Wagner, G. C.

Anganguco: Fr. Bürgi, C. A.

Cordova: H. Finck, C. A.

Durango: H. Delius, V. C.

Guadalazara: Th. Kunhardt, C.

Mexiko: E. Benecke, C.

Puebla: G. Berkenbusch, C. A.

Tampiko: Ed. A. Clauſſen, C.

Vera Cruz: Heinr. d'Oleire, C.

Ressort:

Huatusco: A. Haase, C. A.

Neapel und Sicilien.

Messina: W. Jäger, C.

Ressort:

Catania: Gustav Jacob, V. C.

Licata: Francesco Morello, V. C.

Terra nova: G. Campolo, V. C.

Neapel: Friedr. Stolte, C.

Ressort:

Bari: Fr. Marstaller, V. C.

Palermo: Kreßner, C.

Ressort:

Girgenti: Gaetano Carrano, V. C.

Trapani: Salv. Malato, Consulats-Verwes.

Niederlande.

Rotterdam: J. W. Bunge, C.

Ressort:

Dortrecht: J. C. Decking-Dura, C. A.

Schiedam: J. Th. Zoetmulder, C. A.

Amsterdam: D. C. Splitgerber, C.

Ressort:

Harlingen: Dirk Fentein, V. C.

Helder: Joh. van Herwerden, V. C.

Texel: B. Bol, C. A.

Vlieſſingen: Dr. Uyttenhooven, C.

In den Niederländischen Besitzungen.

Batavia: H. C. Wilmans, C.

Indramayoe: Joh. Frdr. Heckler, C. A.

Soerabaya: W. F. Mathieu, C.

Vereinigte Staaten von Nord-Amerika.

New-York: Joh. Wilh. Schmidt, Geh. Kommerzienrath, G. C. in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, und Ed. v. d. Heydt, C.

Ressort:

New-Bedford: George Huſſey, V. C.

Boston: F. Aug. Hirsch, C.

Baltimore: W. Dreſel, C.

Charleston: W. H. Trapmann, C.

Cincinnati: C. Fr. Abae, C.

S. Francisco (Californ.): H. Hanßmann, C.

Galveston (Texas): J. W. Jokusch.

St. Louis: E. C. Angelrodt, C. und R. Barth, V. C.

Louisville: Julius v. Borries, C.

Milwaukee: E. Spangenberg, C.

New-Orleans: A. Reichard, C.

Philadelphia: C. Schöttler, C.

Savannah: J. N. Hudtwalcker, C.

Oesterreich.

Triest: Herrmann Lutteroth, G. C.

Ressort:

Fiume nebst den Häfen von Buccari und Portore: Paul Scarpa, V. C.

Ragusa: Frhr. v Lichtenberg, C.

Venedig: Ad. v. Kunckler, C.

Wien: Moritz Goldschmidt, C. und J. Goldschmidt, V. C.

Oldenburg, s. Bremen.

Peru.

Lima und Callao: Th. Müller, C.

Callao: L. F. Kühne, C. A.

La Plata-Staaten.

v. Gülich, G. C.

Ressort:

Argentinische Konföderation:

Gualeguaychu: J. A. Spangenberg, V. C. ad int.

Rosario: Em. Frias, C.

Buenos Ayres: Franz Halbach, C.

Uruguay:

Montevideo: A. Thode, C. und Joh. Zisemann, V. C.

Mercedes: D. Silveira, V. C. ad int.

Portugal.

(General-Consul, s. Spanien.)

Lissabon: J. G. Poppe, C.

Ressort:

Faro: F. J. Tavares, V. C.

Lagos: A. P. Cabral, V. C.

Villa real de Santo Antonio: M. G. Roldan, V. C.

Setuval: J. T. O'Neill, V. C.

Madeira: G. B. Welsch, C.

S. Miguel: Heinr. Scholtz, C.

Ressort:

Huerta: Dobney jun., C. A.

Oporto: Robert van Zeller, C.

Rußland und Polen.

Abo: J. Julin, C.

Archangel nebst Salombol: C. Brandt, C.

Ekenäs: Fr. Hultmann, C.

Helsingfors: L. Borgström, C.

Libau: H. Mellin, C.

Moskau: W. Rosenstrauch, Kommerzienrath, C. und F. Rosenstrauch, V. C.

Narva: R. Grünberg, C.

Odessa: E. Mahs, G. C.

Digitized by Google

Ressort:
Berdiansk: Joh. Hämmerlé, C.
Pernau: R. M. Bremer, C.
Ressort:
Arensburg auf der Insel Oesel: J. D. Schmidt, V. C.
St. Petersburg: Joh Bernh. Kempe, G. C.
Ressort:
Kronstadt: Carl Winberg, V. C.
Reval: Andreas Koch, C.
Riga: C. H. v. Wöhrmann, G. C. für Kur- und Liefland.
Uleaborg: J. T. Franzen, C.
Warschau: Theremin, G. C., Klein, Kanzleirath und Deysing, Geh. exped. Sekretär.
Wiborg: Joh. Fried. Hackmann, C.
Windau: Th. Klevesahl, C.

Sardinien.

Cagliari: N. Fiorentino, C.
Ressort:
Alghero: F. B. Picinelli, C. A.
Oristano: J. Corda, C. A.
Sassari nebst Porto torres: G. Schiaffico, C. A.
Genua: C. E. Schmidt, C.
Savona: P. Ghiglini, C.

Schweden und Norwegen.

Arendal: Hans Herlofson, C.
Ressort:
Lillesand: H. J. Hammer, C. A.
Oesterriföer: H. Honge, C. A.
Bergen: A. Kohmann, C.
Calmar: C. Hasselquist, C.
Ressort:
Westerwik: G. Mächel, V. C.
Carlshamn: F. H. Wolff, C.
Carlskrona: C. W. Palander, C.
Christiansand: O. C. Reinhardt, C.
Ressort:
Egersund: A. S. Böckmann, C. A.
Farsund: P. C. Ohlsen, C. A.
Flekkefjord: E. Dreyer, C. A.
Mandal: Gulow Andorsen, C. A.
Drontheim: Arila Huitfeld, C.
Gothenburg: E. Boye, C.
Ressort:
Halmstadt nebst Forckow: W. A. Wred, C. A.
Helsingborg: A. Nilson, C. A.
Lyfekihl: B. G. Mollén, C. A.
Strömstad: J. G. Stiegler, C. A.
Uddevalla: W. Thorburn, C. A.
Warberg: P. Bagge, C. A.
Hernösand: Kempe, C.
Ressort:
Sundswall: Buensow, V. C.
Landskrona: L. A. Frys, C.
Norrköping: Andr. Ol. Eschelsson, C.
Nyköping: L. W. Olde, C.
Stavanger: G. Kielland, C.
Stockholm: C. Heinemann, C.
Tromsoe: Rasmus Trane Stancke, C.
Wisby (Gothland): Jac. Nicol Kinberg, C.
Ystadt: A. L. Hemberg, C.

Sicilien, s. Neapel.

Spanien.

General-Consulat für Spanien und Portugal: vacat. Frantz, Kanzler.
Ressort:
Alicante: G. White, C.
Almeria: S. M. Ortuño, C.
Barcellona: A. Peyra y Mach, C. und H. Bollmar, V. C.
Benicarlo: A. Oller, V. C.
Bilbao: J. E. Röchelt, C.
Cadiz: Fr. W. Uhthoff, C.
Carthagena: B. Spottorno, C.
Gijon: José M. Marina, C.
Huelva: Heinr. Diaz-Gomez, V. C.
San Lucar de Barameda: J. N. Colon, V. C.
Malaga: H. Roose, G. C. für das Königreich Granada und Enr. Roose y Ordoñez, V. C.
Palma: J. Almiral, C.
Ressort:
Ivica: Bast. Ramon y Zur, C. A.
Mahon: S. Uhler, V. C.
Sevilla: Anton Merry, C.
Tarragona nebst Reuß: August von Müller, C.
Teneriffa: Schwarz, C.
Torrevieja: Antonio H. Sanchez, C. und R. Sanchez, V. C.
Valencia: Vicente Ferrer y Bartual, C.

In den Spanischen Besitzungen.

Manila: M. A. Herrmann, C.
St. Jago de Cuba: James Bauch, C.
Portorico: A. Poten, C.
Ressort:
Portorico: Bart. Elzaburu, C. A.
Mayaguez: L. Krug, C. A.
Ponce: P. Rieva, C. A.

Toskana.

Livorno: Christian Appelius, G. C.

Türkei.

Alexandria: König, G. C. für Egypten und W. v. Herford, Kanzler und V. C.
Ressort:
Cairo: Lautz, V. C.
Damiette: M. Surur, V. C.
Beirut: Weber, C.
Jerusalem: Rosen, C.
Bukarest: Saint-Pierre, wirkl. Legat.-Rath, G. C. für die Moldau und Walachei, und Siber, Kanzler.
Ressort:
Galatz: Blücher, V. C.
Jassy: Göring, C. und Schurich, Kanzler.
Adrianopel: Barthélemi Badetti, V. C. ad int.
Aleppo: Picciotto, C.
Belgrad: Meroni, C.
Dardanellen: F. W. Calvert, V. C. ad int.
Rustschuck: Dr. Kalisch, V. C.
Salonich: R. Wilkinson, C. ad int.
Trapezunt: Dr. Blau, C.
Barna: C. Reiser, V. C.

Uruguay, s. Plata-Staaten.

Venezuela.

Ciudad Bolivar: J. Meyer, C.
La Guayra: Rob. Roosen Runge, C.
Puerto Cabello: H. H. Runge, C.
Maracaibo: Emil Minlos, C.

Digitized by Google

Bücherschau.

Engelhorn's Bibliothek der gesammten Handelswissenschaften. Wechselrecht und Wechselkunde von Dr. Oskar Wächter. Preis geheftet 3 Thlr.

Was wir schon früher über das Wächter'sche Wechselrecht mitgetheilt, können wir jetzt, wo das Buch vollendet ist, nur wiederholen. Es ist dasselbe ein äußerst umfangreiches Compendium, welches in ganz ausführlicher Weise das deutsche Wechselrecht und die auf den wichtigsten außerdeutschen Handelsplätzen geltenden Gesetze und Usancen darstellt, und demjenigen, welcher eine genaue und gründliche Kenntniß von diesem Zweige der kaufmännischen Rechtskunde sich zu verschaffen wünscht, nur empfohlen zu werden verdient. Der Verfasser geht in das Detail des Wechselgeschäfts ein und giebt eine Menge Entscheidungen oberster Gerichtshöfe und praktische Winke. Er hat das in der Praxis der Gerichte und in den neuen ausländischen Gesetzen vorhandene reichhaltige Material geschickt verarbeitet und somit eine erschöpfende Uebersicht der das in- und ausländische Wechselgeschäft beherrschenden Momente angebahnt.

Friedrich Noback, **Allgemeines Börsen- und Comptoirbuch.** Leipzig, Ad. Gumprecht. 1861. 8.

Wir haben des Werkes bereits in Bd. I. unseres Magazins gedacht. Dasselbe liegt jetzt vollendet vor und rechtfertigt vollkommen die Erwartungen, die wir daran geknüpft. Es umfaßt die Actien und Fonds, das Geldwesen, die Maße und Gewichte, theils in allgemeinen Umrissen, theils in erschöpfenden Spezialdarstellungen. Absolute Zuverlässigkeit kann in dem Bereiche, welches, wie es scheint, der Herr Verfasser mit besonderer Vorliebe behandelt, wohl nie erreicht werden: was Fleiß, Studium, Erfahrung leisten konnte, das bietet das Noback'sche Buch. Wir empfehlen dasselbe als ein ebenso wissenschaftlich tüchtiges, als praktisch brauchbares allen unsern Lesern. Ein alphabetisches Sachregister zu Band I. (Aktien und Fonds), sowie ein Gesammt-Register über alle Theile des Werkes möchten wir als Desiderien für eine 2. Auflage bezeichnen. Es würde namentlich durch letzteres das Nachschlagen sehr erleichtert werden.

Hamburgische Gerichtszeitung. Herausgegeben von mehreren Hamburgischen Juristen. 4. Wöchentlich in einer Nummer von einem Bogen erscheinend. Preis 1 Thlr. pro Quartal.

Diese neue Zeitschrift bezweckt, dem Advokaten eine brauchbare und umfangreiche Sammlung handelsgerichtlicher Präjudicate zu bieten und dem Kaufmann Kenntniß der bei dem Hamburger Handelsgericht zur Anwendung kommenden Normen, Usancen und Rechtsansichten zu verschaffen. Diesen Zweck erreicht die Hamburger Gerichtszeitung nach den uns vorliegenden zwei Quartalbänden vom April bis September 1861 vollständig, und wir können dieselbe auch dem kaufmännischen Publikum um so mehr empfehlen, als die Entscheidungen des Hamburgischen Handelsgerichts für den Handelsverkehr von nicht geringer Bedeutung sind. Die mitgetheilten Prozeßfälle sind klar und faßlich dargelegt und, wenn auch mit juristischen Ausdrücken, die hier und da unvermeidlich, vermengt, doch auch für den Kaufmann verständlich. Die Zeitschrift bietet außerdem Leitartikel, wie z. B. über die Organisation und das Verfahren des Hamburger Handelsgerichts in Nr. 13 ff. Ein jedem Jahrgang beizufügendes genaues Register, nach den Fällen, so wie nach dem Inhalte der Präjudicate geordnet, wird wesentlich zum Gebrauch der Zeitung beitragen. Fr.

Digitized by Google

Das neue preußische Handelsrecht in seinen wesentlichsten Bestimmungen zum praktischen Gebrauch dargestellt von N. Weinhagen. gr. 8. Preis 20 Ngr. Köln am Rhein, im Selbstverlage des Verfassers. 1862.

Mit dem 1. März d. J. tritt in Preußen das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch in Kraft. Wichtig ist es daher, sich bei Zeiten mit den theilweise von dem preußischen Recht bedeutend abweichenden Bestimmungen jenes neuen Handelsrechts bekannt und vertraut zu machen. Besonders nothwendig erscheint dies für den Juristen und für den Kaufmann, für letztern um so mehr, als er fast täglich durch sein Geschäft mit dem Gesetz in Berührung kommt, das ausschließlich seinen Interessen huldigt. Verschiedene Commentare und Beleuchtungen dieses neuen Gesetzbuches sind bereits erschienen; allein die meisten sind mehr oder weniger für den Rechtsverständigen geschrieben. Der Kaufmann bedarf neben dem Gesetz selbst, das durch seine concise, nakte Form oft schwer für ihn verständlich ist und eine keineswegs angenehme Lektüre bietet, eines seinem Standpunkte entsprechenden Wegweisers, um sich in den neuen Handelscodex hineinzuleben. Einen solchen populär geschriebenen Wegweiser, welcher die trockene Sprache des Gesetzes vermeidet, finden wir in dem obigen Buch, das in gedrängter Kürze die einzelnen Rechtsverhältnisse und Rechtsinstitute des neuen preußischen Handelsrechts bespricht und in seinen Grundsätzen anschaulich macht. Ist dasselbe auch zunächst nur mit Rücksicht auf die Spezialbestimmungen Preußens verabfaßt, so wird es doch nicht minder für Nicht-Preußen von Interesse und Nutzen sein, da bei der zu hoffenden allgemeinen Einführung dieses Handelscodex die Hauptmomente in allen Ländern Deutschlands dieselben verbleiben. Das Schriftchen umfaßt das Seerecht nicht mit, und hat dadurch an Anspruch auf allgemeine Verbreitung nur gewonnen, in so fern das Seerecht, welches den größeren Theil des Handelsgesetzbuchs ausmacht, doch nur einen geringeren Theil der deutschen Handelswelt berührt. Wir können diese durchaus praktische Schrift dem Handelsstande auf das Beste empfehlen.

Dormizer, M., und Schebek, Dr. E., **die Erwerbsverhältnisse im böhmischen Erzgebirge.** Prag, H. Mercy, 1862.

Wenn jedes deutsche Land und Ländchen eine so gediegene, auf genaue Kenntniß der betreffenden Gewerbs- und Industrieverhältnisse basirende Darstellung aufzuweisen hätte, als sie dem böhmischen Erzgebirge in dem vorliegenden Büchlein zu Theil geworden ist, dann wären wir in der deutschen Handels- und Gewerbsgeographie endlich einmal ein gutes Stück weiter gekommen. Nur auf eine Reihe von Monographien gestützt, die in unmittelbarer Anschauung begründet sind, und möglichst in's Detail eingehen, läßt sich nach und nach ein verläßliches Gesammtbild unsers vaterländischen Gewerb- und Handelsfleißes entwerfen.

Die Herren Dormizer und Schebek, der erstere Mitglied, der zweite Sekretär der Handels- und Gewerbekammern in Prag, haben sich durch Abfassung des in jeder Beziehung interessanten, dabei trefflich und unterhaltend geschriebenen Werkes daher ein Verdienst um die Wissenschaft erworben; andererseits haben sich dieselben aber auch um die Bewohner des Erzgebirgs, namentlich böhmischen Theils, verdient gemacht, deren Lage zu studiren sie beauftragt waren, um Mittel zur Verbesserung derselben zu entdecken. Das reiche Material, welches dem Buch zu Grunde liegt, ist von den Herren Verfassern unter folgenden Rubriken abgehandelt worden: Land und Leute; Bergbau und Hüttenbetrieb; Hausindustrien: Metallverarbeitung, Musikinstrumente, Holz- und Spielwaaren, Web- und Wirkwaaren, Strohwaaren, Spitzen, Stickerei, Handschuhe; die musikalischen Nomaden; Betrachtungen und Anträge. Eine Karte der böhmischen Erzgebirgsbezirke ist dem Ganzen beigegeben.

Möge das Buch recht viele Gönner finden! Wir selbst behalten uns vor, in einem der nächsten Hefte einige interessante Auszüge daraus unter unseren „Miszellen" mitzutheilen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Handelsgesetzgebung.

— Durch Bundesbeschluß vom 13. April v. J. wurden die von der Handelsgesetzgebungskommission zu Nürnberg über die wegen der Deutschen Wechsel-Ordnung in Anregung gekommenen Fragen zur Erzielung einer Uebereinstimmung ausgearbeiteten Vorschläge empfehlend zur Kenntniß der Regierungen gebracht und dieselben ersucht, sich über deren Annahme, eventuell über etwaige Bedenken äußern zu wollen. Seitdem sind nun im Wesentlichen zustimmende Erklärungen bei der Bundesversammlung eingegangen von: Großherzogthum Hessen, Bayern, Oldenburg, beiden Mecklenburg, Württemberg, Oesterreich (bemerkt, daß die meisten Ergänzungen der Wechselerdnung in Oesterreich bereits in Gesetzkraft beständen), Lübeck, Hamburg, den Sächsischen Hänsern, den Anhalt und Schwarzburg, Reuß, Lippe, Waldeck, Hessen-Homburg, Braunschweig, Bremen (wo die Vorschläge durch eine Verordnung vom Juli bereits vollständig berücksichtigt sind), Preußen, Sachsen, Holstein und Lauenburg, Frankfurt. Die 1848 angenommene Deutsche Wechsel-Ordnung ist noch gar nicht eingeführt in Kurhessen (das 1855 seine Geneigtheit zur Einführung erklärte, ohne daß seitdem die Ausführung erfolgt wäre), Schaumburg-Lippe und Liechtenstein. Dieselbe aus Gründen, welche in den Landesverhältnissen gefunden werden, weder in Luxemburg, noch im Limburg einführen zu wollen, hat die königlich Niederländische Regierung schon zu Anfang des vorigen Jahres erklären lassen.

— Bisher sind im Ganzen 112 deutsche Handelsstände dem Deutschen Handelstage beigetreten, worunter aber bei weitem der größte Theil Norddeutschland angehört. Baden, das Land, wo der Kongreß gehalten wurde, ist nur durch 10 Orte, Hannover durch 15 vertreten. Oesterreich zählt bloß 6, Preußen 40 Namen unter den Theilnehmern. Das benachbarte rührige Württemberg bringt es nur auf 5, während das ferne Pommerland mit 7 figurirt. Auch Sachsen hat nur 4 Theilnehmer aufzuweisen. Bayern allein hat die Ehre der Binnenstaaten gewahrt, indem es mit 19 Städten in der Arena erschienen ist, darunter 1 erster und 3 (so viel wie Sachsen) zweiter Klasse.

Präjudizien aus dem Wechselrecht.

— Wer durch eine gemeinrechtliche Cession Inhaber eines Wechsels geworden ist, kann gegen die Wechselschuldner seine Ansprüche nicht nach Wechselrecht, sondern nur im gewöhnlichen Civilrechtswege geltend machen.

— Ein als Pfand gegebener Wechsel kann von dem Pfandgläubiger wider den Pfandgeber nicht eingeklagt werden, wohl aber gegen die übrigen Wechselverpflichteten.

— Wenn in einer Urkunde zwischen der Angabe des Orts sammt jener des Datums der Ausstellung einer-, und dem weiteren Inhalt der Urkunde andererseits die Worte „Prima-Wechsel" erscheinen, so sind dieselben als in dem Wechsel selbst aufgenommen anzusehen und dieser selbst gültig.

— Ist der Aussteller des von dem Bezogenen acceptirten Wechsels zugleich Domiciliat und der Wechsel ohne Weiterbegebung in seinen Händen geblieben, so bedarf es zur Erhaltung des Wechselrechts gegen den Acceptanten der Protesterhebung Mangels Zahlung bei dem Domiciliaten nicht.

— Der Einwand des verklagten Wechselschuldners, daß er zur Zeit des Wechselzugs unter verlängerter und gehörig bekannt gemachter Vormundschaft gestanden und daher nicht wechselfähig gewesen sei, ist zuzulassen.

— Der verklagte Wechselaussteller kann gegen den klagenden Wechselinhaber nicht einwenden: „Kläger sei vom Acceptanten bezahlt und es sei ausdrücklich verabredet, die Zahlung solle das durch den Wechsel bezweckte Schuldverhältniß überhaupt aufheben." Ein solches Abkommen hat keine Kraft, wenn ihm nicht durch Rückgabe des Wechsels oder Notirung der Quittung auf dem Wechsel als Zahlung des Acceptanten Wirksamkeit gegeben worden ist.

(Siebenhaar und Tauchnitz Archiv, Bd. X, 4.)

Verkehrswesen.

— Eisenbahn-Eröffnungen: Von Torreberetti nach Pavia am 5. Januar d. J.

— Die „Gazette de Savoie" bringt einige neue Details über den Stand der Arbeiten in dem Tunnel des Mont Cenis. Ueber die Verwirklichung des riesenhaften Projects besteht jetzt kein Zweifel mehr. 800 Arbeiter, Mechaniker, Tagelöhner und Aufseher, sind Tag und Nacht darin beschäftigt. Die Länge des Tunnels wird 12,500 Meter betragen. Davon sind bereits 1700 Meter durchbrochen, 1100 auf der Seite von Bardonnèche und 600 auf derjenigen von Modane. Auch läßt sich jetzt annähernd die Zeit der Vollendung bestimmen: sie wird von jetzt gerechnet auf 5 Jahre und 11 Monate fest gesetzt. Alsdann wird man eine Strecke, zu der

Digitized by Google

man jetzt noch 18 Stunden braucht, in 5 Stunden zurücklegen können.

— Am 13. Januar hat das russische Telegraphennetz den Ural und die Grenzen Asiens überschritten, indem der Telegraph von Perm nach Tjumen längs der großen sibirischen Heerstraße eröffnet worden ist.

— Suezkanal. Von kompetenter Seite erfahren wir über die Fortschritte des Suezkanals Folgendes: Die Arbeiten werden besonders am kleinen Kanale nach Suez mit Eifer betrieben. England, welchem an der Vollendung des kleinen Kanals sehr viel gelegen ist, weil er Süßwasser nach Suez leiten wird, für dessen Beischaffung England jährlich sehr große Summen verausgabt, dürfte dagegen zu geeigneter Zeit gegen die Vollendung des großen Kanales Einsprache erheben, und dadurch das ganze Unternehmen ins Stocken bringen, denn dasselbe hängt ganz von der Unterstützung des Vicekönigs und dieser von dem überwiegenden Einflusse Frankreichs oder Englands ab.

— Beitrag zur Geschichte der Dampfschifffahrt. In der hannoverschen Stadt Münden — am Zusammenflusse der Werra und Fulda — hat sich die Sage erhalten, daß der Franzose Denis Papin, seit 1687 landgräflich hessischer Rath und Professor in Marburg, dann Leibarzt des Landgrafen Karl in Kassel, auf seiner Reise nach England mit einem Ruderschiff auf der Fulda von Kassel nach Münden gefahren, daselbst von den Schiffern angehalten und sein Fahrzeug wegen angeblicher Eingriffe in ihre Privilegien gänzlich zerstört worden sei. Es wird diese Sage bestätigt durch den Inhalt des inzwischen aufgefundenen Briefwechsels zwischen Leibnitz und Papin, sowie durch den Inhalt der darüber im Jahre 1707 verhandelten Akten des Magistrats und Amts in Münden. Hiernach verhält sich die Sache folgendermaßen: Durch die Erfindung seines Digestons (des sogen. Papin'schen Topfes) zuerst bekannt, wurde Papin durch die dabei beobachtete Gewalt der Wasserdämpfe zur Benutzung derselben als Betriebskraft geleitet. In seiner 1695 in Kassel gedruckten kleinen Schrift lehrte er die Konstruktion einer Pumpe, deren Kolben durch Wasserdampf in Bewegung gesetzt werden sollten. Diese Uebertragung der Dampfkraft auf andere Maschinentheile bildet das Wesentliche der ersten Erfindung der heutigen Kolben-Dampfmaschine. Papin hat indessen auch schon ein Ruderradschiff konstruirt, wobei der Wasserdampf als bewegende Kraft benutzt ist. Durch seine mächtigen Feinde gezwungen, in Kassel den Abschied zu nehmen, wollte Papin mit seinem Schiffe bez. Modell zu einem größeren Fahrzeuge, welches er in Kassel konstruirt hatte, zu Wasser nach England fahren. Auf der Fulda gelangte er ohne Anstand nach Münden, wo ihm die Schiffergilde Hindernisse bereitete. Damals hatte Münden noch die Bedeutung eines Stapelplatzes und es übte in Folge landesherrlicher Privilegien das Stapelrecht in der Art aus, daß alle Güter, welche Münden passirten, drei Tage daselbst lagern und den Bürgern zum Verkauf angeboten werden mußten, hiernach aber erst und zwar durch die Mündener Schiffergilde weiter spedirt werden durften. Als nun Papin am 24. September 1707 aus der Fulda durch das sogen. Lech in die Weser fahren wollte, wurde er von den Schiffern angehalten und sein Fahrzeug zerstört, am 26. oder 27. dess Monats. Das als Fahrzeug benutzte Modell Papin's war so geräumig, daß er nebst Frau und Kindern, auch „einige Kasten und Hausgeräthe", sowie 1 oder 2 Schiffsleute sich darauf befanden. Aus dem Briefe Papin's an Leibnitz d. d. Kassel 7. Juli 1707 erhellt unzweideutig, daß dies Fahrzeug das Modell eines Rudererschiffes war, wobei der Wasserdampf als bewegende Kraft angewendet werden sollte; Leibnitz nennt dieses Fahrzeug (in dem Bittgesuch an den kurfürstlichen Geheimen Rath, betreff. Erlaubnißertheilung, daß Papin ohne umzuladen aus der Fulda in die Weser fahre, welches Gesuch abgeschlagen wurde) ein „Schiff von sonderbarer Invention, ein Schiff mit Rädern." Wenn sich nun auch die nähere Konstruktion dieses Schiffes aus den genannten Literalien nicht ersehen läßt, so scheint doch die von Papin konstruirte Dampfmaschine (zu vergleichen Schall, Führer des Maschinisten, geschichtlicher Anhang) geeignet gewesen zu sein, um die Ruderräder eines Dampfschiffes direkt zu treiben. Es bestand diese Dampfmaschine im Wesentlichen aus einer Pumpe, deren Kolben durch direkt darauf wirkenden Dampfdruck das auf der andern Seite befindliche Wasser in ein etwas höher gelegenes Reservoir drückte und sodann durch Kondensation des im Pumpen-Cylinder befindlichen Dampfes neues Wasser ansaugte. Aus diesem höher gelegenen Reservoir fiel das Wasser auf ein oberschlächtiges Rad, welches dadurch in rotirende Bewegung gesetzt wurde. Nach dem oben erwähnten Briefe hat es den Anschein, als habe Papin seine interessante Erfindung seinem Freunde Leibnitz im Detail mitgetheilt, und es ist wohl möglich, daß sich das Nähere darüber (Beschreibung, Pläne und Zeichnungen) in dem literarischen Nachlasse Leibnitz's findet. Die königl. Bibliothek in Hannover besitzt bekanntlich diesen Nachlaß und ist mit dessen Herausgabe beschäftigt. Es wäre gewiß von Interesse, in dem Konvolut, welches Zeichnungen von Maschinen ꝛc. enthält, genauer nachzuforschen, ob sich Genaueres über jene Erfindung daraus ergiebt. Im Uebrigen finden diejenigen, welche den vorbehandelten Fall in seinen Einzelnheiten kennen lernen wollen, weiteren Aufschluß im Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen.

— Unterirdische Eisenbahn in London. Die bei Paddington, der Endstation der Great-Western-Bahn, beginnende und bei Finsbury Circus in der City endigende unterirdische Eisenbahn hat eine Länge von 4½ englischen Meilen. Ueberall, wo die alten in der Bahntrace liegenden Gebäude mit nicht zu unverhältnißmäßig hohen Kosten anzukaufen waren, ist die Bahn zur Erzielung der nöthigen Ventilation nicht unterirdisch, sondern in offenen Einschnitten ausgeführt. Die Endbahnhöfe und die 6 Zwischenstationen mit ihren 200 Fuß langen und 10 Fuß breiten Perrons sind als Tagebau-

Digitized by Google

ten hergestellt. Unterirdisch wird die Bahn in Tunneln geführt. Dieselben sind 28 Fuß weit und bestehen aus 4½ Zoll breiten Backsteinrollschichten, welche in hydraulischen Kalk und an sehr feuchten Stellen in Portland-Cement gemauert werden. Die Gründung ist fast durchgehend wegen der wasserhaltigen, inconsistenten Beschaffenheit des Grundes auf Betonschüttung ausgeführt. Die Umleitung der auf der Bahnlinie betroffenen alten Wasser-, Gas- und Sielleitungen hat in vielen Fällen besondere Bauten und dadurch größere Kosten verursacht. Die auf Langschwellen gelegten 2 Schienengleise spuren durch Zwischenlegung einer 3. Schiene zugleich für die Great-Western-Bahn. Die Baukosten der englischen Meile betragen ungefähr 250,000 £; darnach kostet die ganze Bahn 1,125,000 £ oder 7,425,000 Thaler. Die Arbeiten wurden unter der Oberleitung des Ober-Ingenieurs Mr. Joh. Fowler und des Ingenieurs Mr. Maon Johnson von zwei Unternehmern, Mr. John Jay und Mssrs. Smith & Knight ausgeführt. Neben Erzielung einer guten Rente hofft man durch den Betrieb dieser unterirdischen Bahn den außerordentlich großen Straßenverkehr von Oxford-Holborn und Newgatestreet zu entlasten. Sie soll im Mai d. J. eröffnet werden.

(Civil-Engineer and Architects-Journal Januar 1861.

Handelsgeographie und Waarenkunde.

— **Ausfuhrartikel Rußlands.** Im Jahre 1859 hat Rußland unter Anderm ausgeführt: Kaviar für 349,412 SR., Weizen für 35,258,028 SR, Pferdehaare für 95,815 SR., Hausenblase für 381,681 SR., Juftenleder für 599,317 SR., Flachs für 13,207,740 SR., Hanf für 8,964,479 SR., Leinsaat für 12,168,083 SR., Talg für 13,746,259 SR., Schafwolle für 11,807,394 SR., Borsten für 2,552,351 SR., Holzwaaren für 4,876,185 SR. u. s. w.

— **Jährlicher Verbrauch des Kaffees:**

	Centner
in den Nordamerikanischen Freistaaten	2,000,000
in England	317,000
in Frankreich	546,000
in Holland und Belgien	697,000
in Deutschland mit Oesterreich	1,713,000
in Dänemark	149,000
in Norwegen und Schweden	213,000
in Rußland	140,000
in der Schweiz	148,000
in südeuropäischen Ländern	360,000

Mit Einschluß einiger kleiner Posten beträgt der Gesammtverbrauch in den Ländern, wo er zu ermitteln, etwa 6½ Mill. Ctr., im ungefähren Werth von 150 Mill. Thlrn. Den europäischen Regierungen bringt er ungefähr 30 Mill. Thlr. an Zoll ein.

— **Auf der ungefähr elf Seemeilen** südöstlich von Madeira gelegenen Inselgruppe, Desertas genannt, kommt zwischen den Felsen eine Flechtenart, die Orseille oder Lackmusflechte, die sogenannte Urzella (Rocella tinctoria) vor, welche in der Färberei eine sehr wichtige Rolle spielt, indem sie gemahlen, in Wasser gekocht und mit Salmiakgeist vermischt, nach vier bis fünf Wochen einen sehr schönen violetten Färbestoff giebt. Wie uns zufällig bekannt geworden, verarbeitet eine einzige Orseillefabrik in Böhmen, die Firma Brüder Heinzen in Tetschen an der Elbe, jährlich gegen 6000 Centner von dieser Flechte, welche sie von der afrikanischen Küste (Mozambique, Benguela) und aus Südamerika bezieht. Früher wurde nur eine kleine Menge der Orseille (portugiesisch Orchilla) in den Handel gebracht und der Centner für 14,000 Reis verkauft. Gegenwärtig hat die Ausbeute dieser Flechtenart aber gänzlich aufgehört, obschon dieselbe auf den benachbarten Inseln Desertas in sehr großer Menge vorkommt. Sie soll indeß nicht von derselben Güte sein wie jene von den Azoren, sowie überhaupt die unter südlicheren und heißeren Breitegraden wachsende Flechte die bessere und gesuchteste ist.

— **Maatschappy-Auktionen.** Von Ceylon-Kaffee hat die Maatschappy in Rotterdam im Jahre 1861 2197 Fässer und 3829 Ballen versteigert.

— **Ein von der französischen Tabaksregie** einzig zum Verkaufe von Luxuscigarren eröffneter Laden in Paris macht glänzende Geschäfte. Es wurden darin innerhalb der ersten 13 Tage 103,450 Cigarren im Werthe von 40,249 Frcs. abgesetzt. Die Cigarren kommen aus den besten Fabriken der Havanna und werden in Kistchen das Stück von 30 Cts. bis zu 1 Frc. 50 Cts. verkauft.

— **Der amtliche Ausweis über Oesterreichs Waarenverkehr mit dem Auslande und Zolleinnahmen** in den Monaten Januar bis November 1861 liegt uns vor, und nach einer Vergleichung der Verkehrsergebnisse in diesen elf Monaten des Sonnenjahres 1861 mit den bezüglichen Resultaten des Jahres 1860 ergiebt sich bei den Consumtionsgegenständen, dann den Roh- und Hülfsstoffen zur Fabrikation im Laufe des Jahres eine wesentlichere Zunahme der Einfuhr bei Kaffee, Raffinatzucker, Zuckermehl zum Handel, Zuckersyrup, Weizen, Gerste, Malz, Hafer, Mehl und Mahlprodukten, Oelsaat, allen Gattungen Schlacht- und Stechvieh (mit Ausnahme der Kälber), namentlich aber bei Schweinen (209,386 St.), ferner bei rohen Fellen und Häuten, nicht besonders benannten Fetten, dem Hanf-, Lein-, Rüb- und Palmöl, Steinkohlen, Farbhölzern und gemeinen Farbwurzeln, Kochsalz, rohem Schwefel, Chilisalpeter, Soda und rohem Blei und Eisen, dagegen eine Abnahme bei Südfrüchten, Thee, Zuckermehl für Raffineure, Tabak und Tabakfabrikaten, getrocknetem Obst und Gartengewächsen (aus dem freien Verkehre der Zollvereinsstaaten), Schmalz und Schweinfett, Olivenöl in Fässern, gebrannten geistigen Flüssigkeiten, gemeinen Weinen aus Piemont und den Donaufürstenthümern, Flachs, Hanf und Werthholz. Die Ausfuhr hat sich gehoben bei Weizen (um 2,534,474 Ctr.), Reis, Mehl und andern Mahlprodukten, Hopfen, Schweinen (um 109,021 St.), Schmalz, Schweinfett und Speck, Bier, gebrannten geistigen Flüssigkeiten,

Digitized by Google

Wein, Werkholz, Flachs und Hanf; dagegen zeigt sich ein geringerer Export bei Raffinatzucker (gegen Steuerrestitution), Tabaksblättern, frischem Obst und Gartengewächsen, Roggen und Halbgetreide (um 632,054 Ctr.), Hülsenfrüchten, Gerste, Malz und Hafer, Oel-, Kleesaat und Sämereien, Schafen und Ziegen, rohen Fellen und Häuten (jedoch nur nach den Zollvereinsstaaten), allen Gattungen fetten Oelen, Brennholz, Farbstoffen aller Art, Kochsalz, Potasche, rohem Weinstein, Schafwolle, Seide, dann Seidenabfällen und Hadern. An wichtigern Halbfabrikaten wurden während der gedachten Periode eingeführt 12,544 Centner Eisenbahnschienen (140,000 Centner weniger als im Vorjahre), 23,000 Ctr. roher Eisenguß (19,000 Ctr. weniger), 184,772 Ctr. Baumwollgarne (67,000 Ctr. mehr); ausgeführt 73,000 Ctr. gefrischtes Eisen (16,000 Ctr. mehr), 89,487 Ctr. Eisenblech (17,000 Ctr. weniger), 3602 Ctr. Baumwollgarne (5000 Ctr. weniger) und 29,297 Ctr. Leinengarne (11,000 Ctr. mehr). In dem Verkehre mit den vorzüglichern Ganzfabrikaten zeigte die Einfuhr eine Zunahme bei Lederwaaren (um 10,000 Ctr.) und bei Maschinen (um 31,000 Ctr.), eine Abnahme namentlich bei Eisenwaaren (56,000 Ctr.); die Ausfuhr erlitt eine Abnahme nur bei Thonwaaren (um 5000 Ctr.), dagegen erfuhr sie eine erhebliche Zunahme insbesondere bei Leinenwaaren (um 14,000 Ctr.), Wollwaaren (um 3000 Ctr.), Putzwaaren (um 3000 Ctr.), Papierwaaren (um 3000 Ctr.), Lederwaaren (um 7000 Ctr.), Eisenwaaren (um 54,000 Ctr.) und Maschinen (um 16,000 Ctr.). Der Handelsausweis stellt sich hiernach für das vergangene Jahr sehr günstig. An Edelmetall wurden eingeführt 566 Pfd. Gold, 89,395 Pfd. Silber, 18,566 Pfd. Goldmünzen, 226,993 Pfd. Silbermünzen, ausgeführt 21 Pfd. Gold, 23 Pfd. Silber, 17,385 Pfd. Goldmünzen und 336,042 Pfd. Silbermünzen. An Zöllen gingen in den elf Monaten 12,555,060 Fl. ein, was gegen das Vorjahr eine Mindereinnahme von 256,758 Fl. ist. Auf diesen Ausfall haben vorzüglich eingewirkt der geringere Import an Eisenbahnschienen mit einem Zollentgange von 291,687 Fl., an gemeinsten und gemeinen Eisenwaaren mit 150,878 Fl., an allen Gattungen von Eßwaaren mit 115,068 Fl., an Baumwollwaaren mit 119,017 Fl., an Wollwaaren mit 90,956 Fl., an Zuckermehl für Raffineure mit 62,855 Fl. und an Seidenwaaren mit 32,605 Fl., dann die verminderte Ausfuhr an Hadern mit einer Zolleinbuße von 56,710 Fl. Die Zolleinbuße wäre noch höher gewesen, wenn nicht andererseits durch die größere Einfuhr von rohen Baumwollgarnen und Kaffee eine Mehreinnahme an Zöllen um 313,604 Fl. und beziehungsweise 58,527 Fl., dann durch den vermehrten Eintrieb an Schweinen um 216,673 Fl. und an Ochsen um 117,159 Fl. erzielt worden wäre.

— Der Jahresbericht der großherzogl. hessischen Handelskammer zu Offenbach enthält interessante statistische Nachweise über einige weniger bekannte Industriezweige: Das im Darmstädter Kreise sehr wichtige Wald- und Grassamengeschäft hat bedeutend zugenommen; im Laufe des verflossenen Winters wurden 54,000 Malter Tannäpfel gebrochen und dabei 2000 Menschen beschäftigt; 1000 andere Arbeiter fanden beim Einsammeln von 24,000 Ctr. Gras- und anderen Samen Beschäftigung, exportirt wurden 25,000 Ctr. Wald- und Grassamen. Von den Zündwaarenfabriken des Kreises Darmstadt wurden 10,000 Ctr. Fabrikate von 3000 Arbeitern im Preise von etwa 100,000 Gulden gefertigt und exportirt. Bedeutenden Aufschwung nahm die Hutfabrikation im Handelskammerbezirke; es wurden 40,000 Stück Filz- und Seidenhüte fabrizirt. Die Schattener Fleischwaarenfabriken lieferten 2500 Ctr. Wurst im Betrage von etwa 82,000 Gulden. Die Fabrikation des Aepfelweines stieg im Jahre 1860 auf nahe an 1000 Ohm.

— Uhrenfabrikation im Königreich Sachsen. In Glashütte ist, der Deutschen Industriezeitung zufolge, ein Industriezweig eingebürgert, der, obgleich durch Nichts begünstigt, langsam aber stetig emporblüht und bereits recht schöne Resultate liefert. Im Jahre 1845 begründete nämlich Herr A. Lange die Uhren-Manufaktur, die sich seit jener Zeit immer weiter ausgedehnt hat. Es werden vorzugsweise gute Taschenchronometer und Taschen-Ancre-Uhren fabrizirt, welche letzteren, da sie alle mit Chronometer-Uhr versehen sind, sich durch ihren genauen Gang auszeichnen. Darunter werden auch solche mit besonderen Einrichtungen z. B. zum Anziehen ohne Schlüssel, mit springender Secunde und dergleichen theurere Uhren gefertigt. Die Preise derselben betragen in Silber: 20 bis 30 Thaler, in Gold 50 bis 100 Thaler. Durch 4 Comtore werden ungefähr 80 Arbeiter in selbständigen Werkstätten beschäftigt, in welchen jährlich etwa 800 Uhren gefertigt werden. Diese Uhren sind auf dem auswärtigen Markte sehr gesucht, namentlich gehen sie, außer nach allen Theilen Deutschlands, besonders nach Spanien, England und Amerika. Neben den fertigen Uhren werden auch allerhand Uhrenbestandtheile, als Räder, Triebe ꝛc. in allen Größen nach auswärts geliefert, sowie auch Werkzeuge und Maschinen für Uhrmacher in ziemlicher Anzahl und von ausgezeichneter Qualität gefertigt werden. Die Groß-Uhrmacherei wird ebenfalls getrieben, jedoch werden große Uhren z. B. für Eisenbahnstationen, Thürme, Fabriken ꝛc. nur auf besondere Bestellung angefertigt.

— Ein Industriezweig, dessen Existenz in dieser Weise kaum ein Dutzend Jahre in Berlin eingebürgert ist und der seine Filiale bereits bis Petersburg ausgedehnt hat, verdient eine besondere Erwähnung; wir meinen die Holzschnitzkunst (nicht zu verwechseln mit Holzschneidekunst). Das Verdienst, geschnitzte Möbeln bis zu den einfachsten Nippsachen hernuter bei uns eingeführt und ausgebildet zu haben, gebührt einem Manne, der, wie man vernimmt, zuerst in einer Strafanstalt Versuche der Art vorfand und die Kräfte der Gefangenen bis auf den heutigen Tag dazu benutzt. Die Leistungen sind wahrhaft staunenerregend. Der Mann heißt Löwinsen; das Geschäft hat bei seinem enormen Aufschwung

Digitized by Google

in neuerer Zeit die Firma „Renaissance-Kommanditgesellschaft für Holzschnitzkunst" angenommen und wird von allen durchreisenden fürstlichen Personen mit Aufträgen beehrt. Man findet in dem glänzenden Magazin Unter den Linden über 200 Arten von Gegenständen in Holz geschnitzt, Schreibtische, Sekretäre, Spiegel von 50 Thlrn. bis zu Aschenbechern, Blumentöpfen, Bilderrahmen, Uhrständern ꝛc. von 1/3 Thlr. an. Die Schnitzereien sind von Gefangenen nach künstlerischen Vorbildern aus freier Hand gemacht; doch werden auch Stücke darunter sein, die von technisch geschulten Arbeitern herrühren. Der Styl ist Rococo und darum die Benennung der Firma „Renaissance". Ein Gang durch diese weiten und eleganten Räume liefert manche überraschende Augenweide.

Schifffahrt und Seewesen.

— Wenngleich die Oldenburgische Weserflotte, verglichen mit ihrem Bestande am 1. Januar 1861, beim Beginne des gegenwärtigen Jahres einige Abnahme gezeigt hat, so ist doch, wenn man einen weitern Rückblick auf die vorher gegangene Zeit wirft, eine erhebliche Steigerung bemerklich gewesen. So hat sich in dem fünfjährigen Zeitraume vom 1. Januar 1856 bis dahin 1861 die Zahl der Seeschiffe um 28, ihre Tragfähigkeit um 5671 Lasten, die Zahl der Küsten- und Flußschiffe um 22, ihre Tragfähigkeit um 898 Lasten vermehrt, die gesammte Weserflotte mithin um 50 Schiffe mit 6569 Lasten zugenommen.

Geldwesen.

— Oesterreich, welches sich doch so gern einen deutschen Großstaat nennt, hat zur Einheit Deutschlands auf dem Münzgebiet nur einen und obenein nicht sehr bedeutenden Schritt gethan, da es von deutschen Vereinsmünzen (außer Goldkronen) nur Thaler prägen läßt. Die Doppel-, einfachen und Viertel-Gulden vermehren nur das Heer der nicht bankmäßigen Geldsorten. Jedenfalls würden die genannten österreichischen Münzen nicht so zurückgesetzt werden, wenn sie nicht als österreichische Landesmünze: 1/1, 1/2 und 1/4 Gulden, sondern als 1 1/3, 2/3 und 1/6 deutsche Vereinsthaler geprägt würden. R. N.

Nützliche Rezepte.

— Stabeisen, Stahl, Gußeisen zu unterscheiden, bringe man auf die blankgefeilte Oberfläche einen Tropfen Scheidewasser, wische ihn nach einigen Minuten weg und spüle mit Wasser ab. Es erfolgt ein Fleck, welcher bei Stabeisen: mattweißaschgrau, bei Stahl: bräunlichschwarz, bei Gußeisen: tiefschwarz ist. Die Säure löst das Eisen und der größere oder geringere Kohlenstoffgehalt (verhält sich bei Stabeisen, Stahl, Gußeisen wie 1:2:10) wird wahrnehmbar.

— Ueber die Verfälschung des Mehles theilt Franz Ettel, technischer Chemiker, Folgendes mit: Seit der Zeit, als der europäische Kontinent bedeutende Mehlmassen nach den amerikanischen Staaten versendet, haben die Verfälschungen bedeutend zugenommen. Wir schweigen noch über die Beimischung von Mehlen aus den verschiedenen Hülsenfrüchten; sobald jedoch Mineralsubstanzen zugesetzt werden, wenn mit einer gewissen Ostentation bei diesem Betruge vorgegangen wird, so ist es die Pflicht jedes Einzelnen, schonungslos hier einzuschreiten. Gemahlener Schwerspath, Gyps und andere Mineralien werden wohl schon seit längerer Zeit zugesetzt, aber der noch etwas hohe Preis dieser Mineralien hindert gewisse Mühlenbesitzer, solche Zusätze nach Herzenslust auszuführen. Der feuerfeste Thon von Blansko hat diesen Uebelstand nicht, er ist sehr billig, besitzt ein großes spezifisches Gewicht, eine schöne Weiße, und ist im gemahlenen Zustande im ersten Augenblick sowohl durch das Ansehen als Gefühl vom Mehl nicht zu unterscheiden. Was Wunder also, wenn gewinnsüchtige Mehlproduzenten in ihm das Ideal eines Zusatzmittels erblicken, und gleich im wohlverstandenen Interesse die für das konsumirende Publikum so wohlgemeinte Anfrage stellen, in welcher Zeit 2—3000 Centner in gemahlenem Zustande geliefert werden können. Gleichzeitig will ich ein recht einfaches Mittel in Erinnerung bringen, Mineralsubstanzen im Mehle zu entdecken. Der siebente Band von Wittstein's Vierteljahresschrift bringt auf Seite 459 die Methode von Laffaigne, Mehl auf Mineralsubstanzen zu prüfen, welche Prüfung kurz darin besteht, Mehl in einer Eprouvette oder einem unten geschlossenen weiten Glasrohre mit Chloroform längere Zeit zu schütteln. Waren Mineralsubstanzen vorhanden, so werden sich nach einiger Ruhe im Gefäße drei Schichten gebildet haben, wovon die unterste die Mineralbestandtheile sind. Die zweite Schichtist das Chloroform, die dritte das Mehl. Die Mineralbestandtheile können nun leicht gesammelt und weiter auf ihre Eigenschaften untersucht werden.

(Handwerker-Zeitung.)

Warnungen und Winke.

— Im Interesse der kontinentalen Geschäftswelt sei erwähnt, daß Wechsel auf das Haus Schröder und Jons, 1 Bolton Street, Liverpool, in Deutschland ausgestellt und discontirt worden sind, daß es nun zwar in Liverpool eine Kneipe giebt, welche der Firma J. H. Schröder und Jons gehört, daß diese aber nicht identisch mit dem Hause Schröder und Comp. in Liverpool ist, und daß die Aehnlichkeit der Namen betrügerischer Weise benutzt worden ist, um die betreffenden Wechsel auf dem Kontinente begeben zu können, wie dies in neuester Zeit so oft geschehen ist.

Miszellen und Kuriosa.

— In der Posener Zeitung liest man: „Aus gewiß sehr triftigen Gründen, die jedoch nur den wenigen Eingeweihten, nicht aber dem gemeinen, einfachen Menschenverstande ersichtlich sind, darf Niemand, selbst nicht der zum Kranken eiligst berufene Arzt, oder wer sonst im Falle dringender eiliger Beförderung ist, auf einem der Güterzüge unserer Eisenbahnen befördert werden, und zwar selbst dann nicht, wenn in solchen

Digitized by Google

sich zur Beförderung des Bahnpersonals oder aus was sonst für Veranlassung Personenwagen und in diesen leere Plätze befinden, es sei denn, daß der Bewerber darum hierauf als Begleiter eines Stück lieben Viehes Anspruch macht. Zu solchem Ende wird in Lissa (dem sogenannten „polnischen" Lissa) von einem Industriellen ein Ziegenbock gehalten, den man als Vermittler eines Fahrbillets auf den Güterwagen zu 5 Sgr. per Station miethet. So fuhr jüngst einer unserer bekanntesten Magnaten, Graf P., als Begleiter dieses Ziegenbocks, und noch erst am 31. Jan. der Kaufmann A. in derselben Eigenschaft von Lissa nach Station Alt-Boyen."

Briefkasten.

Korrespondenz mit unsern **Freunden und Abnehmern.**

Beantwortung an uns **gerichteter Anfragen.**

Herrn **J. E.** in **N.** Wir sind leider z. Z. nicht im Stande, Ihnen eine Placirungsagentur in der Schweiz namhaft zu machen. Vielleicht, daß Ihnen der Vorstand des „Vereins junger Kaufleute in Zürich" mit den nöthigen Winken an die Hand gehen kann.

Herrn Dr. **Th.** in **A.** Ihre Beiträge werden willkommen sein.

Herrn **C. C.** in **R.** Wenden Sie sich doch einmal an die „Dampf-Holzschneide-Anstalt und Möbelfabrik der Herren Stüber und Eichapfel in Neustadt-Magdeburg". Es ist uns dieselbe von mehreren Seiten empfohlen worden.

Herrn **R. E.** in **Eisl.** Unsere Antwort ist, ohne an Ihre Adresse gelangen zu können, wieder zurück gekommen. Sie waren für die Post unauffindbar.

Herrn **F. K.** in **Schl.** „Der hallische Leu" setzt seine Angriffe fort? Wahrscheinlich macht's ihm Spaß! Lassen wir ihm denselben. Gehässigkeiten nehmen und geben keine Ehre. Die „Quintessenz" charakterisirt sich auf dem Titel als eine „Anleitung zur Erlernung praktischer merkantiler Rechnungs-Methoden". Mehr soll sie nicht sein. Aber daß sie das ist, bezeugen die Hunderte von Zöglingen, denen die Geraer Handelsschule ihre Bildung verliehen, und die auf Grund des in dem Buche niedergelegten, vierzehn Jahre lang erprobten Gangs, mit wenigen Ausnahmen, ganz vortreffliche kaufmännische Rechner geworden sind. Mit ellenlangen Formeln und Lösungsarten ist dem Geschäftsmanne nichts gedient. Der Verfasser hat dergleichen mit vollem Bedacht als unnützen Ballast, oft nach schwerem Kampf mit seinem von Jugend auf genährten mathematischen Gewissen, über Bord geworfen. Prüfen Sie, vorurtheilsfrei, nur selbst! — Uebrigens bezeichnet ja der „Kaufmann" Seite 361 des vorigen Jahrgangs die „Author'sche Quintessenz" sogar selbst als „ein gutes und brauchbares Rechenbuch, mehr nicht und nicht weniger." Ein schmeichelhafteres Urtheil kann man doch wahrhaftig nicht verlangen!

Herrn **B.** in **Fr. a. M.** Sie klagen über mangelhaftes Broschüren der Hefte des Magazins. Man wird diesem Umstande Aufmerksamkeit zuwenden. Dergleichen Vorkommnisse aber sind mit dem besten Willen nicht zu vermeiden. Die Verlagshandlung, sorglich bedacht jedem Uebelstande abzuhelfen, der ihr zu Ohren kommt, dankt für die gewordene Mittheilung. Bis jetzt hatte sie nur anerkennende und würdigende Stimmen in Betreff der Ausstattung und Herstellung des Magazins vernommen, welches gegenwärtig unbestritten zu den schönsten deutschen Fachzeitschriften gehört. Doch heißt sie auch wohlwollende Ausstellungen willkommen.

Herrn **F. R.** in **K.** Wir müssen Ihr Anerbieten entschieden von der Hand weisen. Wohl möglich, daß unser „Magazin" durch Ausführung Ihres Vorschlags momentan gewinnen könnte; doch steht uns Solidität in jeder Beziehung höher als selbst der leiseste Anflug von Schwindelei. Wer auf Jahre hinaus ein Haus haben will, der muß feste Bausteine, gesundes Holz, und guten Mörtel verwenden und nichts überstürzen. Der lügenhafte gleißnerische äußere Anstrich kann wohl zeitweilig die Augen des Publikums bestechen, aber nicht auf die Dauer Stand halten. Bedenken Sie immer das treffende Bibelwort: „Was der Mensch säet, das wird er auch erndten."

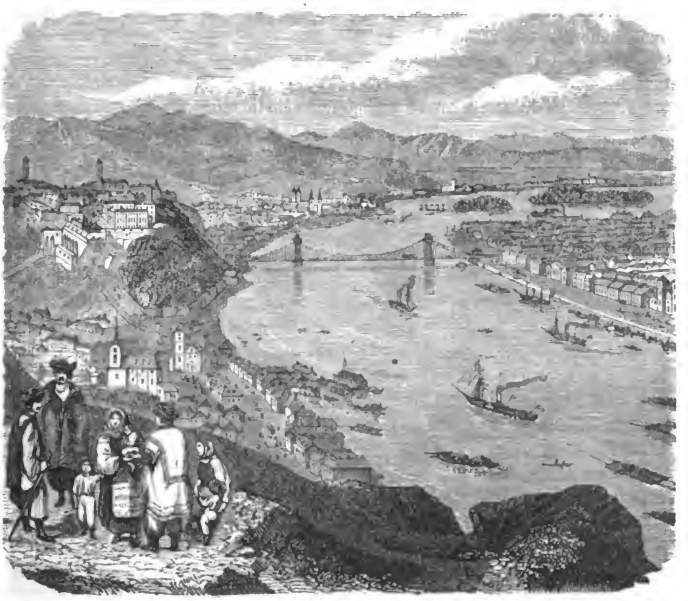
Herrn **R. R.** in **Br.** Ihre beiden früher eingesandten Beiträge finden Sie in diesem Heft verwendet. Ihr letzter wird in das nächste Heft aufgenommen werden.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von J. G. Chr. Fr. Otto Spamer.

Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Zur Geographie des Welthandels.



Ofen-Pesth.

Aus Ungarn.

Von Ludwig Schoch.

I.

Trotz seiner Nähe und der leichten Kommunikation zwischen den beiden Nachbarländern, ist Ungarn für Deutschland noch immer mehr oder weniger eine Terra incognita. Namentlich über die Handelsverhältnisse des Landes und dessen agrikole Produktion gelangen nur selten dürftige Nachrichten in die außerungarischen Kreise, und daher kommt es, daß die Wichtigkeit dieses Landes für die Ernährungsverhältnisse Europa's eben so oft über- wie unterschätzt werden. Eine mir vorliegende neuere Nummer der „Times" bringt in einer Pesther Korrespondenz über die Produktion Ungarns an Cerealien, die sie auf 264 Millionen Imperial Quarters schätzt, was ungefähr 1400 Millionen preußischen Scheffeln entsprechen würde, wahrhaft abenteuerliche Mittheilungen. Diese übertriebenen Angaben zu widerlegen, andererseits aber auch

Digitized by Google

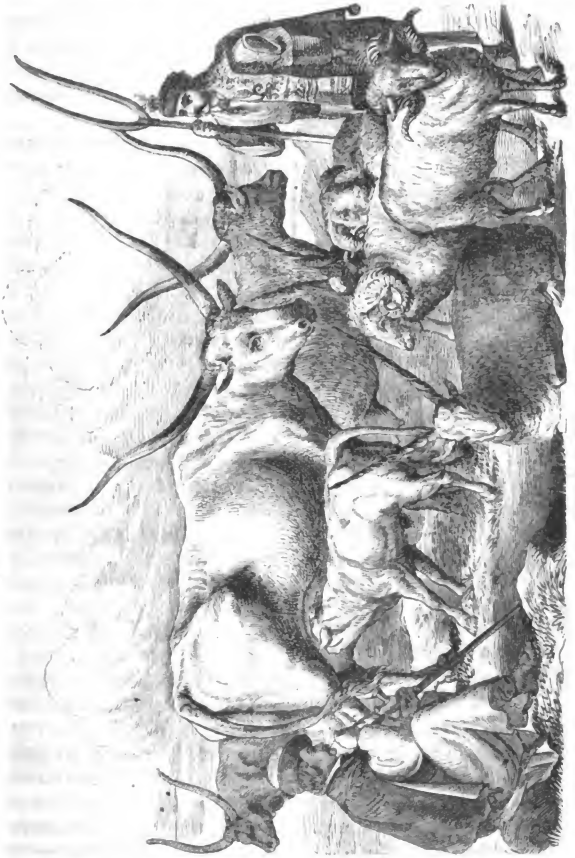
der vornehmen Geringschätzung entgegenzutreten, mit der man in Deutschland wol noch je zuweilen auf die Produktionsverhältnisse Ungarns herabblickt, über die man sich die unrichtigsten Begriffe gebildet hat, ist der Zweck dieser Zeilen: die Handelsverhältnisse werde ich im weiteren Verlaufe meiner Briefe Gelegenheit finden noch ausführlicher zu erörtern.

Ungarn ist fast ausschließlich ein Agrikulturland, und dem entsprechend ist auch der Aktivhandel des Landes ebenso ausschließlich ein Handel mit den Rohprodukten des Landes. Der Ackerbau beschäftigt sich hauptsächlich mit der Erzeugung von Körnerfrüchten; es beruht diese Eigenthümlichkeit auf Gewohnheit und Neigung zum Hergebrachten, die überhaupt bei dem großen Theile der kleinen Produzenten Ungarns eine stärkere Rolle spielt als anderswo; denn wenn man allerdings auch in Deutschland dem Bauernstande eine hohe Intelligenz keineswegs zuschreiben kann, so sind doch die mächtigen Anregungen, welche die Fortschritte und die Entdeckungen der Neuzeit im Bereiche der Naturwissenschaften im weitern Sinne gegeben haben, an denselben nicht in dem Grade spurlos vorübergegangen, wie es bei dieser Klasse der Produzenten in Ungarn der Fall gewesen ist. Selbst die Klasse der mittleren Grundbesitzer, der kleine Landadel, der indessen hier schon Grundkomplexe bewirthschaftet, wie sie in Deutschland mitunter die größeren Rittergüter kaum bieten, hat das System der Dreifelderwirthschaft bis jetzt beibehalten, und von einem geregelten Fruchtwechsel, von Düngerbenutzung ist noch gar keine Rede bei ihnen. Nur der große Grundbesitz, der hier ungeheure Komplexe Landes in Händen hat*), befindet sich wenigstens größtentheils hinsichtlich seines landwirthschaftlichen Betriebes auf der Höhe der Zeit, und nächst England ist wahrscheinlich nirgends in Europa die Anwendung landwirthschaftlicher Maschinen eine so allgemeine als bei den größten Grundbesitzern Ungarns. Aber auch diese haben sich bisher fast ebenso ausschließlich als der Bauer und der Landadel dem Getreidebau gewidmet, und hieraus resultirt, trotzdem von der produktiven Bodenfläche Ungarns bisher kaum ein Drittel als Getreideland Verwendung findet, der Ueberfluß Ungarns an Cerealien, welcher dieses Land in Jahren der Noth zu einer für Europa so beachtenswerthen Hülfsquelle gemacht hat. Aber diese Stärke Ungarns ist zugleich seine Schwäche, denn die Richtung seiner Agrikultur ist eine so einseitige, daß darunter andere Interessen, namentlich die der Viehzucht, in bedauerlicher Weise vernachlässigt werden. Es ist gewiß ein sehr beklagenswerthes Verhältniß, wenn Oesterreich mit einem Produktionslande wie Ungarn, mit den herrlichen Alpenweiden in den deutsch-österreichischen Kronländern bisher nicht im Stande war, seinen eigenen Bedarf an Schlachtvieh selbst zu erzeugen. Die Rindviehzucht namentlich steht in Ungarn noch auf einer ungemein niedrigen Stufe, denn obgleich dem Lande eine der schönsten Rassen Rindvieh mit silbergrauem Haar und klafterlang von einander abstehenden Hörnern eigenthümlich ist, die sich vor ihren germanischen Stammverwandten durch Schlankheit der Körperformen und Gelehrigkeit vortheilhaft auszeichnen, so ist doch die Stallfütterung noch keineswegs allgemein eingeführt. Große Viehheerden sind Sommer und Winter allen Wechsel-

*) Man will wissen, Baron Sina zahle für eine einzige seiner zahlreichen Herrschaften, die Besitzung Gödöllö, mit über 50,000 Joch (= 5 □ Meilen) Bodenfläche gegen 80,000 Gulden Grundsteuer jährlich.

Digitized by Google

fällen der Witterung, der Hitze und Kälte, dem Hunger und Durst im Freien preisgegeben, wobei das arme Vieh bis zu Anfang des Frühjahrs zu kraftlosen Gerippen abmagert, wenn es nicht den Unbilden der Witterung erliegt. Daß dabei von einer Benutzung des Milchertrages nur wenig oder gar nicht die Rede sein kann, ist einleuchtend.



Ungarische Schafe, Merinos und Rindvieh.

Die Butter ist selten, theuer und meist schlecht, und bildet keinen Artikel eines lebhaftern Handels. Auch rechnet der Ungar die Butter nicht zu den Lebensbedürfnissen; das Fett, dessen er sich zu allen Speisen bedient, ersetzt ihm die Butter in jeder Beziehung. Eben so wenig nimmt die Käsebereitung in Ungarn einen hervorragenden Rang ein. Von inländischem Käse kennt man nur den Liptauer, eine der schlechtesten

Digitized by Google

Sorten, die es giebt, welcher von dem Liptauer Komitat in den herrlichen Karpathner Hochgebirgen Ober-Ungarns seinen Namen trägt. Da die Rindviehzucht noch eine sehr primitive ist, so ist auch die Talgproduktion Ungarns nicht von Belang und das Land bringt davon nicht nur nichts zur Ausfuhr, sondern Oesterreich ist auch genöthigt, einen großen Theil seines Bedarfes mit russischer und walachischer Waare zu decken. Die Produkte der Rindviehzucht sind also wenige schlechte Butter, weniger magerer Käse, der einen starken Import von bessern Gattungen aller Art erforderlich macht, Talg nur für den Lokalkonsum, Häute, welche theils im Lande verarbeitet, theils exportirt werden, und Hörner von ungeheurer Länge, die in Deutschland gern zu Kämmen und andern Hornwaaren verarbeitet werden.

Schafhirt.

Besser als mit der Rindviehzucht sieht es mit der Schafzucht in Ungarn aus. Die ausgedehnten Weiden Ungarns boten den großen Grundbesitzern des Landes schon frühzeitig hinreichende Gelegenheit und Raum genug zur Ausdehnung der Schafzucht, welcher Branche überhaupt von jeher eine größere Vorliebe zugewendet worden zu sein scheint als der Rindviehzucht. Die Wollproduktion Ungarns ist eine sehr beträchtliche und Pesth bildet den vornehmsten Markt dafür. Man kann annehmen, daß auf dem Pesther Markte durchschnittlich 150,000 bis 160,000 Centner Wolle im Jahre zum Verkaufe gelangen, und hiernach ist nicht nur für Ungarn, sondern für die gesammte österreichische Monarchie Pesth der einzige Markt von entscheidender Wichtigkeit für diesen Artikel. Aber nicht nur ist die Wollproduktion Ungarns eine sehr umfangreiche, das Land macht auch mit Recht Anspruch darauf, diesen Zweig der Produktion zu einer hohen Vollkommenheit ausgebildet zu haben. Eine Parallele mit der deutschen Schafzucht würde zwar nicht uninteressant sein, uns aber zu weit abseits führen, deshalb verzichten wir darauf, indem wir nur bemerken, daß die ungarische Wollproduktion nicht nur die Basis beinahe der gesammten österreichischen Wollenwaaren-Industrie bildet, sondern daß die ungarischen Wollen auch den Gegenstand eines ausgedehnten Exports abgeben, und namentlich französische Fabrikanten sind es, welche die feinen und hochfeinen Sorten mit Vorliebe kaufen.

Eine hervorragende Bedeutung beansprucht auch die ungarische Schweinezucht, und die Produkte, welche sie liefert, namentlich Fett, Speck und Schinken, bilden

Digitized by Google

den Gegenstand eines sehr beträchtlichen Binnenhandels, für welchen Pesth der Centralpunkt ist. Man kann annehmen, daß in Pesth allein jährlich durchschnittlich 100,000 Stück Schweine geschlachtet werden, und wenn man berücksichtigt, daß in Ungarn die Schweine weit vollkommener ausgemästet werden als in Deutschland, so ergiebt sich die große Wichtigkeit dieses Handelszweiges. Ein fettes Schwein wiegt in Ungarn mindestens 300 Pfund, und schwerer Speck ist erst solcher, von dem ein Schwein mehr als 100 Pfund liefert. Schweinefett bildet übrigens auch den Gegenstand eines lebhaften Exports, namentlich nach Deutschland; in neuerer Zeit ist an England ein neuer Abnehmer dafür gewonnen worden. Außerdem gehen Jahr ein Jahr aus bedeutende Sendungen lebenden Borstenviehes nach Deutschland; Berlin ist der hauptsächlichste Abnehmer derselben. Speck wird auch nach Italien exportirt und dient namentlich zu Schiffsprovisionirungen. Der ungarische Schinken hat sich trotz seines billigen Preises bis jetzt im Auslande keine rechte Beliebtheit erringen können.

Schweinehirt im Backonyer Walde.

Man scheint hier das Einsalzen nicht so gut wie z. B. in Deutschland zu verstehen. Der hiesige Schinken hält keinen Vergleich aus mit dem westphälischen oder Hamburger und Gothaer Schinken, eben so ist es mit der Wurstfabrikation, daher es denn auch kommt, daß das Gothaer Fabrikat zu ungemein theuren Preisen in den hiesigen Delikatessenhandlungen fortwährend einigen Absatz findet. Die ungarischen Schweine wie die hier hauptsächlich gezogene Mungolitzarasse, welche keine Borsten, sondern wolliges Haar besitzt, zeichnen sich, wie schon oben angedeutet, im Allgemeinen durch

Digitized by Google

ihre enorme Mastungsfähigkeit aus. Allerdings läßt man das Schwein hier auch ein viel reiferes Alter erreichen als es in Deutschland gebräuchlich ist, denn die Mastung wird in der Regel erst im dritten Jahre begonnen. Man bedient sich dann hauptsächlich der Maiskörner (hier Kukurutz genannt), die als Schweinefutter alle anderen Futterstoffe übertreffen. Im zweiten Stadium der Mastung wird das Schwein so leckermäulig, daß es nur noch die feinsten Gattungen Kukurutz annimmt, und geringe oder beschädigte Sorten können daher höchstens an Neulinge verfüttert und für den menschlichen Genuß verwendet werden, das fette Schwein verschmäht sie. In waldreichen Gegenden wird auch alljährlich die Eichelernte zur Mastung verpachtet und es bildet diese in jenen entlegenen Landestheilen, in denen die Waldungen einen sehr geringen Werth repräsentiren, einen nicht unbedeutenden Theil des Einkommens großer Waldkomplexe. Die Eichel liefert jedoch eine weit schlechtere Mastung als der Kukurutz, und ist daher der aus solchen Gegenden, wo dieselben vorherrschen, kommende Speck von geringerer Güte. Ein ausgemästetes Schwein ist hier übrigens ein wahres Unthier; es erreicht zuweilen ein Gewicht von 7 Centnern, und eine deutsche Hausfrau, deren Stolz handhoher Speck ist, würde über den zwei Hände hohen ungarischen Speck nicht wenig erschrecken. Geräuchert wird dieser Speck in der Regel nicht, sondern blos an der Luft getrocknet, er bildet das tägliche Mahl der ärmeren Klasse, von welcher er, mit vieler Paprika (so nennt man in Ungarn den türkischen Pfeffer) versehen, zum Frühstück statt des in Deutschland landesüblichen Kaffee's genossen wird.

Der Pferdezucht wird von einigen kaiserlichen Instituten und einzelnen großen Grundbesitzern eine große Aufmerksamkeit zugewendet, im Allgemeinen geschieht aber dafür bei Weitem nicht so viel als erforderlich wäre zu einer durchgreifenden Veredlung der einheimischen Rasse, die sich trotz dieser Vernachlässigung durch schöne Körperformen und große Ausdauer bei mittlerer Größe auszeichnet und häufig ausgeführt wird. Die Pferdezucht liefert übrigens einen gesuchten Exportartikel, die Roßhaare, für welche, wie für alle derartige Artikel, Pesth der Centralpunkt des Handels ist.

Sehr bedeutend ist in Ungarn auch die Geflügelzucht. Von Bettfedern kommen auf den Pesther Markt alljährlich 12—15000 Centner zum Verkauf, welche zum großen Theil in den auswärtigen Handel übergehen.

Daß die Getreideproduktion Ungarns, so bedeutend sie auch jetzt schon den eigenen Bedarf überschreitet, noch einer weiteren Steigerung fähig ist, bedarf kaum eines Beweises. Auch in Deutschland weiß man, daß Ungarn noch sehr weite Strecken unangebauten Landes besitzt, welche des fleißigen Ansiedlers harren. Als solche unangebaute, wol höchstens mit Disteln und Dornen bewachsene Wildnisse stellt man sich in Deutschland die ungarischen Pußten vor. Diese Vorstellung ist jedoch eine ganz und gar falsche. Wenn es, wie oben angedeutet, in Ungarn noch große Strecken unkultivirten Bodens giebt, so hat man diese auf den Pußten nicht zu suchen. Die Pußten sind vielmehr in fleißigster Kultur stehende Gutsgebiete von sehr großer Ausdehnung, und gerade auf diesen beruht hauptsächlich die große Produktionskraft Ungarns. Aber die wenig ertragsreichen Weiden nehmen in Ungarn noch einen unverhältnißmäßig großen Umfang ein, und diese könnten bei dem Vorhandensein einer stärkern Bevölkerung leicht in fruchtbares Ackerland umgewandelt werden.

Es ist hier wol der Ort, auch über die Kolonisationsfrage einige Worte einfließen zu lassen. Es ist noch nicht gar so lange her, da schien man in Deutschland

Digitized by Google

sich ernstlich mit dem Gedanken vertraut machen zu wollen, den Strom der deutschen Auswanderung nach Ungarn abzulenken, und es giebt wol auch heute noch deutsche Patrioten, die es sich nicht ausreden lassen, es sei die Aufgabe Deutschlands, seine Kultur nach dem Osten zu tragen, und in den Ländern der mittleren und untern Donau ein neues Deutschland zu begründen. Es muß dringend davor gewarnt werden, sich derartigen Träumereien hinzugeben, die vielleicht eben so viel dazu beigetragen haben, das deutsche Element, dessen herrschsüchtige Tendenzen man fürchtet, in Ungarn unpopulär zu machen, als die österreichische Mißregierung in den letzten zehn Jahren.

Die Ketskemeter Puszte.

Der Ungar achtet die glänzenden Eigenschaften des deutschen Geistes; in der Isolirtheit, in der er vermöge seines mit keiner der drei großen europäischen Sprachfamilien in Verwandtschaft stehenden Sprachidioms in unserm Welttheil sich befindet, fühlt er auf das lebhafteste das Bedürfniß, sich einer derselben anzuschließen; Deutschland ist es, wohin ihn seine Geschichte, seine Kultur- und Handelsinteressen weisen, aber mit Leib und Seele kämpft er dagegen, seine abgöttisch verehrte Nationalität in einer andern untergehen zu lassen. So lange er in dem Deutschen denjenigen fürchten zu müssen glaubt, der gekommen ist, ihm das Erbe seiner Väter zu rauben, wird er ihn als Ansiedler mit Mißtrauen aufnehmen, wenn nicht mit offener Feindseligkeit, und diese wird erst dann schwinden, wenn er sieht, daß sich der neue Ankömmling mit voller Hingebung den herrschenden Ideen anschließt, das heißt, wenn derselbe es über sich gewinnen kann, seine eigene Nationalität abzustreifen. Unter diesen Verhältnissen kann, selbst wenn die politischen Verhältnisse völlig wieder in das alte Geleise kommen sollten, vor einer deutschen Massen-Einwanderung nach Ungarn nicht dringend genug gewarnt werden. Eine solche kann kein anderes als ein trauriges Ende nehmen,

wie auch einige im Laufe der letzten Jahre vorgekommene Versuche in kleinerem Maßstabe genügend dargethan haben.

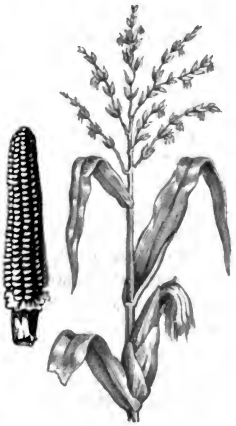
Die Kultur der Cerealien umfaßt in Ungarn außer den vier gewöhnlichen Gattungen Weizen, Roggen, Gerste und Hafer noch Halbfrucht, Mais (Kukurutz) und Hirse. Der ungarische Weizen zeichnet sich im Durchschnitt durch schweres Gewicht aus, was noch besser hervortreten würde, wenn die Produzenten dem Reinigen der Früchte eine größere Sorgfalt zuwenden wollten. Dies geschieht aber leider gerade in Jahren nicht, in denen stärkere auswärtige Nachfrage auf den ungarischen Märkten auftritt, weil bei dem lebhaften Begehr die Produzenten sich diese Mühe ersparen zu dürfen glauben, indem sie ihr Getreide auch bei unvollkommener Reinigung an den Mann bringen. Hieraus resultiren namentlich die vielfachen Klagen über das ungarische Getreide; übrigens muß auch bemerkt werden, daß die auf den ungarischen Märkten erscheinenden ausländischen Käufer bei ihren Einkäufen sich vorzugsweise auf die geringeren und billigeren Sorten Weizen beschränken. Die schweren Gattungen ungarischen Weizens können sich dem besten wo immer erzeugten Produkte kühn an die Seite stellen, und diese werden meist im Lande selbst verbraucht oder vermahlen. Ungarisches Mehl hat auf der Pariser und Londoner Ausstellung die goldene Medaille davon getragen, es erscheint auf der Tafel des Padischah in Konstantinopel und auf den südamerikanischen Märkten, wo es zur Verbesserung des amerikanischen Mehles verwendet wird. Es mag hier beiläufig angeführt werden, daß in Ungarn im Laufe der letzten Jahre sich eine großartige Dampfmühlen-Industrie entwickelt hat. In Pesth-Ofen bestehen nicht weniger als sieben im größten Maßstabe arbeitende Dampfmühlen, von denen die größte, ein Aktien-Unternehmen, jährlich über 300,000 österreichische Metzen oder etwa 14,000 Wispel Weizen vermahlt; eine zweite, die sich in Privathänden befindet, kommt dieser an Umfang des Betriebes sehr nahe. — Von allen Körnersorten ist Weizen für Ungarn das bei Weitem wichtigste Produkt. Eine so eben erschienene Broschüre giebt die Getreideproduktion Ungarns wie folgt an:

Weizen	österreichische Metzen	. . .	32	Millionen,
Halbfrucht	„	„ . . .	20	„
Roggen	„	„ . . .	12	„
Gerste	„	„ . . .	17	„
Hafer	„	„ . . .	30	„
Mais	„	„ . . .	33	„
Total in österreichischen Metzen		. . .	144	Millionen.

Ich halte jedoch diese Angaben nicht für vollkommen zuverlässig. Augenscheinlich ist die Weizenproduktion eine weit größere, die der Halbfrucht (ein Gemeng aus Roggen und Weizen) eine bedeutend geringere. Die letztere wird übrigens lediglich im Lande selbst verbraucht, da man dieses Produkt im Auslande nicht liebt. Hauptabnehmer für den ungarischen Weizen im Auslande waren bisher Süddeutschland, die Schweiz und der Rhein; seit der Eröffnung einer direkten Verbindung mit der Adria durch die Eisenbahnlinie Ofen-Pragerhof-Triest ist auch Frankreich ein sehr lebhafter Abnehmer geworden und Triest dürfte dazu berufen sein, bei der Versorgung der französischen und englischen Märkte eine große Rolle zu übernehmen. Der ungarische Roggen ist Deutschland in Zeiten der Noth sehr zu Statten gekommen, namentlich im Jahre

Digitized by Google

1855/56, in welchem ungeheure Massen davon exportirt wurden. Gerste war im verflossenen Jahre ein lebhafter Ausfuhrartikel, und war es besonders England, welches große Quantitäten davon bezog. Der Anbau des Hafers ist in Ungarn ein sehr ausgedehnter; versendet wird dieser Artikel nur nach dem Süden und Westen, in den auswärtigen Handel ist derselbe noch wenig gebracht worden. Eine hervorragende Stufe in der Produktion Ungarns nimmt auch der Maisbau ein. Ein großer Theil der Landbevölkerung, namentlich in den romanischen Landestheilen, lebt fast ausschließlich von Maisbrot, welches nicht Jedermann mundet und nur frisch genossen einigermaßen das Kornbrot entbehrlich machen kann. Außerdem dient der Mais zur Brennerei und, wie wir gesehen haben, zur Schweinemastung. Der aus demselben erzeugte Branntwein ist von besonderer Güte. Die Kukurutzfelder werden, ähnlich wie in Amerika, nebenbei zum Anbau einer Menge von Küchengewächsen verwendet. Da nämlich die Kultur der Pflanzen viel Raum erfordert, so werden in den 2 bis 4 Fuß breiten Zwischenräumen zwischen den Reihen Gurken, Kürbisse, Bohnen angepflanzt, um keinen Raum unbenutzt zu lassen. Der Mais liefert ein werthvolles Stroh, welches zu Matratzen starke Verwendung findet. Zu den Getreidearten rechnet man in Ungarn auch die Hirse, welche in einigen Landestheilen ziemlich stark angebaut wird, und die namentlich in den slavischen Landestheilen Oesterreichs starken Absatz findet.



Der Mais.

Noch immer wird in Ungarn der größte Theil der Feldfrüchte sofort nach der Ernte auf freiem Felde durch die Hufen der (nicht beschlagenen) Pferde ausgedroschen oder vielmehr ausgetreten. Zuerst wird das zur Tenne bestimmte Feld geebnet und der Boden auf demselben festgestampft. Sodann wird das auszutretende Getreide in Kreisform aufgelegt. In der Mitte des Kreises steht der Treiber, der die Pferde am Leitseil dirigirt. Diese Arbeit ist eine sehr anstrengende; sie wird bei der tropischen Sonnengluth, welche im Freien auf 38 Grad steigt, vom Morgengrauen bis spät in die Nacht fortgesetzt. Tritt zur Erntezeit anhaltendes Regenwetter ein, was hier allerdings zu dieser Zeit selten geschieht, so ist die Kalamität eine sehr große; denn da es keine Scheunen in unserm Sinne giebt, so ist alles Getreide, so lange es ungedroschen ist, unter freiem Himmel allen Unbilden der Witterung schutzlos preisgegeben. Nur in den größten Wirthschaften hat man in neuester Zeit angefangen, zu einem rationelleren Verfahren überzugehen. Man hat Wirthschaftsgebäude gebaut, in die das Getreide eingescheuert wird, und Dampf-Dreschmaschinen angeschafft, welche die Arbeit natürlich viel vollkommener liefern, als es Pferdearbeit je im Stande ist. Es existiren im Banate namentlich auch bereits industrielle Unternehmer, welche zur Erntezeit mit einer Dreschmaschine im Lande herumreisen, und gegen einen bestimmten Antheil das Dreschen übernehmen, was einen sehr lohnenden Erwerbszweig abgiebt.

Digitized by Google

Die Kultur von Handelspflanzen ist in Ungarn bis jetzt eine verhältnißmäßig geringfügige. Die wichtigsten derselben sind der Tabak, der Raps, Hanf, Flachs, Hülsenfrüchte; Reisbau wird im Banate, jedoch jetzt nur noch von einem einzigen Produzenten, betrieben. Der Hopfenbau mangelt beinahe noch gänzlich, Futterkräuter werden wenig angebaut, Melonen und Kürbisse, die starke Konsumtionsartikel sind, reichlich. Wichtig ist in einigen Gegenden die Bienenzucht, namentlich in Ober-Ungarn; zur Einführung des Seidenbaues sind schon vor Jahren große Anstrengungen gemacht worden. Kaiser Joseph II. ordnete in seiner despotischen Weise an, daß in jedem Dorfe Maulbeerbaumpflanzungen angelegt würden. Sie sind an vielen Orten noch heute in ausgedehntem Maße vorhanden, werden aber nicht benutzt. Der Zuckerrübenbau ist unbedeutend. Die Eichenwaldungen liefern Knoppern und Pottasche; auf den höchst wichtigen Weinbau werden wir später zurückkommen.

Der Rapsbau ist in Ungarn ein ziemlich ausgedehnter, obgleich das Klima denselben weniger als in Deutschland zuzusagen scheint. Eine Eigenthümlichkeit des ungarischen Klima's ist nämlich das frühzeitige Eintreten wärmerer Tage. Das Frühjahr beginnt eigentlich schon Ende Februar; der Pflanzenwuchs entwickelt sich dabei sehr rasch, aber noch selbst bis spät in den Mai hinein gehören starke Nachtfröste nicht zu den Seltenheiten, die dann leicht großen Schaden anrichten. Bei einer günstigen Ernte produzirt Ungarn 800,000 bis 1,000,000 Metzen (100 österreichische Metzen sind = 111½ preußische Scheffel), wovon der größte Theil ausgeführt wird.

Der Tabakbau unterliegt den Vorschriften der Monopol-Ordnung. Niemand darf in Ungarn, sowie in Oesterreich im Allgemeinen, Tabak bauen ohne Erlaubniß der Regierung, selbst nicht für den eigenen Bedarf oder als Zierpflanze in Gärten. Der Tabakbau ist aber trotzdem sehr bedeutend, eine mittelmäßige Ernte liefert 600—800,000 Centner, und soviel beträgt etwa auch der Jahresbedarf der Regie, in guten Jahren aber übersteigt der Bedarf auch eine Million Centner. Ereignet es sich nun, daß mehrere günstige Jahre auf einander folgen, so häufen sich bei der Regie die Vorräthe derart, daß diese sich veranlaßt sieht, die Zahl der Lizenzen zu beschränken, und es ist vor einigen Jahren vorgekommen, daß denjenigen Tabakbauern, welche, lediglich zum Behufe des Tabakbaues von der Regierung dazu aufgemuntert, größere Anlagen gemacht hatten, vom Staate eine bedeutende Entschädigung als Abstand für den Nichtanbau bezahlt wurde. Diese Beschränkungen erbittern jedoch die Produzenten und sind ein Grund mit zu der in Ungarn herrschenden Abneigung gegen das Tabakmonopol. Die Preise werden von der Regie jährlich festgesetzt und überstiegen im letzten Jahre nicht den Durchschnitt von 8 Gulden Banknoten für den Wiener Centner mit Rücksicht auf das Agio, was ungefähr 3½ Thaler per Zollcentner ergiebt, ein mit Rücksicht auf die Qualität im Ganzen sehr niedriger Preis.

Die Ablieferung oder, wie der technische Ausdruck dafür ist: „die Tabakeinlösung", findet statt, sobald das Rohprodukt die ersten Stadien der Manipulation in den Händen der Produzenten durchlaufen hat, die Blätter gehörig getrocknet und also zur weiteren Behandlung dienlich sind, in den Monaten Dezember, Januar und Februar. Die Tabakeinlösung ist eine Zeit der Ernte für die dabei beschäftigten armen Beamten, und wer einen Begriff hat von dem hierbei herrschenden Bestechungssystem, wird es begreiflich finden, daß diejenigen Beamten, welche das Ding verstehen,

Digitized by Google

natürlich auf Unkosten der Regie bald zu Vermögen gelangen. Trotzdem bildet das Tabakmonopol für die österreichische Regierung eine sehr ergiebige Einnahmequelle. Im Jahre 1860 hat sich der Reinertrag desselben auf ungefähr 35 Millionen Gulden belaufen. Da der Staat sich allein das Recht anmaßt, mit Tabak zu handeln, so ist bei schwerer Strafe der Produzent gehalten, sein Erzeugniß an die Regie gegen die von derselben festgestellten Preise abzuliefern. Im abgelaufenen Jahre ist es jedoch damit nicht so genau genommen worden; der Tabak aber so wie die auf dem Wege der Privatindustrie erzeugten Cigarren wurden ungescheut auf öffentlichem Markte feilgeboten, und es läßt sich nicht verkennen, daß zur Vermeidung von Konflikten von Seiten der Regierung große Nachsicht geübt wurde, die denn auch einen nicht unbeträchtlichen Ausfall in den Erträgnissen des Monopols für das Jahr 1861 zur Folge haben wird. Jetzt werden auch nach dieser Seite hin die Saiten wieder straffer gezogen. Der Tabakhandel befindet sich in Ungarn, wie in ganz Oesterreich, in den Händen der von der Regierung bestellten Händler, Trafikanten genannt, die sich mit einer lächerlich-niedrigen Verschleißprovision (3 % und darunter) begnügen müssen. Die Regiefabrikate sind im Grunde nicht schlecht, aber reichlich noch einmal so theuer als zum Beispiel im Zollverein ähnliche Sorten Cigarren und Tabak kosten. Zum Schutze des Monopols ist die Einfuhr fremder Tabakserzeugnisse nur in ganz kleinen Quantitäten gestattet; für Cigarren muß ein Zoll entrichtet werden, der sich auf ungefähr 3 Gulden für das Hundert (was 300 Gulden für den Centner ergeben würde) berechnet.

Die Tabakpflanze.

Digitized by Google

Javanisches Landschaftsbild.

Die
Expedition der Novara und die merkantilen Ergebnisse derselben.

IV.

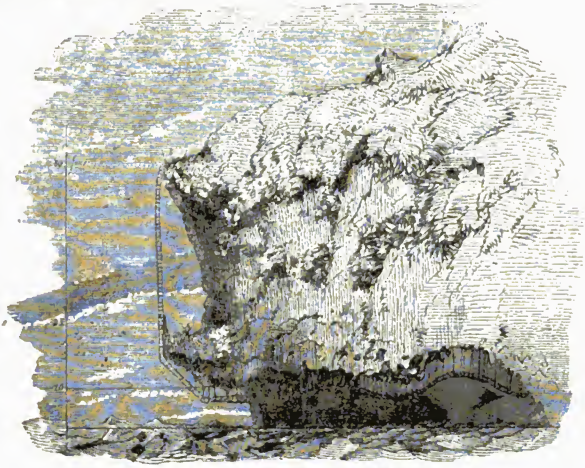
Java,

wohin die Novara von Singapore aus ihren Cours richtete, hat der Expedition in vielfacher Beziehung Gelegenheit zu Forschungen geboten. Wir fassen dieselben, so weit sie merkantile Gegenstände betreffen, in wenigen Worten zusammen:

„Die Hauptkultur ist noch immer Reis, der zugleich den einzigen Brotstoff der Javanen ausmacht. Crawford in seinem „Dictionary of the Indian Archipelago" berechnet, daß die Reisernte jährlich über 500,000,000 Pfund beträgt und jedes Individuum jährlich 448 Pfund verzehrt." Nächst Reis bildet der Kaffee den wichtigsten

Digitized by Google

Ausfuhrartikel. Das jetzt erzeugte Jahresquantum desselben beträgt 100 Millionen Pfund. Seit 1718 durch den Gouverneur Hendrik Zwaardecroon aus Mokka eingeführt, hat der Kaffeebau, trotz der großen Uebelstände, welche das von den Holländern bis auf die neueste Zeit geübte Monopol erzeugt, immer größere Dimensionen angenommen. „Die ganze Ernte muß von den Kaffeepflanzern der Regierung zu einem bestimmten Preise geliefert werden und zwar im Innern des Landes für $3^1/_2$, in der Nähe Batavia's, wo die Steuern höher sind, für 9 Gulden Holländisch per Pikul. Die Nederlandsche Handels-Maatschappy, welche das ausschließliche Recht der Verschiffung hat, zahlt der Regierung 28 bis 30 Gulden per Pikul und verkauft den Kaffee in Europa auf eigene Rechnung. Der Säckel der Regierung befindet sich bei dieser Einrichtung sehr wohl. In den letzten Jahren ergab die Kolonial-Administration einen Bilanzüberschuß von 41,000,000 Gulden Holländisch."



Gewinnung eßbarer Schwalbennester

Recht interessant sind die Notizen, welche die „Novarareise" über verschiedene Versuche bringt, die mit der Kultur der Cochenille und Vanille auf Java gemacht worden. Rücksichtlich der ersteren sagt der Bericht: „1826 kamen zwei Thierchen der überaus rasch sich vermehrenden Nopalschildlaus aus Spanien nach Java. Gegenwärtig giebt es in Pondok Gedeh allein über 500,000 Pflanzen, von denen jährlich nahe 20,000 Pfund Cochenille gewonnen werden, während sich auch in andern Theilen der Insel nicht minder große Nopalgärten befinden. 200,000 Schildläuse geben im getrockneten Zustand erst 1 Pfund Cochenille, das mit etwa 2 Gulden Holl. bezahlt wird." In Bezug auf die Vanille liest man: „Herr Teysmann hat das Verdienst, die Kultur der Vanillepflanze durch Anwendung des künstlichen Befruchtungssystems auf Java eingeführt zu haben. Das Insekt, welches im Vaterland der Vanille (Westindien) das Geschäft der Befruchtung besorgt, kommt nämlich auf Java gar nicht vor. Die 5—10 Zoll langen, 3—5 Linien breiten, dunkelbraunen, biegsamen, fettig sich anfühlenden Früchte benöthigen 5 Monate zur vollständigen Reife. Sie werden mit Sorgfalt erst im Schatten, dann in der Sonne getrocknet und bündelweise in luftdichte Blechbüchsen verpackt. Hundert Pfund frische Schoten liefern ungefähr ein Pfund Vanille, wie sie in den Handel kommt. Früher werthete 1 Pfund über 60 holländische Gulden, gegenwärtig beträgt der Verkaufspreis nur

40 Gulden. Die Menge der ausgeführten Vanille ist übrigens, wie man erwarten kann, noch immer nicht von großer Bedeutung, obwohl sich zur Zeit schon eine hübsche Anzahl Ländereibesitzer mit Vanillebau beschäftigen."

Eines Produkts der Insel Java, welches namentlich im Handel mit China eine sehr wichtige Rolle spielt, gedenken wir nun noch, auf Grund des Reiseberichts, etwas ausführlicher: der sogenannten indischen Schwalbennester. Wir finden darüber folgende Notiz in der „Novarareise":

„Die Orte, wo die eßbaren Nester der Hirundo esculenta gefunden werden, sind keine eigentlichen Grotten, wie man sie gewöhnlich nennt, sondern steile, fast unzugängliche Klippen, Spalten und Risse, in welche die Schwalben ihre Nester bauen und die nicht ohne große Schwierigkeit, oft nur mit Lebensgefahr erreicht werden können. Sie liegen theils an der Südküste, dicht über der schäumenden Brandung, theils im Innern des Landes, 2000 Fuß über dem Meeresspiegel, ungefähr 600 englische Meilen von dem zunächst angrenzenden Theile der Küste entfernt, und während die Javanen zu Karang-belong auf senkrechten Leitern aus Rotang (Calamus Rotang) und Bambus an der Küstenmauer hinabklettern müssen, um zum Eingang der Höhle zu gelangen, sind sie in Boudong genöthigt, mittelst Leitern eben so hoch, ja noch höher hinauf auf die Felsen zu steigen, um die Oeffnung der Höhlen zu finden. Wenn die Vögel brüten oder Junge haben, so bleibt die Hälfte von ihnen in der Höhle und Männchen und Weibchen lösen sich dann im Brüten, das viermal im Jahre geschieht, alle 6 Stunden ab. Zu jedem Neste gehört ein Schwalbenpaar, derart, daß wenn man 1000 Nester in einer Höhle findet, diese von 2000 alten Schwalben (paarweise Männchen und Weibchen) bewohnt wird. Die Fruchtbarkeit dieses Vogels ist so groß, daß, obschon die Nester viermal des Jahres gepflückt werden, und von ihrer Brut, theils Eier theils Junge, fast eine Million beim Pflücken der Nester durch Menschenhände zu Grunde geht, sich dieselben gleichwohl nicht vermindern. Die sechs Höhlen in Boudong liefern jährlich im Durchschnitte ungefähr 14,000, jene zu Karang-bolong ungefähr 500,000 Stücke; hundert Nester wiegen durchschnittlich einen Katti ($1^1/_4$ Pfund) und hundert Kattis sind ein Pikul (125 Pfund). Die Chinesen bezahlen für einen Pikul solcher Nester, welche sie als einen besondern Leckerbissen betrachten, 4 bis 5000 holländische Gulden. Die Pflücker derselben bilden gleichsam eine besondere Klasse, deren Geschäft vom Vater auf den Sohn erbt."

Wir fügen dieser Beschreibung noch folgendes Nähere über die Art des Pflückens der Nester bei Karang-belong aus Dr. Junghuhn's klassischer Monographie Java's an:

„Zu Karang-belong ist der Boden der Höhlen vom Meere bedeckt, die sich am Fuße senkrecht abstürzender Felsmauern dicht über seinem Spiegel öffnen. Bei einer dieser Höhlen, der Gua Gede, liegt der Rand der Küstenmauer zur Ebbezeit 80 Pariser Fuß über dem Meeresspiegel und die Mauer biegt sich konkav nach innen, bildet jedoch in einer Höhe von 25 Fuß einen Vorsprung, bis wohin die Rotangleiter senkrecht hinabhängt; diese ist aus zwei seitlichen Rotangsträngen verfertigt, welche in Abständen von $1^1/_2$ bis 2 Zoll durch Querhölzer mit einander verbunden sind. Die Decke des Einganges der Höhle liegt jedoch nur 10 Fuß über dem Meere, das den Boden der Höhle auch zur Ebbezeit in seiner ganzen Ausdehnung bedeckt, während zur Fluthzeit die Oeffnung der Höhle von jeder herbeirollenden Wege gänzlich zugeschlossen wird. Nur bei Ebbe und bei sehr stillem niedrigen Wasser kann man in ihr Inneres gelangen. Auch dann noch würde das unmöglich sein, wäre der Fels am Gewölbe oder an der Decke der Höhle nicht von einer Menge Löcher durchbohrt, zernagt und zerfressen. In diesen Löchern aber, an den hervorragenden Zacken, hält sich der stärkste und kühnste der Pflücker, der zuerst hineinklettert, fest und bindet Rotangstränge an ihnen an, welche dann von der Decke 4 bis 5 Fuß lang herabhängen. An ihrem untern Ende werden andere lange Rotangstränge festgeknüpft, die in einer mehr horizontalen Richtung unter der Decke hinlaufen, und deren Unebenheiten dieselben bald auf- bald absteigend folgen, so daß sie sich wie eine hängende Brücke durch die ganze Länge der Höhle hindurchziehen. Diese ist 100 Fuß breit und von ihrem Eingange im Süden bis zu ihrem tiefsten Hintergrunde im Norden 150 Fuß lang. An ihrem Eingange nur 10 Fuß hoch, steigt ihre Decke weiter aufwärts höher an und erhebt sich

Digitized by Google

im tiefsten Innern bis zu 20 und 25 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Ehe man zum Pflücken der Vogelnester die Leitern aushängt und auf ihnen hinabsteigt in die grausige Nachbarschaft der schäumenden See, richtet man zuerst ein feierliches Gebet zur Göttin oder Königin der Seeküste, welche um ihren Segen angerufen wird. Sie führt hier den Namen Ratu-Segor-Kidul oder auch Ratu-Coro-Djunggrang, und besitzt im Dorfe Karang-bolong einen Tempel, der sorgfältig rein gehalten wird. Zuweilen bringen die Pflücker auch am Grabmal Serret ein frommes Opfer, da wo der erste Entdecker der Vogelnesterhöhlen begraben liegen soll."

Die folgende Hauptstation für die Novarareise bildete die Insel Luzon (Philippinen) und hier verbreitet sich die Schilderung hauptsächlich über die Handelsverhältnisse von

Manilla.

„Die wichtigsten und nützlichsten Pflanzen der tropischen und subtropischen Zone gedeihen hier, wie Zucker, Kakao, Kaffee, Baumwolle, Mais, Tabak, Reis; die kostbarsten Holzgattungen füllen die Wälder, allein die Engherzigkeit der spanischen Kolonialpolitik, die zahlreichen Beschränkungen, welche der Handel zu erdulden hat, gestatten nicht jenen großartigen Aufschwung, welchen diese an Naturschätzen überreiche Inselgruppe unter einer freisinnigen Regierung nehmen würde."

Trotz diesem Reichthum an den verschiedensten Naturprodukten sind es gegenwärtig nur zwei Bodenerzeugnisse, welche in größerer Menge nach den europäischen und nordamerikanischen Märkten exportirt werden und der Inselgruppe der Philippinen für die handeltreibende Welt einige Bedeutung geben, nämlich Tabak und Abaka oder Manilla-Hanf. Alle anderen Ausfuhrartikel wie Zucker, Kaffee, Indigo, Sapanholz (Caesalpina Sapan), Strohgeflechte *), Thierhäute u. s. w. sind verhältnißmäßig nur von sehr geringem Belang.

„Wir besuchten", erzählt der Bericht, „sowohl die große Cigarrenfabrik in Binonbo, als auch jene der Arroceros, wo ausschließlich Cigarillos oder Papiercigaretten angefertigt werden. Die erstere zählt gegen 8000 Arbeiter, meist Frauen. In den langen Arbeitssälen, wo gemeiniglich gegen 800 Arbeiterinnen auf niederen Holzbänken an schmalen Tischen sitzen, herrscht ein unheimliches, betäubendes Getöse. Die Einen beschäftigen sich damit, die Blätter anzufeuchten und in regelmäßige Lappen zu zerschneiden, oder bereiten die Abfälle und die kleinen Stücke, aus welchen später die Cigarren gemacht werden; Andere führen glatte, abgeschliffene Steine in der geschäftigen Hand, mit denen sie unaufhörlich auf die einzelnen Blätter klopfen, um diese für das Zusammenrollen geschmeidiger zu machen. Dieses Schlagen und Lärmen von mehreren hundert Arbeiterinnen, welche während der Anwesenheit fremder Besucher voll lustigen Uebermuths ihre steinernen Werkzeuge absichtlich mit noch mehr Kraft handhaben, der starke Geruch der Tabaksblätter, die üble Ausdünstung so vieler bei tropischer Temperatur in geschlossenen Räumen zusammengedrängten Menschen machen einen dermaßen unangenehmen peinlichen Eindruck, daß man sich beeilt aus der dumpfen Schwüle in den Arbeitssälen wieder ins Freie zu gelangen. In der Cigarillosfabrik sind gegen 2000 männliche Arbeiter beschäftigt. Auch hier herrscht in den Arbeitssälen eine beklemmende, dumpfe Atmosphäre. Ein Arbeiter ist im Stande, täglich 150 Päckchen zu 25 Cigaretten oder 3750 Stück zu fabriziren, wofür derselbe 4 Realen Lohn erhält. Höchst überraschend ist die ans Zauberhafte grenzende Schnelligkeit, womit die fertigen Cigarillos gezählt, in Packete abgetheilt, zusammengemacht und gestempelt werden. Der ungeübte Blick des Besuchers ist kaum im Stande, der Hand- und Fingerfertigkeit des Arbeiters zu folgen.

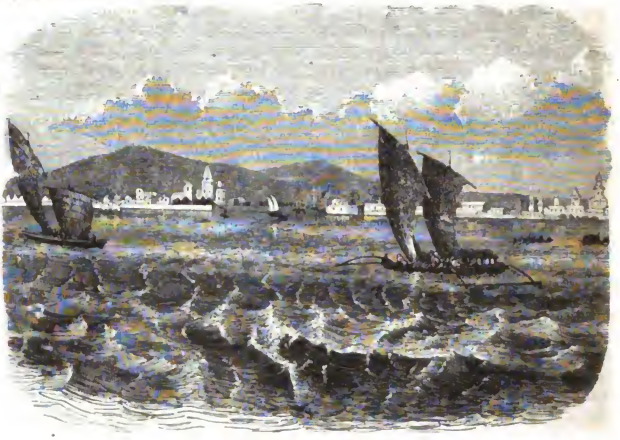
„Außer den beiden eben erwähnten Fabriken giebt es noch eine dritte Cigarrenfabrik in Cavite, welche 4000, und eine vierte in Malabon, welche 5000 weibliche Arbeiter

*) Unter den Strohgeflechten zeichnen sich besonders Cigarrentäschchen durch Feinheit und Zierlichkeit aus. Dieselben werden zu sehr hohen Preisen verkauft; einzelne, besonders elegante Täschchen zu 80 bis 100 Gulden. Auch Strohmatten und Strohhüte, den Panamahüten an Feinheit nicht nachstehend, werden hier aus Palmenstroh verfertigt und könnten einen nicht unbedeutenden Ausfuhrartikel abgeben.

Digitized by Google

beschäftigt. Die in sämmtlichen Fabriken jährlich erzeugten Quantitäten sollen 11 bis 12,000 Millionen Stück betragen.' Wenn man die zahlreichen katholischen Festtage, wo nicht gearbeitet wird, in Abrechnung bringt, so dürfte man wohl annehmen können, daß an jedem Arbeitstage 5 Millionen Cigarren verfertigt werden. Die Regierung kauft jährlich den ganzen produzirten Tabak von den Pflanzern zu einem festgesetzten Preise und versendet denselben theils in Blättern, zumeist aber in Cigarren, zu deren Fabrikation außer der Regierung Niemand das Recht besitzt. Das Tabakmonopol wurde indeß auf den Philippinen erst im Jahre 1787 durch den damaligen Gouverneur Jose Basco und zwar mit großer Schwierigkeit eingeführt.

„Die Mehrzahl der Cigarren wird nach Ostindien, den Inseln des malayischen Archipels und Nordamerika verschifft, während eine verhältnißmäßig geringe Quantität nach Europa zum Verkaufe kommt.



Ansicht von Manilla.

Die Haupttabakdistrikte der Insel Luzon sind Cagayan und Bifaya, in welchen durchschnittlich jährlich 180,000 Centner Tabak geerntet werden. Von diesen gehen ungefähr 80,000 Centner in Blättern nach Spanien, während die übrige Quantität, auf Luzon selbst zu Cigarren verarbeitet, jeden Monat partienweise unter den Hammer (al martillo) gebracht und an den Meistbietenden verkauft wird. Der Durchschnittspreis beträgt 8 bis 10 Dollars für 1000 Stück Cigarren (cortados). Man baut in Manilla nur eine einzige Tabaksgattung und die Größe des Blattes ist es allein, welche bei der Preisbestimmung den Ausschlag giebt. Der Manilla-Tabak ist an und für sich sehr stark und narkotisch; zur Fabrikation der Cigarren wird aber keineswegs, wie in Europa vielfach die Meinung herrscht, Opium verwendet, dieselben sind blos an einem Ende mit etwas Reispappe bestrichen und zugeklebt. Schon die große Kostspieligkeit jenes in der Geschichte des chinesischen Reiches eine so wichtige Rolle spielenden Pflanzenstoffes würde dessen Anwendung verbieten. Da auf Manilla die Cigarren von beiden Geschlechtern in ziemlich großer Menge verbraucht werden, und auf den inländischen Bedarf immer zuerst Rücksicht gewonnen wird, so soll es zuweilen geschehen, daß die Vorräthe nicht völlig ausreichen, um alle Nachfragen für den Export unverzüglich befriedigen zu können. Außer zur Zeit der öffentlichen Auktion kann man nur bis zu 1000 Stück Cigarren von der Regierung auf einmal kaufen, eine um so lästigere und nutzlosere Maßregel, als Personen, welche größere Quantitäten Cigarren zu besitzen wünschen, blos eine Anzahl von Perso-

Digitized by Google

nen nach dem Tabakamte zu schicken brauchen, um sich dieselben zu verschaffen. Wir haben es in Manilla selbst erfahren, wie Jemand, der 45,000 Stück Cigarren kaufen wollte, 45 Individuen nach dem Verschleißorte sandte, von wo ein jedes 1000 Stück anstandslos zurückbrachte.

„Obschon auf der Insel Luzon im Ganzen mehr Tabak erzeugt wird als auf Cuba, so ist doch die Ausfuhr von ersterem Orte weit geringer, indem, wie schon bemerkt, ein großer Theil des gewonnenen Tabakes im Lande selbst konsumirt wird. Luzon betheiligt sich mit $^1/_{10}$, Cuba mit $^1/_{12}$ an der Gesammt-Tabak-Produktion der Erde, welche an 4,000,000 Centner beträgt. Es giebt zwar Länder, welche bei weitem größere Quantitäten Tabak erzeugen als Luzon oder Cuba, aber keines, wo die Tabakblätter durch die Gunst des Klima's und des Bodens so vorzügliche Qualität erlangen würden, wie in den beiden genannten spanischen Besitzungen." —

„Ein anderes Hauptprodukt der Philippinen, welches von diesen Inseln aus zuerst den Weg nach den Weltmärkten gefunden, ist der sogenannte Manilla-Hanf; derselbe wird nicht aus der gewöhnlichen Hanfpflanze (Cannabis sativa), sondern aus den Fasern des Stammes einer Bananenspecies (Musa textilis) gewonnen und von den Tagalen Abaka genannt. Die Pflanze kommt fast auf allen Inseln des Philippinen-Archipels von Luzon bis Mindanao in großer Menge vor, so daß ihr Verbreitungsbezirk vom Aequator bis zum 20. ° nördlicher Breite reichen dürfte. Dies scheint jedoch die nördlichste Vegetationsgrenze der Musa textilis zu sein, und es würde sich daher selbst im südlichsten Theile von Europa der Anbau dieser Nutzpflanze nicht lohnen, welche, um üppig zu gedeihen, einer durchschnittlichen Wärme von 25 ° C. bedarf. Der Stamm dieser Musacee wird auf den Philippinen 9 bis 12 Fuß hoch und etwa 6 Zoll dick und treibt gegen 8 Fuß lange und bis $1^1/_2$ Fuß breite, meist sehr dunkelgrüne Blätter. Die Frucht ist kleiner und wird niemals so schön gelb und schmackhaft als eine gewöhnliche Banane. Um den Hanf zu gewinnen, wird der Stamm, sobald die Fruchtkolben zum Vorschein kommen, von den mächtigern Blättern, welche den Büschel zum Futter dienen, gereinigt, und bleibt etwa drei Tage hindurch der Gährung ausgesetzt. Hierauf wird derselbe in Stücke abgeschält, und diese werden unter Anwendung eines entsprechenden Druckes zwischen zwei nicht allzuscharfen Eisen durchgezogen, um den durch die Gährung ziemlich mürbe gewordenen Bast von den nun zum Vorschein kommenden Hanffasern zu entfernen. Dieses Verfahren wird so lange fortgesetzt, bis letztere rein genug erscheinen, um an die Sonne gelegt und getrocknet zu werden. Ein geübter Arbeiter vermag 8 bis 10 Fuß langen Hanf zu gewinnen. Im Ganzen werden jährlich an 450,000 Centner Hanf erzeugt, welche einen Werth von 520,000 Pfund Sterling darstellen, und von denen der bei weitem größte Theil nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika geht, während ungefähr 30 bis 60,000 Centner im Lande selbst in der großartigen Fabrik des amerikanischen Handlungshauses Russell und Sturgis zu Schiffstauen verarbeitet und nach China, Singapore, Australien und Californien ausgeführt werden. Dieses Rohprodukt sowohl als die aus denselben gewonnenen Fabrikate haben eine große Zukunft, und werden dem englischen und russischen Hanf auf den europäischen Märkten noch ernste Konkurrenz bereiten. Die Haupteinwendung, welche man bisher gegen den Gebrauch des

Manilla-Hanfpflanze (Musa textilis).

Digitized by Google

Manilla-Hanfes als Tauwerk erhob, nämlich dessen Steifheit bei Regenwetter, kann durch eine sorgfältigere Behandlung der Fasern bei der Fabrikation leicht beseitigt werden. Was dagegen die Festigkeit und Elasticität des Abaka anbelangt, so übertrifft derselbe in dieser Beziehung, wie aus wiederholt angestellten Versuchen hervorgeht, bedeutend den gewöhnlichen europäischen und selbst den russischen Hanf. *)

„Ein Versuch, Manilla-Hanf direkt für den österreichischen Markt zu beziehen, dürfte sich um so mehr für den Unternehmer lohnen, als Fiumener Mehl zur Befrachtung der nach den Philippinen gehenden Schiffe einen Exportartikel bieten würde, welcher in Manilla auf vortheilhaften Absatz rechnen könnte. Die nordamerikanische Firma Russel und Sturgis in Manilla hat dermalen die Hanfproduktion auf dem ganzen Archipel gewissermassen monopolisirt, aber unter ihrem Einflusse wird sich dieselbe jedenfalls vermehren und wesentlicher Verbesserungen erfreuen. Aus den Blättern der Musa textilis, wie überhaupt aus den Blättern der Bananenarten, ließe sich gleichzeitig vortreffliches Papier bereiten und durch eine immer größere Ausdehnung der Kultur der Mufaceen in den Tropenländern würde der doppelte Zweck erzielt werden, für den Eingebornen reichlichere Nahrung zu gewinnen und die Mittel zu vermehren und zu verbilligern, welche dazu beitragen Kenntnisse unter den Menschen zu verbreiten.

„Nächst der Musa textilis verdient besonders der Ramé-strauch (Boehmeria tenacissima) für maritime Zwecke die Aufmerksamkeit von Fachmännern. Die Faser dieser Urticaceen, welche mit außerordentlicher Zähigkeit eine besondere Feinheit und Schönheit verbindet, soll sogar stärker und ausdauernder sein, wie jene des russischen Hanfes, und durch künstliche Bereitung einen bessern Faden geben als das vorzüglichste Material, dessen man sich gegenwärtig in Europa zur Verfertigung der weltberühmten Brüsseler Spitzen bedient. Die Nützlichkeit und vielfache Verwendbarkeit des Ramé-strauches wurde bisher sogar noch weniger ausgebeutet als jene des Manilla-Hanfes. In Europa ist die Boehmeria tenacissima höchstens in botanischen Gärten oder als Herbar-Exemplar zu finden, während dieselbe in der Industrie noch gar keine Wichtigkeit erlangt hat. Und doch wäre die massenhafte Importation des Manilla-Hanfes und der Ramé-Faser nach den europäischen Märkten zum Ersatz für russischen Hanf von mehr als kommerzieller und industrieller Bedeutung. **)

Noch wollen wier hier eines andern Fabrikates aus einem Faserstoffe Erwähnung thun, welches, außerhalb des Archipels nur wenig bekannt, gleichwohl eine größere Verbreitung verdient und, wie es scheint, mit Vortheil ausgebeutet werden könnte. Es sind dies jene feinen, aus den Fasern einer Bromeliacee (Ananassa sativa) verfertigten, vollkommen durchsichtigen Zeuge, welche den Eingeborenen zu Luxushemden, Chemisetten und Halstüchern dienen und im Handel unter der Bezeichnung Grass cloths oder Piña bekannt sind. ***) Die Fäden dieses Gewebes sind so dünn, daß es nur in Räumen verfertigt werden kann, wo jede Bewegung der Luft ausgeschlossen ist. Gleichwohl verstehen die Eingeborenen die zierlichsten Dessins darauf zu sticken und würde es durch einen chemischen Prozeß gelingen, dem Zeuge eine schönere, minder schmutzig-gelbe Farbe zu verleihen, so wäre die elegante Welt um einen der herrlichsten Stoffe, bereichert, den es geben kann, um eine anmuthige Frauengestalt zu zieren, und ihre Reize, scheinbar in der Absicht sie zu verbergen, nur noch verrätherischer hervortreten zu lassen."

*) Ein aus Manilla-Hanf verfertigtes Tau von 2 Fathoms Länge, $3^1/_4$ Zoll Dicke und $28^{11}/_{16}$ Unzen engl. Gewicht erheischte einen Kraftaufwand von 4660 Pfund, um dasselbe zu zerreißen; dagegen zerriß ein Tau aus engl. Hanf von gleicher Größe und 39 Unzen Gewicht bereits bei einer Kraftanwendung von 3885 Pfund englisch.

**) Manilla-Hanf werthet durchschnittlich von $4^1/_2$ bis 6 Dollars (beste Qualität) per spanischen Pikul = 140 engl. Pfund. Mit Dampfkraft gedrehte Taue (cordage) verschiedener Dimensionen werden von $^1/_2$ bis 1 Zoll Dicke zu 25 spanischen Piastern, von 1 bis 5 Zoll assortirt zu 10 spanischen Piastern per Pikul verkauft. Die Fracht beträgt auf Segelschiffen nach London 25 Pfund Sterling für eine Tonne (2000 Pfund englisch).

***) Die unter dem Namen Sinamay bekannten Zeuge werden dagegen aus den Fasern der Musa textilis verfertigt. Sie sind weniger fein, aber gleichfalls durchsichtig und weit dauerhafter als die aus der Piña gewonnenen Stoffe.

(Fortsetzung im nächsten Bande.)

Digitized by Google

Illustrirte Waarenkunde.

Wasserglas.

Von Julius Zöllner.

Unter Glas verstehen wir bekanntlich gewisse Verbindungen von Kieselsäure mit Alkalien (Kali oder Natron), die sich durch bestimmte Eigenschaften der Durchsichtigkeit, Härte, Festigkeit, vor allem aber durch die Fähigkeit, sich auf verschiedene Weise formen und verarbeiten zu lassen, zu vielen technischen Verwendungen geschickt zeigen.

Die gewöhnlichen Glassorten sind in Wasser unlöslich, was hauptsächlich durch ihren großen Gehalt an Kieselsäure, der ihnen auch eine bedeutende Widerstandsfähigkeit Säuren gegenüber giebt, bedingt ist. Sie vermögen aber den Lösungsmitteln um so weniger zu widerstehen, je überwiegender der Kali- oder Natrongehalt in ihnen wird; und wenn eine gewisse Grenze überschritten ist, dann lassen sich die kieselsauren Salze vollständig durch Säuren zersetzen, ja sogar, wenn sie noch alkalireicher werden, in Wasser auflösen. Gewisse Verbindungen dieser Art sind unter dem Namen Wasserglas bekannt. Diejenige Sorte, welche so viel Alkali enthält, daß sie aus der Luft die Wasserdämpfe anzieht und dadurch zu einer syrupähnlichen Masse zerfließt, heißt wohl auch Kieselfeuchtigkeit, während mit dem Namen Wasserglas insbesondere eine Verbindung bezeichnet wird, die sich in feuchter Luft trocken erhält, und ihrem äußeren Ansehen nach immer noch Aehnlichkeit mit dem gewöhnlichen Glase hat, Durchsichtigkeit oder wenigstens Durchscheinen zeigt, eine gewisse, wenn auch geringere Härte und einen muscheligen Bruch hat. Indessen gehören beide durch die Bezeichnung gesonderten Körper unter den Gesammtbegriff kieselsaurer Alkalien, in denen die Kieselsäure nur eine untergeordnete Rolle spielt. Daß sie damit diejenigen charakteristischen Eigenschaften verlieren, welche unserm gewöhnlichen Glase die manchfachen Verwendungen in den Künsten und Gewerben sichern, versteht sich von selbst. Obwol die Kieselfeuchtigkeit schon seit sehr langer Zeit bekannt ist, und sogar in den Laboratorien der früheren Alchemisten eine große Rolle spielte, da sie als das Beispiel der Auflösung eines der Hauptbestandtheile unserer Erde, des Kiesels, in einer Flüssigkeit bemerkbar, und durch eigenthümliche Erscheinungen des Gerinnens und Wiederfestwerdens Vielen wunderbar vorkam, so daß auch Goethe, als er im väterlichen Hause die Welt in Tiegeln und Retorten belauschte, von der Kieselgallerte ganz besonders angezogen worden zu sein sich bekennt; so muß man die Entdeckung des Wasserglases doch aus einer spätern Zeit datiren, weil jene Kieselfeuchtigkeit weder in ihrer chemischen Natur einen bestimmten Charakter hatte, wie das Wasserglas, noch auch wie dieses eine systematische technische Verwendung, gegründet auf seine chemischen und physikalischen Eigenschaften, jemals gefunden hat.

Digitized by Google

Die Ehre der Entdeckung des Wasserglases gebührt dem Oberbergrath Fuchs in München, welcher, obwol er dasselbe schon im Jahre 1818 dargestellt, seine für die Praxis so höchst wichtigen Eigenschaften erkannt, und 1825 in einer ausführlichen Abhandlung das Publikum darauf aufmerksam gemacht hatte, doch erst in den letzten Jahren seines höchst verdienstlichen Lebens (er starb 1856 am 5. März) seiner Entdeckung diejenige Aufmerksamkeit zugewendet sah, welche der Wichtigkeit derselben entspricht. Deutschland hatte, getreu seinem Charakter, darauf gewartet, bis das Wasserglas vom Auslande anerkannt worden war, ehe es von ihm etwas Anderes als seinen Namen und eine dürftige Erwähnung seiner chemischen Eigenschaften in die Handbücher der Chemie aufnahm. Zwar hat man es in Oesterreich seit vielen Jahren in größerem Maßstabe hergestellt, indessen ist der Kreis seiner Verwendung ein so beschränkter geblieben, für das übrige Deutschland eine terra incognita, daß die Nachricht Liebig's über die Kuhlmann'sche Fabrik bei Lille, die in dem Bericht über seine Reise zur Pariser Industrieausstellung enthalten ist, beinahe als die Publikation einer neuen Erfindung angesehen wurde.

Man kann das Wasserglas genau auf dieselbe Weise wie das Fensterglas darstellen; wo es sich aber um seine Bereitung im Großen handelt, wird man bisweilen mit Vortheil einen andern Weg einschlagen, als daß man die Substanzen, das Alkali und die Kieselsäure, mit einander durch Schmelzen vereinigt. In welchem Mengenverhältniß man die Säure zur Basis nimmt, ist sehr verschieden und nur wenige Sorten Wasserglas, wenn sie aus verschiedenen Fabriken bezogen sind, dürften in ihrer quantitativen Zusammensetzung mit einander übereinstimmen. Je nach der Natur des im Wasserglase enthaltenen Alkali's unterscheidet man Kali-, Natron- und Doppelwasserglas.

Um auf trockenem Wege Wasserglas zu bereiten, werden die Bestandtheile (für Kaliwasserglas: 15 Theile Quarzsand, 10 Theile Pottasche und 1 Theil Holzkohle; für Natronwasserglas: 18 Theile Quarzsand, 8 Theile calcinirte Soda und 1 Theil Holzkohle) in einem gewöhnlichen Glashafen (Glastopf) zusammengeschmolzen und so lange in Fluß erhalten, bis die Verbindung eine ganz vollständige geworden, d. h. die Kohlensäure des Alkali vollständig durch die Kieselsäure ausgetrieben worden ist, was man an dem Aufhören des Brausens und dem ruhigen Schmelzen des Inhalts im Hafen bemerken kann. Ist dieser Punkt erreicht, so zieht man das Ganze vom Feuer, läßt erkalten und zerschlägt es in Stücke, die man in der fünffachen Menge kochenden Wassers auflöst. Um die Unreinigkeiten zu entfernen, filtrirt man die Lösung und dampft sie ein, bis ihr spezifisches Gewicht 1,5 geworden ist. In dieser Form kommt das Wasserglas in den Handel; denn da es zu den meisten Anwendungen doch einer Lösung in Wasser bedarf, würde es eine nutzlose Verschwendung des Brennmaterials sein, die Abdampfung weiter fortzusetzen. Es leuchtet ein, daß die oben angegebenen Gewichtsverhältnisse der zur Bereitung nöthigen Substanzen nicht die allein gültigen sein werden; man kann auch ein gutes Wasserglas bereiten, wenn man 15 Theile Quarzsand, 7 Theile Pottasche, 1 Theil Kohle oder auf 15 Theile Quarzsand 6 Theile calcinirte Soda und 1 Theil Kohlenpulver nimmt.

Die Kieselsäure findet sich fast rein in der Natur vor. Feuerstein und Quarz enthalten fast keine anderen Bestandtheile und können ohne Weiteres, nachdem sie fein pulverisirt worden sind, durch Zusammenschmelzen mit den Alkalien oder, wie

Digitized by Google

es in Lille geschieht, durch Kochen in eisernen Kesseln unter einem Drucke von 7 bis 8 Atmosphären mit starker Kali- oder Natronlauge aufgelöst werden. Doch hat Liebig darauf aufmerksam gemacht, daß es zweckmäßiger sei, statt der dichten Stücke felsiger Gesteine, die der Einwirkung der Alkalien lange widerstehen, den zarten Staub der Infusorienerde, wie er sich in der Lüneburger Haide findet — und der nach Ehrenberg's Untersuchungen aus nichts weiter besteht als aus den übrig gebliebenen Kieselpanzern einer untergegangenen Welt mikroskopischer Geschöpfe — zur Wasserglasbereitung zu verwenden. Es erwächst nämlich hier der Vortheil, daß dies Material seiner ungemein feinen Zertheilung wegen den auflösenden Alkalien eine bei weitem größere Oberfläche darbietet, wodurch sich die chemische Vereinigung sehr beschleunigt. Da in der Infusorienerde einige wenige Prozent organischer Substanz noch mit enthalten sind, so ist es thunlich, dieselbe erst an der Luft zu glühen, um diese Reste der früheren Bewohner zu zerstören. Man erhält mit solchem Material ohne Anwendung großer Hitze ein Wasserglas, welches, nachdem es durch einen geringen Zusatz von Kalkwasser geklärt worden ist, gleich Verwendung finden kann.

Das Doppelwasserglas, in welchem Kali und Natron nebeneinander als Basen auftreten, läßt sich auf sehr einfache Weise durch Zusammenmischen der beiden durch die alkalische Grundlage von einander unterschiedenen Wasserglassorten bereiten; ebenso kann man es aber auch darstellen durch unmittelbares Zusammenschmelzen von Kieselsäure mit Pottasche und Soda, etwa nach folgender Vorschrift: 100 Pfund Kieselsäure (Quarz oder Infusorienerde), 23 Pfund gereinigte Pottasche, 22 Pfund calcinirte Soda und 6 Pfund Holzkohlenpulver.

Anstatt die immerhin theure Soda für die fabrikmäßige Darstellung des Wasserglases zu verwenden, wird von Buchner ein billigeres Verfahren angegeben, nach welchem man Glaubersalz mit einem Ueberschuß von Kohlenpulver gebrauchen soll. Wird nämlich Glaubersalz mit Kohlenpulver geglüht, so zersetzt es sich in Schwefelnatrium, indem der Kohlenstoff auf Unkosten des im Natron und der Schwefelsäure enthaltenen Sauerstoffes verbrennt; das Schwefelnatrium ist aber bei weitem nicht so beständig, es gestattet der Kieselsäure die Einwirkung, während das Glaubersalz in der Schwefelsäure eine stärkere Säure enthält, die der schwächeren Kieselsäure ohne Intervention eines dritten Körpers (des Kohlenstoffes), der ihre Natur zu zerstören vermag, nicht weichen würde.

So sind alle chemischen Vorgänge durch Verwandtschaften der Stoffe mit einander und durch Neigung und Abneigung wie die Handlungen vernünftiger Wesen bestimmt, nur bemerken wir in den Prozessen der organischen Natur nicht die willkürliche Leidenschaft, die den Menschen bald durch alle Schrecknisse der Verdammniß jagt, bald ihn im Jubel der Freude in den Kreis der olympischen Götter wirbelt. In ruhiger Gesetzmäßigkeit wickelt sich allmählich der Verlauf aller chemischen und physikalischen Prozesse ab, auf immer mehr sich nähernden Ausgleich der jetzt noch getrennten Parteien hinarbeitend, durch deren Widerstreit das wechselnde Spiel der Jahreszeiten, die Helle des Tages und die Klarheit der Nacht, der schillernde Glanz der Ephemeride, wie das durch Aeonen strahlende Licht der Plejaden sich erhält und uns ergötzt, bis endlich eine große Ruhe den Raum erfüllt, alle Bewegung vernichtet und die Grundbegriffe Raum, Zeit und Materie gesondert und ausgeschieden sind.

Digitized by Google

Wie die Naturwissenschaft überhaupt eine ihrer Lieblingsaufgaben darin erfüllte, den Kampf mit der Natur nicht nur zu erleichtern, sondern das Leben zu verschönern, so ist es vorzüglich die Chemie, die in ihrem Einfluß auf die Künste die Mittel dazu in ausgedehntestem Maße gefördert hat. Dadurch z. B., daß man in der Freskomalerei auf einen besonders präparirten Untergrund die Farben aufträgt und durch Wasserglas fixirt, ist man in den Stand gesetzt, der Farben Schönheit zu erhöhen, zugleich aber auch ihnen die höchste Dauer zu geben.

Für die Zwecke der Stereochromie — wie die Malerei unter Anwendung von Wasserglas von ihrem Erfinder Fuchs genannt worden ist — bereitet man ein besonderes sogenanntes Fixirungswasserglas. Es ist im Wesentlichen ein Doppelwasserglas, welches mit Kieselsäure nicht vollständig gesättigt ist, und das man erhält, wenn man der Auflösung gewöhnlichen Wasserglases kleine Mengen von kohlensaurem Alkali zusetzt.

Das Wasserglas kommt gewöhnlich als eine zähe, grünlich-gelbe, opalisirende Flüssigkeit in den Handel, welche stark alkalische Reaktion zeigt, d. h. sich gegen andere Körper ungefähr verhält wie Kalilauge, Pottasche oder Soda. — Jedermann kennt den eigenthümlichen Geschmack dieser Körper, ihre auflösende, ätzende Wirkung auf organische Körper, wie unsere Haut, ihre Fähigkeit, sich mit Säuren zu verbinden (dabei geben Säuren sowol als Alkalien ihre charakteristischen Eigenschaften auf, indem die Verbindungen beider mehr oder weniger indifferente Körper [Salze] sind); endlich ihr Verhalten vielen organischen Farbstoffen gegenüber, die von den Alkalien in ganz anderer Weise verändert werden als von den Säuren und deshalb als Erkennungsmittel beider Gruppen dienen. — Die Schwere des Wasserglases ist etwas größer als die des Wassers, denn sein spezifisches Gewicht schwankt in den Grenzen von 1,20 bis 1,31. Es läßt sich mit allen Mengen Wasser verdünnen und umgekehrt dieses auch durch Abdampfen wiederum abscheiden. Eine bestimmte Quantität Wassers ist jedoch selbst bei einer Temperatur von 100° C. nicht davon zu trennen, welche Quantität denn als chemisch-gebundenes, nicht blos mechanisch-beigemengtes Wasser zu betrachten ist. Je nach der Zusammensetzung ist dieser Wassergehalt ein verschiedener.

Im Handel unterscheidet man die verschiedenen Sorten des Wasserglases nach Graden, die sich durch den mehr oder minder bedeutenden Wassergehalt bestimmen. Am gewöhnlichsten liefert man 33-, 40-, 50- und 66-grädiges, in welchen Qualitäten respektive in 100 Theilen 33, 40, 50 oder 66 Theile des wasserfreien Wasserglases enthalten sind. Die übrigen 67, 60, 50 oder 34 Theile sind Auflösungswasser, durch ein Verdunsten desselben und durch eine Vergleichung des Gewichtes des Rückstandes mit dem zur Probe verwendeten Quantum Wasserglas kann man sich über den Gehalt der betreffenden Lösung leicht unterrichten. Nur muß man die Vorsicht nicht außer Acht lassen, die Abdampfung mindestens bei einer Temperatur von 100 Grad vorzunehmen, und diese Temperatur eine Zeit lang einwirken zu lassen. Bei niedrigeren Temperaturen geht das Wasser nicht vollständig fort, und man bleibt in der Gefahr, das restirende Quantum als Wasserglas bezahlen zu müssen.

Auf Veranlassung des österreichischen Ingenieurvereins angestellte Versuche haben folgende Zusammensetzungen zu erkennen gegeben. Ein Wasserglas aus der Fabrik von Herrn Seibel in Liesing bestand aus 22,25 Theilen Kieselsäure, 11,2

Digitized by Google

Theilen Natron, 0,6 Chlornatrium (Kochsalz), 50 Theilen Wasser, welches bei 100° C. verdampfte, und 16 Theilen erst in höherer Temperatur sich verflüchtigenden Wassers. Aus dieser prozentischen Zusammensetzung geht hervor, daß die Natronmenge zur Kieselsäuremenge sich ungefähr verhalte wie 1:2,04. Ein Natronwasserglas aus München enthielt in 100 Theilen 16,25 Theile Natron, 44,6 Theile Kieselsäure, 25,6 Theile bei 100° C. und 13,9 Theile bei höherer Temperatur sich verflüchtigendes Wasser. — Die Fabrik von Friedrich Kuhlmann in Lille brachte ein Wasserglas (silicate de potasse) in den Handel, in welchem Kali die basische Grundlage war. Seine Zusammensetzung, die 63,6 % Kieselsäure, 34,4 % Kali, 0,7 % Wasser und etwas Thonerde, Kalk ꝛc. ergab, ist des geringen Wassergehaltes wegen merkwürdig. Dieses Produkt ist nicht eine Flüssigkeit oder eine Gallerte, sondern es erscheint als ein grünlichweißer, halbdurchscheinender, harter, glasartiger Körper, der erst nach längerem Kochen unter Ausscheidung von unlöslicher Kieselsäure sich löst.

Da in dem Wasserglase, je nach dem Zwecke seiner Verwendung, bald das Alkali, bald die aufgelöste Kieselsäure als besonders wirkend und werthvoll gesucht wird, so haben für verschiedene Anwendungen jene Sorten auch ganz verschiedene Werthe. In den meisten Fällen wird das Kali oder Natron zur Wirkung gebracht werden sollen, und es wird dann eine kurze Betrachtung der durch chemische Analysen gefundenen Zusammensetzung genügen, die entsprechenden Werthverhältnisse zweier oder mehrerer Sorten annähernd bestimmen zu können.

Die Verwendungen des Wasserglases sind seiner verschiedenen Wirkungen wegen höchst manchfach. Man kann entweder seine Eigenschaft, einen zusammenhängenden Ueberzug über diejenigen Flächen zu bilden, welche damit bestrichen worden sind, benutzen, oder aber auch seine chemischen Eigenthümlichkeiten, die entweder eine Verwendung, wie sie die Seife findet, gestatten, oder eine solche, in denen nicht das Natron allein, sondern die gelöste Kieselsäure mit zum Effekt kommen soll, und die deshalb in vielen Branchen des Baufaches, in der Malerei auf Kalkwänden u. s. w. eine nützliche Berücksichtigung finden kann.

Das Wasserglas bildet eine zusammenhängende Schicht wie Leim, wenn eine verdünnte Lösung davon mit dem Pinsel aufgetragen wird, und es ist dadurch ein ausgezeichnetes Mittel, Holz und leichtverbrennliche Gegenstände vor Feuersgefahr zu schützen. Es wirkt dabei nicht nur dadurch, daß es dem direkten Entzünden durch Funken entgegensteht, sondern wesentlich auch, indem es den Zutritt der zum Verbrennen unumgänglich nöthigen Luft abschneidet. Daher hat es auch vielfache Anwendung gefunden im Theaterwesen. Dekorationen, die die gefährlichsten Fortleiter eines im Innern eines Theaters entstehenden Brandes sind, vermindern, wenn sie einen oder mehrere Anstriche von Wasserglas bekommen haben, die Gefahr bedeutend, denn die Hitze mag noch so groß werden, so werden doch die sonst so leicht entzündlichen Gegenstände nicht in helle Flammen ausschlagen, sondern nur nach und nach verglimmend verzehrt werden, und sie werden wenigstens nicht als Flammenherde für die Umgebung gefährlich. Da das Wasserglas in einem verhältnißmäßig niedrigen Preise steht, so ist auf diese vortreffliche Eigenschaft nicht genug hinzuweisen. Die Oberfläche der damit bestrichenen Körper leidet nicht, im Gegentheil kann die Farbe,

Digitized by Google

wenn von vornherein auf einen Wasserglasanstrich Rücksicht genommen wurde, dadurch bedeutend gehoben und verschönert werden.

Man kann eisernen Geräthen, Geländern und Konstruktionen, welche den zerstörenden Einflüssen der Luft und Feuchtigkeit sehr ausgesetzt sind, einen schützenden Anstrich von Wasserglas geben, der den Rost abhält; ebenso eignet es sich zum Ueberstreichen von Gemälden, als Schutzmittel gegen Verletzung und Verunreinigung, und verdient vor Lackanstrichen den Vorzug, weil es weniger dem Reißen unterliegt und durch kaltes Wasser oder andere reinigende Flüssigkeiten später nicht angegriffen und aufgelöst wird.

In mancherlei Beziehungen können diejenigen Wasserglassorten, in denen die Alkalien durch Kieselsäure vollständig neutralisirt sind, als verklebende Substanzen benutzt werden, denn sie haben beim Vertrocknen die Eigenschaft, die Flächen fest mit einander zu verbinden. Von dieser Eigenschaft hat man auch Anwendung in der Kattundruckerei gemacht, wo man Wasserglas als Verdickungsmittel der Aufdruckfarben auf Wollen- und Baumwollenstoffe mit gutem Erfolge statt des Eiweißes oder des Gummi's benutzt hat. — Papier mit verdünnter Wasserglaslösung vom spezifischen Gewicht 1,12 bis 1,15 mehrmals überstrichen, erhält eine große Festigkeit und kann statt des zur Verpackung von Salben und Pflastern gebräuchlichen Wachspapieres verwendet werden. Man muß nur den Ueberzug vollständig trocknen lassen, ehe man auf's Neue streicht, und sich hüten, zu concentrirte Lösung anzuwenden, weil in dem letzteren Falle das Papier sich nicht rollen läßt, ohne Risse und Sprünge zu bekommen.

An diese rein mechanische Wirkung des Wasserglases schließt sich seine chemische. Wie wir schon gesagt haben, ist diese eine zweifache. Wir wollen zunächst einige Worte über die Verwendung in denjenigen Fällen sagen, in welchen das Alkali wirksam auftritt, und in denen sich also das kieselsaure Kali oder Natron ganz analog der Seife verhält. In der Seife ist entweder Kali oder Natron an eine Fettsäure gebunden, die beim Auflösen der Seife in vielem Wasser sich zum Theil abscheidet und kaustisches Alkali frei werden läßt. Die Reinigung durch Seife beruht demnach darauf, daß die Säuren darin nur eine geringe Verwandtschaft zu dem Alkali haben und diesem gestatten, die fettigen Bestandtheile des Schmutzes an sich zu ziehen. Es ist bekannt, daß man denselben Effekt wie mit Seife so auch mit Pottasche oder Soda erlangen kann. Pottasche ist kohlensaures Kali, Soda kohlensaures Natron und die Kohlensäure ist ebenfalls eine schwache Säure, die die Alkalien in ihren Wirkungen nicht sonderlich hemmt. Das Wasserglas hat nun gerade wie Seife und Lauge als Waschmittel gute Effekte gegeben. Seine chemische Wirkung ist dabei ganz dieselbe wie die der letztgenannten, nur statt Fett- oder Kohlensäure scheidet sich Kieselsäure aus, die freilich in den Zwischenräumen zwischen der Gewebfaser zurückbleibt und dieser, wenn auch eine gewisse Weiße, so andererseits wiederum eine nicht allemal erwünschte Steife giebt. Das möchte aber der einzige Nachtheil sein, der für die Wäsche sich herausstellt, wenn man zu ihrer Reinigung Wasserglas anwendet, und da derselbe ein so unbedeutender ist, so wird er kaum hinderlich da auftreten, wo der Verwendung des Wasserglases der Kostenpunkt das Wort redet.

In der Wiener Waschanstalt wurden lange Zeit mit dem Wasserglas als Waschmittel Versuche angestellt und auf Grund der bei denselben erlangten Erfolge der

Digitized by Google

Verbrauch von Seife wesentlich beschränkt. — Die Eigenschaft, Kieselsäure auszuscheiden, die sich bei der entsprechenden Behandlung im Innern der Gewebe und auf den feinsten Fasern niederschlägt und sich hier befestigt, ist Veranlassung geworden, dem Wasserglase Eingang in die Appreturwerkstätten für mancherlei Gewebe zu verschaffen. Die Appretur der Gewebe hat bekanntlich keinen andern Zweck als geringeren Waaren die äußeren Eigenschaften besserer zu ertheilen; sie dient daher eigentlich nur dem augenblicklichen Bedürfnisse des Verkäufers, nicht aber verändert sie das Wesen des Stoffes, so daß auch der Käufer einen dauernden Nutzen davon hätte. Im Gegentheil sind die Manipulationen der Appretur sehr häufig der Art, daß das schöne Aussehen auf Unkosten der wesentlichen Eigenschaften hervorgerufen wird. Wir wollen nur beispielsweise an manche Bleichverfahren, Schwefelungen, Glättungen ꝛc. erinnern, durch welche die innere Festigkeit nicht unmerklich beeinträchtigt wird. Die entschuldbarste Art dieses durch die commerziellen Verhältnisse und durch die im Menschen selbst liegende Sucht, dem Scheine Alles zu trauen, bedingten feinen Betruges wird daher immer noch diejenige bleiben, bei welcher die beim Ein- und Verkauf zunächst zu berücksichtigenden Quantitäten durch unschädliche Mittel scheinbar gehoben werden, der dem Gegenstande als solchem innewohnende Werth aber nicht geradezu zerstört oder verringert wird. Der Fabrikant weißer Gewebe, leinener oder baumwollener Stoffe, stellt sich die anerkennungswerthe Aufgabe, seinen geringeren Produkten dadurch zu willigen Käufern zu verhelfen, daß er die Stärke, welche behufs des Glättens dem Zeuge beigebracht wird, schwere Substanzen beifügt und diese mit in dem Gewebe befestigt. Früher diente hierzu allgemein das aus den Druckereien billig zu beziehende schwefelsaure Bleioxyd. Indessen da dieses sich nicht auf der Faser hält, sondern bei der ersten Waschung abfällt, und der angenehme Kunstgriff dadurch zu zeitig an die Sonne gebracht wird, hat man neuerdings das Wasserglas zu gleichem Zwecke vorgeschlagen. Das Zeug wird mit einer Lösung von Wasserglas getränkt und durch eine verdünnte Säure gezogen. Jede auch noch so schwache Säure vertreibt die Kieselsäure aus ihrer Verbindung mit dem Alkali, und wenn die sich ausscheidende weiße Kieselsäure bei der Anwendung des Wasserglases als Waschmittel ein mißliebiger Faktor war, so ist sie hier gerade Zweck, denn sie befestigt sich durch die Prozesse der Appretur in unlöslicher Form dauernd mit der Pflanzenfaser und ertheilt dieser ein größeres Gewicht.

Die andere Art der Verwendung des kieselsauren Kali's stützt sich auf dessen Fähigkeit, mit manchen unorganischen Körpern leicht Verbindungen eingehen zu können, die atmosphärischen Einflüssen oder mechanischen Einwirkungen eine bedeutende Widerstandskraft entgegenzusetzen vermögen. Darunter gehören vor allen Dingen Kalksalze, kohlensaurer oder kaustischer Kalk, wie er zum Mörtel zum Verputzen der Mauern, zu Kitt u. s. w. benutzt wird; er verbindet sich mit dem kieselsauren Kali zu einem Doppelsalz, welches eine ungemeine Festigkeit besitzt. Es bildet sich zwar diese Verbindung auch wenn man feinen Sand dem Mörtel zusetzt, oder dadurch, daß der Kalk im Laufe der Zeit den Bausteinen Kieselsäure entzieht, aber da unter diesen Verhältnissen die Kieselsäure nur sehr allmählich in Lösung überzugehen vermag, so vergeht eine lange Zeit, ehe das Bindemittel den höchsten Grad von Festigkeit, der uns an dem Mörtel alter Bauwerke entgegentritt, erreicht. Im Wasserglas dagegen ist die Kieselsäure bereits in gelöstem Zustande enthalten; die Umsetzung

Digitized by Google

geht viel rascher vor sich, ein Vorzug, der für viele Bauten sehr erwünscht sein muß und der deshalb dasselbe vorzüglich zur Bereitung von Cementen empfiehlt, die dem Portland-Cement in ihrer Wirkung völlig gleich kommen. Vermischt man 2 Theile fein gepulverten Flußspath und 1 Theil Glaspulver mit einander und setzt dem Gemenge so viel Natronwasserglas von 36° B. zu, daß aus dem Ganzen ein dicklicher Brei wird, so hat man in demselben einen rasch erhärtenden, sehr fest haltenden Kitt für Steine. Er erstarrt so rasch, daß man nur so viel auf einmal herstellen darf, als man gerade braucht. Da derselbe in sehr dünnen Schichten eine ausgezeichnet bindende Kraft hat, so eignet er sich vorzüglich zur Vereinigung fein geschliffener Steine oder zur Wiederbefestigung abgebrochener Stücke. — Eine andere ähnliche Mischung erhält man, wenn man gemahlene Kreide mit einer Wasserglasauflösung zu einem Teige anrührt. Bringt man Kreide in Stücken oder poröse Kalksteine in Wasserglaslösung, so zieht sich dieses in die feinen Oeffnungen und es erhalten jene Stücke eine sehr harte Oberfläche, welche herzustellen für manche Zwecke der monumentalen Baukunst sehr wünschenswerth sein kann. Man kann auf diese Weise künstliche Bausteine bereiten oder aber auch den Mauern mit einem Wasserglasanstrich größere Festigkeit der Oberfläche geben. — Alle Anstriche auf Mauern haben den zerstörenden Einflüssen der Atmosphärilien gegenüber nur eine verhältnißmäßig geringe Dauer, ausgenommen etwa der kostspielige Anstrich mit Oelfarben. Da sich aber Wasserglas mit gewissen mineralischen Farben direkt anreiben läßt, so bietet eine solche Flüssigkeit zum Schutz der Wände ein ausgezeichnetes Mittel dar. — Um die Farben aufzutragen ist es vortheilhaft, eine weiße Farbe, Zinkweiß, schwefelsauren Baryt oder Kreide unterzulegen, noch besser aber ein Gemisch von Kreide und Wasserglas mit der zu färbenden Substanz zu versehen. Als solche dient für Braun und Roth: Eisenoxyd (Colcothar), Ocker, Terra di Siena, Umbra; Blau: Kobaltblau, sowie künstliches Ultramarin, Berlinerblau; Gelb: Ocker und Cadmiumgelb; Grün: grünes Ultramarin und Mischungen aus Gelb und Blau. Organische Farbstoffe, wie Carmin ꝛc., eignen sich indessen ebenso wenig als sogenannte Lasurfarben, das sind solche, welche in Lösungen angewandt werden.

In der Stereochromie, der Malerei auf Mauerwänden mittels Anwendung von Wasserglas, welche die frühere Malerei al fresco vollständig zu verdrängen verspricht, verfährt man nach einer eigenthümlichen Methode: man bereitet nämlich mit gewöhnlichem Kalkmörtel einen sogenannten Untergrund, der auf der Mauer aufliegt und den Zweck hat, eine von gröberen Unebenheiten freie Fläche darzubieten. Ganz glatt darf indessen die Fläche nicht sein, sondern Kaulbach, der die großen Wandgemälde im Berliner Museum auf diese Weise ausgeführt hat, giebt an, daß ihr Anfühlen das einer halbgroben Feile sein müsse. Auf diesen Untergrund, der sich an der Luft schon oberflächlich mit Kohlensäure gesättigt haben muß, werden die Farben, nur mit reinem Wasser angerührt, aufgetragen, und sodann, nachdem das Gemälde völlig gefärbt ist, wird eine verdünnte Lösung von Wasserglas über das Ganze in einem feinen thauartigen Regen gespritzt.

Man kann nicht mit einem Pinsel den Wasserglasüberzug bewerkstelligen, denn der harte Staub, aus dem die Farbendecke besteht, würde verwischt werden; so aber, nachdem der erste Thau getrocknet ist und sich auf dem Untergrund befestigt hat, wiederholt man das Benetzen und zwar so oft, bis das Ganze mit einer gleichmäßigen

Digitized by Google

Schicht kieselsauren Alkali's bedeckt ist. Die darunter liegenden Farben lassen sich nun nicht mehr abstäuben, das Glasartige giebt ihnen eine vortheilhafte Sättigung und verleiht dem Gemälde Frische und Anmuth, wie sie nur die leicht zerstörbaren enkaustischen Gemälde, nicht aber die früheren Malereien al fresco aufweisen konnten. Um den Regen des Wasserglases möglichst fein und zart ausführen zu können, hat Professor Schlotthauer in München eine ganz eigenthümliche Spritze konstruirt. Es bedarf keiner langen Zeit, so ist das Gemälde völlig geeignet, den Einflüssen der Witterung zu widerstehen, der Mörtel des Untergrundes vereinigt sich rasch mit dem Salz der Glasur, daß daraus eine einzige emailartige Masse entsteht, welche in ihrem Innern die färbenden Bestandtheile enthält. Ebenso läßt sich leicht eine andere Art Malerei mit Wasserglas aufführen und auf bequeme Weise können dadurch Fenster und Gläser verziert werden. Man braucht nämlich nur die Farben mit einer schwachen Lösung anzurühren und sie ohne Weiteres auf die Glasfläche recht gleichmäßig aufzutragen. Hat man die Auswahl der Farben geschickt getroffen, so erhält man einen halbdurchsichtigen Ueberzug, welcher bei durchfallendem Lichte angenehme Effekte hervorbringt.

So dient ein Körper mit seinen verschiedenen Eigenschaften nicht nur zum Nützlichen, sondern befördert gleicherweise die Ausbreitung des Schönen, von dem uns, wie es Vielen scheinen will, die kritische Betrachtung und die zerlegende, secirende Untersuchung der Natur immer mehr entfernt. Nur zum Theil giebt uns unaufgefordert die Natur dasjenige, worauf wir unsere Sinne mit Lust und Behagen wenden; zum größten Theile muß uns die Erkenntniß ihrer Schätze, die wir nur durch fleißige Forschung erweitern können, erst die Mittel an die Hand geben, das Leben aus einem Kampfe um das Dasein in eine Freude an Allem, was da kommt, zu verwandeln.

Digitized by Google

Zur Handelspolitik und Gesetzgebung.

Die von der Nürnberger Handelsgesetzgebungs-Konferenz vorgeschlagenen Aenderungen der Allgemeinen Deutschen Wechsel-Ordnung.

Von Robert Fischer.

So anerkannt trefflich die Allgemeine Deutsche Wechsel-Ordnung nach dem sie durchwehenden Geiste und ihrer kurzen, präcisen Fassung ist, daß selbst außerdeutsche Staaten, wie Schweden und Finnland, sich derselben fast durchgehends angeschlossen haben, konnte es doch an divergirenden Ansichten der Rechtslehrer und obersten Gerichtshöfe in Auslegung einzelner Stellen des Gesetzes und Anwendung einzelner Vorschriften auf, durch die Praxis und die Bewegungen des Handels immer neu entspringende Verhältnisse nicht fehlen. Es ist dies ebensowenig gegenwärtig als ein tadelnswerther Mangel jenes Gesetzes anzusehen, als man bei Berathung desselben sich der Meinung hingegeben hatte, es sei damit für alle Zeiten etwas in sich Abgeschlossenes, Vollkommenes geschaffen. Man erkannte schon damals die Nothwendigkeit, bis zur Errichtung eines einzigen höchsten Deutschen Gerichtshofes die abweichenden Entscheidungen der verschiedenen Gerichtshöfe einer sorgfältigen Berücksichtigung zu unterwerfen. Es sprach sich die Leipziger Wechsel-Konferenz in der Sitzung vom 8. Dezember 1847 ausdrücklich dahin aus, daß nach einigen Jahren eine Zusammenkunft der Abgeordneten der verschiedenen deutschen Staaten veranlaßt werden möchte, „um die Rechtssprüche zusammenzustellen und Dasjenige, was dem Geiste des Gesetzes und der Sache am gemäßesten erscheine, zu bezeichnen."

In verschiedenen Punkten war, nachdem das große, gemeinsam deutsche Gesetz ein ganzes Jahrzehnt unverändert in Geltung gewesen war, die Praxis der Gerichte aus einander gegangen; in einzelnen divergirten aber sogar die Partikulargesetze so sehr, daß eine Vereinigung derselben für den Verkehr als höchst wünschenswerth erscheinen mußte.

Dies betraf namentlich den letzten Absatz des Artikel 2 über den Ausschluß der Vollstreckung des Wechselarrestes bei andern, als den im zweiten Absatz desselben Artikels genannten Personen. Aber auch die Streitfrage über die Verzinslichkeit der eigenen Wechsel war eine so brennende geworden, daß der Ruf nach Erledigung derselben im Wege der Gesetzgebung immer lauter wurde.

So erging schon in den Jahren 1855 und 1856 an die königlich bayerische Regierung auf den versammelten Landtagen wiederholt das Ansinnen, dergleichen

Digitized by Google

Streitfragen durch gesetzliche Bestimmungen zu beseitigen. Die königlich bayerische Regierung hatte diese Anträge abgelehnt, um nicht den Bestand dieses gemeinsamen deutschen Gesetzes durch Partikulargesetzgebung in Frage zu stellen.

Dagegen veranlaßte ein Beschluß der deutschen Bundesversammlung vom 19. Februar 1857 die in Nürnberg zusammengetretene Konferenz zu Berathung eines Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches, zu erörtern und in Berathung zu ziehen, wie die verschiedenen über den Artikel 2 erschienenen Gesetze in Uebereinstimmung zu bringen und die hauptsächlichsten sonst entstandenen Kontroversen zu lösen seien.

Die Nürnberger Konferenz, in deren Sitzung vom 10. März 1857 dieser Beschluß zum Vortrag gelangte, glaubte zunächst das Material für die Erledigung des ihr gewordenen Auftrages sammeln zu müssen, und ernannte eine Kommission, welche mit Sichtung und Vorbereitung desselben für die allgemeine Berathung beauftragt wurde. Was die Zusammensetzung dieser Kommission anlangt, so wurden sachgemäß die Abgeordneten gewählt, welche Mitglieder der Leipziger Konferenz zur Berathung der Allgemeinen Deutschen Wechsel-Ordnung gewesen waren, da diesen am Besten bekannt sein mußte, welche Art der Erledigung der in Frage stehenden Kontroversen der Absicht der Versammlung, die das Gesetz beschaffen, am meisten entsprechend sei.

Der hierauf unter dem 3. März 1858 erstattete Kommissionsbericht machte „Vorschläge zur Erledigung einiger dieser zur Deutschen Wechsel-Ordnung in Anregung gekommener Fragen" und gewärtigte in richtiger Erkenntniß die Lösung der übrigen Fragen durch die Wissenschaft und Praxis.

Es betrafen jene Vorschläge

1) die gleichzeitige Exekution in das Vermögen und die Person des Wechselschuldners (Artikel 2, 1. Absatz);

2) den Ausschluß des Wechselarrestes (Art. 2, 3. Absatz);

3) die Ratenwechsel (Art. 4, Nr. 4);

4) das Zinsversprechen in dem Wechsel (Art. 7);

5) das Recht des Wechselinhabers zu sofortiger Präsentation des Wechsels zur Annahme (Art. 18, 1. Absatz);

6) die Sicherheitsbestellung seitens eines unsicher gewordenen Acceptanten (Art. 29);

7) die Bestimmung der Zahlungszeit durch „Anfang" und „Ende" eines Monats (Art. 30);

8) die Präsentation und Protestation nicht domizilirter eigener Wechsel (Art. 99).

Diese Vorschläge wurden, nachdem sie durch die deutsche Bundesversammlung den einzelnen deutschen Regierungen vorgelegt worden waren, von Oesterreich sofort acceptirt und, mit Ausnahme des zweiten und sechsten Vorschlags, mittelst zweier Verordnungen des Justizministeriums vom 2. November 1858 als Ergänzung zur Wechsel-Ordnung in Kraft förmlichen Gesetzes publizirt.

Es hatten aber diese Vorschläge nicht die ungetheilte Zustimmung der übrigen betheiligten deutschen Regierungen gefunden, und auch die königlich preußische Regierung, welche dieselben mittelst Cirkularverfügung vom 23. April 1858 den Handelskammern vorgelegt hatte, hatte damals Anstand genommen, sich für diejenigen Modifikationen auszusprechen, welche zu dem Art. 7 der Wechsel-Ordnung — Wirkung eines in einem Wechsel ausgedrückten Zinsversprechens — und zu Art. 29 —

Digitized by Google

Verpflichtung des Acceptanten zur Sicherstellung unsicher gewordener Wechsel — von der Kommission in Vorschlag gebracht worden waren.

Die Nürnberger Konferenz hat hierauf Veranlassung erhalten, während ihrer im Winter 1860/61 gepflogenen Schlußberathungen diese ihre fraglichen Beschlüsse einer nochmaligen Erwägung zu unterwerfen. Sie hat indeß ihre Vorschläge im Allgemeinen beibehalten. Nur an Stelle des Zusatzes zu Art. 7 in Betreff des Zinsversprechens in einem Wechsel, welches den Fortfall jeder wechselmäßigen Verbindlichkeit aus dem letzteren zur Folge haben soll, hatte sie, eventuell wenn sämmtliche deutsche Regierungen sich mit jener Ansicht und Aenderung nicht conformiren sollten, dahin den Zusatz zu ändern in Vorschlag gebracht, daß die blose Ungültigkeit des in einem Wechsel ausgedrückten Zinsversprechens — unbeschadet der Verbindlichkeit des übrigen Inhalts eines derartigen Dokuments — gesetzlich ausgesprochen werden solle; eben so hat der zu Art. 29 vorgeschlagene Zusatz eine Aenderung erfahren, indem der Absatz 3 unverändert bleibt und in einem Zusatz das Recht des Wechselinhabers anerkannt wird, von dem unsichern Acceptanten im Wege des Wechselprozesses Sicherstellung zu fordern.

Es lauten nunmehr diese Vorschläge in der Zusammenstellung folgendermaßen.

„Die Konferenz schlägt vor:

1) Im ersten Absatz des Art. 2 folgenden Zusatz beizufügen: „Dem Wechselgläubiger ist gestattet, neben der Exekution in das Vermögen seines Schuldners gleichzeitig die Exekution in dessen Vermögen zu suchen."

2) Den dritten Absatz des Art. 2 in nachstehender Weise zu fassen: „Den Landesgesetzen bleibt vorbehalten, die Vollstreckung des Wechselarrestes auch noch auszuschließen

a. gegen die Mitglieder der Ständeversammlungen, während der Dauer der letztern;
b. gegen Offiziere und Soldaten, Auditeure, Militärärzte und sonstige Militärbeamte, so lange sie sich im aktiven Dienst befinden;
c. gegen Civilstaatsdiener im aktiven Dienste;
d. gegen ordinirte Geistliche;
e. gegen den Schiffer, die Schiffsmannschaft, so wie alle übrigen auf dem Schiffe angestellten Personen, wenn das Seeschiff zum Abgehen fertig — segelfertig — ist;
f. wenn über das Vermögen des Schuldners der Konkurs eröffnet oder der Schuldner zur Güterabtretung zugelassen worden ist, wegen der früher entstandenen Forderungen;
g. wenn der Schuldarrest wenigstens ein Jahr hindurch vollstreckt worden ist;

wegen der früheren Forderungen desjenigen Gläubigers, welcher den Arrest beantragt hat, sofern derselbe nicht nachweist, daß dem Schuldner Befriedigungsmittel zu Gebote stehen."

3) In Artikel 4 Nr. 4 nach den Worten: „Die Zahlungszeit kann" einzuschalten: „für die gesammte Geldsumme nur eine und dieselbe sein." *)

*) Die bezügliche Stelle des vierten Absatzes im Art. 4 würde daher künftig so lauten: „4) Die Angabe der Zeit, zu welcher gezahlt werden soll, die Zahlungszeit, kann für die gesammte Geldsumme nur eine und dieselbe sein und nur festgesetzt werden:

auf einen bestimmten Tag,
auf Sicht ꝛc."

Digitized by Google

4) Im Artikel 7 nach den Worten: „eines Wechsels — Art. 4 — fehlt" einzuschalten: „oder in welchem ein Zinsversprechen enthalten ist." *)

5) In dem ersten Absatz des Art. 18 als Zusatz beizufügen: „Eine entgegenstehende Uebereinkunft hat keine wechselrechtliche Wirkung." **)

6) Am Schlusse des Art. 29 hinzuzufügen: „Der Wechselinhaber ist berechtigt, in den in Nr. 1 und 2 genannten Fällen auch von dem Acceptanten im Wege des Wechselprozesses Sicherheitsbestellung zu fordern."

7) Dem Art. 30 folgenden Zusatz beizufügen: „Ist die Zahlungszeit auf Anfang oder ist sie auf Ende eines Monats gesetzt, so ist darunter der erste oder der letzte Tag des Monats zu verstehen."

8) Dem Art. 99 als Zusatz beizufügen: „Bei nicht domizilirten eigenen Wechseln bedarf es zur Erhaltung des Wechselrechts gegen den Aussteller weder der Präsentation am Zahlungstage, noch der Erhebung eines Protestes." ***)

9) Eventuell, statt der vorstehend unter 4 beantragten Einschaltung dem Art. 7 folgenden Zusatz beizufügen: „Das in einem Wechsel enthaltene Zinsversprechen gilt als nicht geschrieben.""

Das preußische Handelsministerium hat diese revidirten Vorschläge mittelst Cirkularverfügung vom 17. August 1861 den preußischen Handelskammern und Vorständen der kaufmännischen Korporationen, einschließlich Stralsund, Greifswald, Wolgast und Barth, zur nochmaligen gutachtlichen Aeußerung darüber, ob überwiegend praktische Bedenken entgegenstehen, eventuell den mit Nr. 4 bezeichneten Vorschlag — in der Voraussetzung seiner übereinstimmenden Annahme im übrigen Deutschland, in die preußische Partikulargesetzgebung einzuführen, mitgetheilt.

In dieser Richtung hatten sich schon das erste Mal Bedenken geltend gemacht; indeß dürfte hiergegen — nach dem Wortlaute jener Verfügung — abgesehen von den theoretischen Gründen, auf welchen der Vorschlag der Konferenz beruht, in Betracht zu ziehen sein, daß diejenigen trockenen Wechsel, bei denen die Aufnahme eines Zinsversprechens überhaupt nur vorzukommen pflegt, für den Handelsverkehr doch nur eine untergeordnete Bedeutung haben; daß ferner der Zweck, den man durch besondern Ausdruck eines Zinsversprechens im Wechsel sich zu sichern beabsichtigt, auch in anderer Form zu erreichen ist, und endlich, daß die in jedem Falle in hohem Grade wünschenswerthe Uebereinstimmung der deutschen Regierungen über Behandlung der von der Nürnberger Konferenz gemachten Vorschläge nur dann zu erzielen sein wird, wenn auch preußischerseits die individuelle Auffassung einzelner Organe des Handelsstandes dem von der Mehrheit der Konferenz abgegebenen Gutachten unterworfen wird.

---

*) Der Artikel 7 hätte daher künftig so zu lauten: „Aus einer Schrift, welcher eines der wesentlichsten Erfordernisse eines Wechsels — Art. 4 — fehlt, oder in welcher ein Zinsversprechen enthalten ist, entsteht keine wechselmäßige Verbindlichkeit ꝛc."

**) Der Art. 18 lautet nämlich im ersten Absatz: „Der Inhaber eines Wechsels ist berechtigt, den Wechsel dem Bezogenen sofort zur Annahme zu präsentiren und in Ermangelung der Annahme Protest erheben zu lassen."

***) Anfänglich hieß es statt: „Bei nicht domizilirten eigenen Wechseln" im Anschluß an den vorausgehenden, von dieser Art Wechseln handelnden Satz: „außerdem ....

Digitized by Google

Es will daher Preußen zunächst es als seine Aufgabe betrachten, die Annahme der gesammten Anträge der Nürnberger Konferenz in dem Sinne, daß dabei der Zusatz zu Artikel 7 der Wechsel-Ordnung nach dem erwähnten eventuellen Vorschlage sub Nr. 8 formulirt würde, in den sämmtlichen deutschen Staaten herbeizuführen, und wenn eine Uebereinstimmung in diesem Sinne gesichert sein sollte, dem Landtage eine Vorlage wegen entsprechender Aenderung des Gesetzes zu machen. Es hat aber das Handelsministerium gleichzeitig ausgesprochen, daß, wenn dennoch eine Verständigung nicht zu erreichen, die Gesammtheit der übrigen Staaten viel mehr für die Annahme des prinzipalen Vorschlags Nr. 4 der Nürnberger Konferenz sich aussprechen möchte, in jedem Falle es nicht erwünscht sei, auf eine Ausgleichung der Ansichten über diesen Punkt zu verzichten.

Es ist dankbar anzuerkennen, daß bezüglich der Aenderung dieses ersten gemeinsamen deutschen Gesetzes mit solcher Vorsicht vorgegangen und nur eine durchgehend gleichmäßige Modifikation beabsichtigt wird. Die von der Nürnberger Konferenz gemachten Vorschläge sind durchweg einem lange gefühlten Bedürfniß der Ausgleichung sich widersprechender Entscheidungen entgegenkommend, und es steht zu wünschen, daß dieselben in allen deutschen Staaten gleichzeitige baldige Einführung finden, in so fern dadurch eine wichtige Ergänzung der durch die Allgemeine Deutsche Wechsel-Ordnung erzielten Einheit der Rechtsgrundsätze herbeigeführt und damit auch das Exekutionsverfahren eine Sicherheit und Uebereinstimmung gewinnen wird, welche ihm zur Zeit in einem großen Theile Deutschlands noch fehlt.

Digitized by Google

Zur Geſchichte des Handels.

William Wilberforce,

der Kämpfer für Abſchaffung des Sklavenhandels und der Sklaverei.

1759—1833.

Von **Bernhard Schuhmann.**

Krieg bleibt unter allen Umſtänden ein Uebel, von dem Handel und Induſtrie ſtets in erſter Reihe und am empfindlichſten betroffen werden; und wie ſich die Verkehrsbeziehungen ſeit einem halben Jahrhundert geſtaltet haben, ſchlägt der gegenwärtige Krieg zwiſchen den Nord- und Südſtaaten der amerikaniſchen Union allen Induſtrieländern Europa's beſonders ſchmerzliche und tiefe Wunden. In England, Frankreich, Deutſchland erheben ſich bittere Klagen über Vertheuerung des Rohſtoffes zur Baumwollen-Manufaktur, über gänzliche Stockung des transatlantiſchen Exports und in Folge deſſen über Beſchäftigungsloſigkeit und Noth der arbeitenden Klaſſen.

Aber wie begründet auch jene Klagen ſein mögen, man darf ſich durch den Unmuth wegen augenblicklicher Verluſte den Blick nicht trüben laſſen in Beurtheilung der Motive und Endziele des ausgebrochenen Kampfes. Den Kernpunkt des Streites — daran wird alle Sophiſtik einer gewiſſenloſen und ſelbſtſüchtigen Partei nichts ändern — bildet einzig und allein die **Sklavenfrage**. Ausbreitung und Fortdauer der Sklavenwirthſchaft will der Süden — Begrenzung und allmälige Abſchaffung der

Digitized by Google

Sklaverei heißt die bewußte oder unbewußte Losung, für welche der Norden unter dem Sternenbanner der Union Gut und Blut in die Schanze schlägt.

Kann Europa schwanken, auf wessen Seite seine Sympathien sein müssen, das christliche Europa, das so eben erst die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland mit ungetheiltem Beifall begrüßt hat, weil damit der letzte Rest persönlicher Hörigkeit des Menschen vom europäischen Boden verschwand?

Leider scheint es jedoch als wolle man in Bezug auf amerikanische Zustände den Forderungen des vermeintlichen materiellen Interesses den Vorzug einräumen vor den Grundsätzen christlicher Moral. Denn wir müssen es erleben, daß in unserm gerühmten Zeitalter der Humanität die englische und französische Presse vielfach einer Einmischung Europa's zu Gunsten der Südstaaten das Wort redet, ja sogar manches deutsche Blatt für „die stattliche Berechtigung" der Sklaverei Partei nimmt, die Bestrebungen der Emanzipationsfreunde dagegen als unpraktischen Idealismus und hohles Phrasenthum dem Publikum zu verdächtigen sucht.

Angesichts solcher Verirrungen dürfte es an der Zeit sein, den Schatten eines edlen Todten heraufzubeschwören, dessen unermüdlicher Eifer für Wiederherstellung der gemißhandelten Menschenwürde im Beginne dieses Jahrhunderts England vermocht hat, nicht nur dem gewinnreichen Sklavenhandel zu entsagen, sondern auch mit Aufopferung einer baaren Summe von 20 Millionen Pfund Sterling der Sklaverei in seinen westindischen Kolonien ein Ende zu machen. Und wahrlich, weder er noch seine berühmten Zeitgenossen, die Pitts, Fox und Cannings, waren darum in unseren Augen schlechtere Patrioten oder minder einsichtsvolle Staatsmänner als die heutigen Lenker der britischen Politik. —

Der Ursprung der amerikanischen Negersklaverei ist bekannt. Nach der Entdeckung von Amerika hatten fast alle europäische Nationen größere oder kleinere Stücke der neuen Welt sich anzueignen gesucht. Spanien und Portugal, Holland, England, Frankreich, Schweden und Dänemark theilten sich in die herrenlosen Länder und Inseln, oft in blutigen Kriegen um die Beute mit einander ringend. Um nun diesen in Besitz genommenen Länderstrecken ihre kostbaren Bodenerzeugnisse abzugewinnen, zwang man Anfangs die Eingeborenen mit unbarmherziger Gewalt zu harter Bergwerks- und Feldarbeit. Als aber die Unglücklichen, deren zarter Körperbau so grausamen Anstrengungen nicht gewachsen war, sehr bald zu Tausenden unter den Peitschenhieben der Europäer hinstarben, sah man sich nach soliderem Arbeitsmaterial um. Man suchte und fand es unter den Negerstämmen, welche die dichtbevölkerte Westküste Afrika's bewohnen. Damit begann, zuerst in den Händen der Portugiesen, jener scheußliche Menschenhandel nach Westindien und dem amerikanischen Festlande, an welchem sich später alle übrigen Kolonien besitzenden Völker Europa's betheiligten. Wenn Deutschland durch Jahrhunderte in seiner wirthschaftlichen Entwickelung gehemmt ward, weil es bei Vertheilung der neuentdeckten Ländergebiete leer ausging und sich deshalb von den absatzreichen überseeischen Märkten ausgeschlossen sah, so darf es uns auf der anderen Seite zum Troste gereichen, daß unser Vaterland, fast allein von den europäischen Mächten, an den Greueln des Sklavenhandels keinen Theil genommen hat.

Das Verdienst, am frühesten, schon zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, gegen das Unchristliche des Sklavenhandels ihre Stimme erhoben zu haben, gebührt

Digitized by Google

den aus England eingewanderten Quäkern. In ihrem Staate Pennsylvanien wurden nach und nach die Negersklaven freigelassen und 1761 verpflichteten sich sämmtliche Quäkergemeinden, daß kein Mitglied ihrer Sekte Neger kaufen, verkaufen oder als Sklaven in seinem Besitz halten dürfe. Ihr gutes Beispiel fand jedoch wenig Nachahmung, ihre Stimme verhallte wirkungslos in der von Habsucht und eigennützigen Vorurtheilen beherrschten Welt. Es bedurfte der lebenslänglichen, unausgesetzten Bemühungen eines der edelsten und zugleich geistig begabtesten Männer, der das ganze Gewicht seiner glänzenden Talente wie seines fleckenlosen Charakters in die Wagschale legte, um die öffentliche Meinung zu Gunsten der Gerechtigkeit wach zu rufen, dem zähen Widerstande aller bei dem schnöden Gewinn Betheiligten mit gleicher Beharrlichkeit die Spitze zu bieten, und die Sache der mißhandelten Negerrasse vor den Machthabern und Gesetzgebern zum endlichen Siege zu führen. Dieser Mann war William Wilberforce: ein Name, welcher für alle Zeiten als Stern erster Größe unter den Wohlthätern der Menschheit verzeichnet steht.

Die Familie Wilberforce, seit langen Jahren in der Grafschaft York ansässig, hatte sich durch ausgedehnten Handel sehr bedeutendes, zum Theil in Grundbesitz angelegtes Vermögen erworben. William's Vater und Großvater betrieben gemeinschaftlich ein schwunghaftes Exportgeschäft in Hull. Hier wurde der Knabe am 24. August 1759 geboren, unter den vier Kindern Robert Wilberforce's, der einzige Sohn. Durch den frühen Tod seines Vaters im Jahre 1768 verwaist, kam der junge William, von schwächlichem Körperbau, aber schon als Kind Spuren eines kräftigen Geistes und liebevollen Gemüths verrathend, in das Haus seiner Tante zu Pocklington. Diese Dame war eine eifrige Anhängerin Whitefield's, eines Stifters der Methodistengemeinden, und bemühte sich nicht ohne Erfolg, den empfänglichen Sinn ihres Pfleglings ebenfalls jener frömmelnden Religionsrichtung zuzuneigen. Der Großvater und die Mutter William's fanden es deshalb für rathsam, ihn dem Einfluß der Tante wieder zu entziehen, und holten ihn in seinem zwölften Jahre nach Hull zurück. Er besuchte jetzt fleißig die Schule, bildete seinen Geschmack durch Beschäftigung mit der englischen Literatur, und zeichnete sich bald vor seinen Altersgenossen namentlich in schriftlichen Arbeiten aus, die ein ungewöhnliches Talent für Sprache und Rede bekundeten. Für den Ernst seiner Gesinnung zeugt der Umstand, daß er schon in seinem fünfzehnten Jahre an den Herausgeber einer Zeitschrift einen von ihm verfaßten Aufsatz gegen den Sklavenhandel einsandte.

Wohl vorbereitet, bezog der siebenzehnjährige Jüngling die Universität Cambridge. Während seines Aufenthalts daselbst starb auch sein Großvater, und William ward der Erbe eines sehr ansehnlichen, unabhängigen Vermögens in einem Lebensalter, wo die Verlockungen der Sinne, Leichtsinn, Zerstreuung, Vergnügungssucht, Eitelkeit, kurz alle Gefahren der Jugend so gerne die Herrschaft über den Menschen gewinnen. Wenn unser junger Freund diesen Versuchungen des Reichthums, umgeben von leichtfertigen Genossen, mit festem Sinne widerstand, so ist ihm dies um so höher anzurechnen, da er große gesellige Talente, Lebhaftigkeit des Geistes, Witz und Laune, und einen Hang zur Gastfreundschaft besaß, der stets einen zahlreichen Kreis von Bekannten um ihn versammelte. Indem er bald die Gesellschaft solcher Menschen mied, „deren Gespräche", wie er sich ausdrückte, „noch schlechter sind als ihre Lebensweise," wählte er vielmehr seinen Umgang unter den ernsteren, strebsamen

Digitized by Google

Kommilitonen. So schloß er hier mit Pitt, dem nachmaligen berühmten Staatsmann und Minister, einen alle Wechselfälle des Lebens überdauernden Freundschaftsbund.

Nach beendigten Studien entschied sich Wilberforce für die parlamentarische Laufbahn, wozu ihn allerdings seine Geistesgaben in hervorragender Weise befähigten. Das bisher von einem Verwandten für seine Rechnung fortgeführte väterliche Geschäft löste er auf. Eben als er das gesetzliche Alter eines englischen Volksvertreters, das ein und zwanzigste Jahr, erreicht hatte, 1780, fanden allgemeine Wahlen statt. Er bewarb sich in seiner Vaterstadt Hull um den erledigten Sitz und wurde zum Parlamentsmitglied erwählt.

Mit lebhaftem Eifer widmete er sich in London dem neuen Berufe, ohne jedoch vorerst selbst als Redner aufzutreten. Sein Streben ging zunächst dahin, die vorkommenden Angelegenheiten gründlich zu erforschen und durch sorgfältige Studien die Lücken in seinen Kenntnissen auszufüllen. Kaum hatte er aber in den folgenden Jahren einigemal die Tribüne bestiegen, als der Ruf seiner ausgezeichneten Beredsamkeit von einem Ende des Königreichs zum andern erscholl. Lord Brougham giebt, in Uebereinstimmung mit dem Zeugniß aller Zeitgenossen, folgende Charakteristik von seiner rhetorischen Wirksamkeit: „Wilberforce's Reden", sagt er, „waren im höchsten Grade eindringlich und rührend, manchmal kühn und leidenschaftlich, beseelt durch die Begeisterung, welche ein tiefes Gefühl allein dem gesprochenen Gedanken einflößen kann; geläutert durch einen reinen Geschmack, mannichfaltig wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse, bereichert mit den Schätzen seiner klassischen Bildung, zuweilen in hohem Grade feierlich durch die noch erhabeneren Stellen aus der heiligen Schrift, durch die Gedanken und den Geist, die Jesaias' heilige Lippen mit Feuer berührten. Die Güte und Sanftmuth seines Charakters, frei von aller Bitterkeit, Eitelkeit und Selbstsucht, erlaubte ihm nicht, irgend eine von den tadelnswerthen Richtungen der Rhetorik zu verfolgen. Obwohl unendlich reich an Humor und witzigen Einfällen, hat er doch nie durch unzeitigen Scherz gegen den strengen Anstand verstoßen oder sich zu persönlichen Bemerkungen hinreißen lassen, die des Gegners Gefühle empfindlich beleidigt hätten. Selbst in der Hitze des Streites über Fragen, die alle seine Leidenschaften aufregten, bemühte er sich vielmehr den Gegner zu gewinnen als zu überwältigen, ihn lieber durch Güte und die Macht der Gründe zu entwaffnen als durch feindlichen Angriff zu erlegen." — Und Pitt, der Meister parlamentarischer Redekunst, äußerte zum Oeftern über ihn: „Von allen Menschen, die ich je gekannt habe, besitzt Wilberforce die größte natürliche Beredsamkeit."

Es konnte nicht fehlen, daß ein so eminentes Talent die Blicke der verschiedensten Parteien auf sich zog, daß jede ihn als Vorkämpfer für ihre Zwecke zu gewinnen bemüht war. Man suchte den Ehrgeiz des jungen Staatsmannes zu entflammen, indem man ihm die verführerischsten Aussichten auf Macht und Rang eröffnete, wenn er die Fahne einer Partei ergreifen wolle. Aber sein Entschluß in dieser Beziehung stand fest. Um keinen Preis war ihm die Selbständigkeit der eigenen Meinung, die Unabhängigkeit seiner Ueberzeugung feil, und voll edlen Stolzes erklärte er im Parlament: „Ich gebe meine Stimme ab nur in Rücksicht auf den Gegenstand, der verhandelt wird, niemals in Ansehung des Mannes, von welchem der Vorschlag ausgeht." Welch hoher Grad von Selbstüberwindung mochte dazu gehören, um in einer Lage, wie die seinige, dem Sireneugesange des Ehrgeizes sein Ohr zu verschließen.

Digitized by Google

Denn von etwa 40 Mitgliedern des Unterhauses, die sich gegenseitig gelobt hatten, nie eine Stelle, ein Jahrgehalt oder die Peerswürde anzunehmen, waren Wilberforce und sein Freund Bankes die einzigen, welche diesem Vorsatze treu blieben.

Während der Parlamentsferien des Jahres 1783 reiste er in Pitt's Gesellschaft nach Paris, woselbst er Franklin und Lafayette kennen lernte. Nach der Rückkehr von da wurde Pitt vom Könige zur Bildung eines neuen Kabinets berufen. Die Gegenpartei bot Alles auf, um die Befestigung des Ministeriums Pitt zu hindern, und veranlaßte in dieser Absicht überall, wo sie noch Einfluß besaß, Adressen gegen die Regierung. Eine solche Adresse ward auch in Yorkshire vorbereitet, der größten und wichtigsten unter den englischen Grafschaften. Wilberforce, dessen politische Ansichten damals mit denen seines Freundes Pitt übereinstimmten, unterstützte denselben voll thätigen Eifers. Obgleich fast ohne Bekanntschaften in der Grafschaft, eilte er nach York und ergriff in der Versammlung, welche zur Abfassung der feindlichen Adresse zusammen gekommen war, das Wort. Seine melodische Stimme, die Würde seines Vortrages, mit Anmuth und Leichtigkeit gepaart, seine klare und fesselnde Entwickelung der Gedanken wirkten auf die Zuhörer mit so eindringlicher Gewalt, daß sie nicht nur unter lautem Beifallsrufen ihre Absicht aufgaben und alle Anträge des Redners genehmigten, sondern daß auch die Grafschaft, als bald darauf das Parlament aufgelöst wurde, ihn zu ihrem Vertreter wählte gegen die kräftigsten Anstrengungen einer reichen und mächtigen Partei. Somit war er Abgeordneter der größten Grafschaft des Landes geworden, nicht durch irgend welchen äußern Einfluß, lediglich wegen seiner eigenen Tüchtigkeit.

Weit entfernt, von so außerordentlichen Erfolgen sich zu Hochmuth und Selbstüberhebung verleiten zu lassen, bekämpfte Wilberforce vielmehr mit ängstlicher Strenge jede eitle Regung seines Herzens. Ein regelmäßig geführtes Tagebuch, das nach seinem Tode im Druck erschien, giebt uns einen herrlichen Einblick in seine konsequente, unausgesetzte Arbeit an der Vervollkommnung des innern Menschen. Der eigenen Kraft allein mißtrauend, suchte und fand er den gewünschten Halt im eifrigen Studium der heiligen Schrift, deren Lehren ihm fortan zur Richtschnur aller seiner Handlungen dienten. Die Bibel ward ihm eine unversiegbare Quelle der Stärkung in seinem Berufe; aus ihr schöpfte er Muth und Ausdauer zu dem bevorstehenden Kampfe für Befreiung der leidenden Mitmenschen gegen den beharrlichsten Widerstand und die sich von Jahr zu Jahr häufenden Schwierigkeiten. Er bekannte sich öffentlich als gläubigen Christen, ohne Scheu vor den Spöttereien des skeptischen und weltlich gesinnten Zeitalters, in dem er lebte. Einst wagte es ein angesehenes, populäres Mitglied des Unterhauses, ihn in der Debatte wiederholt als den „ehrenwerthen und religiösen Herrn" zu bezeichnen. Da stieß er, nicht als ob er sich seines Bekenntnisses geschämt hätte, sondern weil es ihn empörte, daß irgend Jemand im britischen Reiche Frömmigkeit als Gegenstand des Tadels ansehen sollte, einen Strom von Sarkasmen aus, den Keiner, der ihn angehört, gewiß jemals vergessen hat. Es war der einzige Fall, wo er bei seinen Parlamentsreden die Waffe des Witzes gebrauchte, obgleich sie ihm, wie Wenigen, zu Gebote stand.

Wir wenden uns jetzt zur Darstellung der Kämpfe, die den Namen Wilberforce unsterblich gemacht und den Hauptinhalt seines Lebens bildeten. Schreibt er doch selbst damals in seinem Tagebuch: „Der allmächtige Gott hat mir zwei Aufgaben

Digitized by Google

gestellt, die Unterdrückung des Sklavenhandels und die Verbesserung der Sitten."

Es ist oben erwähnt worden, daß der Sklavenhandel ihn schon in seinen Knabenjahren beschäftigte; auch späterhin verlor er den Gegenstand nie ganz aus den Augen. Er zog fortgesetzt Erkundigungen ein über die Behandlung der Neger in Westindien und ward in seiner Ansicht bestärkt, der afrikanische Sklavenhandel sei die hauptsächlichste Ursache der mit der Sklaverei selbst verbundenen Grausamkeiten. Im Jahre 1785 ward die Aufmerksamkeit des Publikums durch eine Schrift Thomas Clarkson's auf die Greuel des Sklavenhandels gelenkt, und 1787 trat eine Gesellschaft zusammen zu dem Zweck, die Kosten aufzubringen, in Liverpool und Bristol authentische Zeugnisse zu sammeln, überhaupt alle Vorbereitungen zu treffen, die für das Gelingen der Aufhebung des Sklavenhandels nöthig seien. Einstimmig übertrug man Wilberforce die parlamentarische Leitung, überzeugt, daß man keinen vortheilhafteren Bundesgenossen finden könne, als einen Mann von seinem liebenswürdigen und untadelhaften Charakter.

Wilberforce erklärte sogleich die Angelegenheit für seine Herzenssache, und ging unverweilt ans Werk. Von den zahlreichen Gegnern war der heftigste Widerstand zu erwarten. Die Liverpooler Kaufleute behaupteten in der That nicht nur die Nothwendigkeit, sondern auch die Menschlichkeit des Sklavenhandels; sie klagten in öffentlichen Versammlungen, Zeitungen und Flugschriften über Ungerechtigkeit und warnten vor Gefahr, indem sie darzuthun suchten, das Wohl der Kolonien, ja der ganze Handel der Nation stehe auf dem Spiele. Zweideutige Freunde verschanzten sich hinter den Ausspruch, dies sei eines von den Verhältnissen, wo die Interessen der Menschen den Gefühlen derselben so gegenüberständen, daß es schwer sei, sich für diese oder jene zu entscheiden. Im Ministerium selbst waren die Ansichten getheilt, und der Hof zeigte sich jeder Neuerung abhold.

Unter solchen Umständen erschien es für den Vertheidiger der Maßregel unerläßlich, nur mit thatsächlichen, an Ort und Stelle erhobenen Beweisen ausgerüstet und innig vertraut mit allen Einzelheiten der Frage den Kampfplatz zu betreten. Wilberforce gab sich den Vorbereitungen mit aufreibendem Fleiße hin. Acht bis neun Stunden täglich arbeitete er ohne Unterbrechung. Daneben wurden Zeugen abgehört, welche die Verhältnisse in Westindien aus eigener Anschauung kannten, von den verschiedensten Seiten Nachrichten eingezogen und die zu thuenden Schritte mit den Freunden der Sache überlegt und durchgesprochen.

Endlich kündigte Wilberforce im Unterhause an, er werde am 2. Februar 1788 einen Antrag auf Abschaffung des Sklavenhandels einbringen. Jetzt aber brach seine physische Kraft unter der Last der Anstrengungen zusammen. Er erkrankte lebensgefährlich; die Aerzte erklärten ihn unrettbar verloren. Voll Sorge über das Schicksal seines Antrages, ließ der Kranke Pitt zu sich kommen, und nahm ihm das Versprechen ab, die Angelegenheit zur seinigen machen zu wollen. Dieser hielt sein dem Freunde gegebenes Wort, indem er dem Parlament eine Motion vorlegte, wonach es sich verbindlich machte, nächstes Jahr die Verhältnisse des Sklavenhandels in Erwägung zu ziehen. Auch ging in derselben Sitzung in beiden Häusern ein Gesetz durch, welches die Anzahl der Sklaven auf jedem Schiffe beschränkte und noch in einigen anderen Punkten die Linderung ihrer Leiden zum Zweck hatte.

Digitized by Google

Wider alles Erwarten erholte sich der von den Aerzten bereits Aufgegebene so vollständig, daß er nach Verlauf einiger Monate seine Thätigkeit wieder beginnen und am 12. Mai 1789 die Parlamentsdebatte über die Abschaffung des Sklavenhandels eröffnen konnte. In seiner viertehalbstündigen Rede hob er zuerst die Ungerechtigkeit und Grausamkeit hervor, deren sich die englische Nation durch Zulassung des Sklavenhandels schuldig mache, wies dann an einer Reihe der schlagendsten Thatsachen nach, wie verderblich das System auf die physische und moralische Entwickelung der Kolonien einwirke, und schloß mit einer herzergreifenden Schilderung der unmenschlichen Qualen, welchen die beklagenswerthen Opfer der Hab- und Gewinnsucht auf den Transportschiffen unterworfen waren. Das allgemeine Urtheil kam darin überein, daß Wilberforce in dieser Rede sich selbst übertroffen habe. „Das Haus, die Nation und Europa", sagt Burke, „sind dem Redner aufs tiefste dafür verpflichtet, daß er den Gegenstand in der meisterhaftesten, eindringlichsten und beredtesten Weise erörtert hat. Die Gründe waren in solcher Ordnung vorgebracht und mit solcher Kraft unterstützt, daß sein Vortrag Alles hinter sich läßt, wovon man in neueren Zeiten hörte, und kaum von dem erreicht werden dürfte, was von griechischer Beredsamkeit auf uns gekommen ist."

Der Erfolg entsprach leider nicht den so günstig geschienenen Aussichten. Die westindischen Eigenthümer und Kaufleute wußten vom Parlament den Beschluß zu erwirken: das Haus wolle erst selbst die Zeugen für und gegen den angeführten Thatbestand vernehmen und seine Abstimmung bis dahin aussetzen. Darüber kam das Ende der Session herbei; ja es verging auch das ganze folgende Jahr mit dem Zeugenverhör. Für Wilberforce erwuchs dadurch eine neue riesige Arbeit. Um alle falschen Auslassungen der Gegner widerlegen, alle ihre Trugschlüsse aufdecken zu können, mußte er die sämmtlichen 1400 Folio-Seiten füllenden Verhöre Wort für Wort durchlesen, das ungeheure Material übersichtlich ordnen und sich ganz zum Herrn seines Gegenstandes machen. Am 18. April 1791 erstattete er dem Hause Bericht über das Ergebniß der angestellten Untersuchungen. Er fand durchaus nur seine Ansicht bestätigt, daß der Sklavenhandel eben so verderblich als grausam sei. Zum Schluß wandte er sich mit folgender Ansprache an das Nationalgefühl der Engländer: „Von jedem Gesichtspunkte aus kommt es vor allem Großbritannien zu, jenem verbrecherischen Handel kräftigst zu steuern, denn die Hälfte desselben wird von britischen Unterthanen geführt. Da wir groß in der Schuld sind, wohlan, laßt uns auch zuerst mit der Reue beginnen! Es kommt einst ein Tag der Vergeltung, an welchem wir von den uns verliehenen Geistesgaben und Fähigkeiten Rechenschaft ablegen müssen. Möge es alsdann nicht heißen, daß wir unsere größere Macht zur Unterdrückung unserer Nebenmenschen und unsere reifere Erkenntniß zur Verdunkelung von Gottes Schöpfung angewendet haben!" — Allein die Pflanzer und Sklavenhändler hatten inzwischen unverhofft einen mächtigen Verbündeten gewonnen — die französische Revolution. Wie in ganz Europa, gab es auch in England begeisterte Anhänger der jenseits des Kanals zur Herrschaft gelangten neuen Theorien. Ihnen gegenüber schaarten sich diejenigen Glieder der besitzenden und gebildeten Klassen enger zusammen, welche in der Verkündigung der sogenannten Menschenrechte die höchste Gefahr für die bestehende Staatsverfassung und die gesellschaftliche Ordnung überhaupt erblickten. Es gelang den Gegnern, die Abschaffung des Sklavenhandels

Digitized by Google

als eine revolutionäre Maßregel darzustellen, und unter dem Einfluß dieser Anschauung verwarf sie das Haus mit einer Majorität von 163 gegen 88 Stimmen.

Schienen somit die Bestrebungen Wilberforce's und seiner Freunde wieder weit vom Ziele zurückgedrängt, zumal die Nachrichten von dem Sklavenaufstand auf St. Domingo und die dabei von den Schwarzen verübten Greuelthaten zu ferneren Verdächtigungen der Sache ausgebeutet wurden, so trat anderntheils die öffentliche Meinung immer entschiedener und allgemeiner auf ihre Seite. Die Verhandlungen des Parlaments, die gedruckten Zeugenaussagen, worin die bisher verborgen gehaltenen Uebel auch dem blödesten Auge bloßgelegt waren, die zahlreichen hieran Bezug nehmenden Schriften hatten ihre Wirkung auf die Nation nicht verfehlt. In einer Menge Petitionen aus allen Theilen des Landes gab sich der Volkswille, das Aufhören so unwürdiger Barbareien verlangend, in energischen Ausdrücken kund. Als daher Wilberforce am 2. April 1792 aufs Neue seine Motion für sofortige Abschaffung des Sklavenhandels vor das Unterhaus brachte, erfolgte zwar wiederum deren Ablehnung; aber die Regierung selbst sah sich genöthigt, die allmähliche Abschaffung vorzuschlagen, und das Haus stimmte dem Vorschlage mit 238 gegen 45 Stimmen bei. Demzufolge legte der Minister Dundas eine Bill vor, wonach der 1. Januar 1800 als Tag der Aufhebung festgesetzt werden sollte. Wilberforce stellte dazu das Amendement, es möge der 1. Januar 1796 angenommen werden, und brachte dasselbe mit 151 gegen 132 Stimmen durch. Nun blieb noch die Genehmigung des Oberhauses zu erlangen. Hier begegnete jedoch die Bill einem passiven Widerstande, der es zu keiner Entscheidung kommen ließ, selbst nicht in den beiden folgenden Sessionen.

Unterdessen machte die Revolution in Frankreich reißende Fortschritte auf ihrer abschüssigen Bahn. Ludwig XVI. wurde hingerichtet und die Republik erklärte England den Krieg. Natürlich nahmen die politischen Ereignisse jetzt die ungetheilte Aufmerksamkeit der Regierung wie des Landes in Anspruch, und Wilberforce's trotzdem unermüdet fortgesetzte Mahnungen an die Erledigung der Sklavenfrage fanden in dieser Zeit nur schwache Unterstützung sowohl in als außer dem Hause. Dazu kam, daß Frankreich, nachdem es alle Neger in seinen Kolonien für frei erklärt, um den Engländern empfindlichen Schaden zuzufügen, die schwarze Bevölkerung Westindiens zur Empörung aufwiegelte. Viele Menschen verloren bei diesen Auftritten ihr Leben, und im Hinweis darauf konnten die Gegner von Wilberforce sagen, jetzt zeige sich's, wohin die Befreiung der Neger führe.

Zu Anfang des Jahres 1796 gestalteten sich die Aussichten friedlicher. Wilberforce benutzte den Moment, das Haus dringend zur Ausführung seiner früher gefaßten Beschlüsse aufzufordern. Gegen die wiederholt ausgesprochene Ansicht Lord Liverpools, man solle die Sache aussetzen bis der Friede gesichert sei, erwiderte er: „Wie ist es möglich, in so trockener, kalter Weise von den Leiden Anderer zu reden? Die Sache aussetzen! Wird die Verwüstung des unglücklichen Afrika's ausgesetzt? Wird alles das mannichfaltige Unheil dieses schimpflichen Handels, wird das Werk des Todes ausgesetzt? Nein, Sir, ich will meinen Antrag nicht aufschieben und ich fordere das Haus auf, der Langmuth des Himmels nicht durch Aufschub dieser späten Handlung der Gerechtigkeit zu spotten." — Bei der ersten und zweiten Lesung

Digitized by Google

ging der Antrag durch, daß der 1. Mai 1797 als Endtermin des Sklavenhandels bestimmt werde; bei der dritten Lesung aber blieb er mit 4 Stimmen in der Minorität.

Die Friedenshoffnungen hatten sich nicht verwirklicht: weshalb Wilberforce's Antrag im folgenden Jahre eine noch viel ungünstigere Aufnahme erfuhr. Zwar gewann damals die Vertheidigung der guten Sache an Canning ein großes Rednertalent, auch neigte sich die Meinung des Landes ihr wieder lebhafter zu; allein die Gegner wußten durch immer neue Einwände jede Maßregel zu hintertreiben, und einer im Jahre 1799 beschlossenen Verbesserung des Gesetzes über die Anzahl der Sklaven auf den Transportschiffen, sowie dem Vorschlage, den Handel innerhalb gewisser Grenzen auf der Küste Afrika's einzuschränken, versagte das Oberhaus seine Genehmigung.

Während der Sitzungsperioden 1800 bis 1803 unterließ Wilberforce die Erneuerung seiner Anträge im Parlament, weil er bei dem fortdauernden Kriege mit Frankreich durchaus auf keine Theilnahme für den Gegenstand rechnen durfte. Desto thätiger wirkte er nach anderen Seiten hin. Er beschäftigte sich mit Abfassung einer Schrift zur Widerlegung der gegnerischen Behauptungen, und da er die Hoffnung hegte, bei Gelegenheit des zu erwartenden Friedensschlusses könne eine allgemeine Abschaffung des Sklavenhandels zu Stande gebracht werden, bot er all seinen Einfluß auf, um die Minister und Diplomaten für diese Idee zu interessiren. „Ich wollte", schreibt er an einen persönlichen Bekannten Napoleons, „ich könnte täglich dem großen Konsul „Abschaffung des Sklavenhandels!" zurufen. O bedächte er, was für eine Gelegenheit, Gutes zu wirken, ihm die Vorsehung gewährt! Um der Erreichung dieses Zieles willen könnte man alles Vergangene erduldet haben."

Der Gang der Ereignisse belehrte ihn, daß die wachsende Herrschgier und Eroberungsfucht Napoleons den Frieden unmöglich mache. Sobald ihm hierüber kein Zweifel mehr blieb, war er auch sogleich entschlossen, wieder die Chancen der parlamentarischen Behandlung zu versuchen. Die Stimmung des Landes sowohl wie des Ministeriums hatte sich sehr vortheilhaft geändert, indem die Furcht vor revolutionären Grundsätzen nach der Entwickelung, welche die Dinge in Frankreich genommen, aus den Gemüthern verschwunden war. Am 30. Mai 1804 stellte Wilberforce seinen Antrag. Man bewunderte die Erfindungsgabe, vermöge der er für einen so abgenutzten Gegenstand immer neue Gründe vorzubringen wisse, und erhob mit großer Majorität durch alle drei Lesungen die Motion zum Beschluß. Aber noch einmal nahm im folgenden Jahre die Opposition ihre ganze Kraft zusammen und brachte es wirklich dahin, daß Wilberforce und seine Freunde überstimmt wurden. Die neue unvermuthete Täuschung erfüllte ihn mit tiefem Schmerz. Wir lesen in seinem Tagebuch: „Nie habe ich bei irgend einer Gelegenheit im Parlamente so viel empfunden. Ich konnte nicht wieder einschlafen, als ich in der Nacht aufgewacht war. Die armen Schwarzen kamen mir in den Sinn und die Schuld unseres sündigen Vaterlandes." Und doch hatte er keinen Zweifel am endlichen Erfolge. Im Jahre 1805 erschien auf seinen Betrieb ein Geheimeraths-Befehl zur Hemmung des Sklavenhandels nach den englischen, den Franzosen abgenommenen Niederlassungen, und 1806 ging eine Bill, welche den Sklavenhandel nach fremden Kolonien verbot, durch beide Häuser.

Endlich im Februar 1807 debattirte das Unterhaus die gänzliche Abschaffung des Sklavenhandels. Durch die Opposition eines westindischen Pflanzers wurde

Digitized by Google

Wilberforce veranlaßt, bevor man zur Abstimmung schritt, noch einmal den Glanz seiner Rednertalente und die Kraft seiner Beweise zu entfalten. Als er geendet, trat der Generalprokurator Romilly auf und ermahnte die jüngeren Glieder des Hauses, sich den Ausgang dieses Tages zur Lehre dienen zu lassen, wie sehr die Belohnungen der Tugend die des Ehrgeizes überträfen; er verglich die Gefühle des Kaisers der Franzosen auf dem Gipfel seiner Macht und Größe mit denen des einfachen Privatmannes Wilberforce, welcher heute das Haupt auf sein Kissen legen werde mit dem Gedanken: der Sklavenhandel ist nicht mehr. Da brach das Haus gegen alle Gewohnheit und Sitte in ein dreimaliges lautes Beifallsrufen aus. Bei der Abstimmung erklärten sich 283 Mitglieder für und nur 16 gegen die Abschaffung des Sklavenhandels. Die Annahme der Bill im Oberhause und deren königliche Sanktion krönten die neunzehn Jahre langen unablässigen Bemühungen des edlen Kämpfers gegen Ungerechtigkeit und Barbarei.

Wie aber das Zustandebringen des Gesetzes ein halbes Menschenalter erfordert hatte, kostete die wirksame Durchführung desselben einen kaum geringern Zeitaufwand. Wilberforce war nicht der Mann, der sich an dem errungenen persönlichen Triumphe genügen und seinen Eifer für die Sache erkalten ließ. Zwei Aufgaben verfolgte er von nun an mit nie rastender Thätigkeit: erstens dem Verbot des Sklavenhandels mit englischen Schiffen faktische Geltung zu verschaffen, zweitens die Regierungen anderer Staaten dem Erlaß ähnlicher Maßregeln geneigt zu machen.

Ein so einträgliches Geschäft, wie der Sklavenhandel gewesen war, reizte nämlich die Gewinnsucht zu vielfachen Umgehungen des Verbots. Begünstigt durch die westindischen Plantagenbesitzer, wurde noch fortwährend von englischen Rhedern und Spekulanten ein lebhafter Schmuggel mit „schwarzer Waare" getrieben. Zur Unterdrückung dieses heimlichen, ungesetzlichen Verkehrs trat Wilberforce von Jahr zu Jahr mit neuen Anträgen hervor. Er drang darauf, daß Kriegsschiffe zur Bewachung der Küste nach Afrika geschickt wurden, unterstützte die Einführung freier Arbeiter in Westindien und setzte endlich die Registerbill durch, d. h. die amtliche Aufnahme der in den britischen Kolonien vorhandenen Sklaven, damit ihre Anzahl kontrolirt und die Zufuhr gehindert werden konnte.

Für die Abschaffung des Sklavenhandels seitens anderer Nationen benutzte er nicht nur sein Ansehen bei den heimischen Staatsmännern und Diplomaten, sondern er unterhielt auch zu dem Zweck eine sehr ausgebreitete Korrespondenz mit den einflußreichsten Persönlichkeiten aller Länder, so mit Talleyrand, Lafayette, Chateaubriand, Alexander von Humboldt. Die nordamerikanischen Freistaaten waren schon im Jahre 1808 dem Beispiele Englands gefolgt; 1811 schlossen sich die von der spanischen Herrschaft befreiten Republiken Südamerika's an; in einem Traktate, den England mit Schweden schloß, 1813, verzichtete letzteres auf seine fernere Betheiligung am Sklavenmarkte, ebenso Dänemark 1814 und die Niederlande im Frieden zu Gent. Die Unterhandlungen mit Spanien und Portugal versprachen wenigstens theilweisen Erfolg.

Nur Napoleon hatte sich aus Feindschaft gegen England der Abschaffung des französischen Sklavenhandels hartnäckig widersetzt. Mit doppelter Freude begrüßte deshalb Wilberforce den Sturz des Uebermüthigen, von dem er bereits im Jahre 1808 geschrieben: „Dieser Mann ist offenbar ein Werkzeug in der Hand der Vorsehung; wenn

Digitized by Google

Gott Seine Absicht mit ihm erreicht hat, wird Er der Welt zeigen, wie leicht Er es von Sich thun kann.“ Eine willkommene Gelegenheit zur Förderung seiner menschenfreundlichen Bestrebungen bot ihm nun die Zusammenkunft der siegreichen Monarchen in London, im Sommer 1814. In mehrmaligen Audienzen beim Kaiser Alexander von Rußland und beim König von Preußen entrollte er vor diesen Fürsten mit der ganzen Macht seiner Beredsamkeit ein Gemälde von den Schrecknissen des afrikanischen Sklavenhandels, und in einer besondern ausführlichen Denkschrift beschwor er sie im Namen der Religion, Gerechtigkeit und Humanität, durch ihre Gesandten am Wiener Kongreß dem besiegten Frankreich die sofortige Aufhebung diktiren zu lassen. Weder die Diplomaten-Versammlung zu Wien, noch der auf den Thron zurückgekehrte Ludwig XVIII. fanden jedoch die Sache so dringend, und sie wäre wohl von einem Jahre zum andern verschleppt worden, hätten nicht die Weltereignisse eine unerwartet rasche Lösung herbeigeführt. Napoleon entkam von der Insel Elba und landete in Frankreich. Bestrebt, die Sympathien der Völker für seine wiedererlangte Herrschaft zu gewinnen, sprach er jetzt die gänzliche und unmittelbare Abschaffung des französischen Sklavenhandels aus, und das Verbot konnte später von den Bourbons nicht mehr zurückgenommen werden.

In Begleitung des Königs von Preußen war bekanntlich auch unser Blücher, der ruhmgekrönte Sieger des Befreiungskampfes, nach England gekommen. Es gereicht beiden Männern zur hohen Ehre, daß der gefeierte Kriegsheld sich von dem friedliebenden Wilberforce und dessen menschenfreundlichem Eifer aufs Wärmste angezogen fühlte. Er verkehrte viel und herzlich mit demselben und bewahrte ihm auch in der Ferne ein lebhaftes Andenken. Nach dem Siege bei Belle-Alliance, am 18. Juni 1815, schickte Blücher seinen Adjutanten an den englischen Hof, um über den Hergang der Schlacht Bericht zu erstatten. Als der Prinz-Regent diesen fragte: „Hat der Marschall Blücher Ihnen sonst noch einen Auftrag gegeben?“ war dessen Antwort: „Ja, er hat mich beauftragt, Wilberforce von Allem zu benachrichtigen, was vorgefallen ist.“

Trotz aller Verbote und gesetzlichen Bestimmungen dauerte indeß der Sklavenhandel fort, zwar nur noch wenig auf englischen Schiffen, aber um so dreister unter portugiesischer, spanischer und französischer Flagge. Vergebens wandte sich Wilberforce in wiederholten Zuschriften an den Kaiser Alexander, so vor den Kongressen zu Aachen 1818 und zu Verona 1822: es möge durch eine gemeinschaftliche Uebereinkunft der europäischen Mächte der Sklavenhandel für Seeraub erklärt werden; vergebens suchte er durch Parlamentsbeschlüsse, die eine mildere Behandlung der Neger bezweckten, den Widerstand seitens der westindischen Pflanzer zu brechen. Er mußte sich überzeugen, daß auf diesem Wege nichts auszurichten, sondern Freilassung der Sklaven das einzige Heilmittel sei; und kühn schrieb er das Wort „Emanzipation“ auf seine Fahne. Kühn über alle Maßen war das Unternehmen des bereits mehr als sechzigjährigen Mannes; denn durch Jahrhunderte hatte sich die Ansicht in den Gedanken der Menschen festgestellt, daß ohne Negersklaverei die westindischen Kolonien nicht bestehen könnten, und voraussichtlich kostete es einen langen, heißen Kampf, diese allgemein verbreitete Anschauung zu verdrängen. Wohl fühlte auch Wilberforce das Unzureichende seiner geschwächten Körper- und Geisteskräfte für die Durchführung eines so großen Werks; aber er konnte sich's nicht versagen, selbst wenigstens den

Digitized by Google

Grund zu legen zu dem Gebäude, das, wie er prophezeite, sich am Ende als ein herrliches und ruhmreiches erweisen werde. Im Jahre 1823 eröffnete er den Kampf mit einem Manifest über den Zustand der Negersklaven in Englands transatlantischen Kolonien, worauf er den Antrag im Unterhause folgen ließ, die Sklaverei für unvereinbar mit dem Christenthume und der britischen Konstitution zu erklären. Am 15. Juni 1824 hielt er seine letzte Rede im Parlament. Sie bestand in einer Protestation gegen die unentschiedenen, zögernden Schritte des Ministeriums nebst dringender Mahnung zu schleunigem und festem Handeln, damit nicht die Neger, an der Hülfe des britischen Parlaments verzweifelnd, ihre Befreiung selbst zu erwirken versuchten. Dann legte er sein Mandat nieder und quittirte den Platz, von dem aus er während einer Reihe von 45 Jahren „als der wirksamste Redner im Hause der Gemeinen" seine Stimme zu Gunsten der Unterdrückten und Leidenden erhoben hatte, nicht jedoch ohne vorher in seinem Freunde Buxton sich einen fähigen, unparteiischen und verläßlichen Nachfolger in der parlamentarischen Leitung der Sklavenangelegenheit zu bestellen. Sein Entschluß erregte allgemeines Bedauern; die Segenswünsche Tausender begleiteten ihn in das Privatleben und sehr passend erinnerten seine Genossen an die Grabschrift, welche die Karthaginienser ihrem Feldherrn Hannibal geweiht: „Wir vermißten ihn am Tage der Schlacht."

Noch fast zehn Jahre währte der Kampf. Es war am 26. Juli 1833, als man dem sterbenden Wilberforce die Nachricht brachte, so eben habe die Bill über Freilassung der Sklaven gegen eine hohe Entschädigungssumme an die westindischen Pflanzer die zweite Lesung passirt. „Ich danke Gott", sagte er mit erlöschender Stimme, „daß Er mich den Tag erleben ließ, an welchem England bereit ist, ein Opfer von 20 Millionen Pfund für die Befreiung von dieser Schande zu bringen." Drei Tage später endete seine irdische Laufbahn. —

Nachdem gezeigt worden, welch bestimmenden Antheil der edle Wilberforce gehabt an den zwei wichtigen Errungenschaften unseres Jahrhunderts, der Abschaffung des Negerhandels durch Europäer und der Sklaven-Emanzipation in den englischen Kolonien, vervollständigen wir noch durch einige Züge das erhebende Charakterbild dieses seltenen Menschen.

Nicht blos die Befreiung der Sklaven, jede Maßregel im Sinne der Religion und Moral fand an ihm den eifrigsten und unerschrockensten Anwalt. Er unterstützte die Emanzipation der Katholiken und ihre Aufnahme ins Parlament; er wirkte für die Abschaffung der Lotterie; er beantragte gesetzliche Bestimmungen gegen das Duell; er eiferte gegen die Verwendung der Kinder zarten Alters zu gesundheitsgefährlichen Arbeiten; er drang auf die Zulassung christlicher Missionäre in Ostindien; und er hatte die Genugthuung, daß alle diese Maßregeln, trotz des gewaltigsten und hartnäckigsten Widerstandes, in mehr oder minder vollkommener Form zur Geltung gelangten.

Als Schriftsteller hat sich Wilberforce einen geachteten Namen erworben durch sein 1797 erschienenes Werk: „Die Religionsbegriffe in den höheren und mittleren Ständen Englands, gegenüber dem wahren Christenthum." Selbst auf's Innigste durchdrungen von den Wahrheiten des Evangeliums, hält er darin mit gründlicher Schärfe, aber zugleich im Geiste christlicher Liebe und Milde, seinen Standesgenossen einen Spiegel vor, wie wenig im Allgemeinen ihre Grundsätze und Handlungsweise mit den Lehren der heiligen Schrift sich in Uebereinstimmung befänden. Es gehörte

Digitized by Google

für einen Laien und einen Mann in seiner politischen Stellung ungewöhnlicher Muth dazu, dem herrschenden Zeitgeiste öffentlich so ungescheut entgegenzutreten. Der Erfolg des Buches war bedeutend und kein vorübergehender, denn es erlebte allein in England mehr als zwanzig starke Auflagen, eben so viel in Amerika, und ist außerdem in die meisten europäischen Sprachen übersetzt worden.

Sein Vermögen betrachtete der uneigennützige Menschenfreund stets als ein ihm für das Wohl seiner Nebenmenschen anvertrautes Pfand; regelmäßig verwandte er mindestens den vierten Theil seiner Einkünfte zu wohlthätigen Zwecken, namentlich auch zur Unterhaltung von Schulen und anderen Bildungsanstalten für die Armen des Landes. In manchen Jahren überstiegen diese nicht vollständig aufgezeichneten Ausgaben die Summe von 2000 Pfund Sterling, und 1800, wo England von Mißwachs und Theuerung heimgesucht wurde, betrugen sie 3173 Pfund (über 20,000 Thlr.).

Die seltene, ungeheuchelte Bescheidenheit, die ihn schon als Jüngling zierte, verließ ihn auch nicht, da sein Ruhm in Jedermanns Munde lebte und ihm von Kaisern und Königen die schmeichelhafteste Auszeichnung zu Theil geworden war. Bei einem öffentlichen Zusammenlauf bezeigte ihm die Menge ihre Verehrung durch höfliches Ausweichen; er äußerte sich darüber: „Wie freundlich benahmen sich Alle gegen mich! Man machte mir Platz und behandelte mich, als ob ich ein großer Mann wäre."

Mit gleicher Gewissenhaftigkeit und Hingebung wie seinen staatsmännischen Beruf erfüllte Wilberforce die Pflichten als Gatte und Vater. Er hatte sich 1797, bereits 38 Jahre alt, mit Miß Anna Spooner verheirathet, welcher Ehe vier Söhne und zwei Töchter entsprossen. Als die Kinder heranwuchsen, gab er im Jahre 1812, nach genauer Abwägung zwischen den Pflichten seines öffentlichen und Privatlebens, die Vertretung für die Grafschaft Yorkshire auf und ließ sich für einen kleineren Bezirk wählen, um die nöthige Zeit für ihre Erziehung zu erübrigen; denn Kinder, sagte er, haben auf eines Vaters Herz, Auge, Stimme und Umgang Anspruch. Getrennt von ihnen, versäumte er nie, an jedes wenigstens einmal wöchentlich zu schreiben, wobei er Gelegenheit nahm, neben der Erweisung seiner zärtlichen Liebe, sie auf ihre kleinen Fehler aufmerksam zu machen. So heißt es in einem Briefe an seinen vierzehnjährigen Sohn: „Es giebt einen gewissen bösen Geist, genannt Aufschub. Ich will dich, mein theuerstes Kind, ernsthaft gegen denselben warnen; er ist einer der gefährlichsten Feinde nützlicher Wirksamkeit." —

Acht Jahre nach seinem Ausscheiden aus dem Parlament vernahm England die Trauerkunde vom Tode des unvergeßlichen Mannes. Obwohl er, treu seinem einfachen, bescheidenen Sinne, gegen die Familie den Wunsch ausgesprochen, ohne jeden Pomp beerdigt zu werden, folgten doch die Mitglieder beider Häuser, die hervorragendsten Männer aller Parteien dem Leichenbegängniß, und einem feierlichen Parlamentsbeschlusse gemäß wurde seine sterbliche Hülle in der Westminsterabtei beigesetzt. Die Grafschaft York errichtete zu seinem Gedächtniß ein Versorgungshaus für Blinde und seine Vaterstadt Hull eine Denksäule. In Westindien und New-York legte die farbige Bevölkerung Trauer an um den dahingeschiedenen Vorkämpfer für ihre Freiheit und Menschenrechte.

Wenige Personen haben in der Achtung ihrer Mitmenschen eine höhere Stufe eingenommen, wenige aber auch den beneidenswerthen Platz mehr verdient, als William Wilberforce.

Digitized by Google

Aus dem Comptoir.

Die verschiedenen Arten der Werthabzüge. *)

Von Dr. Ed. Amthor.

Die im Waarenhandel vorkommenden Werthabzüge treten unter den Namen: Disconto, Sconto, Decort, Contant, Rabatt, Bonification, Agio u. s. w., auf. Die kaufmännische Praxis ist in Anwendung derselben leider wenig wählerisch und vermischt sie vielfach in Begriff und Namen, besonders ist der Name Sconto für alle möglichen Abarten der Werthabzüge beliebt geworden.

Vom theoretischen Standpunkte aus und mit Anlehnung an den kaufmännischen Usus lassen sich, genau genommen, fünf gesonderte Werthabzüge unterscheiden:

1) wegen Contant, per comptant, per Contant, per Cassa, in Hamburg auch Decort, in England, Holland, Frankreich uneigentlich Disconto oder Sconto genannt, wegen bedungener sofortiger Zahlung.
2) der eigentliche Discont, Sconto, wegen früherer Zahlung als bedungen, in der Praxis irrthümlich auch mit Rabatt bezeichnet.
3) Rabatt, Darauf- und Dareingabe, in der Praxis da und dort irrthümlich Sconto genannt, bei Abnahme größerer Partien einer Waare oder als Provision von Seiten des Fabrikanten oder Großhändlers dem Detailverkäufer gegenüber zur Entschädigung für Unkosten, Mühe und Zeitaufwand, welche demselben aus dem Verkauf erwachsen, oder auch weil ein Nachlaß Usance geworden.
4) Bonification, als Vergütung für etwaige Fehler der Waare.
5) Meßzahlung, Agio, wegen Zahlung in Courant.

Auch auf Bonification und Meßzahlung erstreckt man hier und da den Allerweltsnamen Sconto. Die Verirrung geht sogar so weit, daß man manchmal von

*) Wir theilen obigen Artikel aus dem mehrerwähnten Werke: „Quintessenz des kaufmännischen Rechnens, von Dr. Amthor (Leipzig, O. Spamer)" weniger als rechnerische Probe mit, wie als Beleg für die Art und Weise, in welcher sich der Autor bemüht hat in möglichst klarer, jedem Neuling im kaufmännischen Verkehre verständlichen Sprache auch die aus der Handels- und Comptoirwissenschaft, der kaufmännischen Kunstsprache und Usancenkunde einschlagenden begrifflichen und sachlichen Details zu erläutern, welche dem Merkantilrechnen im engsten Sinne des Wortes zur Basis dienen. Es wird daraus das Bestreben des Verfassers hervorgehen, die in praxi gebräuchlichen Termini technici möglichst scharf zu begrenzen und in die oft chaotische Verwirrung des kaufmännischen Ausdrucks Ordnung und Uebersichtlichkeit zu bringen. Später werden wir uns vielleicht erlauben, noch einen Exzerpt aus dem Buche zum Abdruck zu bringen, der sich mit schwierigeren Rechnungsverhältnissen befaßt. Die Red.

Digitized by Google

einem Betrag den Sconto doppelt in Abzug bringt, das eine Mal im Sinne des Rabatts, der Bonification u. s. w., das andere Mal im Sinne des eigentlichen Disconts.

Der größte Theil der aufgeführten Werthabzüge bietet natürlich blos scheinbare Vortheile für den Käufer, indem, was als Vergütung gewährt werden soll, von dem Verkäufer, wie sich von selbst versteht, vorher auf den Herstellungspreis der Waare geschlagen worden ist.

Die Berechnung aller mit den Werthabzügen in Verbindung stehenden Aufgaben besteht in bloßer Anwendung der Prozentrechnung nach vom, auf oder im Hundert. Wo vom, auf oder im Hundert zu Grunde zu legen ist, wird im Folgenden speziell angegeben werden.

1) Contant, per comptant u. s. w.

Ein Abzug unter dem Namen Contant, per comptant, per oder wegen oder gegen Contant, per Cassa erfolgt dann, wenn die Preise zwar auf gewisse Creditzeit ausgeworfen, aber sofortige Baarzahlung des Rechnungsbetrags bei Abschluß des Geschäfts bedungen worden oder überhaupt üblich ist. Die Abzüge werden in diesen Fällen gleich auf der Rechnung selbst vom Betrage der Waare abgeschrieben.

Es gehört dahin der in England (1—2½ %), Holland, Havre, Bordeaux, Antwerpen (1—2 %) gebräuchliche Disconto oder Sconto, so wie der Decort (1 %) in Hamburg bei Platzverkäufen, die daselbst per contant abgemacht werden.

Die Berechnung geschieht nach vom Hundert.

Beispiele: 1) Wie viel hat man für eine Waarennote, auf £ 510. 15 s. lautend, bei 2½ % per contant (Sconto) zu zahlen?

£ 510. 15 s.
per contant (Sconto) 12. 15. 4 d. ÷ 2½ %
Baarzahlung £ 497. 19. 8 d.

510,75 × 2½
1021,5
255,3
12,768
15,36 × 2
4,32 × 12

2) ℳ. 4800 für Palmöl in Hamburg. Decort 1 %.

ℳ. 4800.
Decort 1 % ÷ 48.
ℳ. 4752.

3) Auf welchen Betrag muß eine Waarenrechnung ausgestellt werden, an der man 2½ % für Contant (Sconto) nachlassen will und die £ 497. 19. 8 d. Baarzahlung einbringen soll?

Berechnung nach im Hundert.

? = 497. 19. 8
97½ = 100.
£ 510. 15 s.

Anmerkung. Einem Kaufe per contant wird jetzt vielfach auch der Sinn eines Kaufes auf mäßige Zeitfrist untergeschoben; so bezeichnet „ordinair contant", „à ordinaire comptant" in Frankfurt a/M. eine Frist von 6 Wochen, in Nürnberg 4 Wochen, „per comptant" in Leipzig (selten) Ziel 1 Monat, wobei 1½ % am Betrag nachgelassen wird. Den Begriff der Baarzahlung verbindet man in Leipzig dann mit der Kaufbedingung „per Cassa".

Digitized by Google

2) Eigentlicher Discont, Sconto.

Der eigentliche Discont, bei Waaren auch Sconto genannt, wird für wirklich früher, als auf Grund der Usance oder des jeweiligen Abkommens bedungen, erfolgende Zahlung als Vergütung der Zinsen gegeben. Dergleichen Abzüge (die Praxis benennt sie irrthümlich auch mit dem Namen Rabatt) werden dann aber niemals von dem Rechnungsaussteller gleich in der Rechnung vom Waarenbetrage abgezogen, sondern es wird in's Belieben des Empfängers gestellt, ob er die Zahlung nach der festgestellten Frist oder früher mit einem gewissen Discont abführen will. Die Discontangabe erfolgt in solchen Fällen entweder pro anno, oder pro mese, oder für die bedungene Frist, also z. B. „3 Monate Ziel, oder 6 % Sconto pro a.", oder „3 Monate Ziel, oder $^1/_2$ % Sconto pro m.", oder „3 Monate Ziel, oder $1^1/_2$ % Sconto", was ein und dasselbe ist.

Die Berechnung geschieht nach „vom Hundert" obwohl eigentlich auf Hundert zu rechnen wäre.

Beispiele: 1) Wie viel hat man zu zahlen, wenn ein Rechnungsbetrag von Fl. Ö. W. 2119. 90 Nkr., Ziel 3 Monate, oder 6 % Sconto pro m. discontirt wird?

$$4 : \frac{6\ \%\ \text{für 12 Monate}}{1^1/_2\ \%\ \text{für 3 Monate}}$$

Fl. 2120 × $1^1/_2$ = Fl. 2119. 90 Nkr.
1060
ab Sconto 31. 80
Fl. 31,80 Nkr. Contantzahlung Fl. 2088. 10 Nkr.

Wäre der Sconto mit $^1/_2$ % pro m. angegeben worden, so hätte man $^1/_2$ % pro m. mit 3 multiplizirt und daraus den Multiplicator $1^1/_2$ gefunden. Stände der Sconto gleich für die Frist mit $1^1/_2$ % notirt, so wäre die ganze Berechnung nichts als eine Multiplication des Waarenbetrags mit $1^1/_2$ gewesen.

2) Wie hoch muß ich einen Rechnungsbetrag stellen, der für mich einen baaren Werth von Fl. 2088. 10 Nkr. hat, wenn ich dem Käufer 3 Monate Ziel oder 6 % Sconto pro a. gewähren will?

Die Berechnung natürlich nach „im Hundert".

$$4 : \frac{6\ \%\ \text{für 12 Monate}}{1^1/_2\ \%\ \text{für 3 Monate}}$$

? = 2088. 10.
$98^1/_2$ = 100.
Fl. 2119. 90 Nkr.

Das Verfahren, wenn der Sconto pro m. oder per Frist notirt werden soll, ist aus der Bemerkung zu Beispiel 1 leicht abzuleiten.

Anmerkung. Fast auf allen größern Handelsplätzen ist eine Frist, wenigstens annähernd, festgestellt, zu welcher die Beträge abgeschlossener Waarenkäufe realisirt werden müssen, womit natürlich nicht gesagt werden soll, daß nicht auch Ausnahmen davon Statt haben. So erfolgen die Käufe in Berlin meist per Cassa, verschiedene aber auch auf 3—6 Monate Zeit oder bei Baarzahlung mit $1^1/_4$ % — 3 % Discont, in Bremen auf 3 Monate Zeit, bei Zucker und Tabak auf 4 Monate (gegen Accepte oder eigene Wechsel an Ordre) oder bei Baarzahlung mit $^1/_2$ % Discont pr. m. (circa); in Köln auf 2 Monate Credit, bei Baarzahlung mit 1 % Discont (nur Getreide, Sämereien, Hülsenfrüchte, Rübkuchen, Spiritus, Oele, Schmalz, Talg müssen baar abgemacht werden); in Danzig auf 1—3 Monate Credit (bei Einfuhrwaaren) oder bei baarer Zahlung mit 6 % Discontо pr. a.; in Frankfurt a/M. gewöhnlich „à ordinaire comptant" d. i. Ziel 6 Wochen, häufig aber auch auf 2—3 Monate Ziel pr. Cassa mit $^1/_3$—$^1/_2$ % pr. m. (Manufakturen und Fabrikate genießen oft 6 Monate Ziel, und bei Baarzahlung 4—6 % Sconto, auch berechnet man dieselben von Messe zu Messe); in Hamburg auf 2 Monate Zeit (hier und da auch auf 3 Me-

Digitized by Google

nate) oder gegen baar mit 1 % Decort, Hamburger Raffinaden mit ½ %, Tabak mit 1½ %, Quercitron mit 2 %, Seide mit 3 % Decort; in Leipzig bei Kolonialwaaren meist auf 3 Monate Ziel oder (selten) per comptant mit 1½ % Disconto, worunter nicht Baarzahlung, sondern Ziel 1 Monat verstanden wird (in der Messe erfolgen die Käufe vielfach auf „nächste Messe" oder 6 Monate Ziel); in Lübeck auf 2 Monate Credit, bei Wein und Spirituosen auf 3 Monate, oder baar mit 1—1½ % Abzug; in Magdeburg auf 3 Monate Ziel oder baar mit 5 % pr. a.; in Nürnberg gegen „ordinär contant" d. i. auf 4 Wochen Credit oder baar mit angemessenem Discont; in Stettin auf 3 Monate Ziel (gegen acceptirte Wechsel) oder baar mit Abzug des jeweilig bei der preußischen Bank geltenden Wechselbiscounts, auch mit 1 % Decort (im Produktengeschäft verstehen sich die Preise nur gegen Casse ohne Abzug); in Triest auf 4 Monate Credit oder baar mit 2—3 % Sconto. Von auswärtigen Plätzen erwähnen wir: Amsterdam 1½—2 Monate Credit, im ersten Fall bei Baarzahlung 1 %, im zweiten 2 % Discont (die Maatschappy giebt meistens 35 Tage Credit oder bei Baarzahlung 1½—2 % Discont); London, bei europäischer Waare 4 Monate Ziel oder per Cassa 2½ % Discont, bei amerikanischer, mit Ausnahme von Rum, Baumwolle, Karolinareis, Tabak, Salpeter, 6 Monate Ziel oder 2½ % Discont bei Baarzahlung nach 4 Wochen; Petersburg bei Ausfuhrwaaren auf unbestimmten Credit oder per Cassa gegen 1 % per Monat Discont, bei Einfuhrwaaren, 4 bis 12 Monate Credit oder durchschnittlich 7 % Discont pr. a. bei früherer Zahlung.

3) Rabatt, Darauf- und Daregingabe.

Fabrikanten und Großhändler gewähren ihren Abnehmern, meist Detailverkäufern, bei Abnahme größerer Partien oder wenn sie wünschen, daß bei dem Wiederverkauf gewisse Preise eingehalten werden sollen, als Provision zur Entschädigung für Unkosten, Mühe, Zeitaufwand u. s. w., einen gewissen Nachlaß am Werth der verkauften Artikel. Es kann dieser Nachlaß aber auch auf bloßer Usance beruhen und hat dann, unter Umständen immer gegeben, für den Käufer gar keinen Werth, wie dies z. B. in Amsterdam mit den 1—2 % „Rabatt auf den Werth" der Fall ist. Solche Werthabzüge nennt man Rabatt, in der Praxis natürlich auch wieder Sconto. Doch ist dieser irrthümliche Sconto leicht von dem wahren Sconto zu unterscheiden, da die dafür notirte Prozentage meist viel zu hoch für den wahren Sconto greift: einen wahren Sconto zu 10—20 % giebt es selbstverständlich nicht, und ist in solchem Falle stets Rabatt gemeint.

Der Rabatt wird in Prozenten ausgedrückt oder besteht im Nachlaß der Bezahlung für eine bestimmte Zahl von Stücken, die man der behandelten Anzahl zugiebt, wie man sagt: darauf giebt (Daraufgabe), oder von der behandelten Anzahl in Abzug bringt, wie man sagt: darein giebt (Dareingabe), z. B. 12½ % Rabatt, auf 10 Stück 1 darauf (11 = 10), auf 10 Stück 1 darein (10 = 9). In die Kategorie der Daraufgabe gehören die im Buchhandel gewöhnlichen Freiexemplare (z. B. auf 20 Exemplare ein Freiexemplar, d. i. 21 für 20, bezeichnet mit $^{21}/_{20}$).

Der Rabatt nach Prozenten wird jetzt meist vom Hundert berechnet, nur bei dem usancemäßigen kommt noch die Rechnung auf Hundert vor. Von selbst versteht sich, daß es im Grunde gleich bleibt, ob die Rechnung auf die erste oder zweite Art ausgeführt wird, nur setzt erstere bei Veranschlagung des Verkaufswerthes von Seiten des Großhändlers oder Fabrikanten voraus, daß er auf den Nettowerth, den er der Waare beizulegen wünscht, den nachzulassenden Prozentwerth nach im Hundert geschlagen; letztere, daß er vom Nettowerth den Prozentwerth nach vom Hundert gesucht und diesen dem Nettowerth zugefügt hat.

Digitized by Google

Die Darauf- und Dareingabe wird mit einer bloßen Kette gefunden. Die Daraufgabe ist eigentlich nichts als ein Rabatt auf Hundert, die Dareingabe ein Rabatt vom Hundert.

Beispiele: 1) Wie viel Netto beträgt die Rechnung eines Buchhändlers im Belauf von ℛ. 365. 10 Sgr. mit 25 % Rabatt?

ℛ. 4: 365. 10 Sgr.
91. 10 „ ÷ 1/4
ℛ. 274. — Sgr.

2) Wie viel Brutto beträgt die Rechnung eines Buchhändlers, die mit 25 % Rabatt ℛ. 274 Netto ergeben soll?

? = 274
75 = 100
ℛ. 365. 10 ℛ.

3) Wie theuer muß der Ladenpreis eines Buches gestellt werden, das man mit ℛ. 2. 20. Sgr. Netto ablassen will, wenn man 33 1/3 % Rabatt geben muß?

ℛ. 2: 2. 20
1. 10 + 1/2
ℛ. 4.

Anmerkung. Die Berechnung muß nach im Hundert erfolgen.

4) Wie viel verdient ein Sortimentsbuchhändler an einem Buch, das im Ladenpreis ℛ. 4 kostet, worauf ihm 33 1/3 % Rabatt gelassen ist?

ℛ. 3: 4
ℛ. 1. 10 Sgr.

5) Wie viel beträgt die Zahlung, wenn auf einen Waarenbetrag von ℛ. 3692. 21 Sgr. usancemäßig 6 % Rabatt (Sconto) auf Hundert gerechnet sind?

? = 3692,7
106 = 100
ℛ. 3483. 20 Sgr. 5 Pfg. ca.

Wie viel beträgt in diesem Fall der Rabattwerth?

? = 3692,7
106 = 6
ℛ. 209. — Sgr. 7 Pfg.

Probe:

ℛ. 3692. 21 Sgr.
209. — „ 7 % ÷ 6 % Rabatt.
Nettobetrag ℛ. 3483. 20 Sgr. 5 Pfg. wie oben.

6) Auf wie viel muß ein Fabrikant den Waarenbetrag anschlagen, der bei 6 % Rabatt auf Hundert eine Bezahlung mit ℛ. 3483. 20. 5 Pfg. ergeben soll?

ℛ. 3483. 20. 5 Pfg. à 6 % vom Hundert.
ℛ. 209. — 7 Pfg.
ℛ. 3483. 20. 5 Pfg.
„ 209. — 7 „ + 6 %
ℛ. 3692. 21 Sgr. (s. Beispiel 5).

Digitized by Google

7) Auf wie viel muß dagegen ein Fabrikant den Waarenbetrag anschlagen, der bei 6 % Rabatt vom Hundert eine Bezahlung von ℛ. 3483. 20 Sgr. ergeben soll?

Berechnung im Hundert.

$$\begin{array}{r} ? = 3483.\ 20 \\ 94 = \quad 100 \\ \hline \text{ℛ. } 3706.\ 1 \text{ Sgr. ca.} \end{array}$$

Wird von diesem Betrag 6 % Rabatt vom Hundert nachgelassen, so ergiebt sich derselbe Nettobetrag für die Zahlung wie in Beispiel 5. Es ist somit einerlei, ob der Fabrikant ℛ. 3692. 21 Sgr. mit 6 % auf Hundert, oder ℛ. 3706. 1 Sgr. mit 6 % vom Hundert normirt.

8) Wie viel beträgt die Darauf- und Dareingabe auf 1500 Stück Flaschen, wenn man 2 Stück auf 15 darauf oder darein giebt?

$$\begin{array}{r} ? = 1500 \\ 15 = \quad 2 \\ \hline 200 \text{ Stück.} \end{array}$$

9) Es kauft Jemand 80 Stück einer Waare à 8 ℛ. und erhält auf 10 Stück 1 darauf; wie hoch kommt ihm das Stück?

$$\begin{array}{r} 80 \text{ Stück à } 8 \text{ ℛ.} = 640 \text{ ℛ.} \\ ? = 80 \\ 10 = \quad 1 \\ \hline 8 \text{ Stück darauf.} \\ ? = 1 \text{ Stück} \\ 88 = 640 \text{ ℛ.} \\ \hline \text{ℛ. } 7.\ 8 \text{ Sgr. } 2 \text{ Pfg. ca.} \end{array}$$

10) Ein Verkäufer kann 1 Stück Waare mit ℛ. 7. 8 Sgr. 2 Pfg. ca. verkaufen; wie theuer muß er den Preis stellen, wenn er auf 10 Stück 1 Stück darauf geben will?

11 Stück à ℛ. 7. 8 Sgr. 2 Pfg. = 79. 29. 10 Pfg. = ℛ. 80.

$$10 : \frac{80}{\text{ℛ. } 8 \text{ per Stück.}}$$

11) Es kauft Jemand 100 Stück einer Waare à 6 Fl. und erhält auf 25 je 1 Stück darein; wie viel kostet ihn das Stück?

$$25 : \frac{100}{4} \quad \frac{100}{4 \div}$$

96 Stück à 6 Fl. = Fl. $100 : \frac{576}{\text{Fl. } 5{,}76}$

Xr. $45{,}6 \times 6$

$\quad\quad\quad

Fl. 5. 45. 3 Pfg. × 25 Stück = Fl. 144. 3. 3 Pfg. = Fl. 144 ca.

$$24: \frac{144}{\text{Fl. } 6 \text{ pr Stück.}}$$

4) Bonification.

Bonification heißt eine Vergütung an dem Werthe der Waaren für etwaige Fehler derselben oder für Statt gefundene oder mögliche Beschädigungen. Man gebraucht jedoch das Wort auch hie und da im Sinne von Rabatt und Sconto und umgekehrt. Die Bonification wird in Prozenten notirt und meist vom Hundert berechnet. Doch kommt die Notiz auch für auf Hundert vor.

Beispiel: Man kauft 3510 Ziegenfelle, à 70 Fr. für 100 Stück, mit 4 % Bonification. Wie viel hat man zu zahlen?

Stück 35,10 × 70 Fr.
Fr. 2457
„ 98,28 ÷ 4 %
Fr. 2358.72 c.

Wäre die Bonification auf Hundert zu verstehen, so würde sich die Rechnung, wie folgt, gestalten.

35,10 × 70
Fr. 26: 2457
94,50 ÷ 4 % auf Hundert
Fr. 2362.50 c.

5) Meßzahlung, Agio.

Es war früher und ist jetzt noch, trotzdem die Rechnungen gesetzlich auf Vereinsmünze ausgestellt werden sollen, an vielen Orten beim Großhandel in Manufaktur- und Fabrikwaaren, besonders aber im Leipziger Meßverkehr Gebrauch, die Preise in sogenannter Meßzahlung (M.-Z.) zu notiren, eine Valuta, welche um 10—20 % und oft noch um mehr Prozente schlechter ist als Courant. Dafür nun, daß man seine Zahlungen in Courant (früher auch in Conventionsgeld), d. i. in reinem preußischen Courant, oder in der Landesmünze oder in Sorten nach dem Tagescours macht, genoß und genießt man eine Vergütung an dem Rechnungsbetrag, der in Meßzahlungsvaluta ausgeworfen ist. Man nennt diese Vergütung im Verkehr fälschlich auch Rabatt, Sconto. Versteht sich nun z. B. ein Preis in Meßzahlung 15 %, so heißt dies 115 Rℓ. M.-Z. = 100 Rℓ. Courant; es gewährt also damit der Verkäufer einen Prozentabzug auf Hundert, und muß derselbe auch eigentlich auf Hundert gerechnet werden. Dessenungeachtet kommt auch hier, z. B. in Köln, Crefeld, Elberfeld, der Abzug für Courantzahlung nach vom Hundert zur Berechnung.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit dem Agio, auch Goldagio genannt. Es wurde früher und wird hie und da auch jetzt noch im Manufaktur- und Fabrikfach die Bezahlung der Rechnungen ganz oder theilweise in Gold über Cours angenommen. Dafür, daß der Käufer in Courant zahlte, was jetzt das Gewöhnliche ist, wurden und werden ihm „2 % Agio" am Betrag der Waare vergütet, d. i. statt 100 Rℓ. Rechnungsbetrag werden bloß 98 Rℓ. bezahlt. Das Agio wird demgemäß stets vom Hundert gerechnet.

Digitized by Google

Im Verkehr speziell mit Käufern aus Polen hat man, nach Uebereinkunft der bedeutendsten Manufakturwaarenhändler in Leipzig, die Preisvergütungen auf folgende Sätze festgestellt: M.-Z. 10 % und 2 % Agio, oder M.-Z. 11 % und 1 % Agio; mit Käufern aus der Moldau, Brody und Berdiczew: Rabatt 2 % (vom Hundert), M.-Z. 11 % und 2 % Agio; mit Käufern aus der Walachei: M.-Z. 13 % in reinem preußischen Courant.

Auch die Buchhändler berechnen nach einer eigenen Meßwährung, nämlich $1\frac{1}{3}$ % geringer als Courant oder 100 Rtl. Courant = 101 Rtl. 11 Ngr. 7 Pfg. Buchhändler-Meßzahlung.

Beispiele: 1) Wie viel Courant betragen 3256 Rtl. M.-Z. mit 2 % Rabatt (vom Hundert), 10 % M.-Z. und 2 % Agio?

Rtl. 3256 M.-Z.
„ 65,12 ÷ 2 % Rabatt.
Rtl. 3190,88

? = 3190,88 M.-Z.
M.-Z. 110 = 100
Rtl. 2900,8
„ 58,0 ÷ 2 % Agio.
Courant-Rtl. 2842,8 × 3
24 Ngr. . . . . Rtl. 2842. 24 Ngr.

2) Wie hoch muß man den Preis eines Stücks Waare stellen, wenn man dafür Rtl. 39. 6 Sgr. Courant löfen und 10 % M.-Z. und 2 % Agio gewähren will?

? = 39,2
98 = 100 wegen Agio (im Hundert)
Rtl. 40.

? = 40
100 = 110 wegen M.-Z. (10 % auf Hundert zu schlagen)
Rtl. 44 M.-Z. pr. Stück.

Probe:

Rtl. 44 M.-Z. ? = 44 oder kürzer: $11 : \frac{44}{4}$
„ 4 ÷ 10 % $\frac{110 = 100}{4}$
Rtl. 40
„ 0,8 ÷ 2 % Agio
Rtl. 39,2 × 3
6 Sgr. . . Rtl. 39. 6 Sgr. Courant pr. Stück.

Die Verwandlung von M.-Z. in Courant erfolgt demnach nach Prozenten auf Hundert, die Verwandlung von Courant in M.-Z. nach Prozenten vom Hundert (unter Addition des gewonnenen Prozentwerthes zu dem Betrag in M.-Z.); der Abzug des Agio nach Prozenten vom Hundert, der Zuschlag des Agio nach Prozenten im Hundert.

Digitized by Google

Aus allen Zonen.

Briefliche Mittheilungen von unsern auswärtigen Korrespondenten und Freunden. *)

Ueber den Anbau des Tabaks.

Breslau. Die Nrn. 1—5 Band II. unseres lieben Magazins brachten so interessante und ansprechende Artikel über den Tabak, daß gewiß die ungetheilteste Aufmerksamkeit auf diese Fürstin der Nutz- und Luxuspflanzen gelenkt worden ist. Wir glauben wol annehmen zu können, daß auch einige kurze Notizen über den Anbau dieses edlen Krautes in unserem Vaterlande Manchem unserer geehrten Mitleser nicht ganz unwillkommen sein dürften. Wir erlauben uns deshalb, nachdem wir die Rund- und Weltreise zu unseren weißen, schwarzen und farbigen Mitmenschen beendet, die geehrten Leser auf das Feld hinaus zu führen. Allerdings eine starke Zumuthung, wenn wir bedenken, daß unser vaterländischer Boden ein Produkt hervorbringt, welches wahrscheinlich keiner unserer Freunde seiner näheren Freundschaft würdigt. Doch dürfen wir andererseits wol auf einige freundliche Aufmerksamkeit rechnen, da der Tabaksbau in unserem deutschen Vaterlande wirklich nicht so ganz unbedeutend ist. Wenn trotz aller angewandten Mühe in der Auswahl und Bearbeitung des Bodens, trotz der direkten Beziehung des Samens, die deutschen Züchter ein dem amerikanischen ähnliches Produkt nicht zu bieten vermögen, so darf man eben, um gerecht zu sein, nicht den Züchtern, dem Boden und Samen die Schuld beimessen, da bekannter Weise die geringere Güte des heimischen Tabaks nur von dem hiesigen Klima herrührt. Es geht uns mit dem Tabak wie mit dem Wein, um unter den ähnlichen Pflanzen eine mit dem Tabak geistig verwandte anzuführen. Beide sind aus fernen Landen zu uns eingewandert, und haben sich durch die gemüthliche deutsche Gastfreundschaft veranlaßt gesehen, hier Hütten oder vielmehr Felder zu bauen. Die beiden Fremdlinge haben jedoch stellenweise ihre Kräfte überschätzt und nicht berechnet, daß unsere kurzen nordischen Sommer für ihre südländische Blut- oder Saftcirkulation nicht ganz geeignet sind. Trotzdem aber sind Beide dankbar, wenn man ihnen nur, den Umständen gemäß, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Wegen ihrer mancherlei geistigen Berührungspunkte haben sie daher auch eine innige Freundschaft geschlossen. Wir sehen sie ja oft an einem und demselben Tisch herzlich an einander geschmiegt und ihren Geist in einander übergießend.

Der Wein ist, auf eine gesicherte Lebensstellung bis jetzt hinzielend, in seinen Erfolgen zwar glücklicher gewesen als der Tabak, denn einige deutsche Gauen liefern bekanntlich einen anerkannt guten und wahrhaft edlen Wein, welcher mit Recht den Ehrenplatz mit den fremden Weinen theilt. Vielleicht ist Manchem der verehrten Leser sogar ein gewisses Städtchen in Schlesien bekannt. Hier hat der Wein nicht nur eine freundliche Stätte zur ersten

*) Mittheilungen, wie die obigen, sind uns sehr angenehm und bitten wir um recht vielseitige Einläufe. Möchte doch jeder unserer lieben Leser sein Schärflein zur Kenntniß unseres Vaterlandes beitragen. Es liegt gar Manchem etwas nahe, was auch weiter gekannt zu werden verdient.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Erziehung gefunden, sondern die gastfreundlichen Bewohner haben auch eine Art Akademie zu dessen weiterer, edlerer Ausbildung gegründet. Es soll gar nichts Seltenes sein, daß der in dieser Weise gebildete, körperlich und geistig ausgestattete junge Wein, welcher allerdings in diesem Alter noch manche unklare Pläne und Hoffnungen hegt, einen kleinen Ausflug nach unseren Nachbarländern macht. Hier trifft ihn aber, mehr wie alle anderen Nachahmungssüchtigen, das Loos, daß er mit der fremden Sprache auch fremde Sitten und Gebräuche, ja sogar fremde Namen sich aneignet, und dann als vollständiger Ausländer in die Heimath zurückkehrt. Der Tabak, mit seinem Freunde wetteifernd, will dieses Manöver auch gern manchmal versuchen, ist jedoch, dies allein zu thun, nicht im Stande, weshalb er sich auch meistentheils der Hülfe seiner amerikanischen Vettern, welche bei uns eingewandert, bedient, und auf diesem Wege macht er auch gerade keine unbedeutenden Geschäfte. Daß er hierbei eine nur sehr bescheidene Stelle einnimmt, ist leicht zu ermessen. Immer wird er in den Hintergrund verwiesen, sei es nun als Rollentabak oder Cigarre; hier wie dort tritt der Amerikaner als Sprecher, Repräsentant, als Deckblatt auf. Nur als sogenannter Kraustabak kommt er mit seinen ausländischen Verwandten gleichzeitig zum Vorschein, und wird nicht, wie vorhin bemerkt, zurückgeschoben, muß aber für diesen Schein der Gleichberechtigung in seiner Gesellschaft sehr viele Subjekte dulden, welche aus den Cirkeln seiner vornehmeren und feineren Landsleute ausgewiesen sind. Diese eben erwähnten Leutchen führen in der Kunstsprache den Namen Rippen oder Stengel, auch Stiele. Unser armer Landsmann kann sich in solchen Fällen nur mit dem Spruch trösten:

Wenn das Blatt sich mit den Stielen
Einiget zu edlen Zielen,
Giebt es einen guten Rauch.

Doch nun zu unserem Thema. Zu diesem Zwecke verfügen wir uns zuvörderst in den Garten und beschauen uns die Frühbeete, in welche der Samen gesät wird, um später als Setzpflanzen in die Plantage gebracht zu werden. Zu den Frühbeeten können alle Arten Treibbeete benützt werden, sowol hängende als eingesenkte. Vor dem Ausstreuen des Samens in die Frühbeete, welches ungefähr Mitte März zu geschehen pflegt, wird derselbe eingequellt oder eingekeimt. Abweichend von der Methode des Einquellens anderer, größerer Samen, wird der Tabaksamen dadurch zum Keimen gebracht, daß er in nicht zu großer Masse, in leinene oder wollene Säckchen gethan, dann in Wasser vollständig eingetaucht und an den warmen Ofen gehalten wird. Dieses Verfahren erfordert große Sorgfalt, da ein gewisser Grad Feuchtigkeit stets vorhanden sein muß. Ist der Same in dieser Weise gehörig zum Quellen oder Aufspringen gebracht worden, so bekommt er sein Domizil im Frühbeet. Hier fängt der Tabak seine eigentliche Lebensthätigkeit an. Die Zeit des Nichtsthun ist vorüber; es beginnt die Vorschule zu dem Berufe, sich der menschlichen Gesellschaft nützlich und dienstbar zu machen.

Ist der Same fein säuberlich in dem Frühbeete ausgestreut, so wird er vermittelst eines Siebes ungefähr $^1/_2$ Zoll hoch mit Erde zugedeckt. Um ihn vorsorglich vor Frost und Kälte zu schützen, werden die Fenster seines Häuschens mit Matten oder langem Mist belegt. Zur Stärkung seiner ferneren Entwickelung wird das Wasser, womit man ihn begießt, durch Stehen in der Sonne erwärmt und mit Hühner- oder Taubendünger gewürzt. Bei seinem Eintritt in die Oeffentlichkeit, wo er gewöhnlich recht keck, munter und neugierig in die ihm jetzt sichtbar gewordene Welt hinein schaut, achtet er nicht auf gewisse Subjekte, welche sich bei ihm eingedrängt haben und aus schnödem Undank darnach streben, für das unrechtmäßiger Weise genossene Gute ihn zu quälen und zu belästigen, ja sogar, wenn diese Gesellen in Uebermacht vorhanden, ganz zu verdrängen und ihm das Leben zu bedrohen. Doch dafür schirmt ihn der treue Pfleger, indem derselbe gegen dieses Räuber- und Schmarotzervolk zu Felde zieht und dasselbe mit Stumpf und Stiel von dem betretenen Gebiete ausrottet.

Während sich die jungen Pflanzen zu dem wichtigen Eintritt in die Plantage vorbereiten, wollen wir das hierzu bestimmte Feldstück vorher betrachten. In den Gegenden, wo die sogenannte Dreifelder-Wirthschaft noch betrieben wird, wählt man ein Feld, welches

Digitized by Google

vorher Sommerfrüchte getragen und zur Brache bestimmt gewesen. Ob das zur Plantage ausgewählte Feldstück eine Ebene, oder eine etwas schräg zulaufende Fläche bildet, kommt nicht in Betracht, wol aber die Beschaffenheit des Bodens. Obgleich ein jeder gute Mittelboden den Zweck erfüllt, so ist doch ein schwarzer, dabei aber leichter, d. h. mit Sand vermischter, vorzuziehen. Im Herbst, nachdem das Feld leer geworden, wird der Dünger darauf gebracht und sofort unterfahren. Der Dünger muß fett und kurz, hauptsächlich aber wohl verrottet sein. Den besten Erfolg erzielt man in der Mischung von halb Schaaf- und Schweine-, oder halb Rindvieh- und Pferdemist. Das Pflanzen des Tabaks in frischen, kurz vorher untergepflügten Dünger ist ebenso, wie bei der Kartoffel, nicht zu empfehlen, da beiden Pflanzenarten der hierdurch in dem Boden herbeigeführte Prozeß ihrer Entwickelung nachtheilig ist. Kürbis und Gurke haben bekanntlich eine ganz entgegengesetzte Meinung; diese beiden Herrschaften schmollen sehr, wenn sie nicht mit dem Dünger in beinahe unmittelbare Berührung gebracht werden. Im Frühjahr, sobald sich das Unkraut unterfängt einen nicht erwünschten Beitrag zur Verschönerung des Feldes zu erlegen, wird zum zweiten Mal das Feld gepflügt, was darn endlich noch einmal, kurz vor dem Bepflanzen, geschieht.

Wenn unsere kleinen Freunde, die Tabakspflanzen, 5—6 Blätter aufzuweisen im Stande sind, treten sie ihre Wanderung in die Plantage wieder an. Wir wollen sie dahin begleiten. Das Feld ist vor dem feierlichen Akt des Setzens mit der Egge sauber geebnet worden. Damit die Pflänzchen auf ihrem neuen Berufsfelde ordentlich in Reih und Glied erscheinen, werden mit dem Zeilenzeiger Linien oder sogenannte Riesen gezogen, wovon immer zwei abwechselnd 2 Fuß, die nächsten zwei $1^1/_2$ Fuß von einander entfernt sind. Dadurch entstehen die sogenannten Rutsch- und Breitbänke. Bei dem Setzen der Pflanzen bedient man sich meistentheils des Krautstockes, desselben Instruments, welches man auch beim Setzen der Kraut-, Rüben und ähnlicher Pflanzen gebraucht. Es ist dies ein rundes, spitz zulaufendes Holz, ungefähr 1 Fuß lang. Sein Dienst besteht hauptsächlich in dem Stechen des Loches, worein die Pflanze gesetzt wird, auch kann man mit demselben den Boden an die Pflanze andrücken, doch geschieht dies großentheils mit der Hand.

So ist denn wieder ein wichtiger, feierlicher Schritt gethan. Der Pfleger, welcher gewiß nicht vergessen hat, bei Beginn dieser Arbeit sein „Walt's Gott" zu sagen, überschaut mit hoffendem Blick die junge Schaar und wünscht ihr aufrichtig gutes Gedeihen. Die Sorge für seine Pfleglinge läßt nicht nach, sondern vergrößert sich fortwährend. Manche der jungen Feldbürger können den Wechsel nicht vertragen und sterben hin. Doch ihre Stelle darf nicht leer bleiben; es rücken andere nach und ersetzen den Verlust.

Bei der ferneren Entwickelung der Pflanzen erfolgt das Behacken und Auflockern des Bodens (sonderbarer Weise auch Beschaben des Tabaks genannt), wozu man sich wiederum eines sehr sinnreich konstruirten Instruments bedient. Dasselbe besteht aus einem, am Stiele breiteren, spitz zulaufenden Hacken oder einer Haue, woran an der Stirn, also zunächst am Stiele, ein Paar Zinken (in Form eines Hufeisens) befestigt sind. Diese sogenannte Haue hat entweder einen langen oder einen kurzen Stiel. Bei Gebrauch des ersteren wird die Arbeit des Behackens stehend, bei letzterem knieend verrichtet. Da sich jetzt auch schon dürre Blätter zeigen, so muß auf das Entfernen derselben ebenfalls das Augenmerk gerichtet werden.

Mit dem Behacken ist jedoch das Kratzen und die Bodenwühlerei noch nicht zu Ende, denn nach Ablauf von 1—2 Wochen muß das Behäufeln in Angriff genommen werden. Es besteht dies darin, daß entweder um jede einzelne Pflanze der Boden aufgehäuft wird, oder daß mit einer großen Haue Furchen gezogen werden.

Da wir hier ein Feld sogenannten virginischen Tabaks (Nicot. tabac.) vor uns haben, finden wir Gelegenheit, noch eine bedeutende Arbeit in demselben vor der Ernte verrichten zu sehen. Bei dieser Sorte Tabak kommt es nämlich hauptsächlich auf einen möglichst bedeutenden Ertrag großer und vieler Blätter an, wohingegen der sogenannte asiatisch-türkische Tabak (Nicot. tab. maj.) *) dazu bestimmt ist, möglichst viel Samen hervorzubringen, welcher zur Oelfabrikation benutzt wird.

*) Eine dritte Sorte ist der kleine ungarisch-türkische oder sogenannte Bauerntabak (Nicot. rustica).

Digitized by Google

Um, wie bereits erwähnt, den Ertrag der Blätter zu steigern, wird das sogenannte Abgipfeln oder Geizen (Abgeizen) vorgenommen und zwar, wenn die Pflanzen eine Höhe von 2—3 Fuß erreicht haben. Das Abgipfeln besteht darin, daß man die Blüten vom Stamme abzwickt, wodurch der aufsteigende Saft veranlaßt wird, sämmtlich in die Blätter zu gehen. Durch diese Operation wird aber auch das Wachsthum der sogenannten Geizer befördert. Es sind dies die an den Blattwurzeln aus dem Hauptstengel herauswachsenden Nebenäste. Da diese jedoch nur kleine Blätter, mithin geringeres Gut liefern, so werden auch sie entfernt, um alle Kräfte und Säfte zur Erreichung des einen großen Zieles zu vereinigen.

Wir können nun unsere jungen Freunde in ihrer vollendeten Entwickelung näher betrachten. Der kräftige, schlank aufgeschossene Stamm, welcher oft eine Länge von 6—8 Fuß erreicht, zeigt große, spitz zulaufende, wohlgenährte Blätter mit schönem Glanze, welche es nicht lieben, zu weit vom Stammvater abzustehen, und deshalb ohne besondere Blattstiele an demselben haften. Es sind schöne Exemplare, diese Blätter, welche auf gutem Boden und bei reichlichem Genuß des Wohlwollens der Mutter Sonne auch bei uns bis 2 Fuß lang werden. Das nähere oder weitere Zusammenstehen der Blätter ist bei den verschiedenen Untergattungen nicht gleich. — Da sich zufälliger Weise oder vielleicht aus verwandtschaftlicher Anhänglichkeit einige Pflanzen der vorhin erwähnten zweiten Hauptspezies, des asiatisch-türkischen Tabaks, auf der Plantage eingefunden, so haben wir Gelegenheit, auch diese Sorte persönlich kennen zu lernen. Diese Pflanzen sind von kleinerem Schlage, haben zwar auch ziemlich große Blätter, jedoch nicht mit so schönem Glanze, und mehr herzförmiger als spitzer Gestalt, welche an wirklichen Stielen am Stamme sitzen, also nicht das ganz innige Zusammenleben lieben. Die Blüten dieser Gattung stechen gegen die der ersterwähnten Gattung gerade nicht vortheilhaft ab, denn während jene schöne fleischfarben-röthliche Blumenkronen tragen, hat der zum Besuch anwesende kleine Vetter schmutzig-gelbe Blüten. Der virginische Tabak, welcher unter anderen Namen auch den des brasilianischen oder großblätterigen trägt, liefert unstreitig die besten, edelsten Blätter und gehört zu der Familie, von welcher wir auch den kostbaren Cuba, Maryland, Brasil, Portorico ꝛc. empfangen. Trotzdem, daß diese Sorte in Deutschland bisher mit gutem Erfolge gezogen worden ist, giebt man doch hin und wieder dem anderen Bruder, dem Nic. rust. maj., den Vorzug, weil er in Betreff der Erziehung nicht so große Ansprüche macht, auch gegen unser Klima weniger Abneigung hegt und endlich, weil bei ihm das Abgipfeln nicht nothwendig ist, letzteres aus dem sehr triftigen Grunde, weil er diese Prozedur nicht verträgt.

Da aber auch auf die Fortpflanzung gedacht werden muß, so läßt man in hinreichender Zahl den kräftigsten Pflanzen ihre Kronen zum Samentreiben. Der Same, welcher dem des Bilsenkrautes ähnlich ist, befindet sich in lederartigen, runden Kapseln. Die Reife erkennt man an der bräunlichen Farbe.

Die rüstigen Plantagenarbeiter sind während unserer Zwischenunterhaltung mit dem Abgipfeln und Geizen tüchtig vorgeschritten. Das hierdurch gewonnene Produkt kann immerhin, wenn auch gerade nicht als Primawaare, benützt werden, wenn dasselbe ordentlich getrocknet und fermentirt d. h. gedämpft wird, was durch festes Aufeinanderlegen der Blätter bewirkt wird. So wie das Abgipfeln und Geizen nie nach Regen geschehen darf, so muß man ebenfalls das Abnehmen der zunächst am Boden stehenden Blätter, der sogenannten Sandblätter oder Erdgut (gewöhnlich Ende August), nur während Sonnenscheins vornehmen. Dieses Erdgut hat im Vergleich gegen die übrigen Blätter (Bestgut) nur die halbe Güte, erfordert trotzdem aber eine sorgfältige Behandlung. Man reiht dasselbe an lange Schnüre an und läßt es trocknen.

Allgemach fangen die Blätter an gelblich und röthlich zu werden, und die Stunde naht, sich zur Ernte zu rüsten. Am Günstigsten wartet man hierzu einen Regen oder starken Thau ab, läßt aber die Pflanzen erst wieder etwas trocknen, ehe man das Abblatten vornimmt. Nach althergebrachter Sitte fängt man mit den obersten Blättern an. Man legt dann die Blätter in kleine Häufchen und bindet sie, nach einiger Zeit, in Bündel, bringt sie jedoch gewöhnlich nicht gleich nach Hause, sondern läßt das geernetete Gut erst

Digitized by Google

etwas abwelken. Ist die Waare endlich ins Haus gekommen, so fängt der kunstgerechte und viel Sachkenntniß erforderliche Trockenprozeß an. Das erste Erforderniß ist ein trockener, kühler Ort, an welchem man die Gebunde verwahrt; man löst zu diesem Zwecke die Seile auf und kehrt die Spitzen nach oben, damit die Luft ungehinderten Durchzug habe. Haben die Blätter in solcher Lage die gehörige Zeit verbracht, so werden sie auf Schnüre gereiht und aufgehängt. Auch bei dem Aufreihen herrscht, wie bei allen Manipulationen, die strengste Form, indem die Blätter regelrecht aufgezogen werden, nämlich immer die Vorderseite des letzten Blattes auf die Rückseite des vorhergehenden u. s. w.

Da die Sonne, wie bekannt, für den Tabak eine sehr achtbare und nützliche Gönnerin ist, so thut man gut, auch bei dem Trocknen so viel als möglich die Schnüre in den Sonnenschein zu hängen, da dies namentlich für die Farbe sehr vortheilhaft ist; nur darf man nicht unterlassen, die aufgezogenen Blätter öfters zu schütteln. Sind die Blätter in dem Trockenwerden vorgeschritten, was man an der zunehmenden Weilheit derselben und an der bläßer werdenden Farbe der Rippen bemerkt, so bringt man sie an ein Wachholderreisfeuer, damit sie vollständig trocken werden und ein Präservativmittel gegen Schimmel und Fäulniß erhalten. Bei der durch solche Prozeduren erzeugten Trockenheit schrumpfen die Blätter zusammen, die Rippen krachen und werden immer mehr den Blättern ähnlich. Alsdann bringt man die Blätter in gedrängtere Haufen. Dies kann entweder mit den Schnüren selbst geschehen, oder man nimmt diese ab und legt die Blätter stückweise egal über einander, wodurch die sogenannten Puppen entstehen. Jetzt ist die Zeit da, das Gut an die Fabrikanten und Händler abliefern zu können. Einstweilen legt man die Blätter entweder in Haufen, wobei die Blattspitzen nach inwendig, die unteren nach außen zu liegen kommen, oder man legt die Blätter in Fässer, festgestampft, wobei nach jeder 1 Fuß dicken Schicht ein eichener Deckel stramm aufgesetzt wird.

Nachdem wir unseren Liebling so lange beobachtet haben, empfehlen wir ihn der ferneren Obhut seiner Pfleger und verabschieden uns. Vielleicht bietet sich Gelegenheit, ihn später auch in die Fabrik begleiten zu können, und sein ferneres Thun und Treiben kennen zu lernen.

R. R.

Doppelte Bindfadenbüchse.

Ein sogenannter Bindfadenreservoir ist ein unentbehrlicher Gegenstand für viele Geschäfte. Man hat Bindfadenrollen und Bindfadenbüchsen im Gebrauch und zwar in verschiedener Form und Einrichtung. In neuerer Zeit ist eine sogenannte doppelte Bindfadenbüchse in Ansehen gekommen. Dieselbe ist aus vier Theilen (f, g, h und c) zusammengesetzt. Wie nebenstehende Figur zeigt, geschieht die Verbindung dieser Theile durch Falze. Das Ganze bildet zwei kommunicirende Hohlgefäße (a und b) zur Aufnahme der Gebinde Bindfaden (d und e) von verschiedener Farbe oder verschiedenem Kaliber. Der Faden des in dem unteren Hohlgefäße befindlichen Gebindes wird durch die Wickelhöhle des darüber befindlichen Gebindes und die Fäden beider Gebinde durch zwei Kanäle gezogen, welche letztere sich in dem Knopfe (c) des Deckels (h) befinden. Das Uebrige erklärt die beigegebene Figur. Das Instrument ist in seiner Konstruktion so einfach, daß jeder Drechsler im Stande ist, es anzufertigen. Es dürfte die Anfertigung aus Blech ebensowohl passend sein, wo dasselbe alsdann, weniger Raum einnehmend, zugleich eine für das Auge gefälligere Gestalt gewinnen würde. Der Deckel könnte überhaupt eine einfache Scheibe bilden, in dessen Mitte der Knopf einzusetzen wäre.

Digitized by Google

Feuilleton.

Handelsverträge, Zoll- und Steuerwesen.

— Die Hansestädte haben mit Siam einen Handelsvertrag abgeschlossen, nach dem beiderseitig Schutz der Personen und des Eigenthums zugesichert ist. Die Hanseaten dürfen in der Stadt Bangkok und andern Bezirken wohnen, Consuln zum Schutz und Gericht der hanseatischen Bürger dort bestellen, Siamesen im Dienst nehmen u. s. w. Die Zölle für hanseatische Schiffe werden bedeutend herabgesetzt; die Siamesen sagen Schutz gegen Seeräuberei zu.

— Der zwischen Preußen und Japan abgeschlossene Freundschafts-, Handels- und Schifffahrtsvertrag ist am 24. Januar v. J. unterzeichnet vom Grafen Eulenburg einerseits und von den Japanesischen Beamten Maragaki Awadsi no Kami, Takemoko Dsushio no Kami und Kurokawa Satsiu. Nach der beigegebenen Denkschrift hat der Preußische Gesandte vom September bis Dezember 1860 mit Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, welche kaum Aussicht ließen, daß ein Vertrag überhaupt zu Stande käme. Seine „umsichtige und feste Haltung" hat endlich diese Schwierigkeiten überwunden; nur hat er es nicht durchsetzen können, den Vertrag auch im Namen der übrigen Deutschen Staaten abzuschließen. Der vorliegende Vertrag besteht aus 23 Artikeln und einem als integrirender Theil zu betrachtenden Handelsregulativ, welches die Bestimmungen enthält, unter welchen der Handel der Preußen mit Japan betrieben werden soll. Im Einzelnen sind die Stipulationen der entsprechenden Verträge, welche England und Nordamerika mit Japan abgeschlossen haben, maßgebend gewesen; es sind festgesetzt: das Recht, gegenseitig diplomatische Agenten, und für Preußen das Recht, Consularagenten zu ernennen, denen dieselbe Jurisdictionsbefugniß zusteht wie den Englischen und die auch bei Zollstreitigkeiten die Entscheidung haben. Japan hat die Absicht ausgesprochen, in nächster Zeit eine besondere Gesandtschaft nach Europa zu schicken, welche dann auch Preußen besuchen wird; Preußen seinerseits will zunächst einen Gesandten in Japan nicht beglaubigen, dagegen der Bestellung von Consularbeamten sofort die „ernsteste Betrachtung" zuwenden. Der Vertrag tritt am 1. Januar 1863 in Kraft, nachdem die Bemühungen der Japanesen, den für die Auswechslung der Ratifikationen festzusetzenden Zeitpunkt in weite Ferne hinaus zu schieben, an der Festigkeit des Preußischen Gesandten gescheitert sind; von diesem Tage an werden die Häfen Hakodadi, Kanagawa, Nagasaki und auch diejenigen anderweitigen Häfen, welche seit dem Abschlusse des Vertrages für dritte Mächte eröffnet worden sind, oder später eröffnet werden, dem Preußischen Handel zugänglich sein.

— Auch zwischen Preußen (zugleich für den Deutschen Zollverein) und China ist ein Handelsvertrag abgeschlossen worden, derselbe basirt auf denselben Grundlagen, wie der Französisch-Chinesische von 1858. China willigt in die Errichtung Preußischer Consulate, doch darf kein Preußischer Consul oder Gesandter vor Ablauf von 5 Jahren nach Peking.

— Die Gebühren für Patente von Handlungsreisenden sind durch Vertrag der Schweiz und Preußen aufgehoben. Die Zollvereinstaaten sind diesem Vertrag beigetreten, mit Ausnahme von Hannover. Von Seite der Schweizer haben die Urkantone ihre Zustimmung noch nicht gegeben.

Präjudizien aus dem Wechselrecht.

— Die blose Hingabe, Annahme und Weiterbegebung eines von dem Schuldner über eine Waarenschuld ausgestellten und demnächst nicht bezahlten Wechselaccepts enthält für sich allein weder eine Zahlung, noch eine Novation der Waarenschuld, wenn nicht die gegenseitige Einwilligung der Kontrahenten in die Novirung erbracht wird.

— Der Aussteller ist an sich nicht zum Rembourse der von dem Domiziliaten eingelösten Wechsel verpflichtet, sobald er nicht dem Letzteren Deckung zu leisten erklärt und zugesichert hat.

— Hanssöhne, zumal großjährige Hanssöhne, können im Allgemeinen nach fränkischem wie nach gemeinem Rechte nicht zu denjenigen Personen gerechnet werden, deren Handlungsfähigkeit in dem gewöhnlichen Verkehr wesentlich beschränkt ist, sie können sich vielmehr gesetzlicher Regel nach selbstständig durch Verträge verpflichten, sind deshalb auch passiv wechselfähig, und es findet gegen sie auch schon während der väterlichen Gewalt die Wechselklage statt.

— Ein Nebenvertrag, welcher keine Beeinträchtigung wesentlicher Erfordernisse des Wechsels enthält, wie z. B. für die Stempelstrafe zu haften, macht den Wechsel nicht ungültig.

— Die rechtzeitig insinuirte Wechselklage unterbricht die Verjährung auch dann, wenn derselben gewisse nothwendige Legitimationsurkunden fehlen.

Digitized by Google

— Der Wechselanspruch, welchen der vom Aussteller verschiedene Eigenthümer eines an eigene Ordre gezogenen, beim Aussteller domizilirten Wechsels gegen den Acceptanten erhebt, ist durch rechtzeitige, wegen Mangels an Zahlung erfolgte Protesterhebung beim Domiziliaten bedingt, ohne Unterschied, ob der Aussteller den Wechsel vor oder nach dem Verfalltag girirt hat.

— Die Einwendung, daß das Giro, durch welches sich der Kläger als Inhaber des Wechsels darstellt, nur zum Scheine ausgefertigt sei, ist auch dann statthaft, wenn der Kläger nicht der unmittelbare Nachmann des Geklagten ist. (Siebenhaar u. Tauchnitz, Arch. f. D. W.-R. Bd. 10. 4.)

Verkehrswesen.

— Eisenbahn-Eröffnungen: Die Strecke Rüdesheim-Lahnstein (Nassauische Staatseisenbahn) am 22. Februar und Witten-Duisburg am 1. März.

— Projekt zu einer festen Brücke zwischen England und Frankreich. Nach Hagens Mittheilung über das Projekt des Engländers Boyd zu einer festen Brücke zwischen England und Frankreich sind die Endpunkte derselben zwischen den Höhen bei Dover und Kap Grinez, zwischen Calais und Boulogne angenommen. Die Breite des Kanals ist dort 18 engl. Meilen, die größte Wassertiefe 186 F., Unterschied zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasser 28 Fuß; 160 thurmartige Pfeiler stehen in lichten Entfernungen von 450 F., das Fundament der Thürme besteht aus abgestumpften, vierseitigen Pyramiden, deren untere Grundfläche 300, die obere 150 F. Seite hat. Darauf erheben sich die runden Thürme von 100 Fuß Durchmesser und 500 Fuß Höhe. 300 Fuß über niedrig Wasser liegt die Ueberbrückung von der Konstruktion der Britanniabrücke. Der Querschnitt derselben ist ein Rechteck von 50 F. Höhe und 30 F. Breite. In der Nacht werden, um den Schiffern sichtbar zu sein, die Thürme mit Gas beleuchtet. Bei Nebel setzt ein elektrischer Apparat Alarmglocken in Bewegung; in der Höhe des Wasserspiegels sollen die Thürme Buffer erhalten, um das Anprallen der Schiffe ungefährlich zu machen. Boyd berechnet die Gesammtkosten auf 30 Mill. £, die Zeit der Ausführung auf 3 Jahre.

(Berliner Bau-Zeitung, Jahrg. IX. 1859.)

— Die unterirdische Eisenbahn in London. Zur Ergänzung unserer im vor. Heft gegebenen Nachricht liegt uns folgende Notiz vor: Die wahrscheinlich bald vollendete unterirdische Bahn in London verbindet die vier wichtigsten Bahnhöfe auf der Nordseite der Themse mit einander; sie hat im Ganzen 7 Stationen, eine Länge von 4½ engl. Meilen und liegt theils in offenen Einschnitten, theils in Tunneln, die mit Gas erleuchtet sind. Die größte Steigung ist 1:100, die stärksten Kurven von 600 Fuß Halbmesser, die größte Tiefe unter der Erdoberfläche 54 Fuß. Fast die ganze Bahn liegt in Kurven. Die Tunnel haben eine elliptische Querschnittsform, 28½ Fuß Weite und 17 Fuß Höhe; wo eine bedeutende Last darauf liegt, beträgt die Höhe sogar 19 Fuß.

(Nach dem Engineer v. 13. Dezbr. 1861.)

— Die Euphratbahn. Wenn die inländischen Eisenbahnen für Indien von der größten Wichtigkeit sind, so liegt England fast noch mehr daran, eine Eisenbahn nach Indien durch das türkische Gebiet herzustellen. Die Euphratroute nach Indien war der Pforte schon längst vorgeschlagen worden, aber Frankreich widersetzte sich der Ausführung durch seinen Gesandten in Konstantinopel. Die arabischen Scheikhs hatten schon eingewilligt, gegen einen jährlichen Tribut das Werk nicht nur nicht zu stören, sondern es auf alle Weise zu fördern. Die großen Vortheile, die eine solche Eisenbahn für England hätte, liegen auf der Hand. Herr M. P. Andrew, der unermüdliche und weitsehende Vorstand der Kompagnie, hat sie jüngst in einem Briefe hervorgehoben. Eine solche Eisenbahn von 800 engl. Meilen Länge, sagt er, ist überaus leicht von Selencia am Mittelmeer durch die Ebene des Euphrat und Tigris nach Bassorah am persischen Meerbusen gebaut, und würde England die erste strategische Position in der Welt geben. Die Entfernung Englands von Indien würde um 1000 engl. Meilen verringert, und man brauchte nur die Hälfte der Zeit, um hin zu kommen. Da ihr Aus- und Eingang an einem offenen Meer gelegen, könnte England sie leicht vertheidigen, die asiatisch-russische Grenze liegt fern. Durch das Industhal von Kurratschi nach Lahore geht schon eine Linie von Dampfschiffen, und die große, militärische Macht, welche in Peudschab und Ober-Indien steht, würde von unermeßlicher Wichtigkeit sein, wenn eine Dampfschifffahrt im persischen Golf die Induslinie mit der Euphratlinie verbände. Persien wäre nicht mehr isolirt, gewänne für seinen Handel mit Europa einen leichten Ausgang in das Mittelmeer, statt der jetzigen langen kostspieligen Route nach dem schwarzen Meer. An eine Invasion Indiens durch Rußland oder durch eine andere Macht wäre nicht mehr zu denken und im Nothfalle könnte England in zwei Wochen Truppen in Kurratschi, und in wenig mehr als drei Wochen in Lahore landen. Die Schifffahrt auf dem Euphrat und dem Tigris ließe sich auch verbessern. Von Selencia bis zum Kastell Jebar am Euphrat sind 150 engl. Meilen, und die Kosten würden 1½ Mill. Pfd. St. betragen; von Selencia nach Bagdad 600 engl. Meilen, und die Kosten 4 Mill. Pfd. St.; von Selencia nach Bassorah an der Spitze des persischen Meerbusens sind 800 engl. Meilen und die Kosten 6 Mill. Pf. St. Eine Eisenbahn von Bagdad nach Selencia von 600 engl. Meilen Länge würde eine neue Route nach Indien geben. Dieselbe Route benutzten vor Alters zur Zeit der Blüthe Babylons schon die Phönizier bei ihrem Handel mit Indien. Später wurde Alexandria das Emporium für Europa und Ostasien, bis die Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung einen neuen Weg eröffnete. Jetzt würde man allmählich auf den alten zurückgehen. Die

Digitized by Google

Eisenbahn durch Aegypten hat schon einen großen Theil der langen Seereise um das Südende von Afrika unnöthig gemacht. Wenn eine Verbindung zwischen Seleucia, Bagdad und dem persischen Golf mit Bombay oder Kurratschi hergestellt wäre, würde die ägyptische Bahn aber gewiß wieder bald einen großen Theil ihres Zuspruchs verlieren. (Ausland.)

Handelsgeographie und Waarenkunde.

— Opiumfabrik in Singapore. Opium wird in Singapore in einer einzigen Fabrik, der sogenannten Opiumfarm, fabrizirt. Bekanntlich wird dasselbe aus dem trunken machenden, giftigen Milchsaft der Mohnpflanze bereitet, die man zu diesem Zwecke hauptsächlich in den Distritten Benares, Patna und Malwa in Hindostan anbaut. Zwei bis drei Wochen vor der Sonnenreife geschehen mit einem besondern, dreispornigen Instrument die Einschnitte in die Kapseln und zwar wird jede Pflanze drei Mal in drei auf einander folgenden Tagen verwundet. Die Operation beginnt mit der warmen Morgensonne; der ausfließende verdickte Milchsaft wird in der nächsten Morgenkühle abgeschabt, in ein Gefäß mit Leinöl gethan, damit er nicht vertrockne, und hierauf durch Handkneten in runde platte Kuchen und Ballen bis zu 4 Pfd. Gewicht verwandelt, die etwa 4—5 Zoll im Durchmesser haben und, mit Mohn oder Tabaksblättern umhüllt, auf irdenen Schüsseln zum Trocknen ausgebreitet werden. In diesem Zustande gelangt das Opium, in Kisten à 10 Ballen oder 40 Pfund verpackt und mit der Streu des Mohnsamens festgelegt, aus der Hand des Bebauers zu bestimmten Preisen an die Agenten der englischen Regierung.

In der Opiumfarm zu Singapore kann man nun dieses Rohprodukt in eigentliches rauchbares Opium oder Tschandu verwandeln sehen. Der verdickte Milchsaft wird in großen, halbrunden messingenen Pfannen gekocht, durch Filze geseiht und neuerdings schwachem Feuer ausgesetzt, bis er endlich wieder verdickt und dem Syrup ähnlich sieht. Der Prozeß nimmt 4—5 Tage in Anspruch. Ein Ballen des Rohprodukts kostet 20 Dollars, aus 10 Ballen = 40 Pfund werden 18 englische Pfund reinen Opiums gewonnen. Im Verkauf hat dasselbe Silberwerth. Der Pächter der Opiumfarm bezahlt der Regierung 3000 Pfd. St. monatlich Pacht für das Privilegium, rauchbares Opium oder Tschandu zum Verbrauch auf der Insel bereiten zu dürfen.

— Ueber die sogenannte japanische Hausenblase. Unter diesem unpassenden Namen wurde vor Kurzem aus Japan über London eine Substanz importirt, in der Form von zusammengepreßten, unregelmäßigen, vierseitigen, 4 Finger breiten und 1 bis 1½ Fuß langen Stücken, augenscheinlich aus einer runzligen, halbdurchscheinenden, gelblichweißen Haut bestehend mit vielen Löchern, sehr leicht (ungefähr 3 Drachmen schwer), ziemlich biegsam, leicht zerbrechlich, geschmack- und geruchlos. Im kalten Wasser vergrößert sich das Volumen beträchtlich zu einer viereckigen, etwas konkaven Stange mit 1½ Fuß langen konkaven Seiten. In kochendem Wasser löst sie sich nach einiger Zeit zum größten Theile auf und die Lösung gelatinirte, auch wenn sie verdünnt wurde, beim Erkalten. Ein zweites Stück, auch aus Japan, glich dem ersten in allen Eigenschaften, nur die Form war die von runzligen langen Streifen, etwa ¾ Fuß dick. Im Wasser schwoll es schnell auf und glich dann einem unregelmäßigen Viereck. Diese Substanz ist gewöhnlich weißer als die vorige, leichter löslich, reiner, also ein besseres Fabrikat. Diese Substanz wird von den Europäern in China als Ersatz der echten Hausenblase benutzt. Sie ist ein Produkt aus japanischen Seegewächsen. Die Eigenschaft, mit vielem Wasser eine Gallerte zu bilden, verdankt sie der von Payen so benannten Gelose, woraus sie hauptsächlich besteht. Die durch Gelose gebildete Gallerte erfordert zum Zerfließen und Auflösen in Wasser eine höhere Temperatur als die der thierischen Hausenblase. Da dies auch im Munde beim Genusse derselben der Fall ist, so wird die vegetabilische Hausenblase zum Gebrauche in der Küche die thierische nicht ersetzen können. Die Gallerte aus Gelose ist aber sehr haltbar; denn sie wurde einige Male aus Singapore nach England völlig frisch, wohlschmeckend und fertig für den Gebrauch gebracht. Sie kann in diesem Zustande aufbewahrt werden, ohne zu verderben. Gelose unterscheidet sich von thierischer Gallerte dadurch, daß sie von Gerbsäure nicht gefällt wird; von Stärkemehl, daß sie von Jod nicht gebläut wird; von Gummi durch die Unlöslichkeit in kaltem Wasser und die große gelatinirende Kraft. Sie bildet mit einer weit größeren Menge Wasser Gallerte, als das Carapheen. Der botanische Ursprung der rohen Gelose oder japanischen Hausenblase und die Art ihrer Gewinnung in China und Japan kennen wir noch nicht. Nach Payen kann sie aus vielen Seegewächsen ausgezogen werden, besonders aus Gelidium cornicum Lamour. und Gracilaria lichenoidis Grev., von denen ersteres bei seinen Versuchen bis 27 Proz. gab. Gleicherweise scheinen von den Chinesen noch benutzt zu werden Laurentia papillosa Grev., Laminaria saccharina Lamour., Porphyra vulgaris Ag., und eine Art von Gracilaria, wahrscheinlich G. crassa Harv. Ein anderes Seegewächs, welches weit und breit im indischen Archipel zur Versendung nach China gesammelt wird, ist die als Agar-agar benannte Echeuma spinosa Ag. Bekanntlich hat Herr Dr. Stenhouse in London sich viel mit der Benutzung von Fucusarten beschäftigt, welche massenhaft an der Westküste Schottlands wachsen. (Archiv der Pharmacie.)

— Der Erdölhandel in Amerika. Es ist merkwürdig, daß, während der Baumwollenhandel mit den südlichen Staaten Nordamerika's beinahe sein Ende erreicht hat, ein anderer Handelszweig, der von gleicher Wichtigkeit zu werden verspricht, in den nördlichen Staaten und in Canada einen raschen Aufschwung nimmt. Alle Berichte stimmen in der Angabe überein, daß die Oel-Quellen in Pennsylvanien und Canada in immer reichlicherem Maaße Erdöl

Digitized by Google

liefern. Montreal ist jetzt mit einem aus diesem Mineralöl destillirten Gas beleuchtet, und es nimmt so rasch die Stelle des Steinkohlengases ein, daß wir, anstatt Steinkohlen aus England nach Amerika auszuführen um Gas zu erzeugen, aller Wahrscheinlichkeit nach große Quantitäten Erdöl zur Gasgewinnung einführen werden. Bereits sind 20,000 Fässer Erdöl auf dem Wege nach England, und obgleich ein Krieg mit Amerika den Lieferungen einigermaßen Einhalt thun wird, so dürften doch die Ausfuhren aus Canada über St Johns in Neu-Braunschweig fortdauern. Man wird den hohen Werth des Erdöls erkennen, wenn wir anführen, daß man, außer der Erzeugung eines schönen Gases, daraus auch noch Wachs für die Bereitung der Paraffin-Kerzen, Benzolin (aus welchem die fashionablen Magenta- und Roseïn-Farben erzeugt werden) und ein vortreffliches Maschinen-Oel gewinnen kann. (Athenäum.)

— Ein neuer Industriezweig. Die Karlsbader Thermen haben bekanntlich, ebenso wie mehr oder weniger alle stoffreichen Mineralquellen, die Eigenschaft, Gegenstände, welche längere Zeit von ihnen überrieselt werden, mit einer mineralischen Kruste zu überziehen, welche sich, einem galvanoplastischen Niederschlag ähnlich, den Formen derselben innig anschmiegt, ein Prozeß, den man schon seit langer Zeit kennt, aber nur in bescheidenster Weise zum Inkrustiren von Bouquets, einzelnen Blättern, Körbchen u. dergl. m. benutzte. — Herr Karl Behr, Fabrikant dekorativer Gegenstände in Prag, hat nun seit drei Jahren schon mit der Gemeindevertretung zu Karlsbad einen Vertrag abgeschlossen, wonach ihm auf eine längere Reihe von Jahren, gegen einen bedeutenden Pachtschilling, die alleinige Benutzung sämmtlicher Quellen zu obengedachtem Zwecke zusteht. Durch langes unermüdliches Streben und ohne große Opfer zu scheuen, hat es derselbe nun zu Resultaten gebracht, welche mit Recht Staunen erregen. Das reichhaltige Verzeichniß der theils immer vorräthigen, theils nach beliebiger Vorschrift schnell herzustellenden Produkte zeigt dem Freunde interessanter Erzeugnisse, wie eifrig Herr Behr bemüht war, den verschiedensten Ansprüchen zu genügen, und wenn seine dem Luxus dienenden Waaren sich durch ihre wirklich künstlerische Vollendung von selbst empfehlen, so verdient die andere Klasse derselben, welche den Nutzen mit der Annehmlichkeit verbinden, gewiß nicht weniger Beachtung. — Von den ersteren nennen wir die Inkrustirungen von allerhand Körpern, aus allen drei Naturreichen sowohl als nach Phantasiemodellen hergestellt. Ebenso sind die Sprudelsteinreliefs (Sinteroplastiques) ebenso schön als interessant. Von der andern Klasse heben wir besonders die wirklich prächtigen Tischplatten hervor, welche mit den besten Marmorplatten konkurriren, in Betreff der eigenthümlich schönen Farbe sie vielleicht übertreffen. (Polytechnisches Centrbl.)

— Die Hauptorte für die Tepichfabrikation in Frankreich sind Aubusson, Felletin, Abbeville, Besançon und Tourcoing.

— Württembergs Maschinenbau. Mit der Zunahme der Industrie hat auch der Maschinenbau in Württemberg an Ausdehnung gewonnen, größere Maschinenwerkstätten sind entstanden und viele kleinere Etablissements haben ihre Einrichtungen erweitert. Außer den sehr zahlreichen Wasserkräften, welche sich im Lande finden und welche vielfach für die Industrie angewendet sind, nimmt auch die Anwendung von Dampfkraft jährlich zu und es finden sich dermalen außer den Lokomotiven 200 Dampfkessel in Thätigkeit. Die Maschinenfabrik in Eßlingen liefert Lokomotiven, deren zweckmäßige Konstruktion und guter Bau in weitem Kreise Anerkennung gefunden haben; sie baut Dampfboote, Turbinen und große Maschinen aller Art. Dampfkessel und Dampfmaschinen, Centrifugalmaschinen, Kraftstühle, Pressen und Brennerei-Einrichtungen werden namentlich in Aalen, Berg, Canstatt, Eßlingen, Hall, Heilbronn, Mengen, Stuttgart u. s. w. gefertigt; Wollspinn- und Walkmaschinen liefern besonders Heidenheim und Eßlingen; Zwirn- und Klöppelmaschinen Ludwigsburg, Cirkularwebstühle (Rundstrickstühle) Stuttgart, Nagel- und Drahtstiftmaschinen Aalen. — Feuerspritzen werden vorzugsweise gefertigt zu Ulm, Eßlingen und Stuttgart. Abgesehen von dem Eisenbahnwagenbau, der in der Maschinenfabrik zu Eßlingen betrieben wird, hat der Wagenbau und die Fertigung von Fuhrwerken aller Art im Lande große Ausdehnung erlangt. Von den elegantesten Luxuswagen bis herab zu den einfachsten Arten wird eine Menge Fuhrwerk gefertigt, welche in nicht unbedeutender Anzahl auch außerhalb des Landes versandt werden. Die bedeutendsten Wagenbauwerkstätten findet man in Altmannshofen, Fellbach, Heilbronn, Kirchheim und Teck, Kießlegg, Ravensburg, Leutkirch, Reutlingen, Stuttgart, Urach. — Landwirthschaftliche Geräthe und Maschinen aller Art werden vorzugsweise zu Hohenheim gefertigt; auch ist die in Suppingen gemachte Art von Pflügen weit bekannt; im Uebrigen werden Ackergeräthschaften in vielen größeren und kleineren Werkstätten des Landes nach Bedürfniß geliefert. — Pharmazeutische und physikalische Apparate liefert Heilbronn. — Meßtische mit Ausrüstung, Nivellir-Instrumente, Theodolite und überhaupt alle in der praktischen Geometrie und höhern Geodäsie angewandten Instrumente und Apparate (mit Einschluß von Maßstäben, Reißzeugen und sonstigen Zeichnungswerkzeugen) werden von vorzüglicher Güte in Stuttgart angefertigt. — Physikalische Instrumente und Apparate der verschiedensten Art (darunter auch die größern, wie Luftpumpen und Elektrisirmaschinen) liefern Stuttgart, Heilbronn, Tübingen; ausgezeichnet sind namentlich die aus Stuttgart hervorgehenden optischen Instrumente (Fernrohre, Mikroskope u. dergl.). Anderweitige optische Artikel (Opernguker, Feldstecher, Brillen u. s. w.) werden in Stuttgart,

Digitized by Google

Heilbronn und Ulm hergestellt; Barometer, Thermometer und die verschiedenen Glaserarbeiten in Stuttgart. Eine mechanische Werkstätte Stuttgarts betreibt mit Glück die Anfertigung von telegraphischen Apparaten; sie hat die sämmtlichen Apparate dieser Art für Württemberg geliefert, und dieselben haben sich als sehr pünktliche und solide Arbeiten bewährt. — Waagen zu chemischem Gebrauche werden gefertigt in Stuttgart, Ulm, Heilbronn, Oestmettingen; Haus- und Handelswaagen (Brückenwaagen u. s. w.) in Stuttgart, Ulm, Reutlingen u. s. w. Astronomische Beobachtungsinstrumente werden in Stuttgart ausgeführt. Einfache und wohlfeile Sextanten sind in Ellwangen zu finden. — Taschenuhren und Standuhren liefern Stuttgart, Ulm, Kirchheim u. T., Ludwigsburg; Uhrentheile werden in Weingarten zu Taschenuhren fertig gemacht; Thurmuhren in Stuttgart, Ulm; die sogenannten Schwarzwälder Uhren an verschiedenen Orten des Schwarzwaldkreises, namentlich in Spaichingen, Schramberg, Schwenningen. Für chirurgische Instrumente verschiedener Art (Stahlinstrumente und elastische Apparate) bestehen Werkstätten in Stuttgart und Tübingen.

Merkantil-Technisches und Industrielles.

— Wüterichs Cigarrenmaschine. Aus New-York wird gemeldet: Unsere Patentliste von 3 Wochen bietet wenig des Interessanten, fast mit alleiniger Ausnahme von Wüterichs Cigarrenmaschine. Was ich bisher von dieser Maschine vernommen habe, ist nur Vortheilhaftes. Auch ich war bisher von dem Vorurtheile befangen, daß es unmöglich wäre, eine Maschine zum Cigarrenmachen herzustellen, welche ein Substitut für das Gefühl der inneren Handfläche des Arbeiters werden könne, die demselben das Maß des Drucks anzeigt, welches beim Rollen der Cigarre angewendet werden darf, um sie nicht zu fest zu machen. Wüterichs Maschine hat aber diese Schwierigkeit vollkommen überwunden und arbeitet so exakt, daß kein Blatt des Wickels in die Quere kommen und die Cigarre verstopfen kann. Eine zweite Maschine besorgt die Entrippung der Blätter. Die bisherige Methode des Ausreißens der Rippen, wobei die Spitzen verloren gingen, welche den besten Theil des Tabakblattes bilden, ist hier ganz umgangen und kommt kein Blätterabfall vor. Daß dies ein gewichtiger, wohl zu berücksichtigender Vortheil ist, wird jeder Sachverständige wohl bemessen können. Ich hatte Gelegenheit, denjenigen Theil derselben arbeiten zu sehen, welcher die Wickel macht. Diese Maschine ist ganz selbständig, von kleinem Volumen und recht bequem in den Arbeitstisch des Cigarrenmachers eingeführt. Sie besitzt die unschätzbare Eigenschaft von wirklichen praktischen und nützlichen Erfindungen, nämlich die denkbarste Einfachheit. Es ist mit dieser Maschine gerade wie mit dem Ei des Columbus. Die Tendenz von Herrn F. Wüterichs Maschinen geht dahin, dem Arbeiter sein Werk möglichst erleichtern und fördern zu helfen. Die Maschine macht diese Wickel für eine jede Sorte von Cigarren und mit solcher Akkuratesse und Gleichförmigkeit, wie es dem Handarbeiter nicht gelingen kann. Sie macht so viel Wickel und so schnell, daß fünf Arbeiter sich eilen müssen, dieselben aufzuarbeiten. Sie bedarf zum Wickel nur einen schmalen Streifen Tabaks, mit welchem der Handarbeiter gar nicht fertig zu werden im Stande ist. Auf solche Art und Weise wird ein Drittel des Materials erspart und werden die Arbeitskosten ebenfalls um zwei Drittel reduzirt. Hätte Herr F. Wüterich nur diesen Theil seiner Maschine erfunden, so würde dadurch der Cigarrenfabrikation schon ein bedeutungsvoller Gewinn geboten. Die Maschine ist nicht blos für größere Fabrikanten, sondern auch für den einzelnen Arbeiter in seiner Stube. Sobald ich die anderen Maschinen in Arbeit gesehen habe, werde ich Ihnen auch darüber berichten.

(Polytechnische Centralhalle.)

Nützliche Rezepte.

— Gewinnung des Blumenduftes. Nach einem französischen Verfahren wird der Blumenduft dadurch gewonnen, daß mittelst einer Luftpumpe ein starker Luftstrom durch einen mit frischen Blumen gefüllten Behälter geleitet wird. Aus diesem Behälter geht der mit Luft geschwängerte Strom in einen Cylinder mit reinem Oel, welches durch Scheiben, die sich in der Mitte des Cylinders drehen, in steter Bewegung gehalten wird, und den Blumenduft aufnimmt. (Frauendorfer Blätter.)

Warnungen und Winke.

— Schwindel. Die Betrügereien, welche von den Schwindelgeschäften in England fortwährend noch ausgeübt werden, veranlassen uns, darauf aufmerksam zu machen, daß der Sekretär der Society of friends of foreigners in distress, Herr Julius Hartmann in Liverpool, ein Verzeichniß aller Schwindelagenturen angefertigt und sich erboten hat, Geschäftsleuten Auskunft über dieselben zu ertheilen.

Miszellen und Kuriosa.

— Der in London angesiedelte amerikanische Bankier Peabody hat 100,000 Pf. St. zur Errichtung von Wohnhäusern für arme Arbeiter der Stadt London geschenkt, „als Beweis seiner Dankbarkeit für die vielen Freundlichkeiten, die ihm während seines Aufenthalts in England zu Theil geworden." Das schlichte Männchen zieht sich mit 70,000 Pf. St. jährlicher Rente ins Privatleben zurück. „O selig, o selig, ein Peabody zu sein!"

— Im Jahre 1861 wurden in Oesterreich 53,741 Ctr. Schnupftabak verkauft. Diese Summe auf die Zahl der Bewohner vertheilt und angenommen, daß ein Loth Tabak durchschnittlich aus 80 Prisen besteht, so käme auf jeden Einwohner täglich eine Prise Tabak.

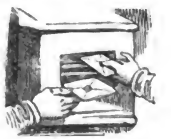
— Geschäfts-Empfehlung. In Berlin ist ein industrieller Bierwirth auf den

Digitized by Google

Gedanken gekommen, defekt gewordene Kassenscheine mit Papierstreifen zusammen zu kleben, welche mit einer Empfehlung seines Etablissements bedruckt sind.

— Auch ein Erwerbszweig. Vor einer renommirten Schnitt- und Modewaarenhandlung in der Jägerstraße zu Berlin treibt, wie der Publicist mittheilt, schon seit einiger Zeit eine Frau, unter Assistenz ihrer Tochter, ein seltsames industrielles Geschäft. Gewohnheit der Damen ist es nämlich, ehe sie in ein Ladengeschäft zum Ankaufe irgend eines Artikels eintreten, erst am Schaufenster stehen zu bleiben, um sich die dort ausgestellten Waaren und Muster anzusehen. Diesen Augenblick benutzen jene beiden Industriellen, um sich an die Kauflustigen heranzumachen und ihnen mitzutheilen, daß in dieser Handlung Alles theuer sei und daß sie in einer andern Handlung (die sie nennen) dieselben Stoffe und Muster um so und so viel billiger kaufen würden. Wer sich nun durch solche Zuflüsterungen bestimmen läßt, wird durch die Frau oder ihre Tochter nach der von ihnen genannten andern Handlung geführt, wo man ihnen für die auf diesem Wege ihr zugeführten Einnahmen Rabatt oder Courtage zahlt. Die betroffene Handlung in der Jägerstraße hat versucht, gegen diese professionelle Verletzung ihres Interesses polizeiliche Hilfe zu erhalten, natürlich aber vergeblich, da der Handlungsweise der beiden Frauen derjenige strafbare Charakter fehlt, der die Polizei zu einem amtlichen Einschreiten ermächtigt. Es ist das einer jener eigenthümlichen Fälle, wo dem Beschädigten zur Abwehr fernern Schadens nur Selbsthülfe übrig bleibt. (D. Ind.)

Briefkasten.



Korrespondenz mit unsern **Freunden und Abnehmern.**

Beantwortung an uns **gerichteter Anfragen.**

Herrn **Mr. Simon** in **N.** Wir empfehlen Ihnen aus voller Ueberzeugung den trefflichen Assekuranz-Kalender des Hrn. Grunzke, General-Agent in Landsberg a/W. Wir kennen kein ähnliches und praktischeres Vademecum. Der Kalender, so reichhaltig wie wenige seiner Anverwandten aus andern Berufskreisen, ist uns erst vor 8 Tagen zu Gesicht gekommen, jedenfalls viel zu spät, um für dieses Jahr noch eine ausführliche Besprechung veranlassen zu können. Doch werden wir mit Erlaubniß des Herausgebers Einiges, und zwar dasjenige daraus abdrucken lassen, was von allgemeinerem Interesse ist, und uns geeignet scheint, wiederholt auf das empfehlenswerthe Taschenbuch aufmerksam zu machen.

Herrn **G. H.** in **Br.** Die eingesandte Arbeit „Compressionspumpe" wird verwendet. Nachschlagebücher für Droguen- und Kolonialwaarenkunde hat die Literatur zur Zeit nur äußerst wenig aufzuweisen. Das Waarenlexikon von Schedel halten wir, bei allen Mängeln, die das Buch an sich trägt, unter den deutschen Werken dieser Art immer noch für das beste.

Herrn **E. F.** in **N.** Neben den Waltershäuser Wurstfabrikanten, deren Namen Sie im vorigen Hefte vorfinden können, wird uns namentlich auch die Firma Karl Kanngießer in Nordhausen zu Bezug geräucherter Fleischwaaren empfohlen. Dieselbe soll sich mit jedem andern Geschäfte dieser Branche messen können, und hauptsächlich eine schöne, feingewiegte, haltbare, preiswerthe Cervelatwurst fabriziren.

Herrn *** in **Rostock.** Ihr Artikel über „Rostock" wird im nächsten Heft erscheinen, wie Sie aus der Inhaltsanzeige ersehen können. Wir danken Ihnen und machen gern von Ihrem Anerbieten wegen „Lübeck" und „Hamburg" Gebrauch. Nur recht bald!

Herrn **G. J.** in **Danzig.** Ihr „Ueberseeischer Handel Danzigs" findet um so mehr Aufnahme, als „die darin enthaltenen Daten amtlichen Ursprungs, also zuverlässig sind." Die Illustration läßt sich leider nicht verwenden.

Herrn **R. R.** in **Br.** Alles eingelangt! Notizen und größere Artikel! „Ueber den Anbau des Tabaks" finden Sie bereits im vorliegenden Heft. Wegen „der Reclame" antworten wir direkt; es scheint, daß Sie den Ausdruck als so viel bedeutend wie „Anzeige" gefaßt haben, womit wir uns nicht einverstanden erklären können.

Herrn **Arth. N.** in **Fr.** Ihre hübsche kleine kaufmännische Novelle: „Nur ein Mal" wird dem ersten Heft des nächsten Bandes einverleibt werden.

Herrn **Lieb.** in **Gr.** Ob Sie Ihre Sendungen an den Redakteur des Magazins nach Gera oder an den Verleger desselben nach Leipzig schicken, bleibt sich völlig gleich. Die Depeschen werden so wie so ausgetauscht und beide Ströme fließen in einen See.

Verlag von Otto Spamer in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von J. G. Chr. Fr. Otto Spamer.

Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Digitized by Google

Dom zu Bamberg.

Ferienreisen eines Handelsschulmeisters.

Von Dr. Ed. Amthor.

Dritte Station.

Von Bamberg nach Nürnberg.

„Wenn Nürnberg mein wäre, so würde ich's in Bamberg verzehren," ist ein altes Wort, aber treffend wie wenige. Tritt, wenn des Tages Leuchte kaum entzündet, auf die Terrasse des Michaelsbergs oder schau herab von den Zinnen der Altenburg, wenn die Sonne die Kuppeln des Domes im Abendroth vergoldet, und frage Dich, ob Du nicht „Hütten bauen" möchtest auf dem Fleckchen Deutschland, das man Bamberg nennt! Du wirst die Frage eben so wenig verneinen, als es der Verfasser dieser Skizzen gethan, der, des Morpheus Armen kaum entronnen, bei einer Tasse trefflichem Mokka von dort sein Auge weidete an der Pracht der Landschaft, die sich vor den Blicken entfaltet.

Nach Salzburg und Heidelberg dürfte kaum eine deutsche Stadt in dem Grade im Stande sein, sich durch heitere und glückliche Formen das Herz auch des sprödesten Fremdlings zu erobern, als Bamberg. Frei und anmuthig breitet sich die thurmreiche, innerlich und äußerlich vornehm-wohlhäbige, mit Residenzen und Stiftern reich ausgestattete Stadt in dem großen, tiefen, ebenen Thalkessel aus, der von Regnitz und

Digitized by Google

Main durchströmt und nach drei Seiten hin in weiten Bogen von weichgeformten, burg- und kapellengeschmückten Bergzügen, den Vorhöhen des Thüringer Waldes, des fränkischen Jura und des Steigerwaldes umschlossen wird. Nicht ein Theil des schönen Bildes ist ohne eigenthümlichen Reiz. Während das ehrwürdige Gemäuer der Altenburg, vom adelnden Hauch historischer Erinnerung umschwebt, von früherer militärischer Wichtigkeit erzählt, vermöge welcher sie, als markirende Gränzscheide zwischen Ost- und Westfranken, zum vornehmsten Schutz- und Angriffspunkt für die Deutschen wurde, als diese im grauen Mittelalter die über das ganze Obermainland vorgedrungenen Slaven zu besiegen und zurückzudrängen trachteten, deuten die zahlreichen Kirchen auf die Entstehung der Stadt selbst hin, die ursprünglich als Hauptangriffspunkt der christlichen Kirche auf das Heidenthum zu dienen hatte. Die trefflich kultivirten Umgebungen dagegen bezeugen, daß sich die jetzt verblichene Herrschaft des Krummstabs nicht vergebens bemüht hat, sich und ihren „Schäflein" die Existenz so behaglich als möglich zu gestalten. In Folge dessen freundlich geschützt und willkommen geheißen, hat Ceres über Gärten und Auen des werthvollsten Marschbodens, der die Stadt in der Richtung des Thales umsäumt, ihr Füllhorn reichlich ausgegossen; Pomona auch und Bacchus feiern Triumphe in den mit ungemein mildem Klima gesegneten Obst- und Nußbaumpflanzungen, in den Hopfenplantagen und Weinbergen. In vielfachem Grün schattiren diese die lieblichen Höhen und haben Bamberg's Umgebung nicht mit Unrecht den Beinamen „Kleinwälschland" verliehen. Die wasserreiche Regnitz aber da unten, auf welcher Handelsschiffe auf- und abwärtsziehen vom und zum Main, der Verkehrsader Frankens von Ost nach West, die vielrädrigen Güterzüge da drüben, die die Schienen hin- und hergleiten, die dampfenden Essen, welche die Thätigkeit industrieller Werkstätten verkünden, weisen darauf hin, daß bei Vertheilung der Schätze hier auch Merkur nicht leer ausgegangen. Derselbe hat dabei nicht bloß keine Niete gezogen, sondern einen bedeutenden Treffer gewonnen. Unser Rückweg durch die Stadt zum Gasthofe liefert uns dafür schlagende Beweise.

Wenn wir an dem schönen Residenzschloß und dem prachtvollen Dom vorüber in die eigentliche Stadt eintreten, umfängt uns bald ein reges Leben. Zahlreiche gut ausgeschmückte Kaufmannsgewölbe sind zu beiden Seiten der Hauptstraße geöffnet. Ein aufmerksamer Blick enthüllt uns sofort die Tendenz, welcher das Bamberger Handelsgeschäft huldigt: in Anknüpfung an die landwirthschaftlichen Verhältnisse der näheren und ferneren Umgebung widmet es sich hauptsächlich den Landesprodukten, Sämereien, Hopfen, dürrem Obst u. s. w. In Verbindung damit tritt eine nicht unbedeutende Anzahl von Kolonialwaaren-, Wein- und vorzugsweise Speditionsgeschäften auf. Die letzteren sind, neben den Landesproduktenhandlungen, offenbar für Bamberg's Handel charakteristisch. Seit Erbauung des Ludwigskanals, der hier in die Regnitz mündet, und seit Anlage der Süd-Nord- und Westbahn ist Bamberg besonders für die Spedition ein wichtiger Knotenpunkt geworden. Dafür spricht auch der Hafen der Stadt, an dem uns der Weg vorüberführt. Er bietet ein recht schmuckes Bild rüstiger Kaufmannsthätigkeit. Die Regnitz, die wir merkantil als Verlängerung des Mainstromes ansehen können und die früher selbst von Dampfschiffen befahren wurde, trägt Schiffe, gegen 2000 Centner haltend, unmittelbar bis an den Quai. Der Main aber ist rücksichtlich des Güterverkehrs, der natürlich auch Bamberg zu Gute kommt, noch immer der wichtigste Nebenfluß des Rheins und

Digitized by Google

namentlich Getreide, Werkholz, Bausteine, Obst gehen auf ihm zu Thal, Kolonialwaaren, Kohlen u. s. w. dagegen zu Berg. Die Schifffahrt Bamberg's soll zwar, in Folge der Eisenbahnkonkurrenz, in neuerer Zeit gelitten haben, doch ist sie noch immer bedeutend genug, um ein erhöhtes Handelsleben zu ermöglichen, zu dessen Lebendigerhaltung natürlich der Donaumainkanal nicht wenig beiträgt.

Da wir mit dem Neun-Uhr-Zug Bamberg wieder verlassen wollten, fehlte es uns heute an Zeit, weitere merkantile Sehenswürdigkeiten der Stadt in Augenschein zu nehmen; wir rechnen dahin unter Anderm die mechanische Baumwollspinnerei und Weberei, den Donaumainkanal u. s. w. Doch kannten wir beide schon aus früherer Anschauung, und brauchten uns daher um so weniger wegen dieser Unterlassungssünde Gewissensbisse zu machen. Geschäftsleute, denen die genannten Werke noch nicht bekannt sind, sollten nicht versäumen, denselben eine Visite zu machen. Die Baumwollspinnerei und Weberei liegt an der Gaustadter Straße, ihr Besuch läßt sich ganz angenehm mit einer Promenade auf den Michaelsberg oder die Altenburg verbinden. Eine Besichtigung des großartigen Etablissements gewährt viel Interesse. Es ist mit einem Aktienkapital von 3,000,000 Gulden in 6000 Aktien à 500 Gulden begründet, die Zahl der Spindeln beträgt 50,000. Der Donaumainkanal dagegen, von dem hübschen Theresienhain aus leicht zu erreichen, ist eine Wasserstraße merkantiler Bedeutung ersten Ranges. Schon Karl der Große beabsichtigte dessen Ausführung, aber erst König Ludwig I. hatte Energie genug, den Schwierigkeiten, welche sie bot, kühn und siegreich die Stirn zu bieten. Die Regnitz reicht bekanntlich im südlichen Franken so nahe an die Donau, daß durch sie die Maingewässer nur wenige Meilen von ihr entfernt bleiben. Andererseits wird eine noch größere Annäherung durch die Altmühl herbeigeführt, welche sich durch die Höhen des deutschen Jura zur Donau hindurcharbeitet. Hierdurch war die Gelegenheit geboten, mittelst der oberen Regnitz und der unteren Altmühl eine Kanalverbindung zwischen Donau und Main herzustellen und damit eine ununterbrochene Wasserstraße zwischen der Nordsee und dem Schwarzen Meer quer durch das Centrum des europäischen Kontinents zu eröffnen. König Ludwig, nach welchem der Kanal nun auch Ludwigskanal heißt, hat den großen Gedanken zur That gemacht, und so viel man auch Bedenklichkeiten wegen der Rentabilität des Unternehmens hegte, damit der merkantilen Welt einen großen Dienst erwiesen. Der Kanal ist 23½ Meile lang, 5 Fuß tief, am Grunde 34 und oben 54 Fuß breit, zählt 94 Schleusen und wurde in den Jahren 1836 bis 1845 gebaut. Gekostet hat er 16,145,613 Gulden. Im Jahre 1860 sind auf demselben 185,386 Centner verschifft worden, und in demselben Jahre gewährte er einen Reinertrag von 26,173 Gulden. Man erwartet in Zukunft noch bessere Resultate, nachdem die Mainzölle aufgehoben und die Kanalzölle bedeutend reduzirt worden sind.

Eine merkantile Spezialität Bamberg's läuft uns auf unserm Gang durch die Stadt aber unwillkürlich so zu sagen vor die Füße: der „grüne Markt". „Welch lebensvolles Gewühl, welches Getöse! Man sieht den Boden kaum vor grünem Zeuge. Pan, der Gartengott, selbst hat hier ausgepackt und Unendliches an Gurken, Schoten und Zwiebeln zu Markt gebracht." Die Priesterinnen desselben, die Bamberger Gärtnerweiber, gedrungene Gestalten mit kräftigen, sonnenverbrannten Zügen, markigen Armen und derber Redeweise, versehen den Dienst im Tempel und nicht etwa schweigend. Der bizarrste Kopfputz der Welt schmückt ihre gigantischen Köpfe, eine

Digitized by Google

Haube, deren Riesenschleifen fast breiter als lang erscheinen und mit dem Fittichpaar der Raben nicht geringe Aehnlichkeit haben. Aber wehe Dir, sollte es Dir in den Sinn kommen, darüber ein Lächeln zu zeigen, „und es wallet und siedet und brauset und zischt" — von Schimpfwörtern aller Arten, wenn Dir nicht etwa noch weit Aergeres widerfährt!

Die Gärtnerei wird in Bamberg von über 500 Meistern in so ausgedehntem Maßstabe und so trefflich betrieben, wie kaum in den Bierlanden bei Hamburg. Nahe an 30,000 Fuhren Gemüse gehen alljährlich von dort in die weite Welt. Das ganze Obermainthal, einen Theil des Thüringer und Steigerwaldes, Mittelfranken bis nach Rothenburg beherrschen die Bamberger Gärtner damit; selbst bis München liefern sie ihre feinsten Gartenerzeugnisse. Nicht Gärten, nein ungeheure Felder von süßen Schoten, Gartenbohnen, Spargel, Salat, Zwiebeln, Radieschen werden von ihnen kultivirt, ganze Armeen von Kohlköpfen guillotinirt, Millionen und aber Millionen gelber Rüben in die Welt geführt. Sehr wichtig ist dabei der Anbau von Anis, Koriander, Mohn und offizinellen Kräutern, darunter vorzugsweise des bei der Jugend so allgemein beliebten Süßholzes. O glückliche Zeit, wo ein Bamberger Süßholzstengel hinreichte, den kränklichen Koburger Knaben, der jetzt „Magazinsherr" geworden, alle Unbill seiner Existenz vergessen zu machen! Glücklich die Zeit, wo selbst eine Bamberger saure Gurke, ein sogenannter „Kümmerling", genügte, dem wenig süßen Leben in ächt homöopathischer Weise die Säure des Kummers zu benehmen!

In Baiern gibt es nur einen Punkt, der sich in „gemüslicher" Beziehung annähernd mit Bamberg messen kann, es sind die Orte Sennfeld und Gochsheim bei Schweinfurt. Mit Kohl, Zwiebeln, Bohnen, Rettigen, Petersilie, Kohlrabi, Salat, Gurken, Meerrettig überfluthen die sogenannten „Goxemer" das ganze mittlere Mainthal bis Würzburg und Aschaffenburg und selbst bis in das Herz Thüringens verfahren sie die Frucht ihres Schweißes. —

„Wirth, was bin ich schuldig?" „Nachtessen 15 Kreuzer. Wie viel Bier habn's?" „Zwei Halbe, von Eurem Bamberger Kopfschmerzenbier kann man ja beim besten Willen nicht mehr zu sich nehmen." „Mit Verlaub, lieber Herr, Alles G'wohnheit, mei Vetter Christian thut's kan Tag ohnes achtzehnte, unn sei Kopf is alleweil so klar, wie a schöner Maietag. Nachtessen 15 Kreuzer, zwa Halbe 6 Kreuzer. Wie viel Brod habn's?" „Eins." „Nachtessen 15 Kreuzer, Bier und Brod 7 Kreuzer, Bett 24 Kreuzer, Frühkaffee un Brod 12 Kreuzer. Macht Alles in Allem 58 Kreuzer. So! Dank' Ihne bestens. Sprechen's a bald widder zu, lieber Herr; glückliche Raif'!"

Ja, biederer Wirth, ich „sprech'" wirklich „bald wieder bei Dir zu." Kommen bei Dir auch nicht drei schwarzbefrackte Kellner, ein Portier und ein Hausknecht gleich auf ein Mal mit gekrümmten Buckeln gesprungen, wenn man an Deinem schlichten Gasthaus vorfährt; berechnest Du auch nicht „für Bougies", die schon sechs Mal bezahlt sind, oder „für Service", mit dem einem doch nicht über die Trinkgelder hinweggeholfen wird, wenn man nicht etwa ein Herz von Stein für die sehnenden Blicke des Dienstpersonals mitgebracht hat, so ist doch Alles bei Dir hübsch ordentlich, Essen und Trinken gut, Zimmer und Bett schmuck, Bedienung höflich und die Rechnung?! — nun über 58 Kreuzer = $16^1/_2$ Sgr. für Abendessen, Nachtlager und Frühstück, könnte sich selbst Harpagon nicht beklagen. —

Digitized by Google

Die folgende Viertelstunde findet uns im Omnibus, in dem natürlich weder der obligate Bamberger „geistliche Herr" noch ein „Herr Leitnant" fehlen, beides zwei Figuren, die in der bischöflichen Residenz eine tonangebende Rolle spielen. Einige Augenblicke später rollt der Dampfwagen mit uns über die fruchtbare Thalebene, im Anblick der um den Fuß der Altenburg wahrhaft malerisch gruppirten Regnitzstadt.

Die Bahn von Bamberg nach Nürnberg bietet weder in landwirthschaftlicher noch in baulicher Hinsicht etwas Besonderes. Die Thalgelände des breiten Regnitzthales, durch welches dieselbe führt, verflachen sich zu beiden Seiten immer mehr. Zur linken Hand treten noch auf einige Zeit die Abfälle des Jura in schroffer Absenkung nahe an den Bahnkörper heran, alsdann aber weniger jäh und hoch, bis sie endlich ganz verschwinden; zur Rechten dagegen erblickt man, von den immer niedriger werdenden Vorbergen des Steigerwaldes begränzt, die Thalsohle. Nur das Parallellaufen der vier verschiedenen Handelsstraßen, welche das Thal durchschneiden und eben so viele Altersperioden des Verkehrs repräsentiren, der schiffbaren Regnitz, der Chaussee, des Kanals und der Eisenbahn, gewährt einiges Interesse und giebt Zeugniß von der Wichtigkeit des seit alter Zeit hier durchgeführten Handelszuges.

Bei der Station Forchheim, welche sich etwa eine Viertelstunde von dem rechts gelegenen alterthümlichen Städtchen gleichen Namens und kirschenproduzirlichen Andenkens befindet, öffnet sich das Wiesentthal, welches Freunde von Naturschönheiten und stillgemüthlicher Beschaulichkeit in wenigen Stunden nach Streitberg und Muggendorf bringt, in den Mittelpunkt der neuestens vielbesuchten sogenannten „Fränkischen Schweiz". Ein recht liebes, anheimelndes Ländchen ist diese Fränkische Schweiz. Die Wiesent bildet die Seele derselben: von Waischenfeld ab über Rabeneck, Toos, Gößweinstein, Muggendorf, Streitberg (letztere beiden Orte enthalten Molkenkuranstalten, und werden namentlich von Nürnbergern als Sommerfrischplätze und vom Erlanger Bruder Studio als Zielpunkte zahlreicher Ausflüge oft benutzt) durchströmt sie ein mit prächtigen Laubbeständen an den Hängen geschmücktes, von smaragdenen Wiesen bekleidetes, durch grotesk gestaltete, Ruinen und Schlösser gekrönte Felswände umgürtetes Thal. Mit ihm wetteifern mehrere Nebenthälchen an idyllisch-romantischer Schönheit, so das Thal der Budlach, auch Tüchersfelder Thal genannt, zwischen Pottenstein und Gößweinstein, das Ahornthal bei Rabenstein u. s. w. Einen seltenen Reiz hat das Ländchen außerdem in den weltberühmten Stalaktitenhöhlen, wie der Sophienhöhle bei Rabenstein, der Rosenmüller- und Geylenreuther Höhle bei Muggendorf u. s. w. Auch kann der geehrte Leser, sofern er Lust dazu hat, dort den höchstbesoldeten Mann unter Europa's Beamten kennen lernen, welcher Tag- und Nachtwächter von Tuchersfeld ist und — wir wissen's aus seinem höchsteigenen Munde — dafür, daß er Flur und Haus behütet und dahin trachtet, daß man „bewahret Feuer und Licht, damit niemals Niemandem kein Schaden nicht geschicht," per Tag 1 Xr., in Worten einen Kreuzer täglich, also 6 Fl. rh., sage sechs Gulden rheinisch, alljährlich Besoldung empfängt, wobei ihm natürlich erlaubt ist, sein Leben durch Strumpfstricken auf offener Straße (sic!) und, bayrisch zu reden, „durch den Bettel" weiter zu fristen. — Die sogenannte „fränkische Schweiz" hat aber nicht mehr und auch nicht weniger Recht auf den hochtönenden, nun ein Mal wie's scheint immer mehr Mode werdenden Namen „Schweiz" Anspruch zu machen, als andere Theile des deutschen Vaterlandes. So nennt sich bekanntlich das schöne Annweilerer

Digitized by Google

Thal im Hardtgebirge nebst Umgebung die „pfälzische Schweiz", das Schwarzathal zwischen Blankenburg und Schwarzburg die „thüringische Schweiz", das obere Elsterthal „die voigtländische Schweiz", das Muldenthal „die erzgebirgische Schweiz", das Elbthal zwischen Tetschen und Pirna „die sächsische Schweiz" u. s. w. Wir lassen ihnen die Ehre, da sie doch wenigstens einen gewissen Sinn in sich trägt. Aber — die lieben Wurzener mögen's nicht übel nehmen! — der Name *einer* sogenannten Schweiz hat uns immer wie Hohn, ja wie Blasphemie auf das Naturheiligthum, das wir wirkliche Schweiz nennen, geklungen, es ist der Name „Hohburger Schweiz". Das schlichte Gehügel hinter Wurzen (ein bekanntes Städtchen an der Leipzig-Dresdener Eisenbahn), Bodenerhebungen, die kaum 100 Fuß aus ihrer sandigen Umgebung hervorragen, mit solchem Namen zu belegen — dazu gehört entweder viel Witz und Humor oder viel Eitelkeit und Selbstgefälligkeit. — Für den Kaufmann bildet übrigens die „fränkische Schweiz" mit ihren Burgen eine Erinnerung großer Unbill und Schmach. Auf diesen Eulennestern hausten im frühen Mittelalter gar grausige Schnapphähne, wahre Blutsauger der Städte; von dort schauten sie aus nach den reichen Zügen der Handelsherren, die von Nürnberg kamen und dahin gingen, um sie zu plündern und die Herren als Gefangene hinaufzuschleppen in ihre Verließe, die sich dann nur gegen schweres Lösegeld den unglücklichen Beraubten wieder öffneten. —

Kurz vor Erlangen, wohin man in weniger als einer halben Stunde von Forchheim aus mit dem Dampfwagen gelangt, hat der Schienenweg den vorspringenden Ausläufer des Jura mittelst eines kleinen Tunnels durchbrochen, des einzigen, welchen die bayerische Süd-Nordbahn aufzuweisen hat. Unmittelbar darauf führt er an der berühmten *Fischer*'schen *Spiegelfabrik* und an dem *Kanaldenkmal* vorüber und passirt dann hart an der Mauer der an den Hügeln recht nett gelegenen, saubern Stadt Erlangen. *Erlangen* ist ein gewerbreicher Ort, namentlich für Baumwollindustrie. Fast 800 Stühle setzt die Thätigkeit der dortigen *Strumpfwirker* in Gang, eine Baumwollspinnerei von 30,000 Spindeln erzielt lohnende Resultate, auch haben sich die Erlanger *Weißgerber* und *Handschuhfabrikanten* einen guten Namen errungen. Wie unter ähnlichen Verhältnissen die Seidenindustrien Lyons, Zürichs, Coventry's u. s. w., ja selbst die Kolonisation Pennsylvaniens, verdankt die Industrie Erlangens ihr Entstehen der religiösen Unduldsamkeit. Unter der despotischen Regierung der Catharina von Medicis und des Kardinals Richelieu wurden, nach Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685, viele Reformirte in Frankreich zur Auswanderung gezwungen. Der mildgesinnte Markgraf Christian Ernst von Bayreuth-Brandenburg nahm eine starke Gemeinde dieser unglücklichen und fleißigen Emigranten auf, wies ihnen Bauplätze und Gärten an und unterstützte sie mit Geld. Im Wohlstand Erlangens und seiner blühenden Gewerbthätigkeit hat sich der edle Fürst ein bleibendes Denkmal gegründet. — Einen großen Ruf besitzt Erlangen bekanntlich durch seine *Bierbrauerei*. Aecht oder unächt, in Erlangen oder nach Erlanger Art gebraut, begegnen uns „Erlanger Biere" fast in allen Theilen Deutschlands. Wer 's aber an der Quelle trinken und sich ein Urtheil bilden will über das allein „wahre, gute und schöne", der wandere zu *Henninger* oder in die Wolfsschlucht. „Dort fließt ein Oel, so gut es meint, als wenn die Sonn' in den Magen scheint." Vor den farbigen Cerevismützen, deren Besitzer sich daselbst von früh bis spät auf das eifrigste bemühen, ihrem grimmigsten Feind, dem Durst (oder

Digitized by Google

vielmehr dem „Dorrrrst", denn der bescheidene Durst ist nur Sache der Plebejer) endlich den Garaus zu machen und wenigstens, rücksichtlich der Seidel, gebührende gründliche Studien zu vollenden, braucht er sich nicht zu fürchten. Es sind meist gutmüthige Leute, die in Lebenslust wohl oft überbrausen, auch manche blutige und unblutige Paukereien auszutragen haben, aber die Zeit ist vorüber, wo sie etwas Höheres repräsentirten, als es der schlichte Kaufmann konnte und mochte. Zwar singen sie noch immer: „Wir sind die Könige der Welt!", das Königreich aber, das sie beherrschen, ist durch die Fluth überhandnehmender Bildung in sehr enge Grenzen gebracht worden. Ein Stündchen am Kneiptisch dieses jungen, durch des Lebens Schule noch nicht gewitzigten, hoffnungsreichen, aber sehr häufig monetenleeren Völkchens verlebt, wird immer eine angenehme Erinnerung selbst für den melancholischsten „Philister" bleiben.

Der letzte Theil der heutigen Eisenbahnfahrt erinnert lebhaft an die Flächen Norddeutschlands. Der Mark Brandenburg nicht unähnlich, ist die Gegend öde und einförmig. Die hervorstechenden Faktoren derselben bilden Sand, Kiefernwald und Tabakspflanzungen. Letztere liefern den bekannten Nürnberger Knaster Naturel und jene duftenden Cigarren, deren Wohlgeruch den Wasunger Ambalemas, den Brotteröder Trabukos, den Uckermärker Havannah-Colorados und den Leipziger Steteriko-Maturos nicht viel hinaus geben und schon Manchem, selbst bei noch viertelstündiger Entfernung von dem glücklichen Raucher, eine gelinde Ohnmacht zugezogen haben soll — wir sagen soll, denn, Gott sei Dank, unsere Nase ist bis zur Stunde vor solchen Hochgenüssen bewahrt geblieben.

Da endlich, aus der Mitte der Ebene hervor, thürmt es sich auf, wie Zinnen; Thürme und Kuppeln steigen empor — Stolz Deutschlands, Krone Frankens, Heimath der Kunst, in der selbst Handwerk Kunst geworden — du, wie die Chronik sagt, „sicherstes, größestes, gesegnetstes, sinnreichstes, edelstes" — Nürnberg, du zeigest dich. Zahllos sind die Ehrennamen, die dir verliehen, aber du hast sie verdient. Die Krone zwar hast du, wie viele Fürsten, verloren; aber der Stempel der Selbstständigkeit schmückt noch immer deine hehre Stirne und von deiner Burg und deinen Thürmen weht es noch wie Reichsfreiheit herab. „Lieblingstochter der Cäsaren, wir grüßen dich! Es heißt, daß einst Venedig, die stolze, deine Schwester gewesen und man glaubt es, wenn man dich sieht. Ihr waret zugleich jung und schön und verführerisch; sie aber war ein italisches Weib, du ein deutsches. Du spannst dein schneeweißes Linnen selbst im sittigen Gemach, das von fürstlicher Lieblichkeit duftete, du webtest deine reichen Gewänder unter dem Gesang selbstgedichteter Lieder und maltest mit kunstreicher Hand keusche Gebilde auf die Leinwand — sie buhlte mit allen Meeren; Perlen, Schätze und Königreiche mußten ihr dieselben zu Füßen legen und sie salbte ihre üppigen Locken mit dem Rosenöl des Morgenlandes. Deutschland erkräftigte sich an dem Anblick deiner Tugenden, o Nürnberg, aber ein wollüstiges Leben ging durch die Nerven von Europa bei dem Namen Venedig. Sieh, da streckte der Soldat des Jahrhunderts seine Hand aus und die Grundpfeiler der Prokuratia begannen zu wanken, der adriatische Löwe schüttelte todesahnend seine marmornen Mähnen und Venedig nahm seine Krone vom Haupt. Auch dir, edle Reichsstadt, erging es nicht besser. Als der Vogel im Wappen deiner alten Thore den Todespfeil empfing, war es ein Adler, ein König der Lüfte, welcher verblutete." — Unwillkürlich

Digitized by Google

traten uns diese wahrhaft schönen, Nürnberg so scharf charakterisirenden Worte Gustav v. Heeringen's, des leider so früh verblichenen väterlichen Freundes, vor das Gedächtniß, während der Waggon in mächtiger Kurve das sich immer großartiger entfaltende, uns so wohlbekannte Nürnberg umkreiste und in den majestätischen Bahnhof der Stadt einfuhr.

Der große Saal des Rathhauses in Nürnberg.

Unterkunft war bald gefunden. Mit einem gemüthlichen Mittagbrod wurde rasch der unumgängliche Zoll an die Centralzollstätte des Leibes entrichtet. Ein Gang durch die Stadt schloß sich in gewohnter Weise daran, um vor Allem die großen Bilder der Vergangenheit wieder lebhaft der Seele zurückzurufen.

Wir begeben uns zuerst zur Lorenzokirche mit Adam Krafft's Meisterwerk, dem Sakramentshäuschen, dann zum Hauptmarkt und dem an poetischer Fülle reichen und in künstlerischer Gestaltung unübertroffenen Bauwerk, dem schönen Brunnen, hierauf an dem in italienischem Styl erbauten Rathhaus mit seinem so wohlerhaltenen Saal vorüber zur Sebaldskirche, welche das weltberühmte Grabmal Sebald's von Peter Vischer in sich birgt. Wir steigen nun den Burgberg hinauf auf die Freiung, von der sich ein Rundblick auf die eigenthümliche Stadt erschließt, wie kein zweiter zu genießen, und finden uns von da leicht zum Johanniskirchhofe. Manche erhabene Größe, die Unvergängliches geschaffen, schläft hier unter den schweren, mit Emblemen aller Art verzierten Steinplatten den ewigen Schlaf, Willibald Pirkheimer, Sandrart, Albrecht Dürer, Veit Stoß, Hans Sachs, Grübel u. s. w. Auch du, braver, biederer Burgschmiet, ruhst nun dort in Frieden! Dein begeisterndes Auge ist erloschen, deine kunstreiche Hand verdorrt! Deine Werke aber, Luther's, Dürer's Standbild u. s. w., werden dein Andenken lange in hohen Ehren halten! Lebhaft erinnert sich der Verfasser dieser Zeilen der schönen Stunden, in denen du ihm das Verständniß für Nürnbergs Kunstschätze eröffnetest, und auch der Stunde, wo du ihm in eigener Person dein Grab zeigtest und den von dir mit einem Metallguß (eine Burg und einen Schmied davor) gezierten Leichenstein, der einst deine Hülle bedecken sollte. Wer hätte geglaubt, daß dein kräftiger Körper den Staub der Erde so bald vermehren sollte! Du bist vorangegangen, wie bald, wie spät werden wir folgen?

Digitized by Google

Doch weg mit den Todesgedanken und frisch wieder in's Leben hinein. „Wirket, so lange es Tag ist, ehe denn die Nacht kommt, wo Niemand wirken kann!“ Wir eilen zurück, den Wällen entlang, zur Rosenau: es ist der rechte Ort, um die Düsterkeit der Seele zu verscheuchen, ein liebes, reizendes Plätzchen, an dem sich's recht heiter philosophiren lassen muß. Auf dem Heimwege besuchen wir noch das Karthäuserkloster, in welchem sich das germanische Museum befindet, das zur Freude aller Patrioten recht wacker gedeiht, und sind uns nun bewußt, wenigstens die Hauptsehenswürdigkeiten der Stadt, deren nähere Beschreibung natürlich nicht in unserem Plane liegen kann, wenn auch im Flug, dem Gedächtniß wieder aufgefrischt zu haben. Des Abends können wir jedoch das Gelüst nicht unterdrücken, dem schon so vielmals zugesprochenen sogenannten „Glöckle“ (hinter der Moritzkapelle, unweit der Sebaldskirche) einen erneuten Besuch zu machen. Das originelle Treiben in der kleinen, vom Besitzer mit schwerem Geld bezahlten Bude hat uns von jeher interessirt: wir finden das Bier immer noch so trefflich wie früher, desgleichen auch das Sauerkraut; die Würstchen aber — etwas anders als das Genannte gibt's dort in der Regel nicht — sind im Verlaufe der Jahre nicht, wie 's der gewöhnliche Weg der Entwickelung mit sich brächte, größer, sondern wahrhaft schwindsüchtig mager geworden und würden eher zur Sättigung eines Bewohners von Liliput, als zu der eines appetitlichen Bürgers der ehrwürdigen Noris das Material liefern. Sic transit gloria mundi!

Die Lorenzkirche zu Nürnberg.

Wir gehen Izu Rüste und wollen uns nicht wundern, wenn heute Traumbilder eigner Art uns umgaukeln! Geharnischte Ritter in Gold und Silber, Kauf- und Handelsherren in weißer Krause und Sammtmantel, Knappen, Zunftmeister in spanischem Gewande und Federbarett u. s. w., an Alles das haben wir heute bei dem Gang durch Nürnberg so viel und oft gedacht, daß es ein Räthsel wäre, wenn die Gestalten so rasch aus der Seele entschwinden könnten. Doch „nur nich ängstlich!“ Wollen schon fertig mit ihnen werden, und wenn wir auch nur ein einfacher „Handelsschulmeister“ sind. Morgen aber werden wir uns ein Bild des merkantilen und gewerblichen Lebens unserer guten Stadt Nürnberg zu entwerfen suchen!

Digitized by Google

Schlosserwerkstatt.

Die Fabrikation der kleinen Eisenwaaren.

Von Franz Luckenbacher.

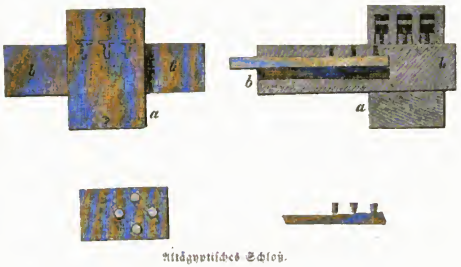
II.

Die Schlösser und ihre Herstellung.

Nichts ist sicherer, als daß zu allen Zeiten gestohlen worden ist und werden wird, und nichts natürlicher, als daß Jeder, der jemals ein Haus oder bewegliche Habe besaß, dieselbe vor unbefugtem Eindringen, vor Diebesgriffen oder, wo dergleichen nicht zu fürchten, doch vor neugierigen Blicken zu schützen suchte. So ist denn auch schon in den ältesten bekannten Aufzeichnungen, im Homer und in der Bibel, von Schlössern und Schlüsseln die Rede. Wie sie speziell beschaffen waren, ist freilich ungewiß. Aber daß die alten Verschlußmittel im Allgemeinen sehr einfach waren, ist anzunehmen. Wir finden, daß alle die leichteren Verschlüsse, die auch jetzt noch da gebraucht werden, wo sie ausreichend sind, in Anwendung waren, namentlich Vorsteckbolzen, Ketteln, und besonders Riegel in ihren verschiedenen Formen als Schubriegel und als Einfallriegel, die entweder durch einen Riemen aufgezogen oder durch einen Schlüssel einfachster Form gehoben wurden, oder auch ganz die Form unserer Klinken hatten. Die Römer benutzten noch lange zur Verwahrung ihrer Hausthüren von

Digitized by Google

innen vorgelegte Querbalken, wozu in den Pompejischen Ruinen überall die Mauerlöcher zu sehen sind, während sie für innern Verschluß, für Kasten und Schränke, schon künstlichere Einrichtungen hatten. Unter diesen war das lakedämonische Schloß berühmt. Ueberhaupt scheint bei den Römern mit dem Verfall der republikanischen Sitten die Schlosserei sich vervollkommnet zu haben, und bis auf uns gekommene einzelne Schlüssel beweisen, daß sie in spätern Zeiten bereits Schlösser mit einer Art Eingerichte gehabt haben müssen. Andererseits scheint es, daß Schließvorrichtungen, die nur durch eine Kette mit der Thüre zusammenhingen, also Vorlegeschlösser, früher vorhanden waren als solche, die unsern Thürschlössern nahe standen. In Aegypten gefundene alte Schlüssel sind einfache Haken, gleich Dietrichen, wie sie zum Zurück- und Vorschieben eines Riegels ausreichend sind. Aber gerade in diesem Lande scheint ein sehr sinnreiches, wenn auch durchaus hölzernes Schloß schon seit uralten Zeiten in Gebrauch zu sein, da man sein Abbild schon in den ältesten Darstellungen der Skulpturen zu erkennen glaubt. Und dieses ägyptische Schloß ist auch heute nicht nur in Aegypten und andern Theilen der Türkei, sondern merkwürdigerweise auch auf den Faröerinseln in täglichem Gebrauch, auf letztern vielleicht einmal eingeführt durch phönicische Seefahrer. Dies alte Schloß verwirklicht in einfach sinnreicher Weise die Idee der Zuhaltungen, für welche die modernste Kunstschlosserei noch nichts Besseres gefunden hat. Wir wollen uns diese morgenländische Erfindung etwas näher ansehen, die in ihrer äußern Erscheinung zwar sehr plump ist, aber vermöge ihrer Einrichtung einen verhältnißmäßig recht sichern Verschluß giebt. Wir sehen in der ersten Figur das Schloß von außen, a ist das Gehäuse, b b der durchgeschobene Riegel. Die folgende Figur zeigt die Einrichtung des Innern mit eingestecktem Schlüssel, welcher letztere unterhalb in zwei Ansichten noch besonders abgebildet ist. Die den Verschluß bewirkenden Theile sind einige in dem obern Theile des Klotzes frei spielende Stifte, die von unten gehoben werden können, und, wenn freigelassen, wieder herabfallen, so weit es ihre Köpfe gestatten.



Altägyptisches Schloß.

War also schon im Alterthum das Nachdenken auf Erfindung wirksamer Schließvorrichtungen gerichtet, so noch mehr in spätern Zeiten, und es dürfte kaum einen zweiten Gegenstand geben, an dem sich Scharfsinn und Erfindungsgeist so vielfach versucht hätten. Manche sinnreiche Erfindungen an Schlössern sind daher auch schon vor Jahrhunderten gemacht worden. Im Mittelalter war Deutschland in künstlichen Metallarbeiten allen andern Ländern voran und auch die Schlosserei stand in hoher Pflege. Es giebt noch jetzt aus dem sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert eiserne, meist künstlerisch verzierte Spinden mit künstlichen Schlössern, eben so sehr gediegene eichene, später auch eiserne Schatztruhen, deren komplicirte Schlösser oft so groß sind,

daß sie die ganze Innenseite des Deckels einnehmen. Die Schlosserei war noch im vorigen Jahrhundert viel mehr ein Kunstgewerbe als heutzutage, und auch für den Hausbedarf sorgten die alten Meister, die Alles durch Handarbeit herstellen mußten, in vorzüglicher Weise. An Solidität und Akkuratesse ließen sie es nie fehlen und noch heute kommt es vor, daß ein altes Hausthürschloß, nachdem man es von hundertjährigem Schmuze befreit hat, so gute Dienste thut als ein neues. Das achtzehnte Jahrhundert war besonders fruchtbar an allerhand Kombinations- und Vexirschlössern, die meistens wieder in Vergessenheit gerathen sind. Unter diesen spielten die sogenannten Malschlösser lange eine Rolle, die übrigens schon um's Jahr 1540 von dem Nürnberger Hans Ehemann erfunden sein sollen. Es sind jene walzenförmigen Vorlegeschlösser, die von einer Reihe drehbarer, mit allerlei Buchstaben bezeichneter Ringe reifenartig umgeben sind. Statt des hier fehlenden Schlüssels diente ein Losungswort; das Schloß war offen und ein Einstecker hervorziehbar, wenn die Ringe so geordnet waren, daß das Wort zu lesen war; jede beliebige Verdrehung an den Ringen führte den Verschluß herbei. In seiner ältesten Bauart mit einfachen und wenigen Ringen, wo es für jedes Schloß nur ein einziges Wort als Talisman gab, konnte dieses Wort herausprobirt werden; der Franzose Regnier vervollkommnete jedoch, indem er zwei Lagen Ringe, eine die andere umgebend, anbrachte, das Schloß so weit, daß man dasselbe auf jedes beliebige Wort einstellen, also auch mit den Worten nach Belieben wechseln konnte. Trotz seiner anscheinenden Abweichung von allen andern Schlössern beruht das Mal- oder Buchstabenschloß eben auch auf dem Riegel mit Zuhaltungen.

Das Mal- oder Buchstabenschloß geöffnet.

Schieber zum Malschloß.

Die neuere Zeit mit ihren Spekulationsbauten, mit ihrer Bevorzugung des Wohlfeilen vor dem Soliden hat bekanntlich der Schlosserei einen empfindlichen Stoß gegeben. Die Fabriken rissen die Lieferung der gewöhnlichen Schlösser an sich, und Jedermann weiß, was von dieser Fabrik-Dutzendwaare zu halten ist. Kein irgend gewandter Dieb wird sich durch ein Fabrikschloß viel behindern lassen. Uebrigens waren es doch immer die Diebe, welche zur Erfindung besserer Sicherheitsschlösser den Sporn gegeben. Jedes Zeitalter mochte glauben, diebessichere Schlösser zu haben, und sie mochten es relativ auch sein, d. h. gegenüber den damaligen Dieben. Aber die freie Kunst des Dietrichs hat sich seitdem erstaunlich entwickelt und die alten Schatztruhen würden heute trotz ihrer oft vielen Riegel nur noch den Schein der Sicherheit bieten. So sind denn auch in unserer Zeit Anstrengungen gemacht worden zur höhern Vervollkommnung der Schlösser, und nicht ohne Erfolg. Wir werden später sehen, was namentlich England und Amerika auf diesem Felde Neues gebracht haben. Aber nächst den Dieben giebt es noch einen andern Feind des Eigenthums, der zwar immer gewesen, aber jetzt, wo oft so große Vermögenstheile in Form bloßen Papiers daliegen, seine Wirkung schlimmer empfinden läßt. Gerade die Staatspapiere, Aktien, Wechsel und sonstige Wertheffekten, die der Dieb gern liegen läßt, vernichtet am ersten das Feuer, und darum verlangt man von der heutigen Schlosserkunst gleichzeitig Feuer- und Diebesschutz, und sie gewährt ihn, so gut sie vermag, in den jetzt so ge-

Digitized by Google

wöhnlichen feuerfesten Geldschränken, Kassen und Pulten. In diesen Erzeugnissen dürfen wir mit Recht einen Fortschritt in der Schlosserkunst erblicken, da in ihnen nur solche Einrichtungen zur Anwendung kommen, die zur Zeit als die zweckmäßigsten und sichersten gelten, und die zugleich eine äußerst akkurate Ausführung bedingen. Sie leisten bis zu einem gewissen nicht niedrigen Grade Widerstand gegen gewaltsame Angriffe, wie Oeffnungsversuche, und wenn auch Beweise vorliegen, daß selbst das kunstvollste Schloß aufgedietricht werden kann, so gehört hierzu doch bei den neuesten Kunstschlössern, neben größtem Vertrautsein mit der Mechanik der Schlösser überhaupt, so viel Zeit, wie sie dem Diebe kaum einmal zu Gebote steht.

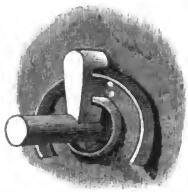
Das Kernstück des Schlosses ist in den gewöhnlichsten Fällen stets ein Riegel und alles Uebrige dient zum Zwecke der bequemen Handhabung und zum Schutze desselben. Der einfache Riegel findet sich am Stubenschloß als Nebenwerk, als Nachtriegel vor. Von der andern Thürseite kann man einem Schubriegel natürlich nur dann beikommen, wenn ein Loch oder Spalt vorhanden ist, wohindurch man mit irgend einem Werkzeug einen schiebenden Angriff auf ihn machen kann. Hieraus ergab sich Schlüsselloch und Schlüssel. Geht der Bart des Schlüssels bei der Umdrehung durch den obern Theil des von ihm beschriebenen Kreises, so spielt er in eine unten im Riegel befindliche Lücke ein und schiebt ihn etwa um so viel fort, als die halbe Höhe des Bartes beträgt. Ist das Schloß nur auf diese eine Umdrehung eingerichtet, so heißt es ein eintouriges. Eine beträchtliche Verschiebung des Riegels ist dabei nicht thunlich, wenn man nicht den Schlüsselbart ungewöhnlich hoch machen will; man setzt also neben die eine Lücke sehr häufig eine zweite, wodurch zwei Umdrehungen thunlich werden und das Schloß als zweitouriges erscheint. Das Stück zwischen den beiden Lücken bleibt hierbei in Form eines Zahnes stehen; drei vom Riegel vorspringende Zähne (Angriffe) sind nur eine andere Form und leisten dasselbe, wie zwei eingeschnittene Lücken.

Die einfachste Schloßform bildet das kaum noch vorkommende sogenannte deutsche Schloß (Schnappschloß). Hier liegt hinter dem Riegel eine gewundene Feder, die ihn vortreibt, sobald er freigelassen ist. Das Schloß ist nur halbtourig, d. h. der Schlüssel hat keinen vollen Umgang. Ist der Riegel am weitesten nach hinten getrieben, so bleibt er stehen, weil jetzt der Schlüsselbart selbst dem Angriff entgegensteht und als Aufhalter wirkt. Oder das Schloß hat einen besondern Aufhalter, der in eine Kerbe des Riegels einfällt, wenn derselbe am weitesten zurückgeschoben ist. In diesem Falle ist das Zuschließen ein Zuschnappen, d. h. man drückt auf einen hervorstehenden Knopf oder dergleichen, wodurch der Aufhalter ausgehoben wird, so daß die Feder den Riegel vorschnellen kann. Da der Riegelkopf vorn schräg abgeschnitten ist und demnach beim Anschlagen an den Schließkloben einen Druck nach hinten erleidet, so schließt sich dieses Schloß schon beim Zuschlagen der Thüre. Darum gewährt dieses alte Schloß auch keine Sicherheit, wenn dem Riegelkopfe beizukommen ist; denn um ihn zurückzudrücken, braucht nur die Kraft der Feder überwunden zu werden.

Nur bei den allergeringsten Schlößchen erscheint der Schlüsselbart als ein einfacher Zahn oder Plättchen; sonst überall läßt der Schlüssel erkennen, daß gewisse Einrichtungen vorhanden sind, welche unbefugtes Oeffnen durch fremde Schlüssel oder Dietriche verhindern oder doch möglichst erschweren sollen. Betrachtet man

Digitized by Google

Schlüsselbärte von der schmalen Seite, so bieten sie bekanntlich gar mancherlei geschweifte, gekröpfte, zickzackige, gekreuzte und andere Figuren dar. Nach derselben Figur ist denn auch das Schlüsselloch ausgeschnitten, so daß ein anders geformter Bart in der Regel nicht eingeführt werden kann. Hat man aber das Schlüsselloch offen vor sich, so kann ein Dietrich unschwer so gebogen werden, daß er die Figur im Allgemeinen wiedergiebt, d. h. ihrer Mittellinie folgt, und also hineingehen wird. Am besten wirkt daher die Vorrichtung noch, wenn das eigentliche Schlüsselloch mit den Ausschnitten tiefer gelegt und durch ein Vorsatzblech mit umgekehrtem Loch dafür gesorgt ist, daß jenes nicht gesehen werden kann. Das zweite von Alters her gebräuchliche Sicherungsmittel ist das sogenannte Eingerichte (auch Besatzung oder Gewirre genannt), von dessen Dasein ebenfalls der Schlüsselbart Zeugniß giebt durch die sehr manchfaltigen Einschnitte oder Durchbrechungen, welche der von der Breitseite betrachtete Bart sehen läßt. Die Einschnitte (der Einstrich) können in verschiedener Richtung von außen nach innen geführt sein, oder sie gehen von einer mittlern Hauptspalte (dem Mittelbruch) aus ein Stück nach außen unter geraden oder andern Winkeln ab, so daß kreuz- und sternförmige Figuren im Barte entstehen. Wird nun der Schlüssel eingesteckt und gedreht, so begegnet er, noch ehe er den Angriff erreicht, dem Eingerichte, d. h. einem in die Einschnitte genau passenden Besatz von Streifen, welche dem Bart kein Hinderniß entgegenstellen, aber andere Schlüssel aufhalten, die nicht denselben Einstrich haben. Wir geben hier das Bild eines ganz einfachen Eingerichtes, wobei der Bart nur zwei Schlitze hat. Die Bogen sind Streifen von Eisen- oder Kupferblech und müssen selbstverständlich nach dem Kreise gebogen sein, den der betreffende Punkt des Bartes beschreibt. Solche Eingerichte, welche wie das abgebildete reifartig um das Schlüsselloch auf der Innenseite des Schloßbleches und für etwaige auf der andern Bartseite angebrachte Schlitze auf der jenseitigen Platte stehen, heißen Reifbesatzungen. Ist der ganze Bart in zwei Hälften getheilt, so spielt die Hauptspalte in einem besondern senkrecht stehenden Blechring, an welchem dann die weitern Besatzungen für etwaige Seitenschlitze des Bartes angelöthet sind. Dies bildet dann eine Mittelbruchbesatzung. Beide Besatzungen kommen auch gemischt vor. Komplizirte Eingerichte werden meistens nicht auf die Schloßbleche aufgelöthet, sondern von besondern Einsätzen gehalten. Bei der Zusammensetzung der Blechstreifen und der entsprechenden Barteinschnitte dienen die Grundformen **T L Z**, welche eine große Manchfaltigkeit von Kombinationen zulassen. Verwickelte Eingerichte sind sehr schwierig herzustellen und zudem wird der Schlüsselbart durch die vielen Einschnitte bedenklich geschwächt. Auch die Eingerichte bieten keine bedeutende Sicherheit, die einfachsten natürlich auch im geringsten Grade. Sehr bekannt ist, daß sich mit einem mit Wachs überzogenen Blechbarte die Form der Eingerichte leicht ausfindig machen läßt; auch ist es gar nicht nöthig, einen Dietrich alle Windungen der Besatzung durchlaufen zu lassen. Dies ist schon erkenntlich bei Vergleichung eines Hauptschlüssels mit einem zugehörigen ordinären Schlüssel. Die Schlösser eines Hauses z. B., für welche ein Hauptschlüssel vorhanden, sind durchgängig gleichgebaut; nur die Eingerichte sind verschieden, so daß zu jedem ein beson-



Eingerichte.

Digitized by Google

derer Schlüssel sein muß. Der durchgängig schließende Hauptschlüssel aber nimmt von diesen Eingerichten wenig Notiz, da an seinem Barte so viel Fleisch herausgenommen ist, daß gleichsam nur der Umriß, gewöhnlich in Form zweier gegen einander gerichteter Haken oder aus einer einzelnen Γ Figur, übrig geblieben ist. Durch die große Lücke passiren dann die Eingerichte unberührt. Ein weiterer Grund, auf die Eingerichte nicht viel zu geben, liegt in dem, wie es scheint, nicht seltenen Vorkommniß, daß die Schlüsselbärte zur Täuschung Unkundiger auf komplizirte Eingerichte geschnitten sind, während im Schloß selbst wenig oder nichts davon enthalten ist.

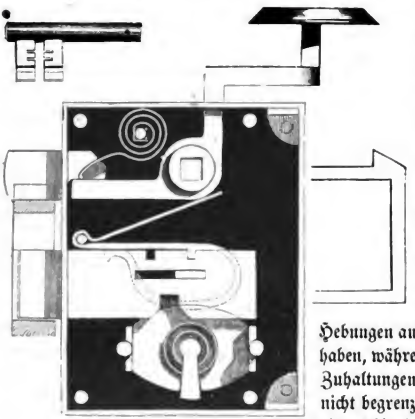
Die alten Schlösser hatten in der Regel hohle Schlüsselrohre, die sich um einen aus dem Schloß hervorragenden Dorn drehten. Der Dorn bietet immer auch ein gewisses Hinderniß für die Annäherung zum Riegel, ist aber in den neuern Schlössern meist aufgegeben. Solche Dornschlösser dienen nur für einseitigen Verschluß und können für den Zugang des Schlüssels von beiden Seiten nicht füglich anders geschickt gemacht werden als durch versetzte Schlüssellöcher, d. h. Löcher, die nicht auf einander treffen, wobei denn der Riegel auf jeder Seite mit besondern Angriffen zu versehen ist. Daß ein Schloß im Allgemeinen von beiden Seiten schließbar ist, verräth schon der Schlüsselbart, denn er hat in diesem Falle einen Mittelbruch, und seine beiden Hälften sind eine der andern Gegenbild. Sie bilden faktisch zwei Bärte auf einem Schaft, indem immer nur die eine oder andere Hälfte in Angriff kommt.

Den einfachen Dorn hat man öfter noch weiter kultivirt, indem man ihn wieder hohl machte und einen Dorn aus dem Innern des Schlüssels hineintreten ließ. So entstanden zwei- und gar dreifach gebohrte Schlüssel. Eben so giebt es façonnirte Schlüsselrohre, die auf dem Durchschnitte kreuz-, stern-, rautenförmig ꝛc. erscheinen. Im Schloß steckt dann die entsprechend geformte Hülse zur Aufnahme des Schlüssels, die nun keine Drehung des Schlüssels in sich gestattet, sondern selbst mit dem Schlüssel drehbar sein muß.

Die heute gebräuchlichen Schlösser heißen französische, sollen aber von J. G. Freitag in Gera im vorigen Jahrhundert erfunden sein. Ein Mittelding zwischen französischem und deutschem Schloß heißt Bastardschloß und kommt in beschränkter Anwendung noch als Schubladenschloß vor. Am französischen Schloß sind die Eingerichte beibehalten, aber es tritt eine weitere Sicherung hinzu durch sogenannte Zuhaltungen am Riegel, so daß es an diesem Schloß zweierlei sichernde Hindernisse giebt, die feststehenden der Eingerichte und die beweglichen der Zuhaltungen. Letztere haben den Zweck, den Riegel jedesmal, wenn der Schlüsselbart einen Durchgang gemacht hat, wieder unverrückbar festzustellen, und zwar sowol in beiden Endlagen des Riegels, als in etwaigen mittlern. Soll der Riegel nach einer der beiden Seiten fortgedreht werden, so muß der Schlüsselbart, bevor er zu den Angriffen gelangen kann, erst die Zuhaltung ausheben, welche den Riegel gefangen hält. Eine Zuhaltung fungirt also gleichsam wie eine kleine Thürklinke. Die beigefügte Abbildung (Seite 352) eines einfachen Schlosses zeigt eine Zuhaltung von einer der gewöhnlichsten Formen und Seite 353 die abgesonderte Darstellung derselben von der andern Seite. Man erkennt leicht, daß der Schlüsselbart beim Passiren des obern Halbkreises, sei es von der einen oder der andern Seite, noch ehe er zum Angriff gelangt, den Bügel der Zuhaltung treffen und so weit heben muß, daß die Krampe (der Haken) derselben aus der Kerbe auf der Oberseite des Riegels, in welcher sie

Digitized by Google

gerade liegt, sich heraushebt und so der Riegel frei wird. Ist der Schub vollbracht, so geht mit dem Schlüsselbart zugleich die federnde Zuhaltung wieder nieder und legt sich in die folgende Kerbe ein und der Riegel ist wieder festgestellt. Das Schloß ist ein eintouriges, bei welchem nur zwei Lagen des Riegels vorkommen, also zwei Kerben nöthig sind. Daneben ist ein Riegel eines zweitourigen Schlosses abgebildet, der sich als solcher durch drei Kerben und einen zweiflückigen Angriff zu erkennen giebt. Der obere Theil der Zuhaltung ist da, wo er links um einen Stift gebogen ist, federnd, und sein Endstück stemmt sich gegen einen andern Stift oder wie hier gegen den Kropf der Klinke. Eine besondere Einwirkung auf letztere findet dabei nicht statt. Alle andern Formen, unter denen die Zuhaltungen im französischen Schloß noch vorkommen können, sind auf das Prinzip der Sperrklinken gegründet und greifen immer mit Vorsprüngen in Riegelkerben ein. So thun auch die sogenannten steigenden Zuhaltungen, welche die Klinkenform nicht haben, sondern zwischen Führungen sich senkrecht auf- und niederschieben. Die untere Kante dieser Vorrichtungen, auf welche der Schlüssel die hebende Wirkung hat, ist natürlich immer bogenförmig gestaltet.

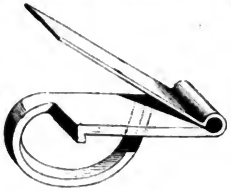


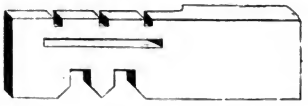
Man hat die Zuhaltungen auch vervielfacht, so daß zwei oder mehr Hebungen stattfinden müssen, ehe der Bart zum Angriffe gelangt. Dies ist z. B. in Barron's Schloß der Fall, welches noch den Fortschritt zeigt, daß die Hebungen auch nach oben eine Beschränkung haben, während bei den bisher beschriebenen Zuhaltungen der Spielraum nach oben nicht begrenzt ist und also auch ein höher als nöthig hebender Dietrich noch anwendbar bleibt. In Barron's Schloß liegen die Zuhaltungen neben dem Riegel in Form ziemlich einfacher Hebelbleche, und ragen jede mit einem seitlich angesetzten Stift in den Riegel hinein. Letzterer hat nämlich einen Längsschlitz wie in den vorstehenden Bildern, aber mit anderer Bestimmung: in der untern Bahn liegen nämlich die Kerben für die Hebelstifte, und in der obern sind ähnliche Kerben, die auf die Zwischenräume der untern herabsehen. Hebt nun ein falscher Schlüssel die Zuhaltungshebel nur um ein ganz Geringes höher als der rechte, so geräth der eine oder andere Stift gleich in eine obere Kerbe und der Riegel kann nicht weiter.

Der Gang des Riegels ist einerseits dadurch gesichert, daß er sich mit seinem Kopfende in dem genau passenden Loche des Schloßkastens schiebt, während er am Hinterende entweder in einer Art Haspen gleitet oder am häufigsten, wie die Abbildung zeigt, mit einem Längsschlitz versehen ist, in welchen ein auf dem Schloßblech festsitzender Zapfen hineingreift. Hierdurch ist zugleich der Spielraum bestimmt,

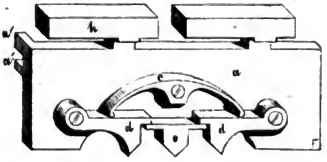
Digitized by Google

den der Riegel überhaupt haben soll. Um einer Verdrückung nach innen hin zu begegnen, liegt außerdem an der Innenseite des Riegels eine Feder, an welcher er mit mäßigem Drucke schleift. Der Riegel ist zuweilen zwei- oder dreiköpfig, d. h. es schieben sich zwei oder drei Stücke aus dem Schlosse; im Innern aber ist er einfach und die Ansicht des ganzen Stücks giebt daher den Eindruck einer Gabel.





Auch gegen unachtsame und unverständige Behandlung können am Bau der Schlösser einige Vorkehrungen getroffen werden. Besondere Erwähnung verdienen die sogenannten fliegenden Angriffe, die zumal bei stark ausgeschnittenem Bart geboten sind, wo bei vielem Drehen und Zwängen am ersten ein Bruch erfolgen kann. Der nachstehende zweitourige Riegel zeigt die Einrichtung. Der mittlere Angriffszahn c steht fest, die beiden äußern sind an den angelenkten Lappen d d angeformt, welche durch eine schwache Feder e niedergehalten werden. Die beiden wirksamen Schübe finden nur statt, wenn der Bart, in einer oder der andern Richtung, aus einer in die andere Lücke tritt, also stets von d nach c; eine dritte Drehung bringt den Bart in die gerundete Kehlung des einen oder andern fliegenden Angriffs, wo kein Schub weiter stattfindet. Alles Drehen hat vielmehr nur die Wirkung, daß der Angriff in die Höhe getrieben wird, den Schlüssel durchgleiten läßt und wieder zurückschnappt. Dreht man jetzt zurück, so tritt der betreffende Angriff gleich wieder in Wirksamkeit.

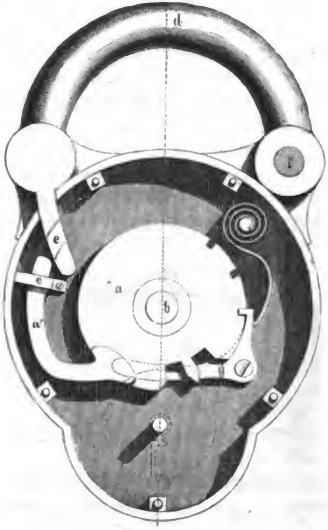


Vorlegschlösser haben, wenn sie mehr in die Breite gebaut sind, die Einrichtung des französischen Schlosses; die rundgebauten dagegen haben einen sogenannten Radriegel. Es leuchtet ein, daß auf dem Umfange einer Scheibe sich eben so gut Angriffs- und Zuhaltungskerben anbringen lassen wie auf einer geraden Schiene, und so wird auch die Einrichtung des Seite 354 abgebildeten Schlosses gleich verständlich sein. Der Radriegel a dreht sich auf einem Stift b; die Zuhaltung hat die Form eines Winkelhebels, dessen langer Arm in eine Hohlung in der runden Scheibe einspielt, welche keine höhere Hebung desselben zuläßt, als für den richtigen Schlüssel eben nöthig ist. Das zweitourige Schloß ist jetzt geöffnet, nach zwei Schlüsseldrehungen hat sich der Riegelkopf a' so weit durch die Oese e des Bügels durchgeschoben, wie die Punktirung anzeigt.

Sicherheitsschlösser. Der Begriff des Sicherheitsschlosses ist ein sehr unbestimmter. Jedes Schloß, das durch vervielfältigte Zuhaltungen oder andere dem unbefugten Oeffnen entgegengestellte Schwierigkeiten sich zu empfehlen sucht, macht auf diesen Namen Anspruch. Zu den innern Einrichtungen solcher Schlösser

Digitized by Google

kommen gewöhnlich noch äußere, gleichsam als Vorpostenwachen, die man unter dem Gesammtnamen Vexiere begreift. Auch an den modernen eisernen Geldschränken kommen sie als Nebenvortheile gewöhnlich vor. Es giebt eine sehr große Zahl verschieden ausgedachter Vexiere. Theils haben sie den Zweck, die Form des Schlüssels und Schlüssellochs, oder die tiefer liegenden Theile schwerer erkenntlich zu machen, theils bedingen sie verschiedenartige Manipulationen beim Schließen und Oeffnen, die der Uneingeweihte nicht kennt. Eine Klasse solcher Vexiere bilden die Vorgesperre, welche das Schlüsselloch unzugänglich machen oder verbergen, so daß es entweder erst mit einem besondern Schlüssel frei zu machen ist oder durch gewisse Kunstgriffe, z. B. durch einen Druck auf eine Stelle innerhalb einer Verzierung, frei wird. Bei andern Vexieren wird eine besondere Art fliegender Angriffe benutzt, bei welchen man den Schlüssel erst rückwärts, dann vorwärts drehen muß, um den Riegel zu verschieben, oder der Schlüssel wird bei halber Tour nach hinten oder vorn etwas verschoben und dann weiter gedreht. Je komplizirter solche Vorrichtungen und die übrigen Einrichtungen des Schlosses sind, desto theurer sind sie natürlich auch und desto eher gerathen sie in Unordnung, so daß das Schloß nicht selten für den Eigenthümer selbst zum Vexirschloß wird.



Vorlegeschloß.

Auf der ersten Londoner Ausstellung 1851 war eine künstliche trophäenartige Zusammenstellung aller damals bekannten und erfundenen Schlösser zu sehen, deren Spitze das Brahmaschloß bildete und dessen Schlüssel, wenn er auf das eigene Schloß wirkte, zugleich alle übrigen Schlösser vermittelst eines senkrecht in der Mitte stehenden drehbaren Stabes schloß. Die Zahl der dort vorhandenen Schlösser vom einfachsten Riegelschloß bis zum kunstvollsten und neuesten war 44, wobei freilich große Aehnlichkeiten zwischen einzelnen Stücken mit unterliefen.

Seitdem ist noch manches Neue, namentlich in England, patentirt worden. Diese Zahlenangabe aber genügt, um zu zeigen, wie umfangreich eine Darlegung aller Erscheinungen auf diesem Felde werden müßte; wir beschränken uns hier darauf, zwei der besten Sicherheitsschlösser zu beschreiben, deren Verdienste auch durch allgemeinere Einführung in die Praxis genügend anerkannt worden sind.

Das Chubbschloß, erfunden von dem Engländer Chubb. In Fig. 1—5 Seite 355 ist ein kleines einfaches Schloß der Art abgebildet; bei größern Thür- und Kastenschlössern ist die Konstruktion im Prinzip ganz die nämliche. Das Chubbschloß (eine Erweiterung der Idee Barron's) unterscheidet sich von den gewöhnlichen

Digitized by Google

Schlössern vornehmlich dadurch, daß es stets mehr als eine Zuhaltung besitzt; meist sind es deren 5 bis 7. Diese Zuhaltungen werden auf ungleiche Höhen gehoben und bewirken, daß, wenn ein Schlüssel von nicht ganz genau richtiger Form eingebracht wird, der Riegel nicht verschoben werden kann. Fig. 1 stellt eine Ansicht des Schlosses, nach Abnahme der Decke, in welcher sich das Schlüsselloch befindet, dar.

Fig. 1.

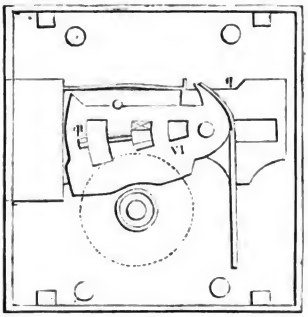


Fig. 2.

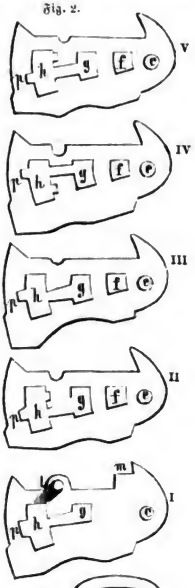


Fig. 3.

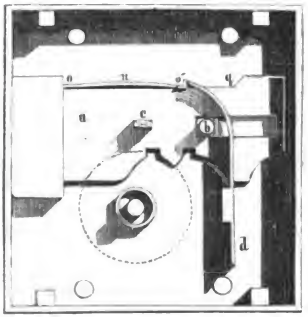


Fig. 4.

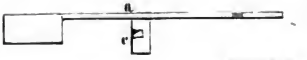
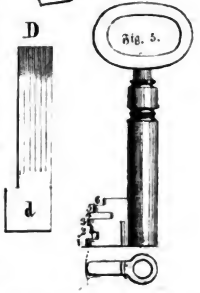


Fig. 5.



Chubbschloß.

Unser Schloß hat 6 Zuhaltungen, wovon die 5 unteren einzeln in Fig. 2 abgebildet sind; die Form der oben liegenden Zuhaltung ist aus der Ansicht des ganzen Schlosses, Fig. 1, zu ersehen. Die Fig. 3 zeigt die Ansicht des Schlosses, nachdem sämmtliche

Digitized by Google

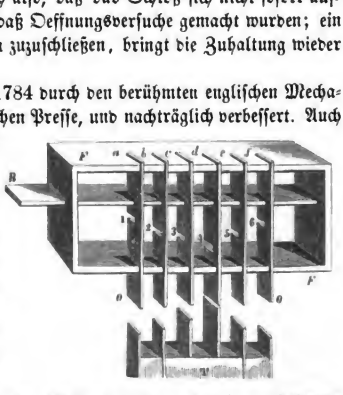
Zuhaltungen herausgenommen sind, so daß man den Riegel a in seiner Ansicht deutlich erkennt. Fig. 4 zeigt ferner eine obere Ansicht des Riegels. In Fig. 5 ist der Schlüssel abgebildet. Der Riegel a hat einen starken Kopf, welcher sich in dem Stulpen führt, und ist hinten im Schaft mit einem Schlitz versehen, mittelst dessen er auf dem Stifte b geführt wird. Der Stift b ist auf das Schloßblech festgenietet. Auf den Riegel ist ein viereckiger Zapfen c genietet, durch welchen, wie wir weiter unten sehen werden, die Feststellung des Riegels durch die Zuhaltungen bewirkt wird. Der Riegel ist eintourig. Die Zuhaltungen I, II, III, IV, V und VI (Fig. 1 und 2) bestehen aus eigenthümlich geformten Messingplättchen, welche der Reihe nach mittelst der Löcher e über den Stift b der Art gesteckt sind, daß I unten auf den Riegel und VI oben hin zu liegen kommt. Jede Zuhaltung ist daher für sich um den Stift b drehbar. Die Feder d ist an ihrem Ende in 6 Theile gespaltet (siehe D), wovon sich je ein Theil gegen eine Zuhaltung anlegt und sie hernieder drückt. Die Oeffnungen f in den Zuhaltungen haben keinen besonderen Zweck; sie können eine beliebige Form erhalten. Dagegen sind die Oeffnungen g und h nicht willkürlich; durch sie wird der Riegel in seinen beiden Stellungen (beim Verschluß und bei geöffnetem Zustande) festgehalten. Ist das Schloß in geöffnetem Zustande, wie in Fig. 1, so liegt nämlich der Zapfen c des Riegels an den Oberkanten der Oeffnungen g dicht an. Ist dagegen der Riegel zurückgeschoben, so steht der Zapfen in den Oeffnungen h der Zuhaltungen. Die Oeffnungen g und h sind durch Schlitze mit einander verbunden, welche genau so breit sind als der Zapfen c des Riegels. Es wird hierdurch klar, daß eine Verschiebung des Riegels nur dann stattfinden kann, wenn alle Zuhaltungen so weit in die Höhe gehoben sind, daß der Zapfen c durch die bemerkten Schlitze aus einer Abtheilung g in die andere h, oder umgekehrt, treten kann. Wenn hierbei nur eine einzige der 6 Zuhaltungen um Etwas zu wenig oder zu viel gehoben werden sollte, so kann der Zapfen c nicht aus einer Oeffnung in die andere treten und daher der Riegel nicht verschoben werden. Wie aber die Abbildungen in Fig. 1 und 2 zeigen, sind sämmtliche Zuhaltungen verschieden; die Oeffnungen g und h befinden sich höher und tiefer; sie müssen deshalb auch in verschiedene Höhen gebracht werden, wenn sie den Schlitz für die Passage des Zapfens c freigeben sollen. Der Schlüssel hat deshalb an seinem Barte eine solche Form, daß bei der Umdrehung desselben jede Zuhaltung für sich und in verschiedene Höhe gehoben wird. An dem Schlüsselbart Fig. 5 bewegt der mit i bezeichnete untere Theil den Riegel; die Ansätze 1, 2, 3, 4, 5 und 6 heben die korrespondirenden Zuhaltungen I, II, III, IV, V und VI. Der Schlüssel hat ein gebohrtes Rohr und bewegt sich über dem Dorn k; überdies ist derselbe mit einer Reifbesatzung versehen. Man sieht aus dem Vorstehenden, daß ein solches Schloß mit keinem andern Schlüssel geöffnet oder geschlossen werden kann. Jeder andere, sonst ganz ähnliche Schlüssel kann vielleicht 4 und 5 Zuhaltungen heben, bis auf eine einzige, und ist dann doch zum Oeffnen unbrauchbar. Gerade auf dieser Kombination mehrerer Zuhaltungen beruht die große Sicherheit des Schlosses. Da ein solches Schloß auch nicht mittelst Sperrhaken, Hauptschlüssel u. dergl. aufgeschlossen werden kann, so würde der Besitzer, wenn er den passenden Schlüssel verloren haben sollte, außer Stande sein, selbst das Schloß zu öffnen. Chubb verkauft deshalb stets zwei Schlüssel mit jedem Schloß, wovon das eine Exemplar als Reserve dient, wenn das im Gebrauch befindliche Exemplar verlegt oder

Digitized by Google

verloren ist. Das Chubb'sche Schloß bietet überdies ein leichtes Mittel, die Versicherung jeder Zeit zu ändern, wenn der Besitzer Verdacht haben sollte, daß ein Unberechtigter im Besitze eines Nachschlüssels ist. Man hat dann nur nöthig, die Reihenfolge der Zuhaltungen zu verwechseln. Man legt dann z. B. die obere Zuhaltung an die Stelle der dritten und letztere oben hin, oder man verwechselt mehrere Zuhaltungen. Es bleibt dann nur nöthig, einen neuen Schlüssel anzufertigen. Man hat auch, um die Anschaffung neuer Schlüssel zu ersparen, jeden Bartangriff aus einem besonderen Stück bestehen lassen. Diese Stücke werden dann in der Ordnung, wie die Zuhaltungen gelegt sind, an einander gereiht und durch einen Stift oder sonstige Vorrichtung zusammengehalten.

Das Chubbschloß enthält noch eine eigenthümliche Vorrichtung, welche dem Besitzer anzeigen soll, ob von einem Unberechtigten heimliche Versuche zum Oeffnen desselben gemacht worden sind. Diese Vorrichtung nennt der Erfinder detector (Angeber oder Entdecker). Er ist dabei von der Voraussetzung ausgegangen, daß bei solchen Sperrversuchen mindestens eine der Zuhaltungen über die normale Höhe gehoben werden wird. Trifft dies die äußerste mit I bezeichnete, so liegt oben die vorn aufgebogene Feder o n bereit und fängt die Zuhaltung im Ausschnitt m; die Zuhaltung kann nicht zurück und der Gang selbst des richtigen Schlüssels ist behindert. Aber die abnorme Hebung jeder andern Zuhaltung hat ganz dieselbe Wirkung, denn der bei l sichtbare Stift greift über alle Zuhaltungen hinweg, daher sich die Zuhaltung I in jedem Falle mithebeu muß. Dadurch also, daß das Schloß sich nicht sofort aufschließen läßt, findet der Eigenthümer, daß Oeffnungsversuche gemacht wurden; ein Drehen in der andern Richtung, wie um zuzuschließen, bringt die Zuhaltung wieder in Ordnung.

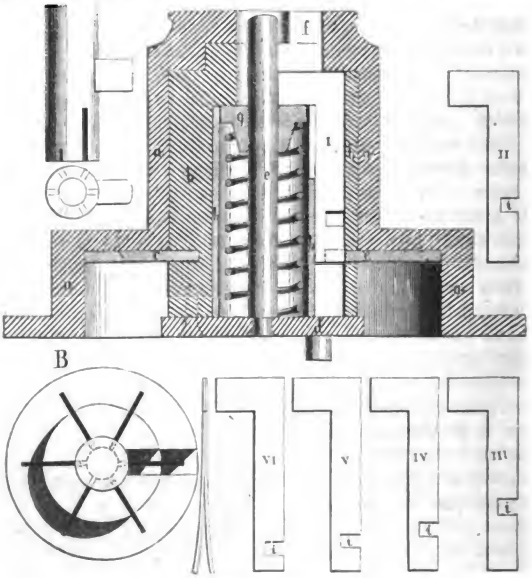
Das Bramahschloß, erfunden 1784 durch den berühmten englischen Mechaniker Bramah, Erfinder der hydraulischen Presse, und nachträglich verbessert. Auch hier besteht die Sicherung gegen unbefugtes Oeffnen in der Anordnung mehrerer Zuhaltungen, welche gleichzeitig in eine bestimmte Lage gebracht werden müssen, wenn das Schloß geöffnet und geschlossen werden soll. Von dem Chubbschloß unterscheidet sich die ganze Einrichtung wesentlich, und wenn wir uns das Prinzip auf seine einfachste Gestalt zurückführen, so finden wir, daß es eigentlich eine Fortbildung dessen ist, das uns schon bei dem ägyptischen Schloß begegnete.



Nehmen wir an, der in vorstehender Figur ersichtliche Riegel B habe eben so 6 Einschnitte wie die obere und untere Wand des Rahmens, so wird schon ein durch 3 über einander liegende Schnitte geschobener Blechstreifen den Riegel unbeweglich machen. Hier sehen wir solcher Schieber 6; jeder aber hat auf seiner untern Hälfte, und zwar jeder in einer andern Höhe, eine Lücke, und es leuchtet ein, daß, wenn alle 6 so viel gehoben werden, daß die Lücken in derselben Linie liegen wie der Riegel, der letzte frei und verschiebbar wird. Damit dies eintrete, wird aber jeder Schieber einen andern Hub erhalten müssen, und das

Digitized by Google

unten liegende Gegenstück, das hier als Schlüssel betrachtet werden kann, ist vermöge seiner verschieden hohen Zapfen geeignet, diesen Hub mit einem Mal zu bewerkstelligen. Wir haben also hier die Illustration der dem Bramahschloß zu Grunde liegenden Idee: verschiedene Längen auszugleichen durch entgegengesetzt verschiedene Längen. Das Schloß selbst ist allerdings anders, nämlich rund gebaut; die 6 (auch mehr oder weniger) Schieber sind sternförmig geordnet, die 6 drückenden Zapfen werden vertreten durch 6 ungleich lange Schlitze im Schlüsselrohr, und was hier als gekerbter Riegel erscheint, bildet im Schloß einen ringförmigen gekerbten Aufhalter.



Bramahschloß.

Betrachten wir nun die vorstehende Durchschnittszeichnung des Haupttheils am Bramahschlosse mit ihren Einzeltheilen. a a ist die äußere Kapsel, b b ein messingener hohler Cylinder, in dessen Boden der dicke Dorn e feststeht. Wird der Cylinder gedreht, so muß der an seinem Bodenstück sitzende Zapfen d eine Kreislinie beschreiben und wirkt dadurch verschiebend auf den Riegel, der nichts Besonderes hat und nicht mit abgebildet ist. Die Sache ist somit sehr einfach und es bleibt nichts zu betrachten als die Zuhaltung, welche den Cylinder feststellt und nur durch den Schlüssel zur Auslösung gebracht werden kann. Im Cylinder gewahren wir eine Springfeder; sie trägt einen Kopf g, der den Dorn umfaßt und an ihm gleitet. Dieser Kopf wird sich also eindrücken lassen und beim Nachlassen des Drucks wieder vorspringen. Auf ihm hängen mit ihren kurzen Schenkeln die 6 Schieber aus Stahlblech, und

Digitized by Google

laufen mit dem langen Theil in einem Schlitz herab, der für jeden auf der Außenwand des Cylinders eingeschnitten ist. Diese langen Schenkel bestehen, wie das Bild zeigt, aus zwei etwas sperrig gebogenen Stahlstreifen, so daß sie in ihrem Schlitze nicht durch die eigene Schwere hinabrutschen können. Nach der Tiefe zu umgiebt eine aus zwei Theilen bestehende Stahlplatte den Cylinder ringförmig und hat 6 Schlitze, die den Schlitzen im Cylinder gegenüber stehen und in welchen die Schieber mit ihrer äußern Hälfte stehen. Es steht also der Drehung des Cylinders ein 6faches Hinderniß entgegen, das nicht eher gehoben ist als bis alle Schieber in die Lage gebracht sind, daß ihre Kerben den Stahlring zwischen sich haben. Dies wird nun durch Einführung des Schlüssels bewirkt. Das Schlüsselrohr treibt zunächst den Federkopf g ins Innere, nimmt dann weiter gehend die verschiedenen Schieber zwischen seine Schlitze und treibt sie mehr oder weniger tief ein, wie es die Schlitzlängen mit sich bringen.

Geldschrank in der Feuerprobe. (Aus der Fabrik von Wertheim und Wiese in Wien.)

Alle Kerben der Schieber liegen somit in gleicher Ebene, und da sich auch der Bart in eine Kerbe des Cylinders eingesetzt hat, so kann letzterer gedreht werden. Sobald die Drehung begonnen, ist kein Druck nach innen mehr nöthig; ist der Schlüssel ganz herumgeführt, so wirft ihn die Feder von selbst zurück.

Das Bramahschloß galt als unaufsperrbar, bis im Jahre 1851 bei Gelegenheit der Londoner Ausstellung der Amerikaner Hubbs nach 52 Stunden Arbeit dasselbe öffnete, eben so das Chubbschloß; aber bis jetzt hat ihm noch keiner das Meisterstück nachgemacht.

Die Sicherheitsschlösser finden ihre hauptsächlichste Verwendung bei Geldschränken und Kasten, und es herrscht in dem Bau und den Schließvorrichtungen dieser Geräthe viel Mannichfaltigkeit. Ohne hierauf näher einzugehen, wollen wir noch einige Worte über die Feuerfestigkeit derselben sagen. Es gründet sich diese

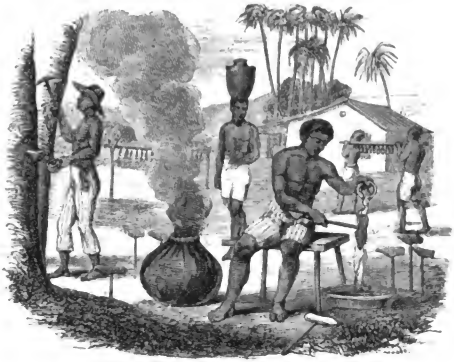
Digitized by Google

Eigenschaft darauf, daß alle Umfassungswände doppelt genommen sind und der Raum zwischen den beiden Eisenschichten mit irgend einer die Wärme schlecht leitenden Substanz ausgefüllt ist. Hinsichtlich dieses Füllmaterials herrscht ebenfalls manche Verschiedenheit; man kann aber die gebräuchlichen Stoffe eintheilen in trockene und wasserhaltige. Unter den ersten steht wol die reine Holzasche obenan, wenigstens ist nicht erwiesen, daß andere empfohlene, zum Theil auch geheim gehaltene Stoffe die Wärme noch schlechter leiten. Von den wasserhaltigen Stoffen sind zu nennen: gepulverter Alaun und roher Gyps; bei ihrer Anwendung kommt in Betracht, daß die Hitze einer Feuersbrunst Krystallwasser in Dämpfen aus ihnen treiben muß, wodurch Abkühlung entsteht, und daß außerdem die Dämpfe sich einen Weg ins Innere suchen und hier schützend auf Papier u. dergl. wirken können.

Schließlich wäre noch zu erwähnen, daß manche Sicherheitsschlösser Anspruch darauf machen, auch pulversicher zu sein. Verwegene Diebe schreiten zuweilen zu dem Mittel, ein Schloß durch das Schlüsselloch mit Pulver zu füllen und eine Sprengung zu versuchen. Je weniger Spielraum das Loch hierfür gewährt, und je enger die innern Räume sind, desto geringer ist natürlich die Aussicht des Gelingens.

Oeffentliche Feuerproben mit Kassaschränken kommen jetzt in größern Städten zuweilen als Gratisschauspiele vor; die Herren Fabrikanten verabreichen damit gleichsam ihre Empfehlungskarte in Flammenschrift. Aber es will nicht viel sagen, wenn man, wie gewöhnlich, einen Schrank im Freien mit Holzstößen umgiebt und diese auflodern läßt. Hier geht die Haupthitze nach oben, ohne dem Schranke viel zu thun. Bei wirklichen Bränden kann ein Schrank viel stärkere Anfechtungen erfahren, besonders wenn das brennende Innere des Gebäudes zusammenbricht und in den untern Räumen einen Herd intensiver Glut bildet, aus welchem der Schrank vielleicht erst nach Tagen frei gemacht werden kann. Jedenfalls erweckt daher eine Feuerprobe, wie sie uns die große Wiener Fabrik Wertheim und Wiese Seite 359 im Bilde vorführt, ein ganz anderes Vertrauen. Der Schrank mußte in der Kais. Porzellanmanufaktur die Glut eines geschlossenen Emailbrennofens aushalten, bei welchem die Hitze schon außen über 1000 °C. war, was den Schmelzpunkt des Silbers übersteigt. Der Papierinhalt in der Kasse blieb bei dieser harten Probe vollkommen unversehrt, und selbst die drei Schlösser büßten nach Angabe der Fabrik ihre Brauchbarkeit nicht ein.

Digitized by Google



Kautschukfabrikation bei den Indianern.

Das Kautschuk

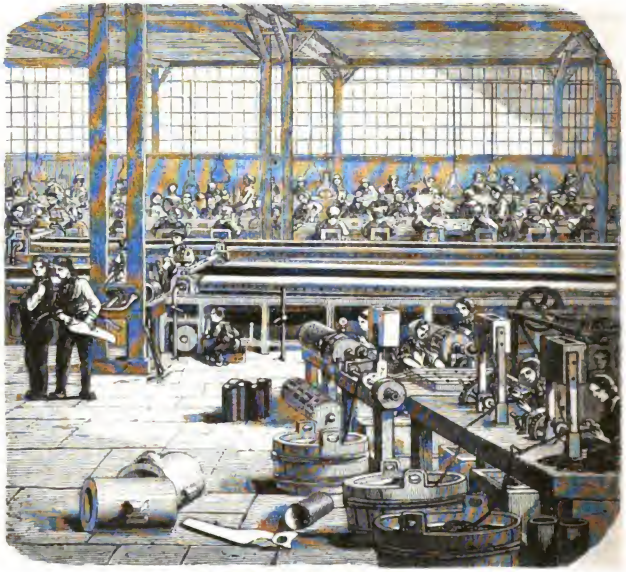
(Federharz) kommt aus Amerika, Asien und Afrika in den Handel. Es stammt fast durchweg von Bäumen aus den Gattungen Siphonia (namentlich Siphonia elastica; Familie der Wolfsmilcharten, Euphorbiaceen) und Ficus (Feige; namentlich Ficus elastica; Familie der Nesselgewächse, Urticeen) ab; nur ein geringer Theil wird von einer holzigen Schlingpflanze Ostindiens, der Urceola elastica (Familie der Apocyneen, wohin das bekannte Immergrün gehört), geliefert; der Ursprung des afrikanischen Kautschuks ist noch unbekannt.

Alle die genannten Pflanzen enthalten einen weißgefärbten Milchsaft, in dem das Kautschuk in Gestalt kleiner Kügelchen vertheilt vorkommt. Die Bedeutung dieses Saftes ist für die Wissenschaft noch immer ein Räthsel. Er findet sich in lang gedehnten und vielfach verzweigten Kanälen, welche aus gestreckten Zellen entstehen, deren Wände sich auflösen. Nur die Rinde besitzt derartige Milchsaftgefäße; dem Holze fehlen sie. Während eine Richtung in der Botanik diese Flüssigkeit für den wahren Lebenssaft der betreffenden Pflanzen hält, erklären ihn umgekehrt die neuern Forscher meist für eine Aussonderung solcher Stoffe, die dem Leben der Pflanze nichts mehr nützen. Das Kautschuk findet sich übrigens auch in den Milchsäften anderer Pflanzen, doch in den gemäßigten Zonen in zu geringer Menge, als daß es mit Vortheil gewonnen werden könnte.

Die Gewinnung dieses werthvollen Pflanzenprodukts ist eine sehr einfache. Während des größten Theiles des Jahres (nicht in den Monaten der Blütezeit) macht man am Morgen mit einem Spitzbeil Löcher in die Stämme oder bei der Ficus-Art in die oft schenkeldicken Wurzeln, welche aus den Aesten herniedersteigen und die Krone stützen. Am Abend sammelt man dann den in die untergesetzten Gefäße geflossenen Saft. Nur die oben erwähnte Schlingpflanze wird in einzelne Stücke gehauen, welche dann den Milchsaft ausfließen lassen. Dieser enthält bis gegen 40 Proz. Kautschuk; er kann aber nicht gut unverändert in den Handel gebracht werden, wird

Digitized by Google

deshalb gewöhnlich auf thönerne Formen gestrichen und entweder in der Sonne oder über einem stark rauchenden Feuer getrocknet. Nach dem Zerschlagen und Herausklopfen des Thonkernes ist das Handelsprodukt in Gestalt von Flaschen, Schuhen ꝛc. fertig. Besonders bemerkenswerth ist dabei, daß das Leben des Baumes unter diesem Anzapfen wenig oder gar nicht leidet, falls die Verwundungen nicht allzu bedeutend sind. Man gewinnt deshalb in Brasilien von einem und demselben Baum ununterbrochen Kautschuk, während man ihm in Ostindien nach jedem Anzapfen eine mehrwöchentliche Ruhe gönnt.



Ein Arbeitssaal in einer Kautschukfabrik.

Bei der Einfachheit dieses Vorganges und dem hohen Handelswerthe unseres Stoffes ist die Gewinnung eine äußerst lohnende, und manche tropische Gegenden, so z. B. die Umgegend von Para, verdanken ihm vorzüglich ihre Wohlhabenheit.

Die ungemeine Elastizität des Kautschuks und seine Undurchdringlichkeit gegen Wasser, Weingeist und Säuren verschafften ihm schon im Beginn dieses Jahrhunderts manchfache Anwendungen. Durch die Beobachtung, daß zwei Schnittflächen eben so fest an einander kleben, als wenn sie ursprünglich vereinigt gewesen wären, war zugleich die Möglichkeit gegeben, den Stoff in ganz verschiedene Formen zu bringen. Weit wichtiger aber war der Schritt, den Macintosh auf dieser Bahn vorwärts that, als er zuerst 1820 die Auflöslichkeit des Kautschuks zur Darstellung wasserdichter Zeuge benutzte. Schwefelkohlenstoff, Terpentinöl und Kautschuköl (jenes übel-

Digitized by Google

riechende Oel, welches beim Erhitzen des Kautschuks entsteht) sind die jetzt zu diesem Zwecke allgemein benutzten Lösungsmittel und die Anwendung dieser Stoffe zu Kleidern, Kissen ꝛc. ist eine sehr ausgedehnte.

Wahrhaft unentbehrlich aber wurde das Federharz in Folge der noch nicht einmal zwanzig Jahre alten Entdeckung der merkwürdigen Eigenschaften, welche es durch Zusatz von Schwefel und Durchkneten mit demselben (das sogenannte Vulkanisiren) annimmt; unentbehrlich nicht allein für den Chemiker, sondern auch für den Techniker in Gestalt von Stöpseln, Platten, Röhren, Fäden ꝛc. Unter Beibehaltung eines gewissen Grades von Elastizität wird es nämlich völlig bildsam und knetbar und seine Unauflöslichkeit erscheint noch bedeutend gesteigert. Jetzt kann es im kalten Zustande mit Leichtigkeit in jede beliebige Form gebracht werden, welche es dann nach mäßigem Erhitzen dauernd beibehält. Das Verhalten des vulkanisirten Kautschuks gegen die Wärme ist nämlich ein sehr eigenthümliches. Während natürliches Kautschuk bei starker Abkühlung seine Elastizität verliert, sie aber durch Eintauchen in warmes Wasser wieder erhält (worauf z. B. die Herstellung der übersponnenen Gummiligen beruht), ist umgekehrt das vulkanisirte Kautschuk bei mittlerer Temperatur ein weicher, knetbarer, fast klebriger Körper (ähnlich dem sogenannten Knallgummi, welches sich die Kinder in Mitteldeutschland häufig durch langes Kauen des Federharzes bereiten). Bei mäßiger Erwärmung wird das vulkanisirte härter, etwas elastischer als vorher und behält die Form, in welche es kalt gepreßt wurde. Eine Steigerung der Wärme auf 120 bis 150 Grad (bei abgesperrter Luft) aber macht das mit Schwefel verbundene Kautschuk völlig hornartig, schwarz und polierfähig, in welchem Zustande es dann zu Kämmen, Schirmstäben, Reifen in Krinolinen ꝛc. verarbeitet wird, welche sich durch Glanz, Dauerhaftigkeit und die Möglichkeit jeder Ausbesserung empfehlen.

So durchläuft diese merkwürdige Substanz unter der Hand des Menschen eine Masse von Veränderungen, deren Größe uns deutlich vor Augen tritt, wenn wir das unscheinbare Wischgummi mit einem jener rothen Ballons, die rasch ein beliebtes Spielzeug geworden sind, mit einem Gasschlauch oder endlich einem Kautschukkamme vergleichen. (Weitere Auskunft liefert das interessante Schriftchen von Traun: „Versuch einer Monographie des Kautschuk", Göttingen 1859, dem auch diese Notizen zum Theil entnommen sind.)

Digitized by Google

Neue Verkehrswege und Beförderungsmittel.

Universal- und Privat-Telegraphie in London. *)

Dieses London ist als Mittelpunkt für alles Mögliche auch das Haupt-Centrum der Sprache des Blitzes geworden, und zwar durch einen der Deutschen, die das Pulver allen möglichen Fortschrittes erfinden, obgleich sie es zu Hause selbst je kaum zu riechen bekommen. Ein Deutscher gründete und erzog die „Times", die nun aus Dankbarkeit für ihren Urvater mit ächter Renegaten-Tücke am Stock-Englischsten auf Deutschland zu schimpfen weiß.

Vielleicht richtet sich die Macht der neuesten Presse, die Telegraphie, als deutsches Kind in der Fremde, auch noch gegen ihr Mutterland — das keine Times-Macht duldet und auch der Blitz-Literatur nur staatlich und polizeilich kontrolirte Zuckungen erlaubt. — Doch das ist nicht unsere Sache hier. Wir freuen uns zunächst, daß es auch wieder ein Deutscher war, der die dem obersten der Götter aus der Hand gewundenen Blitze in London hinter der Börse und Bank concentrirte und sie als Börsen, Banken und Throne erschütternde Sprache über die ganze Welt spielen läßt.

Es ist das Telegraphen-Bureau des Herrn Reuter, das dem politischen und Börsen-Publikum schon gehörig durch seine Telegramme bekannt ist.

Es fing vor zwölf Jahren in Aachen an. Der erste Telegraph auf dem Kontinente war der zwischen Berlin und Aachen, der im Jahre 1849 zur Benutzung des Publikums eröffnet wurde.

Herr Reuter, der die Nützlichkeit und Tragweite des elektrischen Telegraphen vollständig erkannte, suchte auch dem Volke die Vortheile desselben zu verschaffen und gründete zu diesem Zwecke bei Eröffnung der oben erwähnten Linie ein telegraphisches Bureau in Aachen. Nun mußte auf Mittel gesonnen werden, den Unvollkommenheiten, die das Telegraphen-System zur damaligen Zeit noch aufzuweisen hatte, abzuhelfen, und Herr Reuter nahm zur Taubenpost seine Zuflucht. Diese wurde zur Beförderung von Depeschen zwischen Aachen und Brüssel etablirt, wodurch die Expedition der an dem einen oder anderen der beiden Plätze ankommenden Depeschen um circa acht Stunden beschleunigt wurde. Die für den Osten bestimmten Depeschen, die in Brüssel mit der Post ankamen, wurden von dort aus in drei Kopien vermittelst drei verschiedener Tauben nach Aachen expedirt. (Die dreifache Versendung der Depeschen geschah nur, um Regelmäßigkeit und sichere Ankunft herzustellen.) Die Tauben legten die Entfernung von Brüssel nach Aachen in einer Stunde zurück. Von letzterem Orte wurde dann das Telegramm dem elektrischen Draht anvertraut und, in Berlin angekommen, an den Bestimmungsort auf das Schleunigste weiter befördert. Die für den

*) Den folgenden, für das kaufmännische Publikum im höchsten Grade interessanten Aufsatz entnehmen wir dem trefflichen „Magazin für Literatur des Auslandes, 1861, Nr. 36", und glauben mit dieser Empfehlung eines wirklich guten Journales unsern Lesern einen Dienst zu erweisen.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Westen bestimmten Depeschen wurden von Berlin nach Aachen per Telegraph befördert, und von dort per Taubenpost in oben angeführter Weise nach Brüssel, um von letzterem Platze ihrem Bestimmungsort zugeführt zu werden. Der Nutzen, der für den Handel daraus entstand, wurde bald anerkannt, und man bediente sich des Reuter'schen Bureau's in ausgedehntester Weise.

Der Telegraph nahm jedoch bald immer größere Dimensionen an, und es währte nicht lange, da waren Berlin und Paris, bis auf eine kleine Strecke zwischen Quievrain und Valenciennes, in direkter telegraphischer Verbindung. Zur Ausfüllung dieser Linie wurden von dem Reuter'schen Bureau stets berittene Postillone in Bereitschaft gehalten, die den Depeschen-Dienst zwischen diesen beiden Orten zu versehen hatten.

Im Jahre 1851 eröffnete Herr Reuter sein Etablissement in London, wohl einsehend, daß dieser Platz den Mittelpunkt der Telegraphie bilden würde. Der Sub-Marine-Kabel war damals glücklich zwischen Calais und Dover gelegt und somit direkte Kommunikation per Telegraph mit dem Kontinente hergestellt worden. Bisher hatte das Reuter'sche Bureau seine Aufmerksamkeit nur kommerziellen Depeschen zugewandt, jetzt aber glaubte Herr Reuter den Zeitpunkt herangenaht, auch für politische Nachrichten sein System nützlich machen zu können, indem er der Presse telegraphische Mittheilungen machte.

Da gab es nun viele Schwierigkeiten zu überwinden, von denen eben nicht die geringste war, daß die englischen Journale nur ungern dieselben Telegramme veröffentlichen wollten, sondern daß jedes seine eigenen, ihm exklusiv angehörenden Depeschen zu geben wünschte. Dieses Vorurtheil mußte bekämpft werden, und es gelang erst nach dem dritten Versuche, die Londoner Journale an den Gedanken zu gewöhnen, daß Alle, ohne sich Etwas zu vergeben, dieselben telegraphischen Berichte veröffentlichen könnten. Eine andere Schwierigkeit war, die Korrespondenten zu finden, die in der Wahl von Nachrichten die nöthige Vorsicht gebrauchten, sie nur aus zuverlässigen Quellen zu schicken, damit nicht auch falsche Gerüchte in die Welt geschickt würden. Hier war nun ganz besondere Umsicht nöthig. Die außerordentliche Pünktlichkeit, Unparteilichkeit und Genauigkeit, die den telegraphischen Mittheilungen zugewendet wurde, gewannen denn auch bald das Vertrauen der englischen Presse, und so kam denn ein Journal nach dem anderen, um mit Reuter's Telegrammen versehen zu werden.

Daß es aber nicht leicht war, dieses Ziel zu erreichen, ergeht schon daraus, daß, wie wir gesehen haben, Herr Reuter sein Office hier im Jahre 1851 etablirte, es aber erst im Jahre 1858, kurz vor dem Ausbruch des Krieges in Italien, demselben gelang, die Presse für seine Telegramme zugänglich zu machen.

Jedoch noch vor dem Beginn des italienischen Feldzuges sollte schon die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung auf die Reuter'schen Telegramme gelenkt werden, und zwar waren es die von Napoleon III. am 1. Januar 1859 an den österreichischen Gesandten gerichteten verhängnißvollen Worte, welche das Reuter'sche Bureau bekannt machte.

Die vorerwähnte Ansprache des Kaisers wurde gegen 1 Uhr Mittags in den Tuilerien gehalten und um 2 Uhr — also nur eine Stunde später — war das hiesige Publikum damit in einer dritten Ausgabe der „Times", unter der Aufschrift „Reuter's Telegrams," bekannt gemacht.

Digitized by Google

Nun wollten auch die Journale der Provinz nicht länger hinter den Londoner Zeitungen zurückstehen, und so wurden auch sie Abnehmer der Reuter'schen Depeschen, und das Interesse der Bevölkerung steigerte sich mit jedem Tage.

Vom fernen Osten und Westen, wo immer sich etwas Wichtiges ereignet, berichtet uns das Reuter'sche Bureau auf das Genaueste und benutzt hierzu jeden bestehenden elektrischen Draht. Wo dieser fehlt, werden alle zu Gebote stehenden Mittel in Anwendung gebracht, um die Transmission der Depeschen zu beflügeln. Ueberall sind Korrespondenten angestellt, die jedes wichtige Ereigniß an das Haupt-Bureau auf das Schnellste zu melden haben. Dies bezieht sich nicht nur auf den Kontinent, wo auf allen Hauptplätzen das Bureau vertreten ist; auch in Afrika, Asien, Indien, China und Australien, ebenso in Amerika, Brasilien, Westindien ꝛc., hat Herr Reuter Agenten aufzuweisen, so daß das Publikum von allen Welttheilen aus mit Nachrichten per Telegraph versehen werden kann. Wo es aber die Lage der Dinge erheischt, wie z. B. zur Zeit des italienischen Feldzuges, da ist das Reuter'sche Bureau noch durch spezielle Korrespondenten vertreten.

Während des Krieges in Italien mußte ein solcher den kriegführenden Parteien auf Weg und Steg folgen, um dem Reuter'schen Bureau vom Kriegsschauplatze selbst alle wichtigen Ereignisse mit der Schnelligkeit des Blitzes zugängig zu machen.

Ein Gleiches ist jetzt mit dem Bürgerkriege in Amerika der Fall, wo auch ein spezieller Korrespondent für das Bureau hingegangen, dessen Aufgabe es ist, alles Wichtige auf das Rascheste mitzutheilen. Leider ist die Legung des Atlantischen Telegraphen mißglückt. Wie wichtig eine solche direkte Kommunikation aber jetzt wäre, bedarf wol nicht erst hervorgehoben zu werden. Täglich würde uns der Telegraph Neues von dorther zu berichten haben. Wie es übrigens ist, läßt das Reuter'sche Bureau kein Mittel unbenutzt, um uns auf das Schleunigste in den Besitz amerikanischer Nachrichten zu setzen. Nach Abgang der Dampfer aus den dortigen Häfen werden noch Depeschen nach demjenigen Platze Amerika's gesandt, den die Dampfer noch auf ihrer Route berühren, ehe dieselben die amerikanischen Gestade gänzlich verlassen. Wir erhalten dadurch oft Nachrichten, die ein sechs Tage späteres Datum als den Abgangstag des Dampfers von New-York tragen. Hier werden die Nachrichten bei Ankunft des letzteren in irgend einem Hafen Großbritanniens oder Irlands per Telegraph nach London gesandt und somit die Post wiederum um circa zwei Tage überflügelt.

Die Depeschen gehen dem Bureau, außer in englischer, auch in deutscher, französischer, italienischer und spanischer Sprache zu, und diese letzteren werden daher, ehe sie den Zeitungen mitgetheilt werden, erst in's Englische übertragen. Um seinen Depeschen neue Fittiche zu verleihen, und so jeden möglichen Zeitverlust zu beseitigen, hat nun Herr Reuter auf neue Mittel gesonnen und sein Bureau mit denen der Zeitungen in direkte telegraphische Verbindungen gebracht.

Wer hat nicht schon beim Passiren des Finsbury-Square, der Royal-Exchange, St. Paulskirche, Fleet-Street, Strand und Pall-Mall einen von zwei Drähten gehaltenen dicken Kabel bemerkt, der sich über den Häusern durch die Luft hinzieht? — Es ist dies die Linie, welche die drei Bureaux des Herrn Reuter in Waterloo-Place, Pall-Mall, Royal-Exchange-Buildings und Finsbury-Square telegraphisch unter ein-

Digitized by Google

ander und auch gleichzeitig die verschiedenen Zeitungs-Bureaux mit den Reuter'schen Bureaux verbindet.

Dieser Kabel enthält nämlich dreißig dünne, kupferne Leitungs-Drähte, von denen jeder einzelne wieder mit Kautschuk überzogen ist, so daß sie von einander getrennt sind.

Von diesen Drähten kann nun an jeder beliebigen Stelle einer oder mehrere gelöst und nach irgend einem Hause hingeleitet werden, wo immer telegraphische Kommunikationen herzustellen sind. Jede dem Reuter'schen Bureau zugehende Depesche wird nun vermittelst dieser Drähte den Zeitungen unmittelbar nach Empfang zugeführt, und man kann daher mit Recht sagen, daß die englische Presse durch Vermittelung des Reuter'schen Bureau in direkter telegraphischer Verbindung mit dem Kontinente steht. Denn alle Telegraphen-Aemter sind in direkter telegraphischer Verbindung mit dem Reuter'schen Bureau.

Desgleichen ist dieses Bureau mit dem Parlamentshause telegraphisch verbunden, und die Debatten werden von dort aus an dasselbe ohne Verzug gesandt, um alsdann, in die verschiedenen kontinentalen Sprachen übersetzt, nach Deutschland, Frankreich, Belgien, Holland, Italien und Rußland telegraphirt zu werden. Man ist daher in allen Hauptstädten vorerwähnter Länder bereits am Morgen beim Frühstück über die in der verflossenen Nacht hier stattgehabten Parlaments-Verhandlungen durch das Reuter'che Bureau unterrichtet.

Das Bureau versieht ebenso den Kontinent mit Nachrichten aus Indien, China, Australien und Amerika, und überhaupt aus allen übrigen bedeutenden Plätzen.

Wir dürfen nicht unterlassen, zu erwähnen, daß Herr Reuter seine politischen Depeschen nur der Presse allein und keinem Privatmann mittheilt, um seine Telegramme nicht zum Mittel für Börsen-Spekulationen zu machen. Wol aber werden kommerzielle Depeschen der Kaufmannschaft zur Verfügung gestellt.

Was Herr Reuter für die große Welt der Oeffentlichkeit, ist die neue „Universal-Private-Telegraph-Company" für den kleinen und Privat-Verkehr, für Haus und Hof und als Stückchen in die Wirthschaft. Schon ist London selbst von Telegraphen für den städtischen Verkehr durchkreuzt, so daß man um einen geringen Preis von einem Theil der Stadt nach dem anderen Depeschen befördern kann. Es gab indeß bis jetzt einen Mangel in der Telegraphie, dem abgeholfen werden mußte. Bisher konnte man nur vermittelst fremder Hülfe Depeschen senden. Die Einmischung einer dritten Person mußte überflüssig gemacht werden. Wie für jede andere Erfindung, mußte auch für die Telegraphie ein Weg angebahnt werden, ihr Popularität zu verschaffen, sie in's Volk eindringen zu lassen, und wir glauben uns zu der Annahme berechtigt, daß das in's Lebentreten der Universal-Privat-Telegraphen-Kompagnie ein bedeutender Schritt in dieser Richtung ist. Durch sie fällt fremde Einmischung gänzlich weg. Man wird sich fortan des Telegraphen wie einer Feder bedienen. Der Minister in seinem Kabinet wird sich mit dem Gesandten seiner Regierung am fremden Hofe unterhalten können, als ob sie in einem und demselben Zimmer wären. Der Kaufmann wird die Leitung seines Geschäftes von seinem Privathause aus, selbst wenn das Bureau viele Meilen entfernt ist, betreiben können, wie dies auch bereits geschieht.

Die Erzielung dieses Resultates verdanken wir dem Herrn Professor Wheatstone, dessen im Jahre 1840 erfundener und im Jahre 1858 verbesserter alpha-

Digitized by Google

betischer Telegraph dem Zwecke vollkommen entspricht. Bei diesem Patent ist hauptsächlich darauf gesehen worden, das Erlernen der Telegraphie so zu erleichtern, daß es durchaus gar keine Schwierigkeiten bietet. Nicht nur ist die Handhabung der Instrumente leicht faßlich, sie erfordert auch nur ganz geringe Kenntnisse. Jedes Kind, das zu lesen im Stande ist, kann telegraphiren.

Bevor wir aber unseren Lesern eine Beschreibung der Instrumente geben, wollen wir erst den Zweck der benannten Gesellschaft beleuchten.

Wie gesagt, mußte die Telegraphie ohne Einmischung fremder Hülfe eingeführt werden, und dies ist, wie der Leser aus Folgendem klar sehen wird, erzielt. Wie man bisher das Gas oder Wasser in sein Haus leiten lassen konnte, so wird man sich den Telegraphen anlegen lassen können. Wer hat nicht schon mit Bewunderung auf das Gewebe geblickt, das sich über unseren Häuptern hinzieht, die Straßen und Plätze Londons durchkreuzend? Die Universal-Privat-Telegraphen-Kompagnie ist die emsige Spinne, die das Netz über uns ausspannt. Diese Cables — denn Cables sind es — die sich fern von dem Getreibe der Menschen, von zwei Eisendrähten gehalten, durch die Luft hinziehen, bilden so zu sagen nur den Stamm, aus welchem Ast nach Ast hervorkommen wird, um sich überall hin zu verzweigen. Schon erblickt man hier und da dünne Fäden, die rechts und links von dem Kabel ausgehen, und bald wird diese Weltstadt Demjenigen, der sie von einem Ballon aus betrachtet, wie ein Juwelier-Laden vorkommen, dessen Schaufenster vergittert sind. Wie bei den Gas- und Wasser-Röhren, die in dem Schooß der Erde ruhen, Ableitungen nach irgend einem beliebigen Hause gemacht werden können, so kann auch von dem vorerwähnten Kabel, der die Hauptleitung bildet, ein Draht — denn der Cable besteht aus zwanzig bis hundert ganz feinen Drähtchen — gelöst und nach irgend einer beliebigen Stelle hingeleitet werden. Zu diesem Zwecke sind in Zwischenräumen von je einer englischen Meile Verbindungs-Gehäuse angebracht, in welche die Cables geführt sind. Die Drähte sind schon im Kabel durch eine dünne Kautschuk-Decke von einander getrennt und, um das Aneinanderscheuern derselben schadlos zu machen, noch mit getheertem Zwirn überzogen. Jeder einzelne Draht ist an beiden Enden des Cables numerirt. In der Verbindungsbüchse befinden sich nun eben so viele Isolations-Schieber, als Cables in dieselbe geleitet sind. Jeder Schieber hat wiederum kleine numerirte Röhrchen von Ebonite aufzuweisen, und je ein Draht ist durch dasjenige Röhrchen geleitet, welches die korrespondirende Nummer trägt. Auf diese Weise kann eine Konnektion auf das Leichteste hergestellt werden, ohne den Kabel selbst zu lösen. Die Kompagnie vermiethet nämlich diese Drähte jedem Privatmanne für den geringen Preis von 4 Pfund Sterling für die englische Meile jährlich und ermöglicht es daher Kaufleuten, Fabrik-Herren und sonstigen Geschäftsleuten, ihre verschiedenen Etablissements unter einander, oder auch die Etablissements verschiedener Leute in direkte telegraphische Verbindung zu setzen. Jeder Miether des Telegraphen erhält einen eigenen Draht für seinen ausschließlichen Gebrauch, folglich, da das Telegraphiren selbst gar keine Schranken bietet, kann man ohne irgend welche fremde Einmischung von seinem Bette, seinem Frühstückstische oder seinem Salon aus nach Belieben seine Geschäfte dirigiren. Die Miethe des Drahtes schließt jedoch nicht die der Instrumente mit ein; diese müssen extra gemiethet werden. Aber auch dafür ist der Preis so gering, daß er durchaus nicht in Betracht kommt. Jeder Satz Instrumente kostet eine jährliche Miethe

Digitized by Google

von 6 Pfund Sterling, mithin würde eine zwischen zwei Häusern herzustellende Kommunikation 12 Pfund Sterling jährlich für Instrumente, und wenn die Entfernung drei englische Meilen beträgt, 12 Pfund Sterling für den Draht ausmachen. Es wird uns Jeder zugestehen, daß die Vortheile, die uns ein solches System bietet, den geringen Kostenpreis ganz in den Schatten stellen.

Schon sind die Polizei-Stationen in der City auf diese Weise verbunden; und man geht mit dem Plane um, auch die verschiedenen Regierungs-Bureaux auf gleiche Weise in Verbindung zu setzen.

Wie wichtig es wäre, die Stationen der Feuer-Brigade Londons mit diesen Facilitäten zu versehen, brauchen wir wol nicht erst hervorzuheben. Wie mit einem Schlage könnten beim Ausbruch eines Feuers die verschiedenen Stationen davon in Kenntniß gesetzt und, je nach Bedürfniß, von dem Fortschreiten oder Abnehmen desselben unterrichtet werden. Was nun die Instrumente selbst und deren Handhabung betrifft, so wollen wir unseren Lesern einige Aufschlüsse geben, ohne Illustrationen eine nicht eben sehr leichte Aufgabe.

Der Universal-Telegraph besteht aus zwei, eigentlich drei Apparaten. Zwei jedoch sind zum Telegraphiren unumgänglich nothwendig. Einer dieser Apparate, der Kommunikateur, dient zum Senden einer Depesche, der andere, der Indikateur, zum Empfangen derselben. Ersterer ist ein viereckiger, kleiner Kasten, auf dessen oberer Seite ein durch Glas verdecktes, rundes Zifferblatt angebracht ist. Dieses ist in dreißig gleiche Zwischenräume eingetheilt, von welchen am äußeren Ende jeder mit einem Buchstaben des Alphabets bezeichnet ist; die dann noch übrig bleibenden vier Felder haben Interpunktionszeichen aufzuweisen. Das Zifferblatt hat außerdem noch einen inneren Zirkel, um die Zahlen ebenfalls zu vertreten. Ein in der Mitte angebrachter, durch Mechanismus beweglicher Zeiger deutet nach dem Willen des Operateurs auf denjenigen Buchstaben, den derselbe zu telegraphiren wünscht, und wozu es nur eines leisen Druckes mit dem Finger auf eine dem Buchstaben gegenüber befindliche Knopf-ähnliche Taste bedarf, worauf der Zeiger in seinem Kreislaufe daselbst inne hält, bis eine andere Taste, deren dreißig das Zifferblatt umgeben, niedergedrückt ist. Beim Niederdrücken des Fingers auf eine Taste durcheilt die elektrische Strömung die Linie und zeigt auf dem Indikateur, welcher ebenfalls ein Zifferblatt aufzuweisen hat, den gewünschten Buchstaben an. Der Empfänger hat daher nichts weiter zu thun, als sein Auge auf den Indikateur zu richten und die Depesche zu lesen, wie sie sich vor ihm ohne weitere Mühe durch das Aneinanderreihen der verschiedenen Buchstaben entziffert.

Der elektrische Funke hat seinen Ursprung in einem, im Inneren des Kommunikateurs in der Form eines Hufeisens sich befindlichen, konstanten Magneten. Ein solcher Magnet wird nur Wenigen unbekannt sein, denn wem hätte nicht schon Aehnliches als Spielzeug in den Kinderjahren gedient? Den beiden Polen des konstanten Magneten gegenüber und in fast unmittelbarer Berührung mit demselben, befinden sich zwei Elektro-Magneten von weichem Eisen, die mit dünnem Kupferdraht umwickelt sind. Diese Elektro-Magneten werden durch einen an der Außenseite des Apparates befindlichen Hebel gedreht, und so entsteht der elektrische Strom durch Induktion. Der Operateur hat daher nur mit der rechten Hand den Hebel zu drehen und mit der linken die Tasten nach Wunsch niederzupressen, und seine Depesche erreicht unverzüglich

Digitized by Google

ihren Bestimmungsort. In ihrer jetzigen Konstruktion sind diese Instrumente so zierlich, daß sie als Verzierung des Kaminsimses in dem elegantesten Salon aufgestellt werden können, ohne denselben zu verunstalten. Wir sprachen zuvor von drei Apparaten, die zu einem Satz gehören, haben aber nur zwei beschrieben, daher noch ein Wort über den dritten Apparat. Dieser ist eine Glocke, welche mit dem Indikateur in Verbindung steht und dem Empfänger das Zeichen giebt, daß er eine Depesche erhalten soll. Eine an dem Indikateur befindliche Feder kann nach Belieben rechts auf T. oder links auf A. gestellt werden, welche Buchstaben auf dem Sockel des Apparates angebracht sind. T. bedeutet „Telegraph" und A. „Alarm." Wenn man das Instrument verläßt, hat man nur die Feder auf A. zu stellen, und will der Eine oder der Andere telegraphiren, so hat er nur den Hebel zu drehen und den Finger auf eine beliebige Taste zu drücken, alsdann erschallt die Glocke am anderen Ende so laut, daß sie durch das ganze Haus ertönt. Der auf diese Weise Herbeigerufene erwidert das Signal in eben der Art und stellt die Feder auf T.; alsdann übt die Elektrizität ihre Wirkung auf den Indikateur aus, welches im entgegengesetzten Falle, wenn die Feder auf A. steht, nicht geschieht, da dann die Strömung von dem Indikateur entfernt und auf die Glocke geleitet ist. Nach einiger Uebung kann man hundert Buchstaben in einer Minute telegraphiren.

Die Universal-Privat-Telegraphen-Kompagnie beschränkt sich übrigens nicht auf London; auch auf andere Hauptstädte Englands will sie ihr System ausdehnen, und in Glasgow ist man schon mit der Anlegung des Telegraphen für den Privat-Verkehr beschäftigt.

Wir dürfen nicht unterlassen, zu erwähnen, daß der Miethpreis der Instrumente auch alle Reparaturen, die vorkommen dürften, in sich schließt, da die Gesellschaft dieselben vornimmt, ohne extra dafür zu berechnen.

Von vielen Seiten hat man sich gegen die Leitung von Telegraphen über Häuser ausgesprochen, sie als Gefahr bringend dargestellt, da sie den Blitz leicht anziehen. Dies ist auch unleugbar der Fall. Allein um so mehr halten wir es für gut, die Aufmerksamkeit unserer Leser darauf zu lenken, daß bei den Leitungen obiger Gesellschaft die beiden Eisendrähte, von denen der Cable gehalten wird, nicht nur als Stütze derselben dienen, sondern auch die schöne Eigenschaft besitzen, Blitzableiter zu sein und mithin alle Befürchtungen dieser Art, die man bei Anlegung des Telegraphen in seinem eigenen Hause hegen könnte, sofort beseitigt sind. — Es wird nicht lange dauern, so hat jeder Privatmann, auf der Höhe der Zeit, nicht nur seine Wasser- und Gasleitung für Privatgebrauch, sondern auch eine entsprechende Menge von Drähten, durch die er sich augenblicklich, so oft's ihm einfällt, mit Freunden und Verwandten, Kunden und Käufern bis so und so viel Tausende von Meilen rund herum unterhalten kann. Auch wird man dann „auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege" um die Hand einer Angebeteten anhalten und schnell einen Korb oder ein erröthendes Ja von einer Chinesin oder Kalifornierin als Antwort erwarten können.

Wer nach hundert Jahren noch lebt, wird's bestätigen und noch mehr.

Digitized by Google

Miszellen
aus der Kaufmannswelt in Nah und Fern.

Mexikanische Fruchtsorten.

Ein Markt in Mexiko.

Einer der interessantesten Anblicke für einen wißbegierigen Fremden in Mexiko ist am frühen Morgen ein Gang nach dem Kanale, der zu dem See von Chalko führt. Da kommen beständig Hunderte von indianischen Kähnen von verschiedenen Gestalten und Größen an, welche mit der größten Mannichfaltigkeit der Thier- und Pflanzenwelt aus der Nachbarschaft beladen sind; häufig werden sie von den Frauen der Eingebornen geführt, die ihre Familien bei sich haben. Die herrlichsten Gemüse, welche in den europäischen Gärten gezogen werden, nebst den zahllosen Obstsorten der heißen Zone, von denen viele, selbst dem Namen nach, uns unbekannt sind, liegen in Pyramiden aufgehäuft da, und sind mit den glänzendsten Blumen geziert. Auf dem Vordertheile der Kähne stehen die indianischen Frauen, sehr leicht gekleidet, mit ihren langen, glänzenden, pechschwarzen Locken, welche üppig bis auf die Hüfte herunterfließen, oft mit einem Säugling, der auf ihrem Rücken befestigt ist, und stoßen mit langen dünnen Stangen die Kähne fort. In der Mitte und unter einer Verdeckung sitzt die übrige Familie, größtentheils mit Baumwollspinnen oder damit beschäftigt, die Gespinnste an ihren einfachen, tragbaren Webestühlen in schmale, blaue und weiße Tücher zu weben, welche ihre Hauptkleidung ausmachen. Andere Kähne sind mit Fleisch, Geflügel, Truthühnern und einer Menge wilder Enten beladen, welche sie rupfen, und auf dem Wege zum Markte vorbereiten; gewöhnlich werfen sie die Federn, die für sie keinen Werth haben, ins Wasser. Andere wiederum sind mit indischem Korn in Garben, dem gewöhnlichen Pferdefutter, beladen, welches gleich schwimmenden Pyramiden aufgeschichtet wird. Milch, Butter und junge Ziegen giebt es im größten Ueberflusse, und was zu dem malerischen Aussehen des Ganzen beiträgt — fast auf jedem Kahne ist eine Menge rother und weißer Mohnblumen auf den andern Waaren oben aufgesteckt, und wenn ein Mann an Bord ist, so ist er gewöhnlich damit beschäftigt, zur Kurzweil der Uebrigen ein Bischen auf der Guitarre zu klimpern. Die ganze geschäftige Scene geht mit der größten Eintracht und Herzlichkeit vor sich. Diese schlichten Leute fahren selten bei einander vorbei, ohne sich einander zu begrüßen; und „Buenos dias Señor oder Señora" ist in jedem Munde, und sie umarmen sich einander mit allen Zeichen der Aufrichtigkeit.

Sie landen ihre Ladungen ein wenig südlich von dem Palaste, neben dem großen Markte, und tragen ihre verschiedenen Waaren auf dem Rücken nach dem Platze, wo sie

Digitized by Google

dieselben zum Verkaufe ausstellen. Dieser Markt verdient wol einen Besuch zu einer frühen Stunde; — dann bilden Tausende von Indianern, welche hier mit ihren mannichfaltigen, zum Verkauf ausgestellten Waaren, viele aus einer beträchtlichen Entfernung, versammelt sind, eine der belebtesten Scenen, die man nur sehen kann.

Unter der großen Mannichfaltigkeit von Wasservögeln, die man so von den Ufern des See's einführt, befinden sich eine Menge Waldvögel, als Regenpfeifer, graue Wassertreter, die man alle lebendig bringt; und die Menge Enten von verschiedenen Arten ist erstaunend — 25,000 sind in einem Jahre und zu einem sehr niedrigen Preise verkauft worden. Die gewöhnlichsten sind die Löffelgans (anas clypeata) und die Krickente (anas crecca), welche man beide um denselben Preis verkauft, und die hauptsächlich von armen Leuten gegessen werden, obgleich die letzte eben so gut als in England ist, wo man sie wegen ihres zarten Fleisches so hoch schätzt.

Mazatlan, Haurthafen an der Westküste Mexiko's.

Zahmes Wassergeflügel ist in diesem Theile Neu-Spaniens fast gänzlich unbekannt. Ich sah niemals eine zahme Ente, und Gänse nur zweimal im ganzen Lande. Truthühner, Geflügel, Tauben, Hasen und Kaninchen giebt es in großer Menge, und gelegentlich findet man auch Wildpret auf der Tafel. Fische sind selten und theuer, da die Seen nur wenige Arten enthalten; der Weißfisch (pescado blanco) gleicht an Aussehen und Geschmack unserm Stint, und ist der beste. Schildkröten, Frösche und der Axolote, eine Art Salamander (ein Wasserthier, das unserer Wassereidechse sehr ähnlich kommt) sind im Ueberfluß auf dem Markte, und lauter gute Gerichte.

Digitized by Google

Die Indianer bringen auch eine beträchtliche Menge eines kleinen aber wohlschmeckenden Fisches zu Markte, der nicht mehr als zwei bis drei Zoll lang ist, und den sie in den Kanälen und Gräben in der Nähe der Seen in Netzen fangen. Sie werden in die Blätter oder Kapseln, welche die Aehre des indischen Kornes umgeben, eingewickelt und so gebraten. In diesem Zustande werden sie zum Verkauf gebracht und zwar um einen sehr billigen Preis; wir hielten sie für vortrefflich, aber man sieht sie selten auf den Tafeln der Reichen. Sie haben auch noch ein kleines Schalthier, das unserem Seekrebse gleicht, aber nicht so gut schmeckt. Der Fleischmarkt ist mit Rind-, Schöpsen- und Schweinefleisch wohl versehen, und im Frühling sind junge Ziegen häufig und wohlfeil; Kalbfleisch ist verboten. Rind- und Schöpsenfleisch kommt keineswegs dem gleich, was wir auf den Märkten Europa's haben; aber obschon diese Fleischarten nicht von der besten Art sind, so sind sie doch auch keineswegs schlecht. Vielleicht liegt die Schuld einigermaßen an den Fleischern, und dann haben wir immer eine Vorliebe für unsere eigene Art, die Speisen zu bereiten. Es giebt wol wenige Plätze, die sich einer solchen Mannichfaltigkeit an Gemüse und Obst rühmen können, als Mexiko, und keinen, wo der Verbrauch derselben im Verhältnisse zu der Zahl der Einwohner größer ist. Der große Marktplatz ist beträchtlicher als Covent Garden, aber dennoch zu klein, um die täglich zum Verkauf gebrachte Quantität zu fassen; der Boden ist ganz mit jeder europäischen Art bedeckt, und, wie ich schon gesagt habe, mit vielen anderen, deren Namen wir kaum gehört haben.

Man muß sie sehen, um verstanden zu werden; wie wenige Personen in Europa haben einen Begriff von der Gestalt oder dem Ansehen (wenn sie sich in einem Zustande von Leben und Wachsthum befinden), von den verschiedenen Arten Bananengewächsen (plantains), worunter die Pisangs (Cananas) gehören, den Avocatäpfeln, Breiäpfeln, Papayabäumen, Pastetenäpfeln, Sauerbissen, Pompelmusbäumen, Akeebäumen, Sternäpfeln, Mangobäumen, Liebesäpfeln, Granadillen, Yukas, Granatäpfeln, Kürbissen, Datteln, Melonen, Tunnals, Pitalli, Ciayotte, Chennini, Genianil, mit welchen und vielen anderen dieser Markt nach Verschiedenheit der Jahreszeiten angefüllt ist; aber durch die Abgüsse, welche ich von ihnen genommen habe, wird man in einem Augenblicke mit ihnen vertraut. In einem solchen Lande und Himmelsstriche könnte man die schönsten Produkte eines jeden Theiles des Erdbodens hervorbringen, aber das Ganze ist der Pflege der Indianer überlassen, deren Gartenkultur sehr beschränkt ist.

Indianer-Weib.

Außer den Artikeln für die Tafel verkaufen viele Indianer Wolle, Baumwolle, grobe baumwollene Zeuge, bereitete Häute, irdenes Geschirr, Körbe und dergl. auf dem Markte, und es ist ein unterhaltendes Schauspiel, sie in großen Haufen mit ihren Kindern auf der Erde sitzen und ihre frugalen Mahlzeiten, aus Tortillas und Chile bestehend, genießen zu sehen. Aber unglücklicher Weise findet man in den kleinen Gäßchen am Markte viele Pulque-Laden, wo man die Männer ihr Lieblingsgetränke genießen und ihrer Neigung zum Spielen nachhängen sieht, und ich sage mit Bedauern, daß ich mehr als einmal diese gewöhnlich gutartigen Geschöpfe, wenn sie vom Pulque oder Aqua ardente erhitzt und über das Unglück des Tages mißvergnügt waren, ihre schlechte Laune an ihren unschuldigen und harmlosen Frauen habe auslassen sehen.

Digitized by Google

Feierstunden.

Silhouetten aus der Handelswelt.

Von Ferdinand Hahn.

Der Lehrling.

IV.

Im Stadium der Schlußzeit.

„Wir seh'n ihn wieder!" — Mit diesem Ausruf milder Tröstung schieden wir im vorigen Kapitel von Moritz und stehen jetzt, beim Beginn der neuen und zugleich letzten Abhandlung, faktisch bereits an der Pforte der Erfüllung. Es ist ein eigenthümlich Wesen um das Gefühl des Wiedersehens, das in Bezug auf Innigkeit gar manchfaltig nach Personen und Umständen nüancirt. Wir wollen hier nicht bei dem tiefen Ernste verweilen, mit welchem des Verlassnen „Wir seh'n uns wieder" am Grabe ertönt, da es ja mitten im vollen frischen Leben oft mit gleicher schmerzlicher Wehmuth von den Lippen der scheidenden Liebe zittert. — Der Freund ruft es dem Freunde, der Sänger singt's nach froh verlebten Stunden dem scheidenden Sangesbruder zu, und so, durch alle Lagen und Reiche des vielbewegten Lebens, findet der schöne Gruß überall seine Heimatstätte. Das Wort bleibt dasselbe, nur die Deutung wechselt. Wie verschieden klingt es schon, wenn Einer dem Andern einen gesellschaftlichen Dienst, vielleicht durch Auslage der Zeche, erwiesen und nun auf dessen Entschuldigungen antwortet: „Wir seh'n uns wieder!" Noch anders charakterisirt es sich, wenn auch nicht laut ausgesprochen, beim Hinweggehen auf dem Gesicht des mahnenden Schneiders, der ohne Erfolg seinen Kunden um Abglättung der Rechnung ersucht. Viel drastischer aber ist seine Färbung, wenn nach persönlichem Zusammenstoß der Ueberwundene, auf günstigeren Moment bauend, dem Sieger das vielverheißende: „Wir seh'n uns wieder!" entgegenwettert. Kurz, das Wort bleibt überall dasselbe und nur die Deutung wechselt. So seh'n wir auch unsern Moritz wieder, ohne der inneren Stimmung des Lesers dabei Vorschriften machen zu wollen.

Mit Ueberspringung einer Zwischenperiode treten wir ohne Weiteres in die Zeit ein, in welcher die beiden Lehrlinge, Moritz und Gustav, in stiller Waldeinsamkeit „ihren Sonntag" feierten. Dort war von dem neuen Kommis die Rede, der nach Gustav's Dafürhalten nicht aussehe, als ob er sich „viel gefallen" lasse.

Jener „neue Kommis" im Hause Scheller war angekommen, weil nach Monate langem Versuche ohne Annahme eines solchen nicht länger auszukommen war. Er führte den sonst nicht oft vorkommenden Namen Meyer und unterschied sich von seinem Vorgänger allerdings sehr wesentlich. Sein Auftreten hatte etwas Festes, Bestimmtes, das aber zugleich von solider Grundlage zeugte. Gegen die Lehrlinge war er nicht unbillig und prinzipiell grob, wie es Pole gewesen, aber auch keineswegs herablassend und freundlich. Aus allen Begegnungen mit diesen ließ sich leicht erkennen, daß Meyer ebenfalls Etwas auf den Unterschied der Stände hielt, nur äußerte hier das Gefühl der Bevorrechtung sich in viel verständigerer Weise.

Moritz war jedoch vom Hauf' aus verwöhnt und seine bisherige Lehre ganz geeignet dazu, diese Verwöhnung zur Manie auszubilden. Der geringschätzende Ton, in welchem

Digitized by Google

er sich von Meyer behandelt fühlte, paßte ihm nicht und es fing daher der alte „Geist der Verneinung" sehr bald an auf Mittel zu sinnen, wie dem zu begegnen sei. Anfangs äußerten sich, dem streng ernsten Meyer gegenüber, diese „Gedankenspähne" in mancherlei kleinen Zeichen von Mißstimmung, denen hin und wieder eine stärkere Gabe des mehr sichtbaren Unwillens beistoß. Zuweilen schien Meyer es zu bemerken und sah dann einige Augenblicke lang den Jungen still und fixirend an, ohne im Uebrigen eine Aenderung eintreten zu lassen. Es war ihm in solchen Momenten nicht klar, wie das gemeint sei; für tiefer eingehende Untersuchung erschien ihm die Sache zu unwichtig.

Die Fälle wurden indeß bedenklicher, pikanter. Aus Moritz's sonstiger Befähigung schloß Meyer, daß der Junge vielleicht ein gewisses Selbstgefühl besitze, und vermied es für einige Zeit, ihm in gewöhnlichem Tone zu begegnen. Während solcher Auffassung konnte Moritz im Entgegenkommen und im Erzeigen kleiner Gefälligkeiten wirklich liebenswürdig sein. Er that das absichtlich, um den Unterschied zu markiren. Gewohnheit aber ist ein leidiges Element, das, mit Widerhaken im Leben sitzend, sich nicht ohne Weiteres ablösen läßt. — So kehrte denn auch bei Meyer nach einiger Zeit die alte Manier zurück. Sicher und unmittelbar, wie das Echo dem an die Felsenwand schlagenden Schall, folgte Moritz's Antwort. Sie bestand nicht in Worten, aber faßlich genug in irgend einer „zufälligen" kleinen Teufelei. In derselben Weise wiederholte die Situation sich noch einigemal; da aber Beispiele eben so wol als Zahlen besser wie alle Andeutungen beweisen und erklären, mögen hier wenigstens ein paar solcher Fälle speziellere Erwähnung finden.

An einem Markttage, an welchem bei regem Verkehr stets zwei, auch drei Personen am Ladentisch beschäftigt waren, fand Meyer einen Gewürzkasten so leer, daß nur nothdürftig die verlangten paar Loth der betreffenden Waare darin zusammengebracht werden konnten. Mit ernsten Worten und in dem ursprünglich strengen Tone verwies er dies dem neben ihm stehenden Moritz.

„Es gehört sich, die Kästen vorher zu untersuchen, damit sie nicht leer gefunden werden, wenn keine Zeit ist sie zu füllen. Daß das nicht noch einmal vorkommt!"

In demselben Augenblicke wankte in Moritzens Hand die Wagschale, in die er eben ein Pfundgewicht hatte legen wollen, so daß letzteres heraus und dem Kommis auf den Fuß fiel. Meyer stieß einen Schmerzensschrei aus und in seiner Rechten zuckte es unwillkürlich, als werde sie vom Ohrfeigendrange gehoben. Schnell besann er sich indeß eines Andern und schwieg, bis die anwesenden Käufer den Laden verlassen hatten. Dann sagte er in gelinderem, aber forschendem Tone:

„Ich will nicht hoffen, daß das eben Geschehene Absicht war oder Bosheit!"

„Weder Absicht noch Bosheit, aber Schreck vielleicht," — erwiderte Moritz; — „sobald ich hart angelassen werde, erschrecke ich stets in dieser Weise."

Deutlicher konnte die Erklärung nicht sein; Meyer verstand sie auch, war aber viel zu sehr Menschenkenner, um nicht das unter solchen Umständen Klügere zu erwählen. Was konnte ihm daran liegen, im Kampfe gegen des Burschen Verschlagenheit, fortwährend versteckten Bosheiten ausgesetzt zu sein, da ja erfahrungsmäßig niemals etwas dergleichen geschah, sobald es sich nicht an irgend einem rauhen Worte entzündet gehabt.

Bevor wir zur Mittheilung eines zweiten Falles gehen, dürfte, um nicht mißverstanden zu werden, eine Bemerkung nothwendig sein. Durch Darstellung dieser Moritz'schen Hülfsmittel könnte es leicht den Anschein gewinnen, als läge die Absicht vor, Lehrlingen dieselben für ähnliche Fälle zur Nachahmung zu empfehlen, eine Auffassung, gegen die wir uns, wenn sie stattfände, ganz entschieden verwahren müßten. Denn einmal: abgesehen von der Ungehörigkeit solcher Oppositien überhaupt, sind auch zweitens nicht viele Lehrlinge mit der sonstigen Befähigung und Brauchbarkeit ausgerüstet, wie sie Moritz besaß (den wir, beiläufig gesagt, nach dem Leben kopiren), und drittens dürften auch die Kommis nicht aller Orten gefunden werden, die mit gleicher philosophischer Ruhe, wie Meyer, zum Studium Moritz'scher Naturen geneigt sind. Unter hundert Lebensprinzipien solcher Art werden neunundneunzig statt zum Frieden stets zum Gegentheil führen. Nach dieser nothwendigen Bemerkung möge nun die Mittheilung eines zweiten Falles und zwar des

Digitized by Google

letzten dieser Art, folgen. Er wirkte so nachhaltig auf Meyer's Gedächtniß, daß es einer Wiederholung nicht mehr bedurfte.

Die Zeit, in welcher unsere Darstellung spielt, liegt um zwei Jahrzehnte zurück. Die Menschheit, namentlich die in kleineren Städten, war damals noch viel „praktischer", indem sie mancherlei kleine Bedürfnisse sich auf dem Hausmittelwege selbst bereitete. Beispielsweise gedenken wir der Stiefelwichse. Die größere Fabrikation hatte sich derselben zwar schon bemächtigt, und sie in allerlei Schachteln und Büchsen und unter den verschiedensten Etiquetten in den Handel gebracht; der kleinere Bürger und Handwerker zog es aber vor, seinen Wichsbedarf selbst zu fabriziren, weil es ihm nicht wenig Genugthuung gewährte, auf diesem Wege bei einer Kapitalanlage von ca. acht Pfennigen auf Wochen hin seinen Haushalt zu versehen, während das gekaufte Produkt ihm vielleicht das Doppelte für diese Zeit gekostet haben würde.

Das Rezept dazu enthielt folgende Spezies: Fischthran — zwei Pfennige, Syrup — zwei Pfennige, Vitriolöl — zwei Pfennige und gebranntes Elfenbein — zwei Pfennige. Diese Ingredienzen wurden regelmäßig erst am Sonntag Vormittag im Materialladen entnommen. Mit einem beliebigen Topfscherben in der Hand erschienen alle die, denen die Wichse ausgegangen, ließen sich die vier Elemente nach einander hineinschütten und mischten sie gleich an Ort und Stelle.

Das Haus Scheller erfreute sich bezüglich dieses chemischen Prozesses eines besonderen Rufs; die meisten Wichsmischer wandten sich hierher, so daß das Sonntagsfrüh-Geschäft fast ausschließlich in diesem Artikel „machte."

Die stillen Flüche und Verwünschungen des jour-habenden Lehrlings, dem das Pousiren dieses Geschäftszweiges stets ganz ausschließlich anvertraut war, hörte und beachtete Niemand; um so weniger, als das „enorme Geschäft", welches „Schellers" in diesem Artikel beglückte, sprichwörtlich geworden. Inteß mag der Umgang mit Fischthran, Syrup, Vitriolöl und Beinschwarz für den, dem es an besonderer Neigung dafür nun einmal mangelt, nicht eben zu den höheren Lebens-Annehmlichkeiten zählen und darf man daher wol über den jugendlichen Unwillen kein allzu strenges Gericht halten.

An einem solchen Sonntagsmorgen, an welchem Moritz jour hatte, während draußen wieder die herrlichste Augustsonne schien, war das genannte Wichs-Geschäft vorzüglich blühend. In kurzen Zwischenräumen folgte eine Mischung der andern, wobei die vier Gegenstände stets von den verschiedensten Seiten her zusammengeholt werden mußten. Der Beinschwarz-Kasten z. B. befand sich in einer obersten Regalreihe und konnte nur mittelst Leiter erreicht werden. Im Drange des Augenblicks hatte Moritz sich's heute bequem gemacht, und in den unteren Reihen je einen Kasten stufenweise herausgezogen, auf denen er nun mit großer Gewandtheit nach dem Beinschwarz hinauf- und zurücksprang. Beiläufig machte ihm gerade dieses Exerzitium so viel Vergnügen, als ob es ein Surrogat für die entbehrte freie Luft böte.

Eben trat wieder ein Knabe, den üblichen, oben halb abgebrochenen schwarzen Topf in der Hand, durch die Seitenthür in den Laden (der Haupteingang mußte wegen der Sonntagsfeier geschlossen bleiben) und begann im Tone des Schulgebets:

„Ich möchte vor zwei Pfennige Fischthran und vor — —"

„'s ist gut, 's ist gut!" unterbrach ihn Moritz und griff nach dem Syrupkruge; denn Syrup machte stets den Anfang, um dem nachfolgenden Elfenbeinschwarz eine sichernde Unterlage zu geben.

Wie schon erwähnt, machte ihm, der selbst konstruirten Treppe halber, das Geschäft heut ausnahmsweise Spaß. — Wiederum war er mitten im Sprunge nach dem bekannten Kasten, als, zum Sonntagsspaziergange angethan, Meyer hereintrat und mit staunender Entrüstung auf das kühne Experiment hinsah.

Einen Schritt näher getreten, rief er dem Obenstehenden zu: „Ist das aber nicht offenbare Flegelei? Theils werden die Kästen dadurch ruinirt, theils die Waaren verunreinigt! Werden Sie wohl umkommen, wenn Sie die Treppe anlehnen?"

Moritz zog in diesem Augenblicke den Kasten, der wahrscheinlich zu schnell nachgegeben, oder was sonst für ein Zufall dabei gewaltet, kurz, der Kasten wankte und ein

Digitized by Google

Theil seines Inhalts stäubte auf Meyer's Gesicht und weiße Wäsche hernieder. Der im Nu total ruinirte Spaziergänger stand einen Augenblick lang vor Entsetzen still, während der Thäter eine Entschuldigung murmelte, dabei aber, um sich auf jeden Fall über der Partei zu halten, oben stehen blieb.

„Das sollst Du mir entgelten, nichtswürdiger Mensch!" — brach Meyer in Wuth aus — „wahrhaftig, das sollst Du mir entgelten!"

Der Kommis verließ mit dieser Drohung den Laden und brauchte mindestens eine Stunde, bevor ihm die völlige Instandsetzung des Sonntags-Spaziergängers von Neuem gelang. Draußen im Reiche der milden Natur war seine Entrüstung bald aber so weit verwischt, daß er sich vornahm, den Jungen fortan unter allen Umständen, möge er treiben was er wolle, ruhig gewähren zu lassen. Meyer hielt an seinem Vorsatze fest und war von da ab vor jenen dämonischen Einflüssen sicher.

Moritz stand nunmehr im letzten Jahre seiner Lehre und triumphirte im Innern, daß er durch die Konsequenz seiner Mittel sich eine wünschenswerth freie Stellung errungen. Denn auch der inzwischen zum wirklichen Prinzipal vorgeschrittene junge Scheller ließ ihn gewähren. Dieser war schwach genug, es aus vermeinten Freundschaftsrücksichten für die Familie zu thun. Auf den Fleiß des Moritz hatte die übertriebene und verderbliche Nachsicht keinen nachtheiligen Einfluß, weil der Bursche aus Neigung arbeitete; sein übriges Benehmen aber strotzte von Muthwillen und gelegentlich dummen Streichen.

Die Abendausgänge nach Geschäftsschluß verlängerte er ganz nach Belieben und kam es ihm, weil sich dabei Bedürfnisse geltend machten, welche das spärliche Taschengeld weit überstiegen, nicht darauf an, zuweilen ein Kleidungsstück zu verkaufen. Er litt deßhalb nicht Mangel daran, weil vom Hause auf jeden dahin kundgegebenen Wunsch neue Garderobe zufloß. So kam er einige Mal sogar berauscht nach Hause, ohne deßhalb irgend welchen Verweis zu erhalten. Unter solchen Umständen war es ein Glück für ihn, daß er eigene Willenskraft besaß, sonst wäre sein sittlicher Untergang unvermeidlich gewesen. Da wir gern, wie ein guter Rechnungsführer, alle Angaben mit Beweisen versehen, möge auch von der Willensstärke des jungen Mannes ein Beispiel hier folgen.

An einem Jahrmarktsabend war er theils allein, theils in Gesellschaft in einigen Wirthslokalen gewesen, hatte dort verschiedene Biere und zuletzt in einer Konditorei noch starke warme Getränke genossen. Beim Hinweggehen aus letzterer befand er sich in jener leicht stürzenden Verfassung, wo die aufgelösten Gedanken, Maikäfern gleich, nur noch dunkel im Kopfe umher brummen. Von Besinnung war annähernd noch soviel vorhanden, um sich des ungefähren Gebrauchs der Gliedmaßen bewußt zu sein und noch unterscheiden zu können, daß man sich zum Laufen der Füße und nicht der Ellnbogen oder der Nase bedienen müsse. Eine dunkle Erinnerung an die Straße, in der sich die Scheller'sche Handlung befand, leitete ihn, nachdem er längere Zeit unter Beschreibung der polizeiwidrigsten Kurven umhergewankt, nach dem Markte. Dort gerieth er in die Budenreihen und verirrte sich.

Nachdem er einige Zeit in den engen Gassen der Bretterhäuser umhergedonnert und jeden Augenblick an eines derselben angerannt war, oft mit einer Vehemenz, welche das gesammte provisorische Gebäude zum Wanken brachte, blieb er endlich an einer Waarenkiste lehnen, glitt an derselben nieder und schlief ein. So fand ihn, nachdem Mitternacht längst vorüber, der Wächter. „Was machen Sie hier?" Keine Antwort. Der ernste Mann der Nacht erfaßte, rüttelte ihn und frug weiter: „Wer sind Sie?" — „Besoffen," murmelte der Schläfer. „Ich frage, wer Sie sind, nicht was Sie sind?" — „Besoffen bin ich! — Donnerwetter!" Nachtwächter haben in solchen Fällen ihre Erfahrung und wissen, daß man mit Leuten dieses Standes nur unfruchtbare Examinas hält. Zunächst versuchte der Mann die Person des Unbekannten zu ermitteln, bog sich zu dem Schläfer nieder und richtete das tief auf die Brust gesenkte Haupt desselben empor, um den Schein einer nahen Straßenlaterne auf das Gesicht wirken zu lassen. Moritz, dadurch gestört, stammelte mit kaum noch zu bewegender Zunge und ohne der freien Bewegung eines Gliedes mehr fähig zu sein: „Mag — nichts mehr! — brauch' nichts — mehr!" Der Wächter hatte seinen Mann jetzt erkannt und war nun wenigstens völlig sicher, daß den jungen

Digitized by Google

Menschen kein anderer Beweggrund als der angegebene zwischen die nächtlichen Budenreihen geführt habe. „Ich will Sie nach Hause bringen, Moritz! — Haben Sie einen Schlüssel mit?“ „Mag kein Haus mehr! — Selber Schlüssel!“ Der Wächter schloß aus der ungewöhnlichen Auffassung der einfachsten Begriffe, daß eigene Disposition hier nicht mehr vorhanden sei, und ging deßhalb selbstständig zu Werke, indem er den jungen Mann auf die Füße lehnte und ihm die Taschen nach dem Hausschlüssel zu durchsuchen begann. „Sie — wollen mich — stehlen!“ — grunzte der Durchsuchte. „Nein, ich will Sie nicht stehlen, aber nach Hause bringen. — So, jetzt hab' ich den Schlüssel gefunden. — Können Sie Licht zu Hause machen?“ „Bin — kein Licht!“ Ohne weitere Fragestellung lehnte er jetzt den Bewußtlosen wieder an die Kiste, lief nach der nahen Wachtstube und holte eine brennende Laterne. Dann faßte er den jungen Mann kräftig unter den Arm und führte ihn, der Alles willenlos mit sich geschehen ließ, nach dem wohlbekannten Scheller'schen Hause.

Die willfährige Aufopferung des schutzgeistlichen Nachtwächters ging indeß hier nicht zu Ende. Durch vielfältiges Fragen hatte er endlich herausbekommen, daß sich die Schlafkammer seines Schützlings drei Treppen hoch befinde. Nach viertelstündiger Anstrengung war die Sisyphus-Arbeit vollendet, und Moritz sogar entkleidet in's Bett gebracht, ohne daß er selbst sowie der im gleichen Raume schlafende Kollege eine Ahnung davon hatte.

Am nächsten Vormittage erschien, vorsichtig sondirend, der nächtliche Beschützer im Laden. Er hatte den Hausschlüssel abzuliefern und wollte das nicht öffentlich thun, weil er ja wußte, daß Lehrlinge in der Regel nicht unter die Hausschlüsselbesitzer zählen. Moritz, der sich übrigens in einer abscheulichen Verfassung befand und jenen berüchtigten Nachkommen durchtrunkener Nächte in höchster Potenz in sich trug, nahm ihm, wenn auch geheim, aber sonst ziemlich unbefangen, den Schlüssel ab, der wirklich in seinen Besitz gehörte, wenn auch die legale Erwerbung desselben nicht vollgiltig aufzuweisen war, und drückte dann dem Wächter einen halben Gulden in die Hand. „Wenn Sie wieder einmal ausgehen,“ — offerirte der Mann halblaut, — „dürfen Sie mir's nur sagen.“ — „Nein, verehrter Freund, in dieser Weise gehen wir nicht wieder,“ — bemerkte Moritz mit Entschiedenheit. — „Im Uebrigen danke ich für Ihren christlichen Willen!“ Er hatte am Morgen den Entschluß gefaßt, sich nie wieder zu betrinken, und hielt, wenigstens während der noch folgenden Lehrzeit, gewissenhaft daran fest, obgleich er, weil Niemand im Hause sich darum kümmerte, kaum einen Verweis bekommen haben würde, wenn er sich weiter dem Trunke ergeben hätte. —

Da er fortan nur mit nüchternen Augen sah, so konnte es nicht fehlen, daß ihm, dem nunmehr Achtzehnjährigen, auffiel, wie die Tochter des gegenüber wohnenden Fleischers sehr oft herüber sah, ja sogar öfter herüber kam und bei solcher Gelegenheit stets ein kleines Gespräch mit ihm anzuknüpfen wußte. — Karlinchen war ein kleiner schwarzköpfiger Backfisch, dem seit einiger Zeit aber des Vaters markige Kost recht wohl zu bekommen schien.

Als Moritz erst angefangen, die „holde Nachbarin“ überhaupt näher zu beachten, gefiel sie ihm mit jedem Tage besser und es entwickelte sich schnell ein kleines Verhältniß.

Karlinchen holte nun den Pfeffer, der sonst immer pfundweis entnommen worden, nur in halben und Viertel-Pfunden und hätte ihn, der Gelegenheit halber, lieber blos lothweis gekauft, wenn 's nicht aufgefallen wäre. Ebenso mit allen anderen Gewürzen.

Außer diesen Begegnungen sahen sie sich nirgends, weil jede Gelegenheit dazu fehlte und sie auch nicht besonderes Bedürfniß darnach fühlten.

Um so interessanter und lieber wurden ihnen diese flüchtigen Sprechminuten und dieses Sichgegenseitigsehen; wenn letzteres auch nur par distance geschah. Linchen nähte, stridte, stickte und arbeitete möglichst Alles an dem Fenster, welches der Scheller'schen Ladenthür gerade gegenüber und deshalb am nächsten lag, und Moritz hatte immer merkwürdig viel in der Nähe der Ladenthür zu thun, oder sich von offener Thür aus umzusehen. Mit wahrem Widerwillen ging er jetzt nach dem Comptoir hinter, und mußte es ja geschehen, so blieben doch wenigstens die Gedanken vorn an der Thür.

Daß in Folge dessen allerlei Mißwachs in seinen Büchern entstand, ist begreiflich, nur konnten sowol der Prinzipal als auch Meyer sich den Grund nicht denken, weil

Digitized by Google

doch sonst dergleichen nie vorgekommen. Man wurde aber aufmerksam und kam so dem kleinen süßen Geheimniß bald auf die Spur. Karlinchen, um ihren Gefühlen lebendigeren Ausdruck zu geben, brachte an gewissen Tagen dem lieben Nachbar stets ein verstohlenes Wurstfleisch-Frühstück, oder wußte ihm sonst einen fetten Leckerbissen geheim zu übermachen. Moritz kannte das Schiller-Wort:

„Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt,"

zwar auch, — aber was gab es auf seinen Fluren denn Schönes, womit er Linchen hätte schmücken sollen? — Das Schönste noch war unstreitig der Pfeffer, denn durch ihn wurden sie am östesten in Begegnung gesetzt, durch ihn hatten sie sich kennen gelernt, er war das Hauptbedürfniß des lieben Schwarzköpfchens und mithin auch „das Schönste auf den Fluren."

Moritz, nachdem er dies erkannt, begann in der Weise seine Liebe damit zu schmücken, als er auf das von Karlinchen zur Bezahlung hingelegte Geldstück stets genau so viel wieder heraus gab, als jenes betrug, wodurch er den Betrag in Linchens Privatkasse überleitete und die schöne Besitzerin in den Stand setzte, sich den „Schmuck" nach eigenem Gefallen zu beschaffen.

Den Blicken scharfer Beobachtung entging aber auch diese Ausstattung nicht und in diesem einzigen Punkte war Herr Scheller wirklich empfindlich. Sein Freundschaftsgefühl für den Vater des Moritz, sowie für den Nachbar Fleischer, reichte gerade noch so weit, daß er der Väter wegen die jungen Leute schonte, angeblich nur aus dem Grunde völliger Reife Herrn Moritz sehr plötzlich den Lehrbrief ausstellte und ihn damit nach Hause schickte. Nachbar Linchen holte seitdem den Pfeffer wieder pfundweis oder auch gleich in doppelten Pfunden.

Das arme Herz wollte brechen vor unendlichem Weh. Das Menschenherz ist aber aus gar zu dauerhaftem Stoffe gebaut und bricht nicht gleich. „Ewig grünen" bleibt aber „die schöne Zeit der jungen Liebe" nun einmal nicht, darum muß sich der Mensch auch, trotz der Schiller'schen Klage, zu fassen suchen. Auch Moritz dachte daheim beinahe volle acht Tage noch mit Sehnsucht „an das ferne Lieb", kam dann aber ebenfalls mit unzerbrochenem Herzen davon.

Später schickte ihn der Vater noch einige Jahre nach England und nahm ihn nach seiner Rückkehr ins eigene Geschäft. Gegenwärtig, nachdem der Vater gestorben, fungirt er mehrere Jahre schon selbst als Chef und denkt manchmal an die Erlebnisse und Führung seiner Lehrzeit, die er unter allen Umständen bei keinem seiner Lehrlinge dulden würde.

Nachdem wir so den einen unserer Helden glücklich aus des Lebens Wirrsal gerettet, kehren wir pflichtgemäß zum andern zurück, um auch ihm die große Scheidewand zwischen Lehre und Leben übersteigen zu helfen. Denn Gustav stand zur Zeit, als dem Moritz „der große Wurf gelungen", ebenfalls im letzten halben Jahre seiner Lehre und im neunzehnten seines Lebens. In die Zwischenperiode wollen wir den freundlichen Leser nicht erst speziell einführen; nicht der langen, langen Reihe einzelner Ereignisse gedenken, wie sie Gustav's Leben arabeskenartig durchschlangen. Erwähnen müssen wir nur, daß sein Naturell sich an der Härte der Erfahrungen nach und nach gekräftigt, und, da auch Herr Rettig, sein Prinzipal, es über sich gewonnen, einen milderen, freundlich ermuthigenden und aufmunternden Verkehrston für ihn anzuschlagen, die ursprüngliche Befangenheit Gustav's sich so vortheilhaft in ein gewandtes, entgegenkommendes Wesen umgewandelt hatte, daß dies zu bemerken besonders nöthig ist, um nicht den Gustav von heute und den von früher für zwei ganz verschiedene Personen zu halten. Für die, welche in fortwährendem Verkehr mit ihm gestanden, war das so natürlich und unbemerkt vorgegangen, daß man die Metamorphose erst bei dem vergleichenden Blicke zwischen Sonst und Jetzt bemerkte.

An Gustav's Gestalt hatte die Zeit in gleicher Weise vortheilhaft gearbeitet. Der großen, stattlichen Figur sah man nur mit Widerstreben den Lehrling noch an. Alle Welt erkannte das, nur Herr Rettig nicht, der durchaus keine Anstalten treffen wollte, denn

Digitized by Google

Gustav wenigstens das letzte Vierteljahr seiner Lehre zu schenken. Er hielt in dieser Beziehung außerordentlich viel auf Ordnung. Obgleich Gustav so weit war, daß er längst nichts mehr bei ihm lernen konnte, meinte Herr Rettig doch, daß gerade das letzte Vierteljahr für dessen Ausbildung außerordentlich wichtig sei. In der kaufmännischen Korrespondenz hatte er zwar noch keine Uebung und verstand auch von der Buchführung nichts, weder von der doppelten noch der einfachen, desgleichen waren ihm die nothwendigen fremden Sprachen zu der That noch sehr fremd, weil er bei den dringenden, ununterbrochenen „praktischen" Geschäften im Laden nicht Zeit genug zu deren Erlernung gefunden. Aber was schadete das! Es mußte ihm doch auch für sein ferneres Leben noch etwas zu lernen übrig bleiben, und hatte er, bei vorhandener Neigung, da noch Zeit genug dazu.

Dagegen suchte Gustav in der Wissenschaft, wie man ein Pfund Kaffee abwägt, einpackt und verkauft, so wie in allen übrigen Handgriffen und den schon früher erwähnten „kleinen Geschäftsvortheilen" seines Gleichen. Die eindringlichen Lehren des Prinzipals waren bei ihm nicht auf tauben Boden gefallen, denen er auch im savoir vivre einen wahren Schatz von Kenntnissen verdankte. In letzterem Fache ertheilte Herr Rettig seinen angelegentlichsten Unterricht. „Die Behandlung der Kunden", sagte er, „ist die Hauptsache vom ganzen Geschäftsleben. Wenn ich die besten Waaren auf Lager habe und weiß mich nicht mit den Käufern zu benehmen, kommen sie nicht wieder; wogegen bei freundlicher, zuvorkommender Behandlung zuweilen auch etwas minder Gutes mit in Kauf geht." Er stützte dieses Prinzip auf Erfahrung und mußte mithin wol Recht haben.

Gustav war, wie erwähnt, auch hierin ein „meisterhafter" Schüler. Man mußte ihn sehen, um von solcher Liebenswürdigkeit einen Begriff zu erlangen. Namentlich gelang ihm dies bei den Kunden femini generis von 16 bis 20 Jahren, bei denen er, wenn Herr Rettig gerade nicht im Laden war, außer dem höflichsten Gruße, der unvermeidlichen Anpreisung des Kaffee's und der Rosinen, und außer der Bitte, recht bald wieder zu kommen, auch noch ein Kniffchen in die Wangen oder ähnliche geschäftfördernde anmuthige Vertraulichkeiten anzubringen verstand, die sich denn auch die liebenswürdigen Kundchen gern gefallen ließen und in Folge deren sie dem „freundlichen Menschen", trotz seiner entsetzlich großen blauen Hände, immer wieder gern abkauften. Die dicken blauen Hände Gustav's waren das unvermeidliche Vermächtniß der Rettig'schen Ladentemperatur während der Wintermonate, durch welche auch Gustav's sonst rothe Bausbacken regelmäßig mit Blau überzogen wurden. Der Chef erklärte solche Temperatur für außerordentlich gesund, ohne jedoch ausdrücklich zu bezeichnen, wen er dabei meine, weshalb es stets zweifelhaft blieb, ob er bei der Gesundheit die Lehrlinge im Sinne habe oder den Holzboden.

Cigarren rauchen durfte Gustav immer noch nicht, und zwar nicht etwa der Cigarrenkiste, sondern gleichfalls der Gesundheit wegen. Dabei sieht man, welch bedeutungsvollen Einschnitt die Stunde der Lehrbefreiung im Leben bildet, weil unmittelbar nachher die Cigarren nicht mehr schaden. Unserm Gustav war diese urplötzliche Wendung der Natur von jeher als nicht ganz unbedenklich erschienen und zeitweises Versuchen zum Zwecke des sanfteren Ueberganges von ihm als gebieterische Nothwendigkeit betrachtet worden. Er hatte mithin über den Zweck des Rauchens anders empfinden gelernt als damals beim Spaziergang im Walde.

Mit Moritz war er nicht oft mehr zusammen gekommen, aber es hatten sich später andere gleichgestimmte Seelen gefunden, die alle auch die Nothwendigkeit des Rauchens begriffen. Um dabei nicht einzig nur auf den vierzehnten Tag angewiesen zu sein, hatte man die Einrichtung von wöchentlichen Abendzusammenkünften ermöglicht, bei denen an geeignetem Orte Cigarren geraucht und, wenn auch nur im Interesse der Waarenkunde, einige warme und kalte „Erfrischungen" genossen wurden.

Bei diesen Gelegenheiten wurden so manche Gedanken ausgetauscht und Gustav lernte dadurch erkennen, daß es außer dem Bereiche seines Ladens auch noch eine Welt, und zwar keine so durchaus uninteressante gebe. Einige der Genossen hatten schon Bälle gesehen, Abendgesellschaften, Konzerten und dergleichen beigewohnt, während Gustav von allem dem noch nicht einmal eine Idee besaß. Wie sollte das aber auch möglich sein? Mit Hülfe des Hausschlüssels, den er der Munifizenz der alten Köchin des Hauses verdankte,

Digitized by Google

waren ihm die Abendausgänge wol möglich geworden, wie aber hätte er das auf ein öffentliches Lokal ausdehnen können, wo in jedem Anwesenden ihm ein Verräther lauern konnte? Und doch, welche fast unbezähmbare Sehnsucht empfand er nach einem Balle, er, der nicht einmal die Tanzstunden besuchen durfte, weil Herr Rettig meinte, daß das Tanzen für den nicht vollständig „ausgewachsenen Menschen" sehr schädlich sei.

Für dieses lange unbefriedigt gebliebene Sehnen fand sich endlich ein herrlicher, bis dahin ungeahnter Ausweg. Sein ganzes Wesen erzitterte vor innerer Lust, wenn er bedachte, daß mit Hülfe des Hausschlüssels der alten Dorothea, Rettig's Köchin, dieser Weg ihm offen stehe, um den ersten großen Schritt in die Ballnacht zu thun, in eine Ballnacht, in der er sich frei und unerkannt bewegen könne. Er hatte im Wochenblatte, dem städtischen Moniteur, die Ankündigung gelesen: „Mittwoch, den 13. März, Großer Maskenball im Tivoli, Anfang Abend 8 Uhr. Es werden nur maskirte Personen zugelassen. Entrée 10 Silbergroschen."

„Herr des Himmels — Maskenball! Feenhaft zaubrisches Vergnügen aus Tausend und Eine Nacht!" — so jubelte unser Gustav im Innern voll seliger Wonne, als er diese Anzeige las. Zum Glück war Herr Rettig im Laden nicht anwesend, er hätte sonst aus der wogenden Brust, dem stürmischen Athem, dem kühnen, herausfordernden Blicke seines Zöglings ahnen müssen, daß folgenschwere große Entschlüsse in seiner Seele reiften. Mit Hülfe von Dorothea's Hausschlüssel wurde selbigen Abends noch von drei Freunden der Besuch des Maskenballs beschlossen, eben weil es ein Maskenball war, bei dem Jeder maskirt erscheinen mußte, bei dem also kein Verräther den tyrannischen Prinzipalen die Anwesenheit der Lehrlinge verrathen konnte.

Der Beschluß war gefaßt. Außer ihm hatte begreiflicher Weise fortan kein anderer Gedanke im Kopfe mehr Raum. Die Wirkung davon griff in bedenklicher Weise ins praktische Leben ein. „Maskenball!" war die einzige herrschende Idee, alles Uebrige Nebensache. Das Verkaufsgeschäft mußte dabei freilich auch besorgt werden, doch nur weil es mußte. Ob er aber dabei Tinte statt Baumöl, Pfeffer statt Schnupftabak, Häringe statt Rosinen einpackte, den Essig in Düten schüttete und statt in das Salzfaß in die Honigtonne griff, galt ihm völlig gleich. Aus dem Munde des Prinzipals regnete es formlich „Ochsen" und „Schafsköpfe", aber Gustav war außer Stande, Notiz davon zu nehmen; Maskenball und nur Maskenball war das Eine und Alles, was noch Lebensfähigkeit für ihn hatte.

Endlich war der 13. März, der verhängnißvolle Tag, herangekommen und nun hörte Alles auf. Als Gustav, die heftigsten Kopfschmerzen vorschützend, sich in seine Dachkammer zurück zog, fürchtete Herr Rettig den nahen Ausbruch eines Nervenfiebers. Bei der Wahl seiner Maske hatte Gustav zwischen einem Ritter mit federwallendem Barett, geschlitztem Wamms, goldbordirtem Mantel, Sporenstiefeln und Degen und einem Türken geschwebt. Der letztere erhielt seiner Einfachheit wegen den Vorzug. Dorothea, ohne das Vorhaben zu ahnen, vielmehr nur einen der gewöhnlichen Zusammenkünfte vermuthend, gab bereitwillig den Hausschlüssel. Am verabredeten geheimen Orte kamen die drei Freunde zum Ankleiden zusammen. Obgleich Gustav drei Paar Glacéhandschuhe Nr. 00 bei den Bemühungen, sie seinen blauen Händen aufzuzwingen, total zersprengte und sich endlich zu baumwollenen entschließen mußte, war doch der Türke schließlich fertig und eilte mit einem Schornsteinfeger und einem Ritter unter rasendem Beifall Tausender von Gassenjungen dem Tivoli zu.

Das Herz klopfte ihm beim Eintritt in diese unbekannte Sphäre gewaltig; bald aber sprang er, wie ein nach langer Einsperrung in den freien Wald entlassenes Wild, in den tollsten Sätzen und Kapriolen umher und hatte nach kurzer Zeit Prinzipal sammt Laden und Allem, was außerhalb des Ballsaals existirte, rein aus dem Gedächtniß vertilgt. Seine Freude wurde immer zügelloser, je mehr er sich dem tollen Treiben überließ. Dabei wurde auch mittelst vorsorglich mitgenommener Federkiele des funkelnden Rothweins nicht vergessen. Was kümmerte ihn der türkische Nationalcharakter und das Verbot des großen Propheten! Er war eben der lustige Türke und wurde im ganzen Ballsaal nur in dieser Eigenschaft genannt.

Digitized by Google

Alles nimmt aber auf Erden ein Ende und als die Vertraulichkeit der Umgebung so weit gediehen, daß man ihm mit Gewalt die Maske abzureißen drohte, weil er sich, da Mitternacht schon vorüber, noch immer nicht demaskiren wollte, da sagte ihm sein warnender Genius, es sei wol gerathen, jetzt das Weite zu suchen, damit das Geheimniß unter allen Umständen gewahrt bleibe.

Es war zwei Uhr vorbei, als er dieser inneren Stimme, die ihn wie der Engel mit dem „sabre de feu“ aus dem Paradiese vertrieb, gehorchte und den Ballsaal mit blutendem Herzen verließ. Bald hatte er den Schauplatz seiner ersten jugendlichen That im Rücken und schlich langsam dem nichts ahnenden Rettig'schen Hause zu. Die Straßen waren jetzt zwar leer und still, allein wer konnte trauen, ob nicht die Bekannten des Herrn Rettig daher kommen und den sündigenden Lehrling erkennen könnten! Um jedem auch derartigen Ungeschick zu begegnen, behielt er die schützende Larve noch vor. Die kalte Nachtluft that ihm anfänglich wohl gegen die schwere Luft im dunstigen Saale, brachte aber bald auch einen Rausch zu Stande, der sich, durch die still gehäufte innere Anlage genährt, in so jähen Potenzen steigerte, daß Gustav in einer höchst verfänglichen Verfassung am Wohnhause anlangte.

Das Aufschließen gelang glücklich. Tiefe Finsterniß umgab ihn in dem breiten Hausflur, von dem aus er den ihm wohlbekannten Weg in sein Dachkämmerchen zu erreichen hoffte. Aber o weh! Was lag da im Wege? Er strauchelte und fiel, aber nicht schwer und plauzig, sondern fast weich, jedenfalls auf einen elastischen Gegenstand, denn derselbe senkte sich sanft mit Gustav's Körperlast nieder, bis er am Boden anlangte. Seine Hände tasteten auf den festen Steinplatten; gleichzeitig auf die Füße sich stützend, will er sich erheben; da schwappt' ihm der Boden an den Leib und droht ihn mit empor zu reißen. Jetzt zog er vorsichtig Hand und Fuß vom Boden zurück und glitt nun sanft mit der Last seines Körpers wieder zur Erde.

Noch regte sich in ihm, obwol schon Alles im Kreise herum ging und ihm seine schwankende Lage ein Räthsel blieb, das Bewußtsein und führte ihm die Nothwendigkeit vor die Seele, *hier* nicht liegen bleiben zu dürfen, sondern es möglich zu machen, wenn auch auf allen Vieren, nach seiner Kammer hinauf zu schleichen. Vor seinen umflorten Sinnen stieg Rettig's Traumgestalt drohend empor und mahnte zu energischen Anstrengungen. Zunächst versuchte er nun mit den Händen allein von dem trügerisch schwankenden Boden hinweg auf *festes* Land zu kommen; aber o weh! da zog's ihm auf einmal die Beine in die Höhe, so daß er fürchten mußte, elendiglich wie ein Hase an den Hinterbeinen aufgehängt zu werden. Schleunig zog er sich wieder auf das einzige ruhige Plätzchen zurück. Ebenso mißglückte ein neuer Versuch, *rückwärts* mit den Beinen davon zu kriechen, denn ein entsetzlicher Schlag an die Larve, deren Nase dadurch vollständig platt gedrückt wurde, verbunden mit einem kanonenschlagähnlichen Getöse in seiner Nähe, raubte ihm den letzten Rest der Besinnung und schleuderte ihn mit Gewalt auf die Hausflur, wo er sofort in Morpheus' bleierne Arme sank. Ein Lebenszeichen noch, aber ein unfreiwilliges, gab er, in dessen Folge, aus dem zerschlagenen Munde der Larve dringend, ein Blutstrom den Boden färbte, dann glich in Starre und Steifheit unser Held vollständig — einer Leiche. Von da ab lag wieder tiefe, schwarze Ruhe um ihn her.

Dorothea war stets zuerst im Hause munter. Sie hatte früh die Kaffeesemmeln beim Bäcker zu holen, die Herr Rettig zu sich nahm, bevor er, regelmäßig Punkt sechs Uhr, ins Geschäft ging. Die treue Köchin trippelte heute kurz nach fünf Uhr, die Laterne in der Hand, in gleicher Absicht nach der Hausflur hinunter. Wie von einer Natter gestochen prallte sie zurück, als der Strahl der Laterne in grellem Lichte auf Gustav fiel und ihr die Ueberzeugung gab, daß hier ein Mord, ein gräßlicher Mord verübt sei.

Sie flog mehr, als sie ging, die Treppen hinauf und stürzte athemlos, ein Bild des Schreckens, in Rettig's Zimmer. „Herr Rettig, Herr Rettig! Da unten in der Hausflur liegt ein ermordeter Türke; das Gesicht ist ihm schrecklich zerschlagen; er schwimmt im Blute!“

Rettig's erster Gedanke war, daß Dorothea wahnsinnig sei. Als sie aber die Beschreibung der grauenvollen Scene wiederholte und er glauben *mußte*, was sie ihm

Digitized by Google

berichtete, da bemächtigte sich ein entsetzlicher Schrecken seiner Seele, denn er berechnete schon im Voraus den Schaden, der seinem Geschäft durch eine solche Greuelthat erwachsen müsse.

„Eile nur gleich zum Polizeikommissär", keuchte der Entsetzte, „und sag' ihm, er solle sofort mit zwei Gensd'armen herkommen; gehe aber durch's Hinterpförtchen, liebste Dortel, damit es kein Aufsehen giebt!"

Am liebsten wäre sie gar nicht gegangen, und hätte lieber den Herrn geschickt; endlich entschloß sie sich aber, und enteilte durch's Hinterpförtchen zum Polizeikommissär.

Herr Rettig hatte — nicht um Millionen hätte er sich hinausgewagt — sofort nach ihrem Verschwinden die Thür hinter ihr verriegelt und war wieder ins Bett gekrochen, um hier den Verlauf der Dinge zu erwarten.

„Also todt, mausetodt ist der Mann, der Türke, wie Sie sagt, und schwimmt in seinem Blute?" so fragte der Polizeikommissär, als er den Bericht Dorothea's vernommen, kopfschüttelnd, mit ernster Miene.

„Mausetodt", entgegnete Dorothea, „er ist elendiglich erschlagen, der ganze Hirnschädel ist ihm schrecklich zerschmettert!"

„In der That seltsam, schauerlich! Wie nur der Türke da 'raus zu uns kommt? Habt Ihr denn gar nichts gehört in der Nacht? — Was wird der Herr Bürgermeister dazu sagen!"

Unter diesen Fragen und Selbstgesprächen hatte der Polizeikommissär sich angekleidet, den rasselnden Säbel an die Seite gehängt, zwei Gensd'armen, ebenfalls schwer bewaffnet, kommandiren lassen und nun ging's durch das Halbdunkel der Gassen, von Dorotheen geleitet, in feierlich todesmuthigem Aufzuge an Rettig's Haus.

Hier war bereits ein dichter, summender Menschenknäuel versammelt, denn Dorothea hatte es nicht über sich vermocht, den ihr auf dem Wege zur Polizeigewalt begegnenden Bretzeljungen die schauerliche That vorzuenthalten.

Nur mit Widerstreben machte der neugierige Pöbel der bewaffneten Macht Platz. Der wichtige Moment erschien. Dorothea schloß die weite Flügelthür auf.

„Bartel, geh' Er voran!" kommandirte der Oberste der Sbirren; „ich komme gleich nach!"

Bartel mußte gehorchen, und fünfzig Köpfe, einer über den andern gedrängt, starrten in grauselnder Neugier in die geöffnete Thür und wurden nur von der Furcht eines neuen mörderischen Anfalls abgehalten, unaufhaltsam nachzudringen.

Der Polizeikommissär traf in muthiger Entschlossenheit seine Disposition. Die Verbindung mit der Außenwelt wurde durch Nichtschließung der Thür absichtlich offen gehalten.

„Nehmt ihm die Waffen!" kommandirte er vom Hintergrunde her, nachdem er durch einen Blick auf den Türken sich vom Tode desselben und von der Richtigkeit des Berichtes Dorothea's überzeugt hatte.

Dem vorsichtig sich nahenden Bartel gelang es wirklich, sich des krummen hölzernen Säbels zu bemächtigen, der dem Türken noch an der Seite hing. Schauerlicher Anblick! Wahrhaftig das ganze Gesicht hinein geschlagen! Und diese Blutlache! Kaltes Entsetzen ergoß sich durch die Glieder des nervigen Mannes, als er den Ermordeten entwaffnete.

Da, was war das? Der Türke, durch den Strom kalter Luft gestört, der durch die Thür eindrang, schlug schwerfällig mit den Armen um sich herum und stieß zugleich, seine Lage verändernd, ein schauerliches Grunzen hervor.

Im Nu zog sich die bewaffnete Macht auf das andrängende Volk zurück, welches Unheil ahnend nach allen Seiten hin in die Straßen entfloh. Nur der Kommandant, der sich aus seiner Ecke nicht hervorwagte, blieb standhaft.

„Bartel und Schmutzler!" kommandirte er, sich ermannend, „werft Euch auf den Kerl, bindet ihn!"

Es geschah. Der Türke leistete keinen Widerstand. Das Volk, von dem neuen Auftritte angeregt, hatte sich, wenn auch von Grausen erfüllt, wieder am Eingange postirt, während von Außen immer neue Massen herandrangen.

Digitized by Google

Jetzt wagte auch der Polizeikommissär sich mit Todesverachtung hervor, um den Augenschein genauer einzunehmen und, gelte es auch das Aeußerste, endlich zu ermitteln, ob der Ermordete todt sei oder lebendig.

„Der hat ja 'ne Larve um!" rief jetzt ein vorwitziger Schusterjunge, der sich unter den Beinen der bewaffneten Macht durchgedrängt hatte, und — nun mit einem Male tagte es auch vor den Augen der Polizei und Dorotheens, die sich während der ganzen Scene in vorsichtiger Ferne gehalten.

Der Zauber war vollständig gelöst, als Dorothea nach abgenommener Larve den Gustav erkannt, der nunmehr, zu halbem Bewußtsein erwacht, in bejammernswerther Situation, und begleitet von unsäglichem Gejohle der eingedrungenen Menge, vom Schauplatze sich zurückzog. —

Was der Hausherr, dem während der Entwickelung dieser Thatsachen Dorothea zu rapportiren durchaus keine Zeit gefunden, was er während dieser Vorgänge, während des dumpfen Getöses, das, von einzelnen Kommandorufen untermischt, an sein Ohr geschlagen, was er hinter wohlverriegelter Thür und unter aufgezogener Zudecke gelitten, das zu beschreiben bekennen wir uns im Voraus als zu schwach. Mit weit aufgerissenen Augen und Mund vernahm er von Dorotheen, nachdem diese Gustaochen zu Bett geschafft, den Ausgang der Schreckensnacht.

Ihrer Fürbitte gelang es, daß der erzürnte Chef den entlarvten Türken seiner Strafe unwürdig hielt; ja noch desselbigen Tages empfing Gustav von seinem Prinzipale schweigend den Stock und den kaufmännischen Lehrbrief mit 60 Thalern Salair. —

So war das unnachläßliche Vierteljahr mit einem Male überwunden und auch dem Geschäft erwuchs aus dem gefürchteten Schaden Vortheil und Glück. Denn in den nächsten Tagen war der Rettig'sche Laden förmlich belagert. Jede Hausfrau bedurfte eines Pfundes Kaffee oder Zucker, um durch das Dienstmädchen an der Quelle selbst die sicherste Kunde über die Schauernacht und den ermordeten Türken einzuziehen. —

Aus Gustav ist ein sehr tüchtiger Kaufmann und Fabrikant geworden. Er hat mit seltenem Fleiße nachgeholt, was ihm jene Lehre nicht geboten. Des unerwartet schnellen Ausgangs derselben erinnert er sich aber stets, so oft er in der Thorfahrt seines Fabrikgebäudes an der — großen Waage vorübergeht.

Hudsons neue Kopirpresse.

Eine längliche geschlossene Büchse enthält in der Längsrichtung eine Walze von Holz oder Metall, welche vermittelst zweier Spindeln auf Zapfenlagern genau in der Mitte der Büchse ruht. Die eine dieser Spindeln ist durch die schmale Seitenwand hindurch verlängert und hier außerhalb so geformt, daß sie leicht einen Handgriff aufnehmen kann, durch welchen man die Walze zu drehen vermag. An der letztern sind zwei Stücke Zeug befestigt, welche einen Einschnitt am unteren Theile der vordern Seite der Maschine passiren und am äußern Ende mit Metallstäben versehen sind, welche verhindern, daß das Ende ganz in die Büchse zurücktreten kann. Man verfährt nun wie folgt. Ein Stück Kopirpapier befeuchtet man auf einem Stück geölten Papiers, legt den Brief, die beschriebene Seite nach unten, darauf, faltet dann das obere Stück Zeug darüber und dreht nun die Walze, nachdem man den Handgriff aufgesetzt, von rechts nach links, wodurch das Zeug mit den Papieren fest aufgerollt wird. Ist dies geschehen, so nimmt man den Handgriff vollständig ab, zieht das Zeug an dem Metallstabe heraus und die Kopie ist fertig. Jede Presse hat an der hintern Seite eine lederne Tasche zur Aufbewahrung des Handgriffs und des Pinsels oder Schwamms.

Digitized by Google

Aus allen Zonen.

Briefliche Mittheilungen von unsern auswärtigen Korrespondenten und Freunden.

Ueber Mecklenburg und insbesondere über Rostock.

Rostock. Mecklenburg ist an Fabriken wohl das ärmste Land Deutschlands. Zwar hat es einige größere Eisengießereien und Tuchfabriken, dieselben können aber gegen die anderer deutscher Länder nicht in Betracht kommen.

Das Land beschäftigt sich mit Ackerbau und Viehzucht. Die Bürger der kleinen Städte haben ihre 2 bis 4 Morgen Acker, einige sogar 4 bis 8 Last à 6000 □ Ruthen, ihre Scheunen und ihr Vieh. Eine Landstadt von 3000 Einwohnern zählt gewöhnlich eine Heerde von 700 bis 1000 Stück Hornvieh und eine von 1500 bis 2000 Schafen. Wie viel Korn allein wird nicht jährlich von Mecklenburg und Pommern aus versandt! Und können sich die Mecklenburger Pferde nicht mit allen andern an Kraft und Ausdauer messen? Wo hat der Boden wol mehr Werth als hier? — Ein Gut z. B. von 16 Last mittlerer Bonität wird durchschnittlich mit 120,000 Thlrn. bezahlt. Ist das Land aber von besserer Beschaffenheit — Lehm oder schwerer Weizenboden — so hat es beinahe den doppelten Werth, etwa 200,000 Thlr.

Im ganzen Lande ruht ein gewisser Wohlstand, man findet sehr selten dürftige oder arme Familien, und die man trifft, sind immer auf diese oder jene Art selbst Schuld an ihrem Unglück. Das Tagelohn der Arbeiter ist gewöhnlich 16 bis 20 Schill. Courant gleich 10 bis 12½ Sgr. für feststehende, immer andauernde Beschäftigung. Wunderbar muß es aber dessenungeachtet besonders dem Fremden hier vorkommen, denn klagen hört er von Jedermann. Der Kaufmann sagt: Das Geschäft ist flau, die Konkurrenz zu groß, es ist nichts mehr zu verdienen. Der Landmann jammert: Die letzte Ernte ist schlecht ausgefallen, und die Kornpreise gehen immer mehr herunter; der kleine Mann dagegen behauptet: Die Lebensmittel sind so theuer, man kann bei so schlimmen Zeiten kaum die Seinigen auf ehrliche Weise sättigen u. s. w. Dergleichen hört man Tag für Tag, wenn auch von Allem das Gegentheil behauptet werden könnte.

Das Korn bildet einen schwunghaften Export-Artikel, und das ganze Land steckt in Folge dessen voll Kornspekulanten. Sogar die Krämer in den kleinen Landstädten befassen sich mit dem Geschäft, sie kaufen Korn, wenn auch nur wenige Last, und versuchen ihr Heil damit. Hamburger Grossisten haben im ganzen Lande ihre Agenten. Die Juden fahren mit 2 Pferden und großen Planwagen auf den Höfen umher und kaufen für auswärtige Rechnung Getreide, und für ihre eigne zugleich Felle, Butter, Wolle, Pferde, Schweine u. s. w., mit einem Worte Alles, was die Leute verkaufen wollen.

Der Weizen geht meistentheils über Rostock nach England. Im Frühling besonders, wenn die Rhede eben von Treibeis frei ist, werden fast alle Schiffe, die hier in Winterlage gewesen sind, nach England gechartert.

Von den Briten beziehet das Land dagegen landwirthschaftliche Maschinen jeder Art. Es giebt schon manche Gutsbesitzer, die Alles per Dampf treiben. Die Lokomobile (gebaut wie die Lokomotive, nur mit 8 Zoll breiten Rädern, um das Einschneiden in die Erde zu

Digitized by Google

vermeiden, und mit einem großen Schwungrad an der Seite) zieht die Dreschmaschine zu den Kornmiethen, die gewöhnlich mitten auf dem Felde, also weit vom Hofe ab, stehen; dann wird das größere Schwungrad der Lokomobile mit dem kleineren der Dreschmaschine durch einen 20 Fuß langen, sehr starken Riemen verbunden, so daß die Arbeit beginnen kann. In der Maschine befindet sich zugleich ein Kornreinigungsapparat, hier Rummel genannt. Das Korn wird auf diese Weise gedroschen, gereinigt und in Säcken der Maschine entnommen. Verfasser dieses hatte kürzlich sogar Gelegenheit, eine Häckerling-Schneidemaschine zu sehen, die wie ein Uhrwerk durch bloßes Aufziehen eines Gewichts von 20 Pfund in Bewegung gesetzt wurde; dieselbe war von einem einfachen Tischler erbaut.

Man kann aber auch die schwache Bevölkerung des Landes als einen Grund so weniger industrieller Einrichtungen annehmen. Mecklenburg gehört, wie bekannt, zu den Ländern Deutschlands, die im Verhältniß zu ihrer Größe nur wenig Bewohner aufzuweisen haben, und da in den fünfziger Jahren die Auswanderungslust so überhand nahm, so ist die Seelenzahl seit dieser Zeit auch nur unbedeutend gewachsen. Im Jahre 1851 hatte Mecklenburg-Schwerin eine Bevölkerung von 543,328 Seelen. Da in normalen Zuständen die Sterbefälle zwei Prozent und die Geburten 5 Prozent betragen, folglich die Zunahme sich auf drei Prozent beläuft, so würde hiernach die Volkszahl des Landes im Jahre 1861 auf 731,408 Seelen gewachsen sein müssen. Sie beträgt aber nur 548,449 Seelen, 5121 mehr als im Jahre 1851, ist also innerhalb 10 Jahren noch nicht um ein volles Prozent gewachsen. Diese unbedeutende Vermehrung wird dadurch noch auffallender, daß der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle in dem zehnjährigen Zeitraum vom ersten Advent 1851 bis dahin 1861 sich auf 50,044 beläuft. Die Zunahme beträgt demnach 44,923 Seelen weniger, als sie betragen sollte. Es kann daher nur angenommen werden, daß das Land in den letzten 10 Jahren 44,923 Seelen durch Auswanderung verloren hat. In den Jahren 1855 bis 57 war dieselbe außerordentlich stark, ganze Familien vom Lande, sogar bisweilen ganze Dörfer suchten in Amerika eine neue Heimath. Jetzt freilich ist diese Lust vorbei; Anno 1860/61 sind bestimmt eben so viel Personen zurückgekommen als abgereist.

Wie oben gesagt ist, wird jährlich viel Korn über Rostock exportirt. Ich füge eine kurze Zusammenstellung über diesen Export bei:

Im Jahre	gingen Schiffe ab		Waizen Last	Waizen Schffl.	Roggen Last	Roggen Schffl.	Gerste Last	Gerste Schffl.	Hafer Last	Hafer Schffl.	Total: Last	Total: Schffl.
1856	95	mit	4179	87	506	35	386	5	21	28	5760	11
1857	233	„	8721	29	1767	18	1138	80	—	—	11840	27
1858	160	„	6555	4	788	—	318	24	44	36	7708	41
1859	177	„	8378	72	319	77	745	80	26	—	9688	86
1860	210	„	10459	94	598	20	461	70	15	33	11852	84
1861	267	„	8226	23	2412	50	472	50	64	35	11465	66
										Summa	58316	27

Von dem im Jahre 1861 versandten Korn gingen

nach	England	. . . . .	7006	Last	Weizen	und	im	Ganzen	7190	Last	Getreide.
„	Frankreich	. . . . .	512	„	„	„	„	„	512	„	„
„	Holland	. . . . .	700	„	„	„	„	„	1877	„	„
			1032	Last	Roggen						
„	Schweden	. . . . .	736	„	„	„	„	„	741	„	„
„	Holstein und Dänemark	.	258	„	„	„	„	„	271	„	„
„	Bremen	. . . . .	352	„	„	„	„	„	504	„	„
„	Hamburg und Lübeck	.	32	„	„						

Nach Rußland wurden 147 Last Gerste und 188 Last Malz verladen.

Das Getreide wird größtentheils durch Rostocker Schiffe versandt, weil die Exporteure vielfach auch Korrespondent-Rheder sind. Unter einem Korrespondent-Rheder aber versteht man einen Kaufmann, welcher die sämmtlichen Geschäftssachen für ein Schiff besorgt, Frachten abschließt, die ausstehenden Frachtgelder einzieht, die Bücher führt, der

Digitized by Google

Vertreter sämmtlicher Schiffs-Eigenthümer (Rheder) ist und nur bei besondern, sehr wichtigen und selten vorkommenden Gelegenheiten nöthig hat, die Meinung seiner verschiedenen Rheder einzuholen. Der Bau eines Schiffes wird hier folgendermaßen bewerkstelligt. Ein Steuermann, den wir A nennen wollen, geht zum Kaufmann B, zeigt ihm seine verschiedenen Zeugnisse, und sagt: Ich möchte gerne ein Schiff bauen, wollen Sie mein Korrespondent sein? Dann erkundigt sich B nach ihm bei dem Kapitän, unter dessen Befehl er zuletzt gestanden hat, und erwidert, er wolle es übernehmen. Darauf setzt er ihm ein Cirkular auf, ungefähr des Inhalts, daß A bauen wolle, er ihn schon lange als brauchbaren Menschen und tüchtigen Schiffer kenne ꝛc., und übergiebt es ihm mit den Worten: Hier, Schiffer, nun gehe und suche Dir Rheder zu dem Schiffe! Er selbst unterzeichnet, wie es hier Usance ist, $^1/_8$ Antheil; der Schiffer auch gewöhnlich $^1/_8$. Darauf geht A zum Schiffsbaumeister, der ebenfalls $^1/_8$ nimmt. Der Reifschläger und der Ankerschmied zeichnen jeder $^1/_{16}$. Dann kömmt der Maler, Schmied, Blockdreher, Tischler, Krämer ꝛc. je mit $^1/_{32}$, und so fort, bis das Schiff voll ist, d. h. bis soviel Theilnehmer, oder Rheder hier genannt, sich gefunden haben, daß er zum Bau schreiten kann. Auf diese Art und Weise sind sämmtliche hiesige Schiffe entstanden. Die Handwerker ꝛc. unterzeichnen alle nur, um die Arbeit, welche in ihr Fach schlägt, zu erlangen und dabei zu verdienen, so daß man, nach Vollendung des Baues, ein Part (einen Antheil) von diesen Leuten zum halben Betrag wieder kaufen kann. Hieraus geht hervor, daß der Bau eines Schiffes bedeutend vertheuert wird, und daß am Platze ein Handel mit Schiffsparten stattfindet, die häufig in öffentlichen Auktionen meistbietend versteigert werden. Wenn ein Schiff auf obige Art gebauet wird und 30,000 Thlr. kostet, so hat man dasselbe, wenn es in Akkord gearbeitet wird, in denselben Dimensionen für höchstens 20,000 Thlr.

Die Rostocker Rhederei ist ziemlich bedeutend, sie umfaßte ultimo 1860 348 Schiffe.

Im Jahre 1861 gingen total verloren	20		
verkauft wurden	2		
abgewrackt (abgebrochen)	1	23	„
es bleiben .		325	Schiffe.
Hinzu gekommen sind a) durch Neubau	27		
b) durch Ankauf	3	30	„
per ultimo 1861 .		355	Schiffe

von circa 45,000 Lasten Tragkraft, die einen ungefähren Werth von 5,700,000 Thlrn. Courant repräsentiren. — In den Jahren 1851 bis 1860 incl. wurden im Ganzen 91 Schiffe verloren, also etwa 9 Stück pro Jahr; 1861 aber, wie oben gesagt, 20 Stück, und ist daher das verflossene Jahr höchst unglücklich für die Rhederei ausgefallen.

Das Wohl der Stadt Rostock liegt in den Händen des Raths und der Bürgerschaft. Der erstere besteht aus 3 Bürgermeistern, 2 Syndici und 11 Senatoren, wovon 5 Kaufleute und 6 Juristen sind. Die Bürgerschaft oder das Kollegium der Hundert Männer wurde am 25. August 1770 gegründet und zerfällt in zwei Abtheilungen, das erste und das zweite Quartier genannt. Das erste besteht aus 50 Repräsentanten der Kaufmanns-Kompagnie und das zweite aus 50 Deputirten der verschiedenen Gewerke-Aemter.

Kaufmännische Institute sind in Rostock:

a) Die Rostocker Bank; errichtet und landesherrlich auf 9 Jahre bestätigt am 27. Februar 1850. Im Jahre 1859 prolongirt auf 25 Jahre, mithin bis 1884. Sie steht unter Leitung eines Verwaltungsraths von 5 Kaufleuten, dem ein Bankausschuß von 10 Aktionären beigefügt ist. Sie ist auf 5000 Aktien à 200 Thlr. = eine Million Thaler Courant, begründet und hat für diesen Betrag auch Noten von 10, 20, 50 und 100 Thlrn. im Umlauf; die Aktien tragen 4 % Zinsen und eine Dividende, welche in den letzten Jahren zwischen 1 und 2 % variirte. Die Rostocker Bank befaßt sich 1) mit Darlehn-, 2) mit Depositen-, 3) mit Hypotheken- und Effekten-Lombard-, 4) mit Waaren-Lombard-, 5) mit Disconto-Wechsel-, 6) mit auswärtigen Wechsel-, 7) mit Hypotheken- und Effekten-, und 8) Contocorrent-Geschäften. Der Umsatz vom 1. März 1860 bis zum 28. Februar 1861 betrug 26,519,170 Thlr. 43 Sgr. 10 Pf.

Digitized by Google

b) Vorschußvereine, die sich mit allen obenbenannten Geschäften, nur im kleineren Maßstabe, befassen. (In Schwerin existirt eine Lebens-Versicherungs-Gesellschaft und Sparbank, die im Jahre 1861 gegen 2 Millionen Thaler umsetzte.)

c) Sechs See-Assekuranzen, alle auf Aktien von 1000 Thlrn. gegründet und mit einem Kapital von je 100—150,000 Thlrn. arbeitend.

d) Die Vaterländische Feuer-Versicherungs-Sozietät, ein auf gegenseitige Verpflichtung fundirtes Institut. Der vorkommende Schaden wird von ihren sämmtlichen Versicherten pro rata gedeckt. Die Versicherungssumme derselben beträgt 9,950,000 Thlr. Sie hat einen General- und 62 Haupt- und Spezial-Agenten.

e) Das Brand-Assekuranz-Departement, eine Anstalt, die nur Immobilien aufnimmt und keine Versicherungen für eigenes Risiko übernimmt, sondern dieselben bei anderen auswärtigen Gesellschaften wieder versichert (rückversichert). Die Rückversicherungssumme war am 1. Juli 1861 9,235,425 Thlr. und der Reservefonds belief sich am 1. Januar 1861 auf 157,923 Thlr. 13 Sgr. 11 Pf.

Rostock zählt mehrere Fabriken: z. B. eine Amidamfabrik, zwei Baumwollfabriken, eine Dampfknochenmühle, eine Cichorienfabrik, drei große Oelmühlen, eine Kraftdüngerfabrik, eine Eisengießerei und eine Eisen-Dampf- und Segelschiff-Bauanstalt. —

„Erst das Geschäft und dann das Vergnügen," sagt der Engländer. Es ist dies ein Grundsatz, dem jeder Mensch, vor allen aber ein Jünger Merkurs, in eben dem Maße huldigen muß wie dem Bruder desselben, dem „Time is money". Ueber das Geschäft Rostocks denke ich nunmehr genug gesprochen zu haben und darum soll nun auch laetitia mit einigen Worten ihren Einzug halten. — Vergnügen! Welch ein ungeheures Wort und wie verschieden die Deutung! Als Knabe begreift man den außergewöhnlich freien Nachmittag darunter, um ihn zum Ballspiel, Drachensteigen ꝛc. anzuwenden; als Handlungslehrling den Sonntag, wo man frei eine Cigarre rauchen kann, denn ach! in der Woche kömmt die Gelegenheit dazu gar sehr selten! Der Kommis aber, was versteht der unter dem Vergnügen? Das weiß wohl Jeder von Ihnen selbst am besten, meine lieben Leser! Denn in diesem Punkte sind die Meinungen sehr verschieden. Der Eine denkt bei dem Wort an einen Robber Whist, der Andere an eine Partie Billard, der Dritte an Kegelspiel ꝛc. — Hier in Rostock ist das Hauptvergnügen für den Winter das Stadt-Theater, dessen Personal auch in dieser Saison recht Tüchtiges leistet; ferner die Union, ein Verein für Handlungskommis, der hauptsächlich gesellige Unterhaltung, wissenschaftliche Vorträge ꝛc. zum Zweck hat. Unter den Sommervergnügungen nimmt aber Warnemünde wol den ersten Rang ein; fünfmal gehen 3 Dampfschiffe täglich dahin (also zusammen 30 Fahrten) und macht man die Tour für 12 Sgr. Courant (7½ Sgr.) hin und zurück. Warnemünde ist ein Flecken mit 2000 Einwohnern, die sich von allen anderen Mecklenburgern durch Sprache und Kleidung bedeutend unterscheiden; Warnemünde besitzt auch eine schöne Seebadeanstalt. Des Abends finden daselbst regelmäßig Konzerte von einem tüchtigen Orchester unter Leitung des hiesigen Stadtmusikdirektors Hugo Hünerfürst statt.

Neben Warnemünde ist noch Dobberan mit dem heiligen Damm zu erwähnen, nur 2 Meilen von Rostock entfernt und durch Chaussee und Telegraphen damit in Verbindung. Dasselbe eignet sich besonders zu größeren Ausflügen. Wer aber sein Vergnügen in Rostock selbst haben will, der geht ins Tivoli, wo man seine Cigarre rauchen und gutes Bier bekommen kann, oder er besucht eine der vielen Garten-Harmonien. Wein wird in ganz Mecklenburg wenig, ja fast gar nicht getrunken, sondern hier huldigt Alles dem Spruch:

Den Gerstensaft laßt uns ihn preisen,
Er ist des Lobes wahrlich werth! ꝛc.

***

Die Friedrichshütte Solms-Laubach bei Gießen.

Friedrichshütte. Sanfte, aufs schönste bewaldete Höhen am südöstlichen Fuße des Vogelsbergs bilden ein anmuthiges Thälchen, an dessen Eingang die Friedrichshütte, ungefähr 6 Stunden von Gießen, entfernt liegt.

Die Hütte ist im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von dem gräflichen Hause Solms-Laubach gebaut worden und wurde nach Verlauf von kaum 30 Jahren von

Digitized by Google

den Gründern der sie jetzt noch in Besitz habenden Firma J. W. Buderus Söhne verpachtet. Die Gebäude des Etablissements sind auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum zusammengedrängt; sie zeigen deutlich, wie sie nach und nach entstanden sind, je nachdem das Bedürfniß eine Ausdehnung gebot. Deshalb macht die Anlage auch nicht den Eindruck der Großartigkeit, welchen ein oder mehrere zusammengehörige Gebäude dem Beschauer zurücklassen, sobald solche nach, im Einzelnen wie im Ganzen, bestimmt ausgedrückten, architektonischen Regeln geschaffen worden sind.

Gleich beim Eintritt in das zur Hütte gehörige Territorium gewahren wir große Vorräthe von Holzkohlen, mit welchen hier ausschließlich die Erze verhüttet werden. Das auf diese Art gewonnene Eisen ist weit höher geschätzt als das mit Koaks erblasene. Die Umgegend liefert Holz in großer Fülle; dasselbe wird im Sommer und Herbste von im Dienste der Hütte stehenden Köhlern in Meilern verkohlt, ohne daß auf Gewinnung der Nebenprodukte (Holzessig und Theer) Rücksicht genommen würde.

Finden wir das zum Schmelzprozesse nöthige Brennmaterial ganz in der Nähe der Hütte, so müssen wir uns dagegen weit weg wenden, um dem Gewinnungsorte der Eisensteine, des Hauptfaktors bei der Erzeugung des Eisens, nahe zu kommen. Die Gruben, welche den Bedarf der Friedrichshütte decken, liegen nämlich in der Nähe von Wetzlar, liefern Roheisensteine und gehören der Firma J. W. Buderus Söhne eigenthümlich. Betrachten wir die Erze, welche nach den verschiedenen Fundorten in einzelnen Halden lagern, dann verräth uns gleich Gewicht und Aussehen ihre Güte. Sie werden so, wie sie die Aufbereitung auf den Gruben liefert, ohne weitere Vorbereitung in gewissen, durch die Erfahrung festgesetzten Verhältnissen angefahren. Durch Zusatz von circa 10 Karren Kalk auf 100 Karren Steine erzielt man eine gute Schlacke.

In ziemlich sich gleich bleibenden Zeiträumen hat sich die dem Ofen übergebene Beschickung (Kohlen, Erze und Kalk) zu einer bestimmten Tiefe in Folge der fortschreitenden Reduktion gesenkt, was durch eine einfache Vorrichtung angezeigt wird. Von den im Möllerhause in Respen (von zähem Holz geflochtene Wannen von bestimmter Größe) stehenden Holzkohlen und dem dort gemischt lagernden Material sind von den Arbeitern vermittelst eines Hebewerks bereits bestimmte Quantitäten an die Gichtöffnung geschafft worden. Die Kohlen werden nun in letztere geschüttet und die mit Kalk vermischten Erze folgen nach, so daß der Ofen bis zum Rande gefüllt wird; es wurde „eine Gicht gemacht."

Die Gichtöffnung des 42 Fuß Darmstädter Maß hohen Ofens ist überwölbt und mit einer Thüre verschlossen, so daß ein Entweichen der Hitze, welche die brennenden, sich beim Schmelzprozeß entwickelnden Gase erzeugen, unmöglich ist, und diese nur durch zwei der Thüre gegenüber einmündende Kanäle abziehen können, um noch weiter benützt zu werden. Der eine der Kanäle führt die Gase nämlich unter die Dampfkessel, deren zwei über einander auf der Gicht lagern, um die zum Betrieb der Gebläsemaschine nöthigen Dämpfe zu erzeugen. Nur wenn bei Rohgang des Ofens die Entwickelung der Gase eine geringere ist, muß das zur Heizung der Kessel nöthige Brennmaterial anderweitig beschafft werden. Es wird dann der bei den Kohlen entstehende Abfall, das Gestübbe, verwendet. Ehe die Kessel durch Gase erhitzt wurden, bediente man sich als Brennmaterial der Braunkohlen, welche auf der, eine Stunde von der Hütte gelegenen Zeche „Buderus" gewonnen werden. Der Verbrauch per Jahr betrug über 11,000 Centner. Die Dämpfe werden in einer circa 80 Fuß langen Leitung von den Kesseln nach der Maschine geführt, auf welchem Wege sie einen Theil ihrer Spannung verlieren. Erstere ist eine Niederdruckmaschine mit Expansion von 20 Pferdekräften, deren Zweck die Herstellung von gepreßter Luft, dem Gebläsewind, ist.

In neuerer Zeit wendet man am häufigsten die Cylindergebläse an, weil sie die am kräftigst wirkenden sind, und es ist das auf der Friedrichshütte befindliche ein solches, dessen Kolben direkt an dem Balancier der Maschine hängt.

Bevor der Wind in den Wärme-Apparat gelangt, passirt er den Regulator, durch dessen Einwirkung er mit konstantem Drucke in den Ofen einströmt. Derselbe kann recht gut einem Blasebalg in cylindrischer Form verglichen werden. Der obere, auf und ab bewegliche Deckel ist beträchtlich beschwert, so daß in Folge des Druckes, welcher das Ge-

Digitized by Google

wicht ausübt, der stoßweise eindringende Wind den Regulator mit konstanter Pressung verläßt. Er nimmt seinen Weg zum Apparat, der sich auf der Gicht befindet und von den, durch den oben erwähnten zweiten Kanal, ihm zugeführten Gasen umspült wird. Beim Austreten des Windes aus dem Apparat hat er eine Temperatur von circa + 250 ° R. erreicht und wird nun nach der Einmündung im Ofen geleitet, welche man Form nennt.

In früheren Jahren wurde das Gebläse von einem sich durch das Thal schlängelnden Bach getrieben, dessen Wasser man damals schon durch Anlegen von Teichen zu vermehren suchen mußte. Jetzt treibt derselbe die Schlacken- und Kalkpoche, 3 Drehbänke, eine Bohrmaschine und einige Schleifsteine; während nur bei hohem Wasserstand der Bach als bewegende Kraft bei dem Gebläse verwendet wird, das aus zwei Cylindern besteht.

Außer dem Hochofen befindet sich noch ein Kupolofen auf dem Werke, welcher hauptsächlich dann betrieben wird, wann ersterer kalt steht. Der Ventilator des letzteren wird durch eine Dampfmaschine mit 2 Cylindern, von denen jeder auch einzeln benutzt werden kann, in Bewegung gesetzt. Dieselbe ist eine Hochdruckmaschine von 8 Pferdekräften und die Dämpfe werden ihr aus den Kesseln von der Gicht zugeführt, welche in dem gegebenen Fall selbstredend durch Kohlen geheizt werden müssen. Außerdem kann bei Wassermangel letztere Maschine die oben angeführten Drehbänke und sonstigen Hülfsmaschinen in Betrieb setzen.

Das produzirte Eisen wird, dem Ofen durch den Abstich entnommen, größtentheils zu Sandgußwaaren (Baugegenstände, Oefen, Röhren, Kochgeschirre u. s. w.) verwendet, während das andere zu Masseln vergossen wird. Erstere Gegenstände sind in Sand geformt; zu letztern werden eiserne Coquillen verwendet. Der Abstich des Eisens geschieht in einem Zeitraum von 24 Stunden viermal und zwar kurz nach Mitternacht, bei welchem Masseln, und dann Morgens, Mittags und Abends, wobei die Waaren zum Gusse kommen.

Die Zahl der beschäftigten Former und Hülfsarbeiter beläuft sich durchschnittlich auf 80, während in den Modell-, Schlosser- und Schreinerwerkstätten, sowie bei Bedienung des Ofens, der Maschinen und zur Besorgung der übrigen Arbeiten ungefähr 35 Personen Verwendung finden.

Die jährliche Produktion beläuft sich auf

a. Sandgußwaaren	1,372,800	Zollpfund
b. Roheisen (Masseln, bei Fabrikation des Sandgusses entstehender Bruch und der Trichter)	1,321,700	„
	2,694,500	„

und werden auf dem zur Hütte gehörigen Hammer per Jahr circa 128,400 Pfund Schmiedeisen erzeugt.

Beim Entfernen der Schlacken aus dem Ofen werden stets mehr oder weniger Eisentheilchen mit fortgerissen, welche als kleine Kügelchen mechanisch in denselben haften. Dieses Eisen wird beim Pochen der Schlacken wieder gewonnen und kommt als Wascheisen bei Herstellung des Schmiedeisens auf den Hämmern zur Verwendung, während die gepochten Schlacken zu baulichen Zwecken ein sehr geschätztes Material abgeben.

Wir erwähnten oben bereits der Zeche Buderus, die, Eigenthum des Hauses J. W. Buderus Söhne, zur Verwaltung der Friedrichshütte gehört. Die ausgezeichneten Kohlen eines reichen Lignitlagers werden durch eine Dampfmaschine von 15 Pferdekräften zu Tage gefördert, und liegt derselben auch die Wasserhaltung ob. Die jährliche Gewinnung beträgt ungefähr 110,000 Centner.

Die Zahl der Leute, welche durch Herbeischaffung der Materialien und Hinwegschaffung der erzeugten Produkte und Fabrikate guten Verdienst durch diese Werke erhalten, ist nicht gering; und so bietet uns das Ganze ein Bild, voll von lebensfähiger und segensreicher Thätigkeit, wenn auch, im Hinblick auf das im ersten Bande des Magazins beschriebene Werk Königshütte und ähnlicher Anstalten, ein Bild in kleinem Rahmen!

Louis Becker.

Digitized by Google

Feuilleton.

Handelsverträge, Zoll- und Steuerwesen.

— Erhöhung der Eingangszölle in Rußland. Ein Zuschlag von 5 % auf den Rubel wird bei den Zollämtern in Europa mit dem 1. April und bei denen in Asien mit dem 1. Mai 1862 von allen Einfuhr-Waaren beim Eingange über die europäische wie asiatische Grenze erhoben. Eine Ausnahme im europäischen Handel findet nur hinsichtlich des rohen und raffinirten Zuckers, im asiatischen Handel hinsichtlich der in die transkaukasischen Provinzen und über den Hafen Astrachan eingeführten Waaren türkischer und persischer Herkunft statt. (Bresl. Ztg.)

— Briefe aus Bombay vom 27. Febr. enthalten die Nachricht, daß die Abgabe auf Indigopflanzen in Ostindien abgeschafft worden ist.

— Der Handelsvertrag zwischen Preußen und Frankreich ist paraphirt worden, und die damit zusammenhängenden Uebereinkünfte haben eine lange Reihe wechselvoller Unterhandlungen endlich zum Abschluß gebracht. Wie man der „K. Z." schreibt, nahmen an der Konferenz im Ministerium des Auswärtigen Theil der Minister des Auswärtigen, Graf Bernstorff, und der Französische Gesandte, Latour d'Auvergne, sowie die Preußischen Kommissare v. Pommer-Esche, Delbrück, Philipsborn, endlich der Französische Kommissar de Clercq. Diese haben sämmtlich, nachdem der Vertrag einschließlich der Nebenverträge festgestellt war, dieselben mit ihrer Namenschiffre versehen, was der vorläufigen Unterzeichnung gleich kommt und in der Regel geschieht, wenn die Zustimmung eines Dritten erwartet wird. Die definitive Unterzeichnung wird voraussichtlich in etwa vier Wochen erfolgen. Bis dahin sieht man der Zustimmung der Zollvereinsregierungen entgegen. (?)

Präjudizien aus dem Wechselrecht.

— Ein im Regreßwege in Anspruch genommener Vormann kann dem klagenden Indossatar gegenüber nicht einwenden, der Acceptant habe dem Kläger die Giro-Valuta gegeben und mit ihm verabredet, daß er den Wechsel protestire und die eingeklagte Wechselsumme an ihn, den Acceptanten, abführe.

— Ist in dem ersten Theile eines sich als Wechsel ankündigenden Schriftstücks eine bestimmte Verfallzeit und Summe angegeben, während der zweite Theil derselben diese Bestimmtheit wieder fraglich macht, so ist ein gültiger Wechsel nicht vorhanden.

— Zur Gültigkeit der Wechselunterschrift genügt die unter der gedruckten Geschäftsfirma befindliche Unterschrift des Geschäfts-Inhabers oder dessen Vertreters.

— Der behufs des Wechselregresses des Inhabers oder Indossatars an den Vormann gesetzlich vorgeschriebenen Benachrichtigung des Letzteren von der Mangels Zahlung gegen den Acceptanten geschehenen Protesterhebung bedarf es auch dann, wenn dieser Vormann zugleich der Acceptant dieses Wechsels ist.

— Der gegen den Substituten des Acceptanten erhobene Protest entspricht nicht der gesetzlichen Vorschrift.

— Auch diejenigen Personen, welche bereits in der Wechselverpflichtung stehen, wie der Aussteller, können als Nothadressen beigefügt werden.

Verkehrswesen.

— Die Gesellschaft der Viktor Emanuels-Bahn hat die Section von St. Jean de Maurienne nach St. Michel am 22. März eröffnet.

—Russische Eisenbahnen. Außer dem von der Regierung erbauten Schienenwege zwischen Petersburg und Moskau (Nikolausbahn), sowie der Eisenstraße von Gresche, die für Rechnung des donischen Kosakenheeres im Donlande gebaut wird, und den Eisenbahnen, welche die russische Hauptgesellschaft vollendet, besitzt Rußland noch sieben, theils bereits fertige, theils noch im Bau begriffene Privat-Eisenbahnen: die Riga-Dünaberger von 204 Werst Länge, die Tsarkoe-Selo-Bahn zwischen Petersburg und Pawlowsk, 25 Werst, die Peterhof-Bahn nach Peterhof mit einer Zweigbahn nach Tsarkoe-Selo, 39½ Werst, und vier im Bau begriffene: die Wolga-Don-Bahn, Moskau-Jaroslaw- oder richtiger Troizko-Saratow-Bahn und Riga-Mitau-Bahn. Der Betrieb der 3 ersten beginnt im künftigen Jahre, für die erste auf der ganzen Strecke von 73 Werst, für die zweite zwischen Moskau und Sergiew-Possad 66 Werst, und für die dritte zwischen Moskau und Kalomna, 106 Werst.

— Bodensee-Dampfschifffahrt. Abonnementskarten. — In Folge einer Vereinbarung der verschiedenen Bodensee-Dampfschifffahrtsanstalten werden jetzt auf den verschiedenen Büreaux derselben zu Konstanz, Friedrichshafen, Lindau und Romanshorn gemeinschaftliche Abonnementskarten zur Fahrt auf dem Boden-

Digitized by Google

see und Rhein für den ersten Platz zu 8 Gulden, für den zweiten Platz zu 5⅓ Gulden ausgegeben, welche auf allen Dampfbooten bei allen Fahrten sowol für einzelne Personen, wie auch für Familien benutzt werden können. Jede Karte hat 120 Koupons; für jede Fahrt werden je nach der Länge derselben Koupons abgeschnitten. Die Karte gilt so lange, als noch ein Koupon an derselben ist. Diese Abonnementskarten gewähren im Vergleich zu den gewöhnlichen Einzelkarten eine erhebliche Preisermäßigung.

Handelsstatistisches.

— Nach einer Zusammenstellung in den „Grenzboten" haben die Handelsflotten in den einzelnen Ländern folgende Tragfähigkeit: 1) England (1859) mit den Kolon. 5,609,623 Tonnen (à 2000 Pfd.), 2) Nord-Amerika (1858) 5,049,807 Tonnen, 3) Nord-Deutschland (1859/60) nur Seeschiffe 1,007,676 Tonnen, See- und Küstenschiffe 1,100,000 Tonnen, 4) Frankreich (1859) 952,000 Tonnen, 5) Norwegen (1856) 621,721 Tonnen, 6) Niederlande (1859) 552,725 Tonnen, 7) Italien (1854, 57/59) 542,423 Tonnen, 8) Spanien (1859) 349,733 Tonnen, 9) Oestreich (1859) 349,491 T., 10) Griechenland (1857) 425,000 Tonnen, 11) Schweden (1858) 301,662 Tonnen, 12) Dänemark (1858) 214,320 Tonnen, Schleswig 91,405½ Tonnen, Holstein 65,187½ Tonnen, 13) Rußland (1858) 172,605 Tonnen, 14) Portugal (1854) 82,402 Tonnen, 15) Belgien (1860) 36,522 Tonnen. Auf die einzelnen norddeutschen Küstenstaaten vertheilt sich die norddeutsche Handelsmarine in folgender Proportion: 1) Preußen 1859: 1081 Schiffe von 334,254 Tonnen Gehalt, 2) Mecklenburg 1860: 381 Schiffe von 141,417 Tonnen Gehalt, 3) Lübeck 1860: 67 Schiffe von 9,780 Tonnen Gehalt, 4) Hannover 1860: 822 Schiffe von 97,111½ Tonnen Gehalt, 5) Oldenburg 1859: 632 Schiffe von 70,434 Tonnen Gehalt, 6) Bremen 1859: 262 Schiffe von 164,892 Tonnen Gehalt, 7) Hamburg 1860: 483 Schiffe von 189,888 Tonnen Gehalt; zusammen 3780 Schiffe von 1,007,676½ Tonnen Gehalt. Demnach nimmt Preußen unter den norddeutschen Küstenstaaten die erste Stelle ein, auf seinen Antheil fällt ungefähr ⅓ der gesammten deutschen Handelsmarine; ebenso kommen von den Seeleuten der deutschen Handelsflotte, die, soweit sie auf Seeschiffen dienen, auf etwa 30,000 Mann berechnet werden, ein Drittheil, 10,271 Mann, auf Preußen.

— Die „Nordd. Biene" bringt eine interessante Tabelle über den Petersburger Handel, aus welcher der „Ostf.-Ztg." folgender Auszug mitgetheilt wird. Die Tabelle enthält die Liste von 328 kaufmännischen Firmen, welche im dortigen Hafen mit dem Auslande Handel treiben. Von dieser Gesammtzahl kommen 13 Firmen auf verschiedene Kompagnien und Gesellschaften, 4 Firmen tragen Griechische und Armenische Namen, 263 Firmen sind entschieden nicht Russische Kaufleute, sondern Engländer, Franzosen, Holländer, vor allem aber Deutsche; letztere zählen allein 160 Firmen. Die Russische Kaufmannschaft ist beim Exporthandel nur durch 55 Russische Namen repräsentirt. Im Jahre 1861 wurden von 13 Kompagnien für 9849 R. Waaren importirt, dagegen für 10,391,821 R. exportirt. Von den 7 Griechischen und Armenischen Firmen wurden für 1,748,747 R. importirt, während der Export 1,521,708 R. betrug. Durch 55 Russische Firmen wurden nur für 2,612,132 R. importirt und für 15,701,260 R. exportirt. Die übrigen 253 Firmen fremder Nationen exportirten für 76,826,197 R., während der Import sich nur auf 42,350,254 R. belief. Im Petersburger Hafen wurde demnach von 328 kaufmännischen Firmen für 46,720,982 R. Waare eingeführt, dagegen für 104,439,986 R. ausgeführt. Der Gesammthandelsumsatz belief sich daher (nach der zollamtlichen Schätzung) auf 151,160,980 R. Davon treffen auf 13 Kompagnien 7 pCt. oder 10,400,670 R., auf 7 Griechische und Armenische Firmen 3,270,455 R. oder 2 pCt., 55 Russische Firmen hatten beim Exporthandel einen Umsatz von 18,313,392 R. und betheiligten sich demnach nur mit 12 pCt. Dagegen haben die Deutschen alle übertroffen. Der Umsatz von den übrigen 258 Firmen betrug 119,175,451 R., also 79 pCt. Der durchschnittliche Umsatz jeder dieser 328 Firmen beträgt 460,856 R.; auf den Antheil jeder Griechischen und Armenischen Firma kommt durchschnittlich ein Jahresumsatz von 467,208 R., auf den Antheil jedes Deutschen, Engländers oder Franzosen ein Jahresumsatz von 471,058 R. Dagegen beschränkt sich der jährliche Umsatz jeder einheimischen Russischen Firma durchschnittlich auf 332,979 R. — Hierzu bemerkt die „Nordische Biene": „Soll man da nicht sagen, daß die Deutschen überall prosperiren? Es giebt im Russischen Reiche 30mal weniger Deutsche, Franzosen und Engländer als Russen nach Sprache und Glauben, während in unserm Exporthandel ihr Verhältniß gleich 77 : 17 ist, ja der Kapitalbetrag sich wie 79 : 12 verhält." Der Schluß endlich läuft darauf hinaus, daß der Deutsche dem Russen überall im Wege steht. Dies wird aber — betrachten wir die Verhältnisse in außer-Europäischen Kolonien — bei der überwiegenden Intelligenz und Ausdauer der Deutschen immer der Fall sein.

Handelsgeographie und Waarenkunde.

— Sächsische Industrie. Auch das industrielle Sachsen hat sein Manchester. Es ist dies die Fabrikstadt Chemnitz, welche vor 40 Jahren etwa 10,000, jetzt nahe an 50,000 Einwohner zählt. Zu mehreren tausend Handwebstühlen sind in den letzteren Jahren mehrere Maschinenwebereien gekommen. Die sehr erweiterten Maschinenbauanstalten und Eisengießereien mit etwa 3000 Arbeitern fördern durch die Erbauung von Spinnmaschinen und mechanischen Webstühlen diese Industrie ganz besonders; während die in der Stadt und deren nächster Umgebung befindlichen 19 Baumwollspinnereien mit circa 360,000 Spindeln in Chemnitz einen bedeutenden Handelsverkehr mit den einschlagenden Rohstoffen und Halb-

Digitized by Google

fabrikaten veranlassen. Auch ist dieser thätige Fabrikort der Hauptverlagsplatz für Strumpffabrikate. Dieser Industriezweig wurde zu Anfang des 18. Jahrh. von dem Strumpfstricker David Esche aus Limbach bei Chemnitz eingeführt. 20—25,000 Handstühle und die seit einigen Jahren eingeführten Rundstühle liefern über 3 Millionen Dutzend baumwollene Strumpfwaaren. Außerdem aber gewähren erweiterte Eisenbahnlinien und die in größerer Nähe aufgefundenen Steinkohlenlager die günstigsten Aussichten zur Steigerung des industriellen Verkehrs. (Polyt. Centralhalle.)

— Gera's Fabrikation. Die Geraer Kammwollenfabriken beschäftigten 1861: 4000 Webstühle und incl. der Beihülfe im Spulen, Scheren u. s. w. 6400 Personen beiderlei Geschlechts; die Maschinen-Wollkämmereien 400 Arbeiter. Die Fabrikation von bunt gewebten, hauptsächlich für die Levante bestimmten Waaren (speziell reußische Artikel) 400 Webstühle mit 640 Personen (früher 1350 Stühle). Gerbereien waren 33 in Thätigkeit. Die Harmonika- und Akkordionfabrik von Wagner und Komp. produzirte an 100,000 Stück Akkordions und 130,000 Dutzend Mundharmonika's, zu deren Herstellung 250 Arbeiter erforderlich waren. Die Maschinenbau-Anstalten beschäftigten 160, eine Kutschenfabrik 42, die lithographischen Anstalten 60, die Schnupf-, Rauchtabak- und Cigarrenfabriken 110, die Haarspinnerei 20, das Händler'sche Spiritusfeuergeschäft 22, die chemische Fabrik in Heinrichshall 90 Arbeiter u. s. w. Außerdem sind auch die schwunghaft betriebenen Pechsiedereien und die Porzellanfabrik (Untermhaus) zu erwähnen, von denen letztere 70 Personen Arbeit gibt. Zum Betrieb der verschiedenen Fabriken wurden 56 Dampfkessel mit 714 Pferdekräften verwendet.

— Die agronomische Zeitung theilt mit, daß gegenwärtig in Deutschland 394 Runkelrübenzuckerfabriken in Thätigkeit sind. Davon kommen 130 auf Oesterreich, 265 auf die übrigen deutschen Zollvereinsstaaten, und zwar: auf Preußen 195, Bayern 8, Württemberg 6, Hannover 2, Königreich Sachsen 3, Baden 3, Kurfürstenthum Hessen 1, Braunschweig 13, Anhalt-Bernburg und Anhalt-Köthen je 12, Anhalt-Dessau 5, Lippe-Detmold, Sachsen-Weimar, Sachsen-Meiningen und Sachsen-Gotha, dann Schwarzburg-Rudolstadt je 1 Fabrik

— Ueber die südamerikanische Seifenrinde. Vor einigen Monaten wurde eine eigenthümliche Rinde in den europäischen Handel eingeführt und zur Anwendung statt der Seife, zum Reinigen von gedruckten Stoffen, wollenen wie seidenen, und speziell für die delikatesten Farben von Damenputz u. s. w. empfohlen. Diese Seifenrinde von Quillaja saponaria (einem in Haanco in Peru einheimischen Baume aus der Familie der Spireen) ist auswendig schwarz, das Innere besteht aus concentrischen Bastschichten von gelblich weißer Farbe; die Rinde ist so dicht, daß sie im Wasser untersinkt in Folge einer großen Menge mineralischer Bestandtheile. Die inneren Schichten enthalten 18½ Prozent Asche, welche fast ganz aus kohlensaurem Kalk besteht. Derselbe erscheint in kleinen Krystallnadeln vereinzelt oder in Gruppen in den Zellen des Bastes, sowohl in den concentrischen Ringen, als auch in allen Theilen desselben. Sie glitzern in der Sonne und gleichen unter dem Mikroskope der Aragonitform des kohlensauren Kalks. Der beträchtliche Kalkgehalt ist im Allgemeinen charakteristisch für die Gewächse, welche viel schleimige oder pectinartige Substanzen enthalten. Die Quittensamen z. B. enthalten 10 Prozent kohlensauren Kalk. Wenn die inneren weißen Schichten der Rinde mit Wasser macerirt werden, so bildet sich schnell eine klare neutrale Lösung, welche sich an der Luft schwach trübt; durch Schütteln derselben entsteht ein schwerer Schaum, die Rinde gibt nahe an 20 bis 25 Prozent an das Wasser ab. Von einem Auszuge aus einem Loth in ½ Quart Wasser bereitet, reicht 1 Theil hin, um mit 68 Theilen Olivenöl eine rahmartige Emulsion darzustellen, welche sich nach einigen Monaten nicht verändert. Ferner hat der wässrige Auszug der Rinde die Eigenschaft, Gold aus seiner Chlorverbindung zu reduziren, so daß das zu diesem Versuche angewandte Glas schon vergoldet wird. Silberlösung färbt den Auszug der Seifenrinde röthlich braun und Ammoniak bringt hierauf einen Niederschlag hervor. Konzentrirte Schwefel- und Salpetersäure erzeugten beim Kochen einen Absatz von weißen Flocken. Die durch die erstere erzeugten Flocken werden durch Jod braun gefärbt. Der kalt bereitete Auszug der Rinde kann zum Waschen angewendet werden und verdient den Namen vegetabilische Seife. Bemerkenswerth ist, daß die Seifenrinde denselben Stoff (Saponie) enthält, wie die längst bekannte, bisher zum Waschen von Seidenzeugen und Shawls benutzte Seifenwurzel, sie soll jedoch bedeutend reicher an Saponien sein. In Kalifornien werden die Zwiebeln von Phalangium pomeridianum als Waschmittel von Kennern der besten Seife vorgezogen. In Guinea werden Rinde und Frucht von Sapindus saponaria von den Eingebornen Hurawassa genannt und als Seife benutzt und man sagt, daß die Frucht 16mal mehr Stoffe reinigt, als das nämliche Gewicht Seife. Eine Sapindus-Art wird ebenso auf den Molukken und in Java unter diesem Namen angewendet.

(Illustr. Gewerbeztg.)

— Giftfreies Ultramaringelb. Eine bisher wenig gebräuchliche gelbe Farbe, die man sonderbarer Weise Ultramaringelb genannt hat, kommt in einer Verpackung in den Handel, welche die ausdrückliche Bezeichnung „giftfrei" trägt. In Folge dieser Bezeichnung ist sie auch zum Färben von Konditorwaaren verwendet worden, die denn aber gar nicht unbedenkliche Gesundheitsstörungen hervorgerufen haben, da diese Farbe durchaus nicht giftfrei, sondern entschieden giftig ist. Sie besteht nämlich aus chromsaurem Baryt und chromsaurem Kalk, ist also nicht wie die bisher gebräuchlichen gelben Chromfarben ein Chromat des Bleioxyds oder

Digitized by Google

Zinkoxyds, dennoch sind die chromsauren Salze schon als solche absolut schädlich und dies um so mehr, je löslicher sie sind. Die fragliche Farbe ist aber schon in Wasser etwas, in den schwächsten Säuren nicht löslich. Sie können daher schädlicher werden, als das schwerlösliche chromsaure Bleioxyd. Die Bezeichnung dieser Farbe als giftfrei ist also nicht gerechtfertigt und ihre Verwendung zum Färben von Eßwaaren durchaus unstatthaft. (Verhandl. des niederösterr. Gew.-Vereins im Polyt. Centralblatt.)

— Neue Faserstoffe. — Istle, die hanfartige Faser der Aloe, geht bereits in Schiffsladungen von Tampiko in Mexiko nach England, namentlich Liverpool. — Piassava, eine feine schilfartige Grasart — wird in großen Mengen von Bahia verschifft, und namentlich in England — zum Theil auch schon in Hamburg — zu Bürsten, feinen Besen und feinen Geflechten verarbeitet.

— Kölnisches Wasser. Mit dem Namen Köln auf das innigste verwachsen ist die Fabrikation des kölnischen Wassers, das durch seine vorzüglichen Eigenschaften sich einen Weltruf erworben hat. Als Erfinder wird von Einigen der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Köln lebende Italiener Johann Maria Farina genannt, doch bezeichnen Andere als solchen einen gewissen Paul Feminis, der zur selben Zeit in Köln lebte. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß der Name des Letzteren verschollen ist, während das Geschäft des Ersteren gegenwärtig noch in dem Hause Johann Maria Farina gegenüber dem Jülichs-Platz fortbestehen soll und fast alle Fabrikanten des kölnischen Wassers sich des Namens Farina zum Absatze ihrer Fabrikate bedienen. So auffallend dies auch erscheint, wenn man bedenkt, daß nur drei Familien Farina in Köln leben, so erklärt es sich doch durch den Umstand, daß die übrigen Fabrikanten in ihre Geschäfte Ausländer dieses Namens (meist Lombarden) als Theilhaber aufgenommen haben, um nach diesen die Firma benennen zu können. Die Fabrikation des kölnischen Wassers beschäftigt in Köln allein mehrere hundert Menschen in circa 40 Fabriken. Wird nun noch in Betracht gezogen, daß die meisten Seeplätze, als Hamburg, Antwerpen, Marseille 2c., auch ihre Kölnisch-Wasserfabriken meist zum Export besitzen, so kann man sich leicht einen Begriff von dem bedeutenden Konsum in diesem Artikel machen, der demnach unter allen Parfümerien wol den ersten Platz einnehmen dürfte.

(Sandler's Adreßbuch für Rheinland und Westphalen. Köln, 1862. S. 8.)

Industrie-Ausstellungen.

— Die Zollvereinskommission für die Londoner Industrie-Ausstellung ist dem Vernehmen nach am 21. März in London zusammengetreten. Für dieselbe sind von Seiten Preußens, welches zugleich die hier nicht genannten Zollvereinsstaaten zu vertreten übernommen hat, ernannt: Geh. Oberregierungsrath und vortragender Rath im Handelsministerium Hoene, Regierungs- und Baurath Altgelt in Berlin und Landbaumeister Heidmann; für Bayern der Rektor der Gewerbe- und Handelsschule in Fürth, Dr. Berg, und der Professor der Technologie und Agrikulturchemie an der Universität Würzburg, Dr. Wagner; für das Königreich Sachsen der Geh. Rath Dr. Weinlig und Regierungsrath Wiesner als Stellvertreter; für Hannover der Direktor der polytechnischen Schule, Dr. Karmarsch; für Württemberg der Direktor der königlichen Centralstelle für Handel und Gewerbe Dr. v. Steinbeis; für das Großherzogthum Baden der Geh. Referendar und Referent für Gewerbesachen, Dr. Dietz aus dem Handelsministerium; für das Großherzogthum Hessen der Kommerzienrath und Sekretär des großherzoglichen Gewerbevereins zu Darmstadt, Fink.

— Eintrittspreise zur Londoner Industrie-Ausstellung. Saisonkarten, giltig für die Industrie-Ausstellung und Gartenbau-Ausstellung, kosten 5 Pfd. Sterl. und 5 Schilling, für die Industrie-Ausstellung allein 3 Pfd. Sterl. und 3 Schilling. Am 1. Mai, als am Eröffnungstage, haben nur Saison-Karten Eintritt; am 2. und 3. Mai Eintrittspreis 1 Pfd. Sterl., vom 5. bis 17. 5 Schilling, vom 19. bis 31. Mai $2^1/_2$ Schilling mit Ausnahme von einem Tag in jeder Woche, an welchem 5 Schilling gelten. Nach dem 31. Mai 4 mal in der Woche 1 Schilling.

Konsulatswesen.

— Der Kaufmann Johannes Fuhr zu Christiania ist zum K. Sächsischen Konsul für Norwegen ernannt worden.

Miszellen und Kuriosa.

— Kosten einiger großen Eisenbahnbrücken in England. Die Britannia-Brücke hat 602,000 Pfd. gekostet; die High-Level-Brücke bei Newcastle 243,000 Pfd.; Brunels große Brücke bei Saltasch 225,000 Pfd.; der Boyne-Viadukt 145,000 Pfd.; der Viadukt über den Dee 110,000 Pfd.; die Chepstow-Brücke 100,000 Pfd. und die Viktoria-Brücke in Nordamerika 900,000 Pfd.

— Nach den „Annales du Commerce extérieur" schätzt man in Portugal das Ergebniß der vorjährigen Weinlese auf 2,100,000 Hektoliter, was ein ziemlich bedeutender Mehrertrag im Vergleiche zu 1860 ist. Die Orangenernte hat im Jahre 1861 diejenige des vorhergehenden Jahres um das Doppelte übersteigen. Der Preis wurde dadurch so herabgedrückt, daß eine Kiste von 650 bis 700 Stück augenblicklich 2,908 Reis oder 16 Frcs. 11 Cent. kostet.

— London. In Melbourne hat sich eine Aktiengesellschaft gebildet, um London und andre Europäische Häfen mit gepökeltem Fleisch zu versehen. — Eine andre Aktiengesellschaft, deren Sitz London sein wird, will Singapur mit Leuchtgas versehen und zu diesem Zwecke ein Kapital von 100,000 Pf. St. in Aktien à 10 Pf. aufnehmen. Die Kohlen müßten aus England oder Australien zugeführt werden.

Digitized by Google

Handelskalender.

Die deutschen Handelsconsulate.

Königreich Preußen.

b. Die im Inland residirenden Consularbeamten.

(G. C. = General-Consul, C. = Consul, V. C. = Vice-Consul, C. A. = Consular-Agent.)

Argentinische Republik: Arthur Blank, G. C. für die Rheinprovinz und Westphalen, in Elberfeld; G. Rick, C., in Köln; Paul Gutike, G. C., in Stettin.
Baden: Th. Schreyer, C., in Stettin.
Bayern: C. E. Dahmen, C., in Aachen; Joh. Chr. David Bartels, G. C., in Köln.
Belgien: F. Nellessen, C., in Aachen; Th. L. Rautenstrauch, G. C., in Köln; A. F. Mathy, C., in Danzig; Rud. A. W. Oppenheim, C., in Königsberg; J. E. G. Sternberg, C., in Memel; Gustav Adolf Müller, C., in Stettin; August Friedrich Sponholtz, C., in Stralsund.
Brasilien: Manuel de Porto-Alegre, G. C., in Stettin.
Bremen: Melch. Fr. Hebeler, C., in Danzig; H. C. Papendieck, C., in Königsberg; H. Fowler, C., in Memel; A. F. Hellwig, C., in Stettin.
Chile: Vicente Perez Rosales, G. C., in Stettin.
Dänemark: Gust. G. Lindhberg, C., in Danzig; Berend Lorck, G. C., in Königsberg; H. Schröder-Lund, C., in Memel; Ludwig Fretzdorff, C., in Stettin.
Frankreich: Adolph Grandjean de Montigny, C., in Danzig; Ferdinand Dervien, C., in Stettin.
Griechenland: Ferdinand Haß, C., in Köln.
Großbritannien: G. F. Crosthwaite, C., in Köln; Heinrich Robert Plaw, G. C., in Danzig; William James Hertslet, C., in Königsberg; Jos. A. Blackwell, C., in Stettin.
Hamburg: Fr. Gottlieb Reinhold, C., in Danzig; Benedict Philipp Dieckmann, C., in Elbing; H. C. Papendieck, C., in Königsberg; Henry Fowler, C., in Memel; Aug. Ferd. Hellwig, C., in Stettin.
Hannover: C. H. Willert, C., in Königsberg; H. W. Plaw, C., in Memel; Carl Hagen, C., in Pillau; J. H. Quistorp, C., in Stettin; C. W. C. Dickelmann, C., in Stralsund.
Hessen (Großh.): Ferd. Koch, C., in Stettin.
Lübeck: H. C. Papendieck, C., in Königsberg; Henry Fowler, C., in Memel; A. Marty, C., in Pillau; A. F. Hellwig, C., in Stettin; B. Crome, C., in Stralsund.
Mecklenburg-Schwerin: H. Th. Brinckmann, C., in Danzig; Chr. L. Oehlmann, C., in Königsberg; A. Strauß, C., in Memel; Amandus Strömer, C., in Stettin.
Niederlande: Franz D. Leiden, C., in Köln; G. F. Focking, C., in Danzig; Peter Slagbek, C., in Königsberg; J. M. Hoeftmann, C., in Memel; A. F. Endell, C., in Stettin; Heinrich Langemak, C., in Stralsund.
Nordamerika: G. H. Besey, C. für die Rheinprovinz und Westphalen, in Aachen; Chs. J. Sundel, C. für die östlichen Provinzen, in Stettin.
Oesterreich: C. v. Kukiz, C., in Danzig; Chr. L. Oehlmann, C., in Königsberg; C. Friedr. Lübcke, C., in Stettin.

Digitized by Google

Oldenburg: Fr. Wilh. v. Frantzius, **C.**, in Danzig; Rob. Kleyenstüber, **C.**, in Königsberg; Reinhold Carl Reimers, **C.**, in Memel; Edward Hay, **C.**, in Pillau. C. Aug. Fr. Bachhusen, **C.**, in Stettin.

Parma: H. A. Lemonius, **G. C.**, in Stettin.

Portugal: Hugo Röder, **C.**, in Köln; Theodor Gottl. Gribel, **G. C.**, in Stettin.

Rußland: Staatsrath v. Adelung, **G. C.**, in Danzig; Fr. Wyszemierski, **B. C.**, in Königsberg; Colleg.-Rath v. Trentovius, **C.**, in Memel; Colleg.-Rath Nestor v. Schlözer, **C.**, in Stettin.

Sachsen (Königr.): Albert Oppenheim, **G. C.** für die Rheinprovinz und Westphalen, in Köln; Theodor Schreyer, **C.**, in Stettin.

Sandwich-Inseln: J. H. Goßler, **G. C.**, in Stettin.

Sardinien: Carl Engels, **C.** für die Rheinprovinz und Westphalen, in Köln; H. Aug. Lemonius, **G. C.**, in Stettin.

Schweden und Norwegen: L. A. v. Segerstreem, **C.**, in Danzig; L. B. Lorck, **C.**, in Königsberg; Comm.-Rath Joh. Wilh. Schlutow, **G. C.**, in Stettin.

Sizilien: H. A. Lemonius, **G. C.**, in Stettin.

Spanien: Wilhelm Döbel, **C.**, in Stettin.

Türkei: Samuel Normann, **G. C.**, in Danzig.

Uruguay: Arthur Blank, **C.** für die Rheinlande und Westphalen, in Elberfeld; J. W. Pitzschky, **G. C.**, in Stettin.

Württemberg: Carl Wegmann, **C.**, in Köln.

Briefkasten.

Korrespondenz

mit unsern

Freunden und Abnehmern.

Beantwortung

an uns

gerichteter Anfragen.

Herrn Dr. **W.** in **K.** Wir erwarten zuverlässig die von Ihnen zugesagten kurzen „Berichte über die Londoner Industrieausstellung." Je reichhaltiger, je besser.

Herrn **Fr. A.** in **R.** Zum Studium der Furnierschneiderei empfehlen wir Ihnen vor Allem Hamburg (C. E. Abendroth; Brauer und Bartels; J. C. Klemm; C. G. Meyer jun.; Prale und Ballheimer, Zeiß & Co.); alsdann Bremen (André, Blasius); Köln (Gebr. Richrath); Düsseldorf (Böllert & Co.); Leipzig (Bäßler und Bomnitz).

Herrn **H. S.** in **H.** Leider sind wir nicht im Stande, Ihnen für Wien die gewünschte Adresse angeben zu können. Wir zweifeln jedoch nicht, daß Sie die betreffende Auskunft durch Vermittelung eines der Herren Buchhändler in Hamburg erhalten können.

Herrn **R. R.** in **Br.** „Ob es möglich wäre, zeitweise geographische Karten und Pläne dem Magazin beizugeben?" So wünschenswerth es wäre, so wenig glauben wir doch vorläufig an die Erfüllbarkeit Ihres Wunsches. Derartige Zugaben würden bei der starken Auflage und dem so billigen Preis des „Vorwärts" eine sehr kostspielige Geschichte werden.

Herrn **K. R.** in **Br.** „Die Wage und ihre Bedeutung" siehe Heft I. des nächsten Bandes. Wir haben Ihnen das Leben sauer gemacht? Warum?

Herrn **R. H.** in **L.** Sie sind, wenn Sie's wissen wollen, ein rechter Querkopf. Ein Mal zu viel Bilder, ein anderes Mal zu viel Text, ein drittes Mal zu viel Belehrung, ein viertes Mal zu viel Unterhaltung. Allen immer gerecht zu werden, versteht nicht einmal unser lieber Herrgott, wie sollte es dem Redakteur gelingen, und wenn er auch noch so viel Erfahrung hinter sich hat und noch so viel Fleiß aufwendet!

Verlag von Otto Spamer in Leipzig. Redigirt unter Verantwortlichkeit von J. G. Chr. Fr. Otto Spamer.

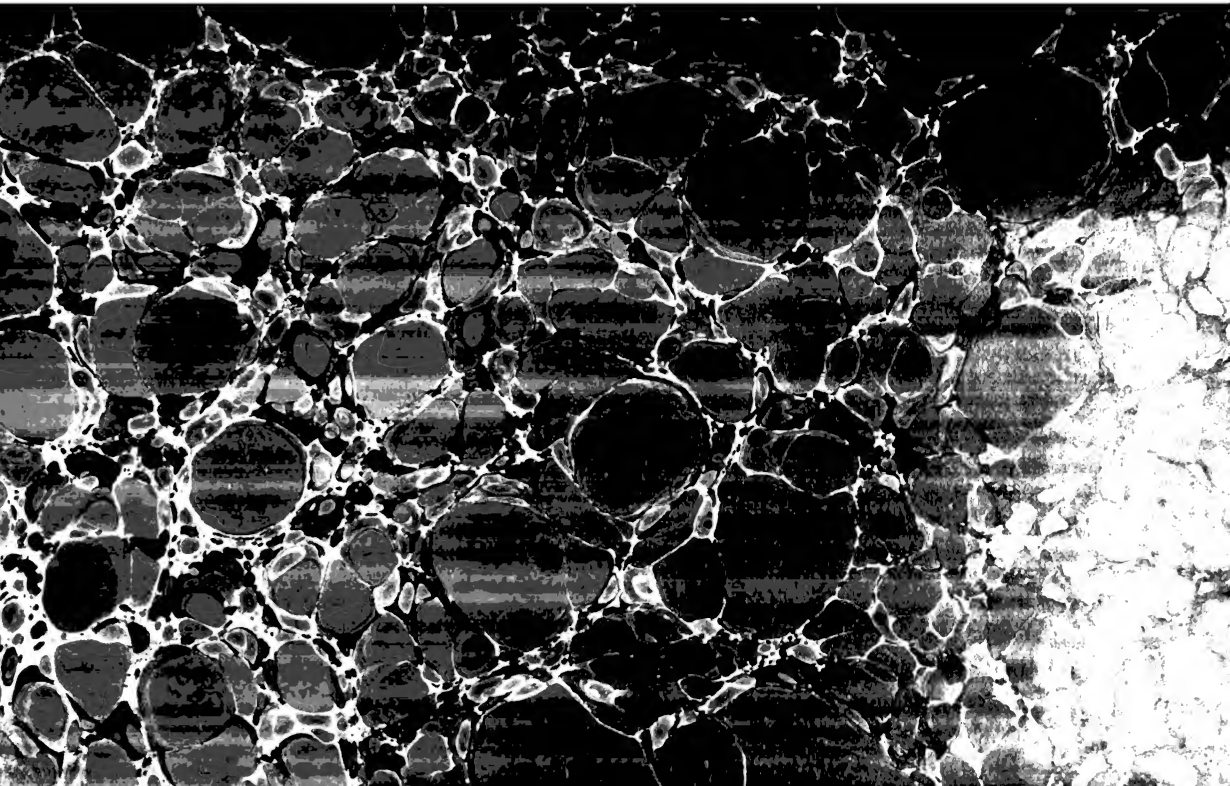
Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

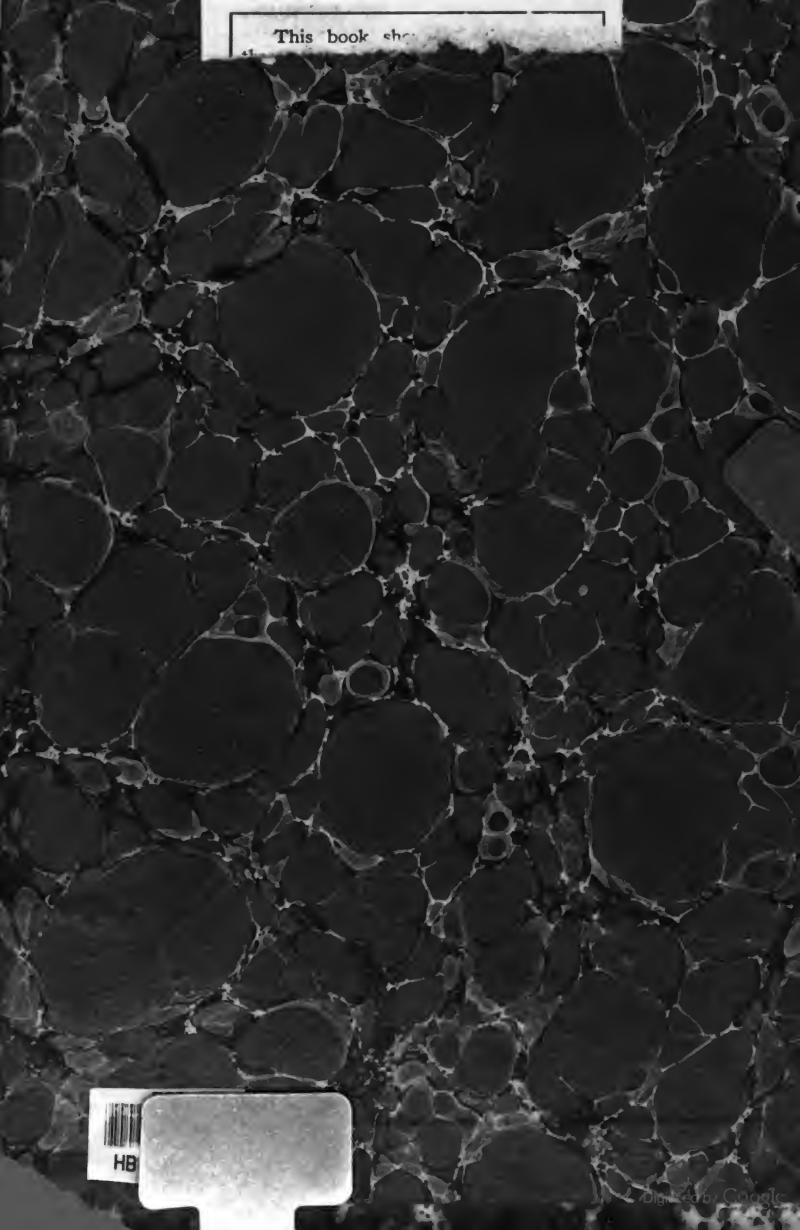
Digitized by Google

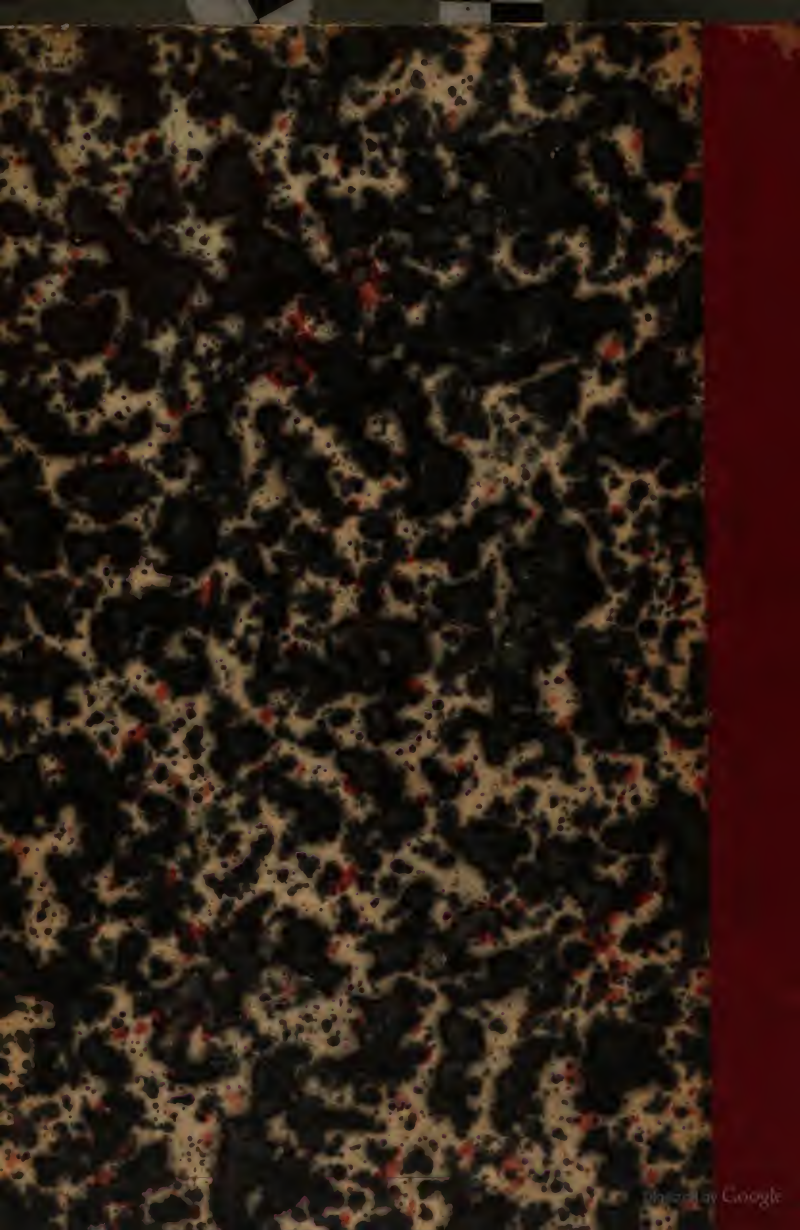
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google




This book sho
HB
Digitized by Google


Digitized by Google